Magazin
für
Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der
Deutschen Evangelischen Synode
von Nord-Amerika.

Neue Folge. Sechzehnter Band.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1914

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1914.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 16. Band. St. Louis, Mo. Januar 1914.

Vorwort.

Vor vier Jahren habe ich nach Schluß der damaligen Generalsynode anstatt eines Vorworts einen selbst ausgearbeiteten Bericht über den Verlauf der Generalsynode geschrieben. Ich glaube mich dieses Mal davon entbinden zu können. Denn ehe nur die Handschriften fürs Januarheft fertiggestellt wurden, ist bereits ein ausführlicher offizieller Bericht vom Synodalsekretär im „Friedensboten" erschienen. Da erübrigt sich ein nachträglicher Bericht in unserm Blatt, der doch nur Bruchstücke bieten könnte.

Von mehr Bedeutung für sämtliche Leser unseres Blattes scheint es mir zu sein, daß ich mir hier erlaube, einen Abdruck meines Berichts an die verflossene Generalsynode zu bringen, wie solcher in der „Zusammenstellung der Amtsberichte und Distriktsanträge" zu finden ist, die vor der Generalsynode an die Synodalen verschickt wurden. Diese Amtsberichte fanden naturgemäß nur einen sehr beschränkten Leserkreis; kamen nicht zu sämtlichen Lesern des „Magazins" und haben in der Tat nur eine kurze, ephemere Bedeutung. Nach der Generalsynode verschwinden diese Berichte auf Nimmerwiedersehen.

In dem durch den Herrn Synodalpräses an die Generalsynode erstatteten Bericht habe ich versucht, eine summarische Uebersicht der Grundsätze zu geben, die bei der Ausübung des Amts als Editor des Magazins in den vergangenen 15 Jahren mich mit steigender Klarheit geleitet haben. Und es scheint mir von Bedeutung, daß alle Leser unsres Blattes diese Grundsätze kennen lernen, synodale und nichtsynodale Leser; Freunde und Gegner unseres Blattes und unserer Synode, sie alle dürfen und sollen wissen, welche Grundsätze bei der Redaktion dieses Blattes leitend sind. Und da der Herausgeber aufs neue für kommende Jahre das Amt zu führen hat, so soll es auch, ohne Selbstlob, hier gesagt werden, welche Stellung die Generalsynode zu der bisherigen Redaktion eingenommen hat:

Die Generalsynode spricht dem Redakteur des Magazins, Pastor L. J. Haas, Spokane Bridge, Washington, ihren Dank aus und billigt die Art und Weise, wie er den positiven Standpunkt unserer Synode mit Festigkeit und Milde zur Darstellung gebracht hat.

Das ist der Beschluß, den die Generalsynode bezüglich des Magazins gefaßt hat. Wie gesagt: Nicht um Selbstlob ist es uns zu tun, sondern um ein Zeugnis dafür, daß die Generalsynode den bisherigen Standpunkt des Redakteurs billigt und also das Blatt in diesem Sinn und Geist fortgeführt haben will. Diese Feststellung hat besonders ihre Bedeutung übelwollenden Gegnern gegenüber, die gerne der Synode etwas anhängen möchten und sie verkleinern, bei solchen, die uns nicht kennen.

Und so will ich denn hier wiedergeben, was in obengenanntem Berichte schon gestanden hat und von Seite 50 an zu lesen ist.

„Es geht bekanntlich die Sage, daß Kaiser Konstantin durch ein Gesicht, ein Kreuz mit der Inschrift "In hoc signo vinces" — in diesem Zeichen wirst du siegen, — veranlaßt wurde, sich auf die Seite der Christen zu schlagen, das Kreuzeszeichen zu seinem Panier zu machen, und nun von Sieg zu Sieg geführt wurde. Mag an dieser Sage nun viel oder wenig wahr sein, so viel wissen wir gewiß, daß in der Offenbarung Johannes uns eine große gekrönte Siegesschar vorgestellt wird, von welcher es heißt: „Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses, und haben ihr Leben nicht geliebt, bis in den Tod. (Offb. 12, 11). So lange unsere Kirche diese drei Dinge unerschütterlich festhält:

1. Den Glauben an die Siegesmacht des Kreuzes Jesu Christi;
2. Den freudigen Zeugenmut, der einer das Kreuz Christi hassenden Welt unerschrocken stets von neuem nur eben den gekreuzigten und auferstandenen Christus als einzige Rettung verkündigt;
3. Die selbstopfernde Treue, diesem Herrn auch um jeden Preis bis in den Tod zu dienen:

So lange wird auch unserer Kirche das Verheißungswort des Herrn gelten und sich bewähren: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben." Nicht mit Streitigkeiten um das rechtgläubige Dogma, sondern mit der schlichten Predigt von dem gekreuzigten und auferstandenen Weltheiland kann unsere Kirche hoffen, die ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen.

Das ist die unerschütterlich feststehende Ueberzeugung des Unterzeichneten, für welche ich in den fünfzehn Jahrgängen des Magazins stets unerschrocken gezeugt habe. In dem Bewußtsein, daß unser Blatt in den Händen unserer synodalen Pastoren eine große und heilige Aufgabe zu erfüllen hat, habe ich mich bemüht, mir diese Aufgabe stets vor Augen zu halten und sie nach besten Kräften zu erfüllen. Die Aufgabe ist die, es unsern Brüdern stets ins Gewissen zu schieben, daß sie mit nichts Geringerem, mit keinem Surrogat für die schlichte Predigt von Jesu dem Gekreuzigten, je hoffen können, eine bleibende Frucht zu schaffen und Ewigkeitswerk zu tun.

So fest wir aber auch stehen mögen auf dem alten Felsgrund unseres Glaubens, wie er kurz und bündig in dem so viel angefochtenen apostolischen Glaubensbekenntnis zusammengefaßt ist, so habe ich doch

kein Hehl daraus gemacht, und habe auch offen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß wir als Kirche kein Recht haben, das Dogma zu einem zwingenden Glaubensgesetz zu machen und als Joch auf der Jünger Hälse zu legen. Das heißt, ich habe bezeugt, daß wir als Diener Christi uns bestreben müssen, den Menschen, die für Christum gewonnen werden sollen, so liberal zu begegnen, wie der Meister selbst. Wir können uns absolut nicht vorstellen, daß Jesus irgend einem Menschen, der ihm noch scheu, fremd und mißtrauisch mit der Nathanaelsfrage (Joh. 1, 46) auf den Lippen begegnen würde — wenn er nur zu ihm käme — die kalte Schulter zeigen und ihm sagen würde: Wenn du nicht den ganzen Inhalt des Apostolikums, besonders des zweiten Artikels, glaubst und bekennst, so will ich mit dir nichts zu tun haben. Die Liberalität des Meisters finden wir in dem absolut bedingungslosen Wort ausgesprochen: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." Der Diener hat kein Recht, an dieses Wort Bedingungen irgend welcher Art zu knüpfen, weder dogmatische noch moralische; nur die Acta 2, 38 besteht zu Recht.

In diesem vorangehenden Absatz ist die Stellung der Diener der christlichen Kirche zu der Welt ausgesprochen, soweit solche erst für Christum soll gewonnen werden. Anders aber ist die Stellung der Kirche selbst zu den von ihr bestellten und ordinierten Predigern des Evangeliums.

Ich habe erst in dem laufenden Jahrgang Anlaß genommen, der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß eine bekenntnistreue Kirche kein Recht hat, Leute zu ordinieren für das Predigtamt, die nicht mit vollster Ueberzeugung für den Inhalt des Christenglaubens einstehen können. Leute, denen das Apostolikum ein Anstoß und Aergernis ist, sollten in den aktiven Dienst des evangelischen Predigtamts weder zugelassen werden, noch begehren, in das Amt einzutreten. Denn solche Leute mit gebrochenem Glaubensstand schwächen die Stoßkraft der Kirche, die allein durch das Wort ihres lauteren Zeugnisses der Wahrheit zum Siege geführt wird.

In den heutigen Kämpfen um das lautere Evangelium wird den Männern, die an der Leitung des Kirchenregiments stehen, eine große Aufgabe gestellt: Mit Takt und Weisheit, mit schonender Geduld und doch dabei mit ungebrochenem Mut und Charakterfestigkeit einzutreten für die unerläßlichen Grundbedingungen des christlichen Glaubens und die vorkommenden Rechtsfragen dementsprechend zu behandeln. Da nun im alten Vaterland die verschiedenen Landeskirchen überall im Kampfe stehen und die Behörden oft in Gefahr sind, des Guten im Liberalismus zu viel zu tun, so war meine Berichterstattung über kirchliche Vorgänge in der Rundschau stets darauf aus, so viel als möglich typische Fälle herauszugreifen, die dann als Muster dienen können, entweder wie man's machen oder auch wie man's nicht machen soll in diesen ernsten Kämpfen der Gegenwart.

Wenn ich öfters selbst zur Feder gegriffen habe, um tiefergreifende

Fragen der Gegenwart, die in keiner Einsendung behandelt waren, selbst zu bearbeiten vom evangelischen Standpunkte unserer Kirche aus, so wird man mir das hoffentlich nicht als ungebührliches Hervordrängen der eigenen Person und Meinung auslegen, sondern verstehen als hervorgegangen aus dem Drang der Zeit und der schweren Kämpfe, in welche die Kirche der Jetztzeit sich verflochten sieht und denen wir nicht mit kaltem, gleichgiltigem Herzen gegenüberstehen können. Wollte der Redakteur sich lediglich nur auf die Einsendungen von außen verlassen, so würde wenig planvolle Arbeit durch das Magazin geleistet werden können. Manche der Einsendungen haben mit den dringenden Tagesfragen, die heutzutage das kirchliche und religiöse Leben durchfluten, sehr wenig Fühlung. Das ist auch nicht anders zu erwarten. Pastoren, die im praktischen Amt stehen, haben meist wenig übrige Zeit und auch wenig literarische Hilfsquellen, um sich eingehend mit dem allgemein kirchlichen Problem zu beschäftigen, und mit den ernsten Kämpfen im theologischen und praktischen Gebiet auf dem Laufenden zu halten und evangelische kompetente Aufsätze darüber zu schreiben. Unter Erwägung dieser Darlegung wird man es mir zu gut halten, daß ich öfters selbst das Wort ergriffen habe, um in längeren Aufsätzen mich über wichtige Fragen auszusprechen. Abweichende Anschauungen sollen gewiß nicht unterdrückt oder abgewiesen werden, wenn sie in entsprechender Form eingesandt werden.

Exegetische, homiletische und kirchengeschichtliche Studien sind in den letzten Jahren wenige eingelaufen, obgleich einiges derartige vorliegt. Ich habe mich auch nicht sonderlich bemüht, solche Sachen zu bekommen, indem ich mir sagte: Gutes und genügendes Material an Büchern für diese Spezialstudien kann und sollte jeder Pastor selbst an Hand haben, viel besser, reichlicher und vollständiger als das Magazin ihm bieten kann. Es wären schließlich doch nur armselige Bruchstücke, die unser Blatt bei seinem beschränkten Raum bieten könnte. Hingegen die praktischen Lebensfragen, die das kirchlich-religiöse Leben der Gegenwart bewegen, kann man in keinem Buche finden, sie müssen den Blättern entnommen werden, die mit der aktuellen Gegenwart in lebendiger Fühlung sind, oder auch den Büchern neuesten Datums, die mit solchen Fragen sich befassen. Somit glaube ich auch dem früher oft gehörten Wunsche nach bester Einsicht nachgestrebt zu haben, daß das Blatt mehr praktische Fragen behandeln solle.

Das soll keine Selbstpanegyrik sein, sondern, wie oben gesagt, eine Darstellung der Grundsätze, nach welchen der Unterzeichnete versuchte, seines Amtes zu warten.

Ich ersuche die beständigen und aufmerksamen Leser unseres Blattes, die von mir fertig gestellten Jahrgänge von diesen hier kurz summierten Grundsätzen aus zu prüfen und sich zu fragen, ob damit der Synode der rechte Dienst geleistet wurde, der von unserm Blatt erwartet wird oder nicht.

Sollte es mir vergönnt sein, weiter in der Eigenschaft als Redakteur zu dienen, so soll mein Dienst sich in dieser Richtungslinie weiter bewegen, so viel mir der Herr dazu Gnade gibt."

Das also ist der Bericht, den der Unterzeichnete seiner vorgesetzten Behörde, der ehrw. Generalsynode, unterbreitet hat und ich habe oben schon im Voraus mitgeteilt, welchen Beschluß die Synode gefaßt hat.

Wir bitten nun zum Schluß auch alle unsere bisherigen Leser, dem Blatt ferner treu zu bleiben und ihm im Freundeskreise möglichst viele neue Leser werben zu wollen.

Der Herr der Kirche segne unser Blatt auch in kommenden Zeiten, daß es dienen möge durch ein festes Bekenntnis seines Namens auch ferner sein Reich aufzubauen und auszubreiten zu seines Namens Ehre.

Achtungsvoll Louis J. Haas.

Die Hellenisierung des Christentums.

Von Prof. E. Otto.

Die Hellenisierung des Christentums in der Geschichte der Theologie von Luther bis auf die Gegenwart von Lic. Dr. W. Glawe, Rostock. Berlin 1912. Trowitsch und Sohn. 340 Seiten. Ladenpreis 10 Mk. Siehe Jan. 1913, Seite 73.

Ein von ungemeiner Belesenheit zeugendes fleißig gearbeitetes Werk, aus dem, wenn es mit der nötigen Aufmerksamkeit gelesen wird, vieles gelernt werden kann. Man kann an der Form des Titels etwas auszusetzen finden, weil derselbe nicht mit genügender Deutlichkeit angibt, was für ein Inhalt in dem Buche zu erwarten ist. „Hellenisierung in der Geschichte," man möchte zuerst geneigt sein, als solle davon geredet werden, wie in der Geschichte der Theologie das Christentum hellenisiert worden sei, als solle die Behauptung aufgestellt werden: in der Geschichte der Theologie ist das Christentum hellenisiert worden. Das wäre eine konfuse Behauptung und sie ist natürlich die Meinung des Titels nicht. Derselbe will vielmehr ankündigen, daß die vorliegende Darstellung nicht den Charakter einer systematischen Untersuchung, sondern einer dogmengeschichtlichen Berichterstattung haben soll. Von der Hellenisierung des Christentums soll geredet werden, der Verfasser will aber nicht selbst die Frage beantworten, ob und in welchem Sinne das Christentum hellenisiert sei, sondern will referieren, wie seit der Reformationszeit von Theologen der verschiedensten Richtungen über Hellenisierung des Christentums geurteilt worden ist. Wenn der Verfasser es in der Einleitung als eine der ernstesten Fragen bezeichnet, ob uns die Wahrheiten des Evangeliums Christi in ihrer ursprünglichen reinen und unverfälschten Gestalt übermittelt sind, oder ob wir sie in der Form besitzen, in welcher sie uns das Medium des griechischen Geistes, der griechischen Kultur wiedergegeben hat, eine Frage, „mit deren Beantwortung das, was heute Christentum genannt wird, steht oder

fällt," so enttäuscht in gewissem Sinne der nachfolgende Inhalt des Buches. Man erwartet eine Beantwortung der Frage in polemischem oder apologetischen Sinn, wie man solchen parteinehmenden tenor in der streitbewegten Gegenwart in den theologischen Schriften gewohnt ist, und findet statt dessen nur eine objektiv referierende Wiedergabe von Urteilen anderer, die sich nur dem zuletzt genannten Systematiker, Seeberg, gegenüber zu der zustimmenden Aeußerung herabläßt, daß seine Auffassung des Hellenisierungsbegriffes vielleicht die richtige sein dürfte. Aber gerade die zurückhaltende historisch verfahrende Darstellung gibt am besten Einblick darein, um was es sich bei der vom Verfasser genannten ernstesten Frage, von deren Beantwortung des Christentums Bestand abhängen soll, eigentlich handelt.

Es wird nun freilich viele geben, für welche jene Frage einfach nicht vorhanden oder vielmehr längst beantwortet ist. Selbstverständlich haben wir die Wahrheiten des Evangeliums Christi in ihrer ursprünglichen reinen und unverfälschten Gestalt, wir haben ja die Bibel, das unverkürzte und unverfälschte Wort Gottes, wir haben als ihrem Inhalt adäquaten Auszug das apostolische Glaubensbekenntnis, was gehen uns der griechische Geist und die griechische Kultur an, sollen wir auf die theologische „Wissenschaft" warten, daß sie uns über die beunruhigende Frage aufkläre, ob wir das unverfälschte Evangelium Jesu oder nur eine gräzisierende Kopie desselben besitzen? Wir brauchen keine theologische Wissenschaft, welche uns die Grundlage unseres Glaubens erschüttern will, wir wissen das besser. Wer will dieser vulgären antitheologischen rein praktischen Auffassung des Christentums ihr Recht absprechen? Sie ist ein Zeugnis davon, daß der Besitz der Wahrheit etwas nicht bloß durch den Intellekt vermitteltes ist, sondern so zu sagen angelebt, angeerbt, mit dem ganzen Seelenleben verwebt, daher den von Erweiterungen des Wissens ausgehenden Angriffen gern Widerstand entgegensetzend. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß diese praktisch konservative Richtung, sofern sie die theologische Untersuchung über das Werden der christlichen Wahrheit kurzer Hand abweist, in gewissem Maße eine Paralelle findet im Verhalten der katholischen Partei gegenüber der Reformation, indem hier wie dort das Hauptinteresse der Aufrechterhaltung der kirchlichen Tradition zugewendet ist. Es handelt sich für den Standpunkt des Konservatismus weniger darum, durch Prüfung des eigenen Rechtes gewiß zu werden, sondern schon die Existenz der Tradition selbst als den Erweis ihrer Wahrheit zu behaupten; quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est, verum esse debet.

Für die mittelalterliche Kirche war die Frage, ob eine Hellenisierung des Christentums stattgefunden habe, natürlicher Weise nicht vorhanden, weil man eben vom Griechentum nicht viel wußte. Wohl hat die ganze mittelalterliche Theologie mit griechischem Handwerkszeuge gearbeitet, indem durch Vermittlung der spanischen Araber die Schriften des Aristoteles in lateinischer Uebersetzung nach dem Abendlande

gekommen sind und fortan das abendländische Denken geschult haben, aber dieser Beeinflussung war man sich nicht bewußt. Erst der Humanismus rückte den Geist des Griechentums in greifbare Nähe. Die Schriften der griechischen Philosophen, namentlich Platos, wurden mit Eifer und Begeisterung gelesen, man zog Parallelen zwischen platonischer und christlicher Lehre, fand, daß so vieles, was man durch die Kirche als christliche Wahrheit kennen gelernt, auch schon in den Schriften der Philosophen zu finden sei, glaubte mit Aneignung der Philosophie des Christentums entbehren, oder auch eine Abhängigkeit des Christentums von der Philosophie nachweisen zu können. So entwickelte sich mit zunehmender Kenntnisnahme naturgemäß eine divergierende Beurteilungsweise der griechischen Philosophie sowohl in Bezug auf den Grad als auch auf die Art des Einflusses derselben auf die christliche Lehre, indem der letztere bald als ein bedeutender aufgefaßt, bald ganz und gar bestritten, bald als notwendig und segensreich, bald als unheilvoll betrachtet wurde. Luther hat einerseits den Segen des Sprachstudiums gepriesen, das die Kenntnis des neuen Testaments ermöglichte, und anderseits von Aristoteles zu Christo zurückgerufen. Bei Erasmus läßt sich der Wunsch nach einem undogmatischen Christentum erkennen, wenn er sagt, daß ursprünglich der christliche Glaube sich mehr im Leben erwiesen habe als in Zustimmung zu Glaubensartikeln, daß aber durch die Anwendung der Philosophie zur Entscheidung über Dinge, die über menschliche Weisheit hinausgehen, unzählige Häresien und Wortstreitigkeiten entstanden seien. Melanchton tadelt den Irrtum derer, welche die Philosophie mit dem Christentum vermischten, denn diese gewähre wohl auch eine gewisse Erkenntnis Gottes, lehre Recht und Unrecht unterscheiden, rede von einer Bestrafung des Bösen, habe eine Vorahnung der Unsterblichkeit, aber sie kenne und lehre nicht, quae propria sunt evangelii, nämlich die durch den Sohn Gottes geoffenbarte Vergebung der Sünden aus Gnaden. Eine Vermischung der christlichen Religion mit noch dazu falsch verstandenen platonischen Lehren schreibt er insonderheit dem Origenes und seinen Nachfolgern zu und leitet aus derselben insonderheit die pelagianische Irrlehre von der Selbsterlösungsfähigkeit des Menschen ab. Das alles sind jedoch nur Beurteilungen allgemeiner Art, ohne bestimmtes Eingehen auf Einzeluntersuchung. Die Polemik gegen die mit dem Ursprünglichen des Christentums so vielfach in Widerstreit stehenden Traditionen gab Veranlassung zu geschichtlichen Studien behufs des Nachweises, daß im Laufe der Zeit Fremdartiges in Glaube und Sitte, in der Kirche Eingang gefunden habe, während umgekehrt die katholische Kirche, für die ja die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bis ins siebzehnte hinein eine Blütezeit der Theologie herbeiführte, die Legitimität ihrer Traditionen durch den Konsensus der Väter nachzuweisen sucht. So wird die Bezugnahme auf die Entwicklung der christlichen Kirche in Lehre und Praxis auf dem Boden des griechisch-römischen Reichs immer reichhaltiger. Der gelehrte Kardinal Baronius schrieb die umfangreichen

annales ecclesiasticae, die Lutheraner setzten die Magdeburger Centurien entgegen, auch die reformierte Kirche wetteiferte, namentlich auf dem Boden Frankreichs, an theologischer Gelehrsamkeit. Der reformierte Gelehrte Casaubonus schrieb exercitationes de rebus sacris et ecclesiasticis contra Baronium, um nachzuweisen, daß die Herübernahme von Begriffen und Gebräuchen aus griechischer Denkweise und Sitte ins Christentum etwas Natürliches gewesen sei, aber oftmals auch im unrechten Sinne geübt, zur Schädigung der Reinheit der Kirche geführt habe. Schon Paulus ist in diesem Gebrauche Vorgänger gewesen, wie seine Rede in Athen zeigt. Der Hauptanstoß, den die Heiden am Christentum nahmen, lag in seiner Neuheit. Um diesen Anstoß zu mildern, hat Paulus, eine Brücke vom Heidentum zum Christentum schlagend den Athenern gezeigt, daß der Christengott eben der sei, dem sie schon lange Gottesdienst getan haben. Diesen Weg des Paulus haben die Kirchenlehrer weiter verfolgt, und so sind sprachliche Ausdrücke, Anschauungsweisen, Sitten und Gebräuche, wie sie mit den Lehren und der Kultur des griechischen Heidentums in Verbindung standen, in das Christentum herübergenommen, namentlich, wie schon die Uebertragung des Namens Mysterium, Sacramentum, zeigt, sind die mit der Feier der Mysterien verbundenen Anschauungen und Bräuche auf Taufe und Abendmahl übergetragen worden. Unter den Einflüssen der hellenischen Geistesbildung auf das Christentum mußte besonders der Einfluß der platonischen Philosophie die Aufmerksamkeit und das Interesse auf sich ziehen, und zwar sind es, eigentlich merkwürdigerweise gerade katholische Theologen gewesen, die das Erbe des Humanismus, den Gedanken der Verwandtschaft platonischer und christlicher Ideen aufgegriffen und ausgebeutet haben, natürlich vorwiegend mit der Tendenz, allen Ketzereien von vornherein durch Nachweis ihres heidnischen Ursprungs den diskreditierenden Stempel aufzudrücken. Der bedeutendste ist der Jesuit Petavius gewesen, gestorben um 1650. Da die Protestanten sich in vielen Stücken auf ihre Uebereinstimmung mit den ältesten Kirchenlehrern beriefen, und es galt, das Gewicht dieser Instanz zu entkräften, so führte die Konsequenz zum Versuche des Nachweises, daß die christliche Wahrheit nach Umfang und Inhalt vollkommen erst durch das nizänische Koncil festgestellt sei. Vorher hat es mancherlei Entstellungen und Unklarheiten gegeben, und daran ist besonders die platonische Philosophie schuld gewesen, deren Schüler die meisten Kirchenlehrer des zweiten und dritten Jahrhunderts vor ihrem Uebertritt zum Christentum gewesen sind. Die Verwandschaft platonischer Ideen mit dem Christentum ließ sich allerdings am liebsten durch die Annahme erklären, daß Plato sein bestes aus der Belehrung durch die mosaische Gottesoffenbarung geschöpft habe, aber da er nicht unverrückt unter der Leitung des Offenbarungsgeistes geblieben, so konnte die Aehnlichkeit seiner Lehre mit der christlichen nur zur Aehnlichkeit einer Karikatur mit dem Urbild ausfallen, und so sind auf seinen Einfluß, auf die larva trinitatis in seiner Spekulation, die Irrlehren der Gno-

stiker, die Ketzerei des Arius und die geistreichen Sonderbarkeiten des Origenes zurückzuführen. Aber auch den rechtgläubigen Kirchenvätern wird der Vorwurf nicht erspart, daß sie zuweilen, um das christliche Bekenntnis ihrer Umgebung verständlicher und annehmbarer zu machen, zu sehr platonico more geredet und bedenkliche Aeußerungen getan haben. Von einer Einwirkung platonischer Ideen aber auf das kirchlich sanktionierte Dogma selbst war auf dieser Stufe der Kontroverse noch nicht die Rede, diese Erweiterung des Hellenisierungsbegriffes trat erst ein durch das Auftreten der Antitrinitarianer. Die Gründe, mit denen die Trinitatislehre bestritten wurde, waren zunächst den Einreden der Vernunft entnommen, aber bald wurden in dem Streite für und wider auch die Waffen der historischen Gelehrsamkeit ergriffen und die mit großem Fleiß betriebenen patristischen Studien brachten eine Mannigfaltigkeit der Auffassungen vom Einflusse des Heidentums, und insonderheit der griechischen Philosophie aufs Christentum hervor.

Was andere Antitrinitarier mehr verhüllter Weise als die zu ziehende Konsequenz ihrer exegetischen und historischen Entdeckungen hatten durchblicken lassen, das tritt am unverhülltesten und derbsten hervor in der ursprünglich anonymen Schrift des französischen arminianischgesinnten Geistlichen Souverain, die einen epochemachenden Einfluß ausgeübt hat, ohne daß sie dies durch gründliche Quellenkenntnis sonderlich verdient hätte. Die kirchliche Lehre von der Trinitätslehre ist nach dem "Platonisme devoilé" Souverains ein Erzeugnis der platonischen Philosophie. Die Heilige Schrift enthält und kennt sie nicht, auch im apostolischen Glaubensbekenntnis ist sie nicht enthalten. Im zweiten Jahrhundert hat die Kirche ihre Jungfrauschaft verloren. Seit der Vertreibung des Judenvolks aus Palästina und der damit verbundenen Zerstörung der juden-christlichen Gemeinde, traten an Stelle der nazarenischen Bischöfe, die als Nachfolger des heiligen Jakobus die apostolische Ueberlieferung treu bewahrt hatten, heidnisch-christliche Bischöfe, die dem Einflusse griechischer Philosophie den Zugang eröffnet haben. Daher sind seit Justins Zeit eine Reihe von griechisch gebildeten Männern aus der Schule des Platonismus zum Christentum übergetreten, sie fanden im Christentum etwas ihren anerzogenen Ideen Verwandtes und suchten nun ihrerseits ihren Zeitgenossen die Einfalt der christlichen Lehre durch Aufnahme platonischer Gedanken annehmlicher und würdevoller zu machen, so wurde, was ursprünglich nur zur Ausschmückung des Christentums bestimmt war, allmählich zur Quelle aller geheimnisvollen Lehren, die es enthält. Plato hat durch die Betrachtung der Welt sich zur Erkenntnis eines einigen Gottes erhoben, der höchst gut, höchst weise und höchst mächtig sei, um jedoch die polytheistische Landesreligion nicht zu schroff zu verletzen und dem Schicksal des Sokrates zu verfallen, kleidete er seinen Monotheismus in Allegorie und bildete eine göttliche Dreiheit, den ruhenden Grund alles Seins, den Guten, den vernünftigen Ordner aller Dinge, den Weisen, und den

durchwaltenden Mächtigen, den Geist, die Seele der Welt. Dieses Gedankensystem des Meisters haben nun die Schüler, die Lehrer der Kirche, sei es in feinerer, sei es in gröberer Weise sich angeeignet, indem sie entweder wie Plato allegorisch redend unter dem Namen Vater, Sohn und Geist drei Eigenschaften des einen höchsten Wesens verstanden, oder drei Eigenschaften geradezu zu drei von einander verschiedenen Personen gemacht haben.

Die mehr auf allgemeinem Räsonnement denn auf gründlichen Einzelforschungen beruhenden Behauptungen Souverains haben natürlich auf orthodoxer, sowohl protestantischer als katholischer Seite, heftigen Widerspruch hervorgerufen, der in der Behauptung gipfelte, daß allerdings die Philosophie die Mutter aller Häresien gewesen sei, daß aber die von der Kirche als rechtgläubig anerkannten Väter sich einzig an Gottes Wort gehalten, davon sie als aus der lauteren Milch des Evangelii je mehr und mehr gewachsen sind, dagegen alle Philosophos verachtet haben. Durch diese gleichfalls einseitige von konfessionell polemischen Interessen getragne völlige Negation des Hellenisierungsbegriffes konnte die Einsicht in die Sachlage wenig gefördert werden.

Wesentliche Förderung und Klärung erfuhr die Kontroverse durch die Beteiligung des „Vaters der modernen Kirchengeschichtsschreibung" Lorenz v. Mosheims, gest. 1755 in Göttingen, der mit Vielseitigkeit des Wissens, feiner Beobachtungsgabe und der Voreingenommenheit und Polemik entbehrende Unparteilichkeit die Grenzlinien abzustecken gesucht hat, innerhalb deren von einer Hellenisierung des Christentums geredet werden kann. Eine solche, und nicht bloß diese, sondern eine auf orientalische Einflüsse zurückzuführende Ethnisierung des Christentums hat ja, wie die apostolischen Warnungen Kol. 2, 8 u. a. bezeugen, schon in den frühesten Zeiten stattgefunden. Die Welt, in die das Christentum eintritt, war ja schon mit Vorstellungen vom Uebersinnlichen, vielfach irrtümlicher und abergläubischer Art, erfüllt, man nahm sie mit ins Christentum hinüber, und rechnete sie zum Bestand christlicher Wahrheit. Anschauungen über die Existenz, die Natur und die Macht guter und böser Geister, über die Beschaffenheit der menschlichen Seele, über den Zustand der Toten, über die Zahl und Lage der Himmel und dergl. wurden von den Christen geteilt, und gleicher Anspruch auf Anerkennung wie den Ueberlieferungen der Apostel wurde ihnen zuerkannt, gleich wie man zu Kopernikus Zeiten die Anerkennung des ptolemäischen Systems als zur Substanz des Glaubens gehörig betrachtet hat. So ist aber vieles, was nicht direkt aus der apostolischen Verkündigung zu entnehmen ist, aus ursprünglich jüdischer oder heidnischer Quelle in die christliche Lebensanschauung aufgenommen, es ist nicht allein die Philosophie, welche Eingang gefunden hat, sondern auch die unphilosophische Volksmeinung. Ein Hauptanteil allerdings an der Hellenisierung fällt dem Einflusse der Philosophie zu. Derselbe beginnt von Bedeutung zu werden in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, bis dahin finden wir unter den christlichen Schriftstellern keinen, der

zu den Philosophen gerechnet werden könnte. Zur Zeit Kaiser Mark Aurels, der selbst Philosoph war, kam das Studium der Philosophie in Blüte und schuf einen Gegensatz feindlicher Richtungen in der Kirche, davon eine die Philosophie verachtend alleinige Unterwerfung unter das Gebot des Glaubens forderte, während die andere von der Vortrefflichkeit und Nützlichkeit der Philosophie überzeugt war und es für die Aufgabe derselben hielt, die Uebereinstimmung der christlichen Lehre mit der rechten Vernunft zu beweisen. Die letztere Richtung hat zunächst auf dem Boden des griechisch-römischen Reichs den Sieg behalten. Sie fand ihre bedeutendste Vertretung in der alexandrinischen Katechetenschule. Sie bestand in einer Durchsetzung des Christentums mit den Elementen eines platonisch gefärbten Eklektizismus, des Neuplatonismus, der sich besonders Origenes offen gezeigt hat. Der nachteilige Einfluß zeigt sich vorwiegend in der Einführung der allegorischen Schriftauslegung und in der Entstellung kirchlicher Lehren durch den Versuch, sie mit den Mitteln der Philosophie zu beweisen.

In den Bahnen Mosheims fortgehend suchten insonderheit protestantische Theologen für die Irrlehren und Mißbräuche der katholischen Kirche die Quelle in dem verderblichen Einfluß des Hellenismus nachzuweisen. Die falsche Auffassung der menschlichen Freiheit ist verantwortlich gewesen für den Pelagianismus und für die Lehre von den opera supererogationis, die Empfehlung der Mystik für die falsche Askese und das Mönchtum, die Dämonenverehrung oder Dämonenfurcht für den Bilderdienst u. a.

Das 18. Jahrhundert zeitigt den Gegensatz zwischen Supranaturalismus und Rationalismus. Die Tendenz des Supranaturalismus, am überkommenen Dogma möglichst festzuhalten und die Unmöglichkeit, die vorliegenden Ergebnisse jahrhundertlang gepflegter kritischer Studien zu ignorieren, geben der supranaturalistischen Theologie ihre Haltung, daß man nämlich den Einfluß griechisch-philosophischer Denkweise anerkennt, daß man ihm aber nur eine formale Bedeutung durch Einführung einer Schul- und Kunstsprache zuschreibt und material in gewissen Lehren und Institutionen der römischen Kirche den Einfluß des Hellenismus noch fortbestehen läßt, daß aber die bestehende protestantische Lehre oder das eigentlich biblische Christentum davon unberührt geblieben sei.

Der Rationalismus dagegen, das Wesentliche des religiösen Besitzes nicht als etwas durch übernatürliche Offenbarung Gegebenes, sondern als Ergebnis der menschlichen Vernunft betrachtend, mehr Gewicht legend auf moralische Besserung denn auf den Besitz höherer Gewißheiten, von von herein gleichgültiger gegen die Aufrechterhaltung der überlieferten Lehre und ihren Wert nach ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft bemessend, mußte geneigt sein, die Elemente der Kirchenlehre, die sich eben nicht als Ergebnisse der Vernunft nachweisen ließen, als Fremdkörper im Organismus des Christentums anzusehen und sie aus dem Einflusse der hellenischen Philosophie herzuleiten.

Es handelt sich in dem Streite zwischen Supranaturalismus und Rationalismus nun nicht mehr, wie in früherem Stadium, um die Behauptung oder Bestreitung gewisser vom Hellenismus ausgehender verderblicher Einflüsse, die zwar die Grundgedanken des Christentums berühren aber doch mehr nach der Peripherie als nach dem Zentrum gerichtet sind, als da sind pelagianisierende Auffassung der menschlichen Freiheit, Vorliebe für Mystik, Askese und Mönchtum, Heiligenverehrung, Lehre vom Fegfeuer etc., sondern um die Zentrallehren des Christentums, um das Dogma im engeren Sinne, um die Lehre von Christo und von Gott. Daß der Supranaturalismus dabei auf der Defensive und im allgemeinen auf dem Rückzuge begriffen gewesen ist, ist eine kirchengeschichtliche Tatsache, auf die nur hingewiesen zu werden braucht. Er besteht noch als untheologische, rein praktische Richtung, die ihr Interesse an der Aufrechterhaltung des Dogmas mehr den Motiven des Herzens oder des Willens als denen des Intellekts entnimmt.

Wie der Rationalismus des 18. und des vorigen Jahrhunderts in zwei verschiedenen Phasen auftritt, als vulgärer und als philosophischer, so lassen sich diese divergierenden Bahnen auch in der modernen Theologie erkennen. Wohl ist ja das historische, archäologische und philosophische Material, mit dem gearbeitet wird, ungemein bereichert, aber die Grundanschauungen, aus denen die Richtungsverschiedenheiten hervorgehen, sind die gleichen. Der vulgäre Rationalismus ist wegen mancher in Karikatur übergehenden Verflachungen in Mißkredit gekommen, so daß auch das Gesunde und Berechtigte in ihm vielfach bemäkelt worden ist, als gehöre es zu seinem Wesen, geistlos zu sein. Natürlich gibt es mannigfaltige Abstufungen innerhalb desselben, es gehört nicht zum Charakteristikum eines Rationalisten, daß er zu Weihnachten nur vom Nutzen der Stallfütterung zu reden weiß, wir zählen zum vulgären Rationalismus jede Richtung, die einen Unterschied zu machen sucht zwischen einem ursprünglichen, mit der Vernunft übereinstimmenden Christentume und einem in späterer Entwicklung entstandenen, in welches fremdartige Elemente eingedrungen sind, entnommen aus den Anschauungen der vorchristlichen und außerchristlichen Zeit, hauptsächlich des Griechentums. In dieser weiteren Fassung ist der Vulgärrationalismus heut noch vorhanden, ja vielleicht die dominierende Richtung. Er ist in seinem Wesen unitarisch, das Dogma von der Trinität wäre nach ihm nie entstanden, wenn sich griechische Philosophie nicht mit Bearbeitung der christlichen Lehre beschäftigt hätte. Die Christologie ist, wie mans nennt, anthropozentrisch zu fassen, d. h. ehe man von Christo sonst etwas aussagt, ist, vor allem festzuhalten, daß er Mensch gewesen ist. Es hat in der Natur der Sache gelegen, daß die christliche Verkündigung mit der Zeit eine neue Wendung genommen hat; anstatt die Lehre Jesu, die im Wesentlichen in der Forderung der Liebe zu Gott und einer reineren Sittlichkeit bestanden hat, weiter zu verkündigen, kam man immer mehr dazu, die Person Jesu zum Mittelpunkte der Verkündigung zu machen. Der Hauptanstoß, den die Welt,

namentlich die griechisch gebildete Welt am Christentum nahm, war die Niedrigkeit seiner Herkunft. Dem gegenüber galt es geltend zu machen, daß der Stifter der Religion in seinem Wesen etwas ganz anderes gewesen sei, als die Niedrigkeit seiner Erscheinung zu erkennen gegeben hat, und da „die Griechen nach Weisheit suchten," so lag es nahe, ihn als die Personifizierung der göttlichen Weisheit oder der weltordnenden göttlichen Vernunft, des Logos, zu bezeichnen, und da er sich selbst als den Sohn Gottes bezeichnet hat, die Begriffe Logos und Sohn zu identifizieren. So ist die Logoslehre, als deren Vater der Alexandriner Philo und als ihr erster Patron auf dem Boden der christlichen Verkündiger der Platoniker Justin bekannt ist, entstanden. Dem Logostheoretiker ist dann der Logoserzähler nachgefolgt, der große Unbekannte, der vierte Evangelist, der das ganze Leben Jesu unter dem Gesichtspunkte der Logosinkarnation dargestellt hat. Die göttliche Weisheit oder Vernunft, den Logos, lehrte nun die Philosophie in doppeltem Sinne denken, einmal als die ewige Eigenschaft Gottes, ohne die derselbe nicht gedacht werden kann, und anderseits als die allerdings auch göttliche aber doch gleichsam aus Gott hervorgehende, nur in der Welt erkennbare, weltgründende und ordnende Weisheit (λόγος προφορικὸς) und bei der Identifizierung von Logos und Sohn und der dadurch notwendigen Personifizierung desselben ergeben sich zwei verschiedene christologische Anschauungen, die lange mit einander gerungen haben, nach der einen ist der Sohn Gottes, Christus, wesensgleich mit dem Vater, nach der andern allerdings auch göttlich, das Wesen Gottes offenbarend, das Grundprinzip der Welt, aber doch ohne die Existenz der Welt nicht zu denken, und sonach in gewissem Sinne erst mit der Welt entstanden, (ἦν ὅτε ὀυκ ἦν); als Arianismus und Athanasianismus sind diese Richtungen schließlich einander gegenüber getreten, der letztere hat den Sieg davongetragen, nicht ausschließlich durch die der Wahrheit innewohnende sieghafte Kraft, sondern unter Beimischung kirchenpolitischer Motive. Ueber den heiligen Geist ist die vornizenische Kirchenlehre noch wenig bestimmt gewesen, zwischen dem weltdurchwirkenden Logos und dem heiligen Geiste ist vielfach kein Unterschied gedacht worden, da durch die nizenischen Bestimmungen der Logos als ewiger wesensgleicher Gott ganz, so zu sagen, ins Ueberweltliche gesetzt wurde, so ergab sich die Konsequenz für das innerweltliche Sein Gottes eine dritte Hypostase anzuerkennen, wie dies auf der Synode zu Konstantinopel 381 geschehen ist. Die spätere Zeit hat den geschichtlichen Ursprung des Trinitätsdogma als eines Resultates langjähriger Kämpfe vergessen und hat einfach angenommen, daß dasselbe die urchristliche Lehre sei. Die Reformation hat an dieser Voraussetzung nichts geändert, so groß die Umwertung aller Begriffe gewesen ist, die sie auf dem Gebiete des dritten Glaubensartikels vollzogen hat. In Bezug auf den zweiten Artikel hat sie das überkommene Dogma als geheiligten Boden betrachtet, der nicht erschüttert werden dürfe, der erste Artikel der Augustana verdammt alle Sabellianer, Samosatener, Arianer, und

da doch von den Bekennern die wenigsten die theologische Bildung besaßen, um zu wissen, was unter diesen Ketzereien gemeint sei, so heißt das Bekenntnis dieses Artikels doch nichts andres als auf gut katholisch: Wir glauben, was die Kirche glaubt. Die protestantische Theologie hat sich dann die Aufgabe gestellt, die Uebereinstimmung des Dogmas mit der Schrift nachzuweisen, d. h. die Schrift nach dem Dogma auszulegen. Daß sie mit dieser Aufgabe nicht zustande gekommen ist, ist geschichtliches Ergebnis. Die Zweinaturenlehre hat das Problem der Einheit des Göttlichen und des Menschlichen in Einer Person nicht gelöst, sie hat vielmehr ein Bedürfnis, nicht nur des Denkens, sondern auch des Herzens unbefriedigt gelassen. Die Unmöglichkeit, von dieser Theorie aus zu einer lebenswahren, geistigen Verkehr ermöglichenden Anschauung Christi zu gelangen, hat den Rationalismus, d. i. den erwachenden kritisch-historischen Sinn, die Frage auftreten lassen: Wer war denn nun eigentlich der Mensch Jesus Christus?

Der Unterschied zwischen modern-vulgärem und modern-philosophischem Rationalismus ist nun nicht so scharf, daß man eine Scheidelinie ziehen könnte, dieser Theolog gehört der ersteren und jener der zweiten Richtung an, sondern die Grenzlinie ist ein fließende, beide Richtungen haben von einander Elemente genug aufgenommen. In den Bahnen des vulgären Rationalismus gehen diejenigen, welche mit der Form und um derselben willen auch den Inhalt des christologischen Dogmas beseitigen und ein Christentum nach dem Maßstabe und mit den Mitteln allein des „modernen Bewußtseins“ konstruieren wollen. Weil das Dogma unter dem Einflusse der griechischen Philosophie ausgebildet worden ist. so ist es ein Fremdkörper, und die Lehre muß reduziert werden auf das, was übrig bleibt, wenn alles, was in dieser Form übermittelt ist, gestrichen wird.

Der philosophische Rationalismus ist in seiner ursprünglichen Form wohl überlebt. Anfangs des vorigen Jahrhunderts hat die Hegelsche Philosophie eine ähnliche Rolle gespielt, wie seiner Zeit der Platonismus in der alten Kirche, sie hat die tieferen, in der kirchlichen Lehre enthaltenen Wahrheiten dem Rationalismus gegenüber zu Ehren gebracht, nur freilich mittelst einer Umbeutung: die Wahrheit ist aus dem Gebiete der Vorstellung in den Begriff zu erheben, was die Kirchenlehre aussagt vom Sohne Gottes, von seiner ewigen Herkunft, von seiner vollkommenen Untadlichkeit, von seinem Leiden und Auferstehen, das ist alles wahr, nur muß es auf ein andres Subjekt bezogen werden, nicht das Individium Jesus ist das Subjekt aller dieser Prädikate, sondern der Menschensohn, der Mensch, die Menschheit. Es ist nicht die Art der Idee, sich in Einem Individium zu realisieren.

Von dieser, von der Philosophie ausgehenden Verführung zu gnostischem Dualismus, hat sich wohl im allgemeinen die neuere Theologie losgesagt, es denkt wohl kaum ein jetziger Theologe daran, wenn er vom Menschensohn redet, das quid pro quo zu spielen, den wirklichen Jesus als eine quantité negligeable zu betrachten, von dem man den-

ken kann, was man wolle, der eigentliche Gegenstand des Glaubens sei doch der ideale Christus, der ideale Mensch. Im Gegenteil konzentriert sich das religiöse und theologische Interesse der Gegenwart um die Frage: wer war Jesus? Allein die Impulse, welche die idealistische Philosophie dem Geistesleben des vorigen Jahrhunderts gegeben, sind doch nicht verflogen, sie hat verflachenden, deistischen und materialistischen Tendenzen gegenüber an die Forderungen erinnert, die an die christliche Religion zu stellen sind, wenn sie den wahren Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens genügen soll, daß sie nämlich von einer realen Versöhnung zwischen Gott und Mensch zeugen muß, wir müssen einen Christus haben, in dem Gottheit und Menschheit in einem vereint sind. Wie einst platonisch gebildete Christen gefunden haben, daß das, was ihr bisheriger Meister von dem vollkommenen Gerechten ahnend geschildert, in Jesu geschichtlich erfüllt sei, so findet die neuere idealistische Theologie in dem Jesus der Heiligen Schrift die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, oder wie es Schleiermacher ausgedrückt, des Urbildlichen und des Geschichtlichen.

Die Fragestellung Dr. Glawes, auf die im Eingang dieses Artikels hingewiesen war, erscheint doch nicht zutreffend formuliert, oder vielmehr sie gibt eine Auffassung der Sachlage wieder, die er selbst nicht teilt. Sie stellt es als ein Entweder-oder hin: „Sind uns die Wahrheiten des Evangeliums Christi in ihrer ursprünglichen reinen und unverfälschten Gestalt überliefert worden, oder besitzen wir sie in der Form, wie sie uns das Medium des griechischen Geistes, der griechischen Kultur wiedergegeben hat?“ Von ihrer Beantwortung soll der Bestand dessen, was heute Christentum genannt wird, abhangen, und mit zitternder Sehnsucht, wie sie keine andere Frage erregt, soll die Beantwortung erwartet werden. Nach seiner eigenen geschichtlichen Darstellung der Entwicklung des Hellenisierungsbegriffes steht für den evangelischen Glauben die Sache so gefährlich nicht, als wäre etwas in suspenso, was erst ermittelt werden müßte. Natürlich gibt es für die Wahrheit des Glaubens keinen andern Beweis als die Wahrheit selbst, sie trägt sich selbst wie das Himmelsgewölbe, und so hat allerdings der Glaube in sich ein Moment der Willkür (das Wort im Kantschen Sinne genommen), er ist nicht etwas durch Vernunftschluß aufgezwungenes, dessenungeachtet ist er seiner Sache gewiß. So ist denn, was hier mit einem Fragezeichen versehen ist: „sind uns die Wahrheiten des Evangeliums Jesu Christi in ihrer ursprünglichen reinen und unverfälschten Gestalt überliefert?“ für den Glauben einfach angenommene Voraussetzung, wir haben ja die Heilige Schrift. Das ist die Inspiration, die wir der Schrift, abgesehen von allen andern Inspirationstheorien, unverrückt zuerkennen. Jesus Christus, wie ihn uns die Heilige Schrift in ihrer Gesamtheit symphonisch dargestellt, ist kein Phantasiegebilde, kein Mythus, sondern eine Realität, so wie ihn uns die Schrift darstellt, haben wir ihn zu nehmen. Und wenn nun in der paulinischen und johanneischen Christologie sich Momente finden, die auch schon in der

vorchristlichen Philosophie Verwertung gefunden haben, was schadet das? Folgt daraus das Recht, so zu sagen, behind the records zu gehen und nach einem wirklichen Christus zu suchen, in dessen Gestalt nichts „Hellenistisches“ zu finden sei? Allerdings zeigt die Kirchengeschichte, daß das Wort Pauli: „wir tragen den Schatz in irdenen Gefäßen,“ auch in dem Sinne seine Wahrheit hat, daß die in sich einige ewige Wahrheit je nach dem Volkstume und der Zeit, darin sie aufgenommen und dargestellt wird, ihre verschiedene Ausprägung findet, so daß man von einem hellenistischen und romanistischen, gallikanischen und germanischen Christentum, auch von altkirchlichem, mittelalterlichen und neuzeitlichen reden kann. Die Entwicklung, welche das Geistesleben der Neuzeit nun einmal unwiderleglich genommen hat, wird an die Theologie die Forderung stellen, daß sie die Schrift nicht, wie dies von der altprotestantischen Theologie zu sehr geschehen ist, nach dem Dogma auszulegen suche, sondern umgekehrt ihre Lehraussagen der als historische Quelle behandelten Schrift entnehme. Die Disziplin des „Lebens Jesu“ ist ein erst in der Neuzeit entstandener Zweig der theologischen Wissenschaft, Hengstenberg konnte noch vor der Pflege desselben warnen, schon der Name sei eine Anmaßung, und sie sei der Welt zu überlassen, in der sie entstanden sei. Es wird wohl heutzutage von keiner Seite mehr bestritten werden, daß die Erkenntnis der christlichen Wahrheit wurzelt und gipfelt in der Erkenntnis der Person Jesu Christi.

„Während die Kirchenväter und alten Konizilien versucht haben, den Gottmenschen vom Himmel herab zu konstruieren aus der Gottesidee heraus, wie sie sich dieselbe mit ihren Mitteln gebildet hatten, ist es die für unsere Zeit und Bildung gebotene Verfahrungsweise, auszugehn vom Erfahrungsmäßigen, also von dem menschlich geschichtlichen Leben Jesu, und an dieser mit festen Füßen auf der Erde stehenden, aber in den Himmel hineinragenden Gestalt aufwärts zu schauen, aus ihrer tatsächlichen, anschaubaren Gotteinheit die möglichen und notwendigen Schlüsse auf ihre nachfolgende Herrlichkeit und ihren überzeitlichen Ursprung zu ziehen. Bleibt bei diesem Verfahren sein in den Himmel ragendes Haupt irgendwie in Geheimnis gehüllt, so daß unsere Aussagen über das Wie? seines metaphysischen Verhältnisses zum Vatergott vielleicht nicht vollgenügend erscheinen, so ist dieser theologische Mangel doch gering gegen den offenbaren Defekt der Kirchenlehre, welche mit ihrer Konstruktion die Erde gar nicht erreicht, gar keine wirkliche Menschwerdung Gottes herausbringt. Die Hauptsache bleibt doch immer, daß unser Christus wirklich von der Erde in den Himmel ragt, daß er das lebendige Band zwischen Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit ist, und diese Hauptsache wird durch das empirische Verfahren ganz anders sicher gestellt als „durch das spekulative.“ (Beyschlag.)

Wesen, Aufgabe und Ziel der Gemeinde Jesu Christi.

(Referat, erstattet von Prof. S. D. Preß bei der Generalsynode in Louisville, Ky., und auf deren Beschluß veröffentlicht.)

Das Christentum ist die Religion der Persönlichkeit. Es ist die Wirkung einer Persönlichkeit, denn es ist in die Welt gekommen und zu dem geworden was es heute ist durch die Person Jesu Christi. Nicht bloß als die Frucht seiner Lebenswirksamkeit auf Erden ist das Christentum anzusehen, sondern seine Existenz und sein Fortbestand in der Welt sind bedingt durch die fortgehenden Wirkungen, die von der Persönlichkeit Christi ausgehen. Jesus Christus als der Sohn Gottes, die Ausstrahlung des göttlichen Wesens, der in dem Gott selbst Mensch ward, nimmt die zentrale Stellung in der christlichen Religion ein. Darin liegt die personbildende Macht des christlichen Glaubens begründet. Christ sein, ist ein persönliches Verhältnis, heißt in persönlicher Beziehung zu Christo stehen. Und da Gott in Christo ist, steht der Gläubige in persönlicher Beziehung zu Gott selbst.

In seiner Bedeutung als Religion der Persönlichkeit hat das Christentum der Menschheit ein dreifältiges gegeben:

Das Christentum hat der Religion Personenwert gegeben, d. h. es hat ihr wahres Wesen herausgestellt, wonach sie eine Offenbarung der göttlichen Persönlichkeit an die Menschheit ist. Dadurch ist sie zur personbildenden Macht geworden in der Welt; sie ist nicht bloße Gottesverehrung, oder ein heiliger Kult, sondern sie ist ihrem innersten Wesen entsprechend persönliche Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Indem das Christentum so daß innerste Wesen der Religion zum Ausdruck gebracht hat, erweist es sich als die echte, die absolute Religion.

Das Christentum hat den Personwert des Menschen erst zur vollen Geltung gebracht, indem es sich an den einzelnen Menschen wendet und ihn in direkte Beziehung zu Gott setzt. Dadurch ist erst das wahre Menschenwesen und damit die volle Bedeutung des Menschen herausgestellt; durch seine Wertung als Persönlichkeit ist sein göttlicher Ursprung erkannt und seine Ewigkeitsbestimmung gegeben. Indem das Christentum so den Menschen im Zentrum seiner Persönlichkeit erfaßt und ihm damit zu seinem wahren Wesen verhilft, erweist es sich als das ausschließliche Heil für den Menschen.

Das Christentum hat der Welt ihren wahren Charakter verliehen, indem es dieselbe zur Offenbarungsstätte der Gottheit für die Menschheit gemacht hat. Erst durch die christliche Weltbetrachtung gewinnt die Welt ihren bleibenden Wert; nicht nach ihrer materiellen Seite ist sie einzuschätzen, sondern nach ihrer Bedeutung für Gott und die Menschheit. Indem das Christentum so die Welt nach ihrem göttlichen Grund, nach ihrer geschichtlichen Bedeutung für den Menschen, und nach ihrem ewigen Ziel im Reiche Gottes erfaßt, erweist sich die christliche Weltanschauung als die richtige.

Um aber auf den Menschen und die Menschheit einwirken zu können, mußte das Christentum Sichtbarkeit erlangen und eine feste Organisation annehmen. In der Gemeinde Jesu Christi hat das Christentum eine feste Organisation gewonnen und ist dadurch zu einer bleibenden geschichtlichen Erscheinung geworden innerhalb der Menschenwelt. Sie ist mehr als ein bloßes Institut (Kirche), sie ist ein Reich von Persönlichkeiten: die Gesammtheit der durch Christum Geretteten und an ihn Gläubigen.

In diesem Sinne paßt die Bezeichnung „Heilsgemeinde," welches sowohl der alttestamentliche als auch der neutestamentliche Name für die Gemeinde ist besser als die Bezeichnung „Heilsanstalt." Denn obwohl die Gemeinde Jesu Christi das Heil besitzt, so schließt das doch nicht in sich, daß sie über dasselbe verfüge. Sie spendet nicht das Heil, sie vermittelt es, und ihre Bestimmung ist nicht die, die christliche Religion zu verkörpern, sondern sie vielmehr darzustellen in lebendigen Persönlichkeiten. Insofern ist die Forderung des Philosophen Eucken („Der Wahrheitsgestalt der Religion"), daß die Kirche sich als eine bloße Dienerin der Religion fühlen und benehmen solle, berechtigt. Aber die Gemeinde Jesu Christi ist doch hinwiederum nur Vermittlerin des Heils vermöge dessen, daß sie Besitzerin des Heils ist, d. h. weil sie den hat, an dessen Person das Heil gebunden ist, weil sie Christum hat; eben deswegen heißt sie Gemeinde Jesu Christi, weil er ihr Grund, Haupt und Ziel ist.

An der Person und dem Werk Jesu Christi muß sich seine Gemeinde orientieren, um zu einer richtigen Erkenntnis ihres Wesens, wie es in ihren Gliedern sich darstellen soll, zu einer richtigen Erfassung ihrer Aufgabe, wie sie in ihrer Tätigkeit zum Ausdruck kommen muß, und zu einem richtigen Verständnis ihres Zieles wie es in der Tendenz ihrer Entwicklung sich zeigt, zu kommen.

Das Wesen der Gemeinde Jesu Christi.

Zur Gewinnung eines Gesamturteils über das Wesen der Gemeinde Jesu Christi ist es nötig, daß wir unterscheiden zwischen dem Verhältnis der Gemeinde zu Gott oder ihrer religiösen Seite, dem Verhältnis ihrer Glieder unter einander oder ihrer ethischen Seite und ihrem Verhältnis zur Welt oder ihrer geschichtlichen Seite.

Nach ihrer religiösen Seite oder in ihrem innersten Wesen ist die Gemeinde Jesu Christi die Darstellung der persönlichen Lebensgemeinschaft zwischen Gott und Mensch, wie sie im Leben Jesu Christi offenbar geworden ist. Nach dieser Seite ihres Wesens hat die Gemeinde ihren wurzelhaften Anfang genommen bei Cäsarea Philippi. Die tiefste Bedeutung des Bekenntnisses Petri liegt nach Jesu Aussage darin, daß es auf einen persönlichen Kontakt mit dem lebendigen Gott hinweist. Nicht um eine Vision handelt es sich hier, sondern um eine unmittelbare Berührung von Gottesgeist und Menschengeist, um ein Erleben Gottes im eigenen Bewußtsein, um eine Glaubenserkenntnis. Bedingt

war dieses Erlebnis des Petrus durch die Persönlichkeit Jesu Christi, an welcher ihm der Sinn für die Erkenntnis Gottes erschlossen wurde. Vermittelt war es durch den Gottesgeist, den Urgrund alles Personenwesens, durch die Wirkung des Geistes Gottes auf seinen Geist. Nur auf Grund dieses Erlebens Gottes in dem einzelnen kann es zur Bildung einer Gemeinde kommen, d. h. zur Versichtbarung der Lebensgemeinschaft zwischen Gott und Menschen in der Gemeinde Jesu Christi. Die Art, wie der einzelne Gott erlebt, mag in jedem Fall verschieden sein, aber die gemeinsame Erfahrung aller ist die, die in dem Bekenntnis Petri zum Ausdruck kommt: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Darum ist auch das Bekenntnis zu Christo, dem Sohne Gottes, das Zentraldogma der Gemeinde Jesu Christi, weil nur in ihm Gott erlebt wird. Ohne die Erfahrung des lebendigen Gottes in Christo Jesu auf seiten der einzelnen, kann es auch heute nicht zur Bildung einer wirklichen Gemeinde Jesu Christi kommen. Nicht, daß man Glieder findet, ist nötig, um eine christliche Gemeinde zu gründen, sondern daß es Menschen gibt, die durch den persönlichen Einfluß eines Jüngers und Dieners Jesu Christi und unter Einwirkung des göttlichen Geistes in persönliche Lebensgemeinschaft mit Gott gekommen sind. Das ist der rechte Weg christlicher Gemeindegründung; es ist zugleich der Maßstab, an dem sich entscheiden läßt, ob und wieweit unsere Gemeinden, Gemeinden Jesu Christi sind. Sie sind es so viel als es Christen in ihnen gibt, d. h. solche, deren Gottesbewußtsein von Jesus seinen Inhalt bekam, die an Christum so glauben, daß ihr Anschluß an ihn die bestimmende Einwirkung auf ihre Lebensführung hat. Das Siegel einer echten Gemeinde Christi ist die Gegenwart des Herrn nach seiner Verheißung: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen," die Gegenwart Christi, die sich kund tut in dem einheitlichen Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihm. Damit ist zugleich die Grundlage gegeben für die Darstellung einer Sozietät, wie sie in der Gemeinde Christi zur Realisierung kommen soll.

Nach ihrer ethischen Seite oder nach dem Verhältnis ihrer Glieder unter einander ist die Gemeinde Jesu Christi Liebesgemeinschaft, das irdische Abbild des innertrinitarischen Verhältnisses, wie es in der Liebe Jesu zu seinen Jüngern zur höchsten irdischen Darstellung gekommen ist. Diese Liebesgemeinschaft der Gemeinde Jesu Christi ist die Manifestierung der göttlichen Lebensgemeinschaft nach außen hin.

Nach dieser Seite ihres Wesens ist die Gemeinde Jesu Christi als eine Wirkung des Geistes Jesu Christi zu Pfingsten in die Erscheinung getreten und zwar in Form einer menschlichen Gemeinschaft, deren Glieder sich durch den Glauben an Christum innerlich verbunden wußten und darum in das denkbar innigste Verhältnis zu einander traten — „die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele." Diese Einheit, die ein wesentliches Merkmal der Gemeinde Jesu Christi ist, ist die Erweisung ihrer Liebesgemeinschaft nach innen und ist bedingt durch den Geist Christi. Erst dadurch, daß jedes einzelne Glied in ihr

in den Besitz der Pfingstgabe kommt, d. h., daß alle von einem und demselben Geiste beseelt sind, daß ein allbeherrschender Wille sie alle durchdringe, wird die Gemeinde Jesu Christi zur idealen Liebesgemeinschaft, so daß bei aller Verschiedenheit der Individualitäten aller Mannigfaltigkeit der Gaben, sie sich dennoch als eine fühle. In diesem Sinne hat der Herr für seine Gemeinde gebetet im hohepriesterlichen Gebet: „Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eines seien, gleichwie wir eines sind. Ich in ihnen und du in mir, auf daß sie zur vollendeten Einheit gelangen und damit die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und liebest sie, gleichwie du mich liebest." Und was diese wesenhafte Eigenschaft einer echten Gemeinde Jesu Christi bedeuten würde im Blick auf unsere eigene Gemeinden, das kann nicht schöner gesagt werden als wie Paulus es in Form eines Wunsches ausgedrückt hat im Brief an die Philipper-Gemeinde, die diesem Ideal am nächsten kam von allen paulinischen Gemeinden, die im neuen Testament erwähnt werden: „So erfüllet meine Freude, daß ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und auf eins bedacht seid, nichts tut aus Parteigeist oder eitler Ruhmsucht, sondern durch Demut achtet einer den anderen höher als sich selbst, indem nicht jeder das eigene ins Auge faßt, sondern auch das des andern," oder kurz gesagt, „gesinnet sein wie Jesus Christus auch war." Dazu ist vor allem nötig, daß die Gemeinde Jesu Christi sich der bleibenden Gegenwart ihres Herrn bewußt bleibe, daß sein Wille alle regiere, daß alle Glieder als unter seinen Augen wandeln, in seinem Geiste leben und handeln.

Nach außen hin erweist sich die Liebesgemeinschaft der Gemeinde Jesu Christi als die die ganze Menschheit umfassende Liebe, als die Darstellung des göttlichen Gnaden- oder Liebeswillens, der nicht nur auf Erwählte, sondern auf alle geht, der das Heil jedes Menschen will. Damit ist die Grundlage gegeben für den universellen Charakter, wie er der idealen Sozietät eignen muß.

Nach ihrer geschichtlichen Seite oder ihrem Verhältnis zur Welt ist die Gemeinde Jesu Christi die Darstellung des Reiches Gottes in seiner die ganze Menschheit umfassenden Universalität, wie sie im Versöhnungswerke Christi zum vollsten Ausdruck gebracht worden ist. Dieser Charakter der Gemeinde Jesu Christi, nach welchem sie nicht eine abgeschlossene Gemeinde der Heiligen, die gleichsam der Welt entflieht, bildet, sondern im Gegenteil für die Welt da ist, ist ihr gleich bei ihrer Gründung durch das eigentliche Pfingstwunder aufgeprägt worden. Obwohl ein besonderes Geschlecht darstellend, ein Geschlecht von Königen und Priestern, ist die Gemeinde Jesu Christi nicht für auserlesene Menschen, für eine bestimmte Anzahl da, sondern für alle Menschen ohne Unterschied der Person, denn eben dazu ist sie da, weil jeder Mensch dazu bestimmt ist ein König — ein souveräner Repräsentant des göttlichen Willens, ein Priester, d. h. ein Geheiligter zu werden. Durch die Verschiedenheit der Menschen, die in der Individualität des einzelnen und der Nationen begründet liegt, ist die Gemeinde Jesu Christi nach dieser

Seite ihrer Erscheinung in der Welt wechselnden Formen unterworfen, weist sie verschiedene Organisationen auf, wie Volkskirche, Nationalkirche, Freikirche; und darauf beruhen auch die Konfessionen. Man mag diese Seite der Erscheinungsform der Kirche in der Welt die menschliche Seite nennen, wie es oft geschieht, aber sie gehört dennoch zum wahren Wesen der Kirche, weil sie eben für die Menschen da ist und nicht umgekehrt. Gerade in dieser Seite ihres Wesens ist die Weltmission der Gemeinde Jesu Christi begründet, insofern sie die Sozietät darstellt, die nicht nur dazu bestimmt ist, sondern auch die Fähigkeit hat, alle Menschen in sich aufzunehmen und zwar so, daß die Individualität des einzelnen nicht zerstört, sondern verklärt wird, daß die menschliche Persönlichkeit nicht aufgehoben, sondern vollendet wird. Nicht Uniformität sondern Unität kennzeichnet das Wesen der Gemeinde Jesu Christi, nicht Fusion ihrer Glieder, sondern Union gehört zu ihrem Charakter.

Die Aufgabe der Gemeinde Jesu Christi.

Die Hauptaufgabe der Gemeinde Jesu Christi ist das wirklich zu sein, was ihr Wesen ist.

Hieraus ergeben sich dann die verschiedenen Tätigkeiten, entsprechend den verschiedenen Seiten ihres Wesens.

Entsprechend ihrem innersten Wesen als die Darstellung der persönlichen Lebensgemeinschaft mit Gott, ist die Aufgabe der Gemeinde die Betätigung dieses Lebens aus und mit Gott zur Erlangung der göttlichen Heiligkeit, d. h. die Herausstellung des göttlichen Lebens und Wesens: die Gnade und das Heil, die Wahrheit und die Vollkommenheit in und für die Gemeinde. Dazu ist ihr als erstes das Predigtamt gegeben. Das Predigtamt hat es recht eigentlich mit dem persönlichen Leben zu tun; es hat die Gnade und das Heil zu verkündigen, den persönlichen Glauben zu wecken durch Wortverkündigung und Seelsorge. Persönliches Christentum muß vom Prediger gefordert werden. Persönliche Freiheit muß ihm gewahrt bleiben.

Als zweites ist der Gemeinde die Theologie gegeben. Auch sie hat ihren Grund in der Gemeinde selbst, indem sie einem Bedürfnis der Gemeinde entspringt: dem Bedürfnis nach Wahrheit und Einheit des Denkens. Soll die Theologie ihre Aufgabe erfüllen, so muß auch ihren Vertretern die persönliche Freiheit gewährt werden, das Recht der freien wissenschaftlichen Forschung. Ihre Schranken hat sie darin, daß sie sich an dem Leben des Herrn, wie es sich in der Gemeinde offenbart, zu orientieren und diesem Leben zu dienen hat.

Als drittes ist der Gemeinde die Schule gegeben. Die religiöse Unterweisung der Jugend, um sie in die persönliche Lebensgemeinschaft mit Gott zu bringen, ergibt sich nicht nur aus dem Selbsterhaltungsinstinkt der Gemeinde, sondern ist eine ihr vom Herrn besonders zugewiesene Aufgabe. Die Schwierigkeit der eigentlichen Schulfrage in unserem Lande liegt darin, daß die Gemeinde Jesu Christi sich nicht damit zufrieden geben kann, die Erziehung der Jugend ohne weiteres

oder ganz dem Staate zu überlassen, weil eben der Staat keinen Religionsunterricht erteilt. Die von der Kirche zu erstrebende Lösung der Schulfrage in diesem Lande wird nur möglich sein dadurch, daß die Kirche das Recht des Staates auf seinem Gebiete anerkennt und auch das Gute, das von seiner Seite geleistet wird, und sich dadurch die erziehlichen Institute des Staates zu Bundesgenossen zu machen sucht und selbst ein treuer Bundesgenosse zu sein sich bestrebt in der gewissenhaften Erfüllung ihrer besonderen Aufgabe. Niemals war dazu die Gelegenheit günstiger als wie bei der heutigen Auffassung des Ziels der Erziehung als die Heranbildung der Persönlichkeit, worin die moderne pädagogische Wissenschaft übereinstimmt mit dem Christentum.

Als eine göttliche Ordnung ist auch der S t a a t für die Gemeinde Christi da. Er ermöglicht der Gemeinde die Erfüllung ihrer sozialen Aufgaben, die Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft und des ganzen Volkes durch die Salz- und Lichtwirkungen, die von der Christenheit ausgehen, zum Volke Gottes.

Entsprechend dem Wesen der Gemeinde als Liebesgemeinschaft, ist die Aufgabe der Gemeinde die Heiligkeit ihrer Glieder durch die Erbauung und Förderung des einzelnen. Es gilt an das Gemeindebewußtsein zu appellieren, das Zugehörigkeitsgefühl zum Volke Gottes zu stärken, zum heiligen Volk, zum Volk des Eigentums, dessen Aufgabe es ist, zu verkündigen die Tugenden des, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte.

Dazu hat Christus der Gemeinde als erstes sein Gesetz gegeben, die G e r e c h t i g k e i t des Reiches Gottes wie sie in der Bergpredigt auseinandergelegt ist. Soll die Pflege der Gerechtigkeit in der Gemeinde wirklich zur Stärkung der Liebesgemeinschaft dienen, so muß vor allem das Grundgesetz des Reiches Gottes für das gegenseitige Verhältnis der Glieder der idealen Sozietät: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" beobachtet werden, d. h. ohne Ansehen der Person, Wertung jedes Gliedes als Persönlichkeit und in seiner Bedeutung für das Reich Gottes.

Als zweites hat der Herr seiner Gemeinde die Z u c h t anbefohlen, denn die Gemeinde kann nur dadurch die Lebensgemeinschaft mit Gott behalten, daß sie die Sünde von sich abstößt. Das ist ein wichtiges Kapitel, hochnötig für unsere Zeit. Soll die Zucht zur Stärkung des Zugehörigkeitsgefühls zur Gemeinde dienen, so muß sie von der Gemeinde selbst geübt werden, und ferner gilt zu beachten: „Zur christlichen Zucht gehört Barmherzigkeit, der ernste Wille zu helfen und den Sündigenden aufzurichten, nicht ihn zu verderben. Die Zucht wirkt unchristlich, wenn sie als Gewalt auf die Gemeinde drückt und die innerliche Einigung mit Gottes Willen durch den Druck eines dem Staat nachgemachten Strafvollzugs ersetzt." Die Gemeinde hat ihre Zucht im Dienste der Gnade zu üben nicht g e g e n den Sünder sondern f ü r ihn, nicht zu seiner Entehrung sondern zu seiner Aufrichtung, nicht um ihn zu zertrümmern, sondern um sein Leben zu retten.

Endlich als drittes sei noch genannt Arbeitsgemeinschaft. Teil zu haben an der göttlichen Lebensgemeinschaft bedingt Tätigkeit — kein Wachstum ohne Tätigkeit. Die Tätigkeit des Amts hat nie in der Untätigkeit, sondern in der Tätigkeit der Gemeinde ihr Ziel und ihre Frucht. „Ein Amt, das die Gemeinde passiv macht, ist unchristlich. Die Tätigkeit aller zu erwecken, auf einen einheitlichen Grund zu stellen, zu einem einheitlichen Ziel zu lenken, das ist die Funktion des Amtes."

Die dritte Seite des Wesens der Gemeinde Christi, nach welcher sie die Fähigkeit hat, alle Menschen in sich aufzunehmen, stellt ihr die Aufgabe ihrer Weltmission, ihrer Mission an der ganzen Menschheit. Diese Aufgabe ist zugleich bedingt durch die Gefahr, die der Gemeinde Jesu nach dieser Seite ihres Wesens droht: die Gefahr der Verweltlichung. Soll die Gemeinde nicht der Welt unterliegen durch den Assimilationsprozeß, in welchen sie als geschichtliche Erscheinung und wegen ihrer Eigenart hineingestellt ist, so muß sie die Welt erobern, muß Innere Mission, Heidenmission und soziale Arbeit treiben. Soll die Gemeinde nicht auf das Niveau einer blos menschlichen Sozietät herabsinken, vermenschlichen, so muß sie die Menschheit zum Volke Gottes machen.

Das Ziel der Gemeinde Jesu Christi.

Wie Christus durch sein Erscheinen in der Welt den Grund der Gemeinde Jesu Christi gelegt hat, wie er durch seine bleibende Gegenwart im Geiste die Gemeinde zur Erfüllung ihrer Aufgabe befähigt, so ist er es auch, der die Gemeinde zum Ziele führt. Dies Ziel ist nichts anderes als die Idee seiner Person, seines Lebens und seines Wirkens zu verwirklichen: diese Erde zur Offenbarungsstätte der Herrlichkeit Gottes zu machen. Dies Ziel in seiner Verwirklichung ist so erhaben, daß Menschengeist es nicht zu fassen vermag. Lassen Sie es mich schildern mit den Worten derer, die zu diesem Zwecke eine Vorausschau jener Zeit im Geiste empfangen haben.

Was die Seite des Wesens der Gemeinde Jesu Christi betrifft, nach der sie berufen ist, die göttliche Lebensgemeinschaft darzustellen, gilt ihr das Wort: „Christus hat geliebt die Gemeine und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, und hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, auf daß er sie ihm selbst darstellete, eine Gemeinde, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel, oder des etwas, sondern daß sie sei heilig und unsträflich."

Nach der Seite ihres Wesens, nach der sie berufen ist, die ideale menschliche Sozietät, die vollkommene Liebesgemeinschaft darzustellen, hat der Herr selbst ihr Ziel gekennzeichnet mit dem Wort: „Eine Herde und ein Hirte."

Nach der Seite ihres Wesens, nach der sie berufen ist, „alle Dinge zusammenzufassen in Christo, beide, das im Himmel und auf Erden ist, durch ihn," gilt ihr die überaus herrliche Schilderung in der Offenbarung Johannes: „Und ich, Johannes, sah die heilige Stadt,

das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann. Und hörte eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen wird ihr Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das erste ist vergangen. Und der auf dem Stuhl saß sprach: Siehe ich mache alles neu. Amen."

Thesen.

I. Das Christentum ist die Religion der Persönlichkeit.

1. Das Wesen des Christentums ist die persönliche Lebensgemeinschaft mit Gott, oder Glaube an Gott durch Christum.

2. Die Aufgabe des Christentums ist die Heranbildung der Persönlichkeit im Menschen, oder die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes im Menschen (Ephes. 4, 13: zum vollkommenen Mann nach dem Maße der vollkommenen Größe Christi).

3. Das Ziel des Christentums ist eine geeinigte Menschheit durch Jesum Christum in Gott, oder die Königsherrschaft Gottes auf Erden.

II. Das Christentum als Religion der Persönlichkeit kommt zur sichtbaren Darstellung in der Welt durch Persönlichkeiten, durch die Christenheit, oder in der Sozietät, die wir die Gemeinde Jesu Christi nennen.

1. Die Gemeinde Jesu Christi als die sichtbare Darstellung des Christentums in der Welt ist die Gesammtheit der durch Christum Geretteten und an ihn Gläubigen.

2. Die Gemeinde Jesu Christi als das Organ des Christentums hat die Bestimmung, sein Wesen in der Welt zur Darstellung zu bringen, seine Aufgabe an der Menschenwelt zu erfüllen, und sein Ziel für die Welt zu verwirklichen.

3. Gemeinde Jesu Christi heißt sie nicht nur, weil sie die Frucht seiner Erscheinung ist, sondern weil sie zugleich das lebendige Zeugnis seines Fortwirkens in der Welt ist.

III. Das Wesen der Gemeinde Jesu Christi:

1. Nach ihrem innersten Wesen ist die Gemeinde Jesu Christi die Darstellung der persönlichen Lebensgemeinschaft zwischen Gott und Mensch, wie sie im Leben Christi offenbar geworden ist.

2. Nach dem Verhältnis ihrer Glieder untereinander ist die Gemeinde Jesu Christi Liebesgemeinschaft, das irdische Abbild des innertrinitarischen Verhältnisses, wie es in der Liebe Jesu zu seinen Jüngern zur höchsten irdischen Darstellung gekommen ist.

3. Nach ihrem Verhältnis zur Welt ist die Gemeinde Jesu Christi die Darstellung des Reiches Gottes in seiner die ganze Menschheit umfassenden Universalität, wie sie im Versöhnungswerke Christi zum vollsten Ausdrucke gebracht worden ist.

IV. Die Aufgabe der Gemeinde Jesu Christi: Die eigentliche Aufgabe der Gemeinde Jesu Christi ist, das wirklich zu sein, was ihr Wesen ist. Hieraus ergeben sich dann ihre verschiedenen Tätigkeiten entsprechend den verschiedenen Seiten ihres Wesens.

1. Entsprechend ihrem innersten Wesen als die Darstellung der persönlichen Lebensgemeinschaft mit Gott ist die Aufgabe der Gemeinde die Betätigung dieses Lebens aus und mit Gott zur Erlangung der göttlichen Heiligkeit, d. h. die Herausstellung des göttlichen Wesens und Lebens: die Gnade und das Heil, die Wahrheit und die Vollkommenheit im Leben der Gemeinde und für die Gemeinde.

2. Entsprechend dem Wesen der Gemeinde als Liebesgemeinschaft ist die Aufgabe der Gemeinde die Heiligkeit ihrer Glieder durch die Förderung des einzelnen und durch die Stärkung der Einheit.

3. Entsprechend der Seite ihres Wesens, nach welcher die Gemeinde Jesu Christi die Fähigkeit hat, alle Menschen in sich aufzunehmen, hat sie die Aufgabe der Weltmission.

V. Das Ziel der Gemeinde Jesu Christi: Wie Christus durch sein Erscheinen in der Welt den Grund der Gemeinde Jesu Christi gelegt hat, wie er durch seine bleibende Gegenwart im Geiste die Gemeinde zur Erfüllung ihrer Aufgabe befähigt, so ist er es auch, der die Gemeinde zum Ziele führt.

1. Die vollendete Heiligkeit der Gemeinde.

2. Die vollendete Einheit des Menschengeschlechts.

3. Die vollendete Welt im Reiche Gottes — die Königsherrschaft Gottes auf Erden, da Gott wird sein alles in allem.

Anhang zu obigem Referat: eine spezifische Frage betreffend das Wesen, die Aufgabe und das Ziel unserer evangelischen Kirche in diesem Lande.

Die Sprachenfrage.

I. Die Sprache gehört nicht zum innersten Wesen, sondern zur geschichtlichen Erscheinung der evangelischen Kirche:

1. Ihr innerstes Wesen erhebt sie über alle Modalitäten des menschlichen Lebens, wie Sprache, Sitte, Verfassung und Bekenntnis.

2. Ihrer geschichtlichen Erscheinung nach hat unsere Kirche ihre Wurzeln in dem Werke der deutschen Reformation. Der Unterschied zwischen der Kirche der Reformation und der katholischen Kirche ist aber nicht bloß ein Unterschied der Lehre, sondern auch ein Unterschied der Grundsätze für Bekenntnis, Verfassung, und den ganzen Habitus des christlichen Lebens.

a. Für die Lehre ist Norm in der Kirche der Reformation die Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi.

b. Für das christliche Leben ist Norm die aus dem Evangelium entspringende Freiheit, d. h. Freiheit des Denkens, des Bekenntnisses, der Formen etc.

II. Die christliche Freiheit hat ihre Maßstäbe:

1. An dem Urteil der Gesammtgemeinde, sofern nicht die Majorität, sondern der geistliche Stand der Gemeinde, d. i. das in ihr vom Geist gewirkte Denken, Fühlen und Wollen, wie es in Bekenntnis, Sitte und Verfassung zum Ausdruck kommt, ausschlaggebend ist.

2. An dem geschichtlich Gewordenen, d. h., nicht an dem ganzen „Wandel der Väter," sondern nur an dem Guten, dem wirklich vom Geiste Geschaffenen im Menschen und in der Kirche.

a. Das geschichtlich Gewordene ist aber nicht ein Fertiges, ein fester Bestand, sondern ist zugleich ein Werdendes und ist als solches mitbedingt durch den Hintergrund von Nationalität, Staatsverfassung, Volkscharakter etc.

b. Das geschichtlich Gewordene bedeutet wohl den Grundzug, der einer besonderen Kirchengemeinschaft eignet, schließt aber nicht aus die Assimilationsfähigkeit der Gemeinschaft für das Gute und Beste, wo es auch zu finden sei.

Schlußfolgerungen:

1. Die deutsche evangelische Kirche von Nord-Amerika hat ihre Wurzeln in der deutschen Reformation; ihr geschichtlicher Hintergrund ist nicht das nationale Deutschtum, sondern das deutsche Geistesleben: Wissenschaft, Theologie etc.

2. Das geschichtlich Gewordene als etwas Werdendes bedeutet im Blick auf unsere evangelische Kirche, daß ihr gegenwärtiger Charakter die Nationalität, den Volkscharakter dieses Landes wiederspiegelt, und zwar der Natur der Sache nach.

3. Die Aufgabe der Deutschen Evangelischen Kirche von Nord-Amerika ist die, das Erbe, das sie nächst dem Evangelium selbst dem deutschen Geistesleben verdankt, nicht im Schweißtuch zu verbergen,, sondern als das ihr anvertraute Pfund anzusehen, mit dem sie diesem Land und der Kirche dieses Landes zu dienen hat. („Wer sein Leben lieb hat wird es verlieren etc.")

4. Zur Erfüllung ihrer Aufgabe als Deutsche Evangelische Kirche ist daher zweierlei notwendig:

a. Daß sie den Kontakt mit dem deutschen Geistesleben wirklich aufrecht erhalte, d. h. ganz anders als bisher geschehen ist, durch den Besuch deutscher Universitäten etc.

b. Daß sie nicht wie so oft bisher, durch ablehnende Stellungnahme gegen das spezifisch amerikanische Christentum und die amerikanische Theologie sich ihrem Einfluß entziehe mit Verkennung des Guten, das sie haben, was nicht nur ein törichtes — provinziales —, sondern auch wie unsere Entwicklung beweist, ein

vergebliches Beginnen ist; vielmehr muß sie der deutschen Weltoffenheit entsprechend und dem deutschen Vorbild folgend in lebhaften Gedankenaustausch treten und innigere Beziehungen pflegen mit den englisch-redenden Kirchen und Universitäten dieses Landes.

5. Die Deutsche Evangelische Kirche von Nord-Amerika hat sich ihres Zieles bewußt zu bleiben, welches nicht darin besteht, zunächst das Deutschtum zu pflegen, sondern das Reich Gottes zu bauen. Hinter diesem einen großen Ziel und Zweck der Gemeinde Gottes auf Erden, müssen alle Sonderzwecke und Sonderinteressen zurücktreten.

a. Es darf nicht sein, daß die Interessen des Reiches Gottes in unserer Kirche dadurch gefährdet werden, daß man es versäumt, „den Amerikanern ein Amerikaner zu werden" in Sprache, Sitte etc.

b. Um des Reiches Gottes willen dürfen wir es nicht dulden, daß unseren Studenten der Theologie die Gelegenheit genommen werde, sich deutsches Geistesleben anzueignen als die beste wissenschaftliche Ausrüstung für ihr Amt, damit sie den erhöhten Forderungen unsrer Zeit genügen können.

c. Wir dürfen es nicht dulden, — und das gilt allen Kirchen — daß es in der Gemeinde Jesu Christi so etwas gibt wie „Ansehen der Person" und was sich damit verbindet, Mißachtung der Persönlichkeit.

Eine kritische Mißhandlung von Joh. 20, 1—18.

(Von Prof. G. Brändli.)

Mehr als je ist gegenwärtig die negative Kritik emsig tätig, die Grundlagen unseres christlichen Glaubens zu untergraben. Die Religionsphilosophie im Verein mit der sogenannten religionsgeschichtlichen Schule arbeiten an diesem Zerstörungswerk, und in jüngster Zeit hat sich auch die neutestamentliche Textkritik in den Dienst dieser edlen Sache gestellt. Man hat eben ganz richtig erkannt, daß erst wenn die Quellenschriften der christlichen Religion ihrer Autorität beraubt sind, und nicht mehr gelten, als das was sie sein wollen: der feste und zuverlässige Grund unseres Glaubens, daß dann der Kampf wider Christum und seine Sache erst mit Aussicht auf Erfolg geführt werden kann. Denn die Dogmatik der äußersten Linken läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, was auf ihrer Seite das Ziel des Strebens ist.

Es erscheint darum notwendig, gelegentlich einmal eine Arbeit, die hauptsächlich mit textkritischen Argumenten operiert, und es sich zur Aufgabe macht, die absolute Unzuverlässigkeit eines uns überlieferten Textes nachzuweisen, genauer ins Auge zu fassen. Ein klassisches Beispiel für die Art und Weise, wie die negative Kritik zu ihren wissenschaftlichen Ergebnissen gelangt, ist die Abhandlung in „Theologische Studien und Kritiken," Jahrgang 1913, viertes Heft: Ueber die Christophanie der Mutter Jesu. Von Lic. Martin

Albertz, Pfarrer in Stampen bei Breslau. Wir werden im Folgenden hauptsächlich das beigebrachte textkritische Material einer Prüfung unterziehen, da es die Grundlage für die übrigen Ergebnisse bildet, zu denen Albertz gelangt.

Das Problem wird gleich zu Anfang folgendermaßen formuliert: „Welcher Maria ist die im Evangelium Joh. 20, 1—18 erzählte Erscheinung des Auferstandenen nach der Meinung des Evangelisten zuteil geworden?“ — Und das Resultat der Untersuchung ist am Schluß kurz und bündig mit folgenden Worten gegeben: „In Joh. 20, 1—18 liegt somit eine Erzählung von der Christophanie der Mutter Jesu vor, die, wenn sie von den mit ihr verbundenen Stücken gelöst wird, eine glaubwürdige Ueberlieferung noch erkennen läßt.“ — Die Stücke, die ursprünglich nicht in diesem Zusammenhang zu lesen waren, sind nach Albertz die Verse 2—10, sowie die Angelophanie in den Versen 11b—14a. Diese beiden Stücke tragen nach Albertz so ausgesprochen synoptischen Charakter, daß sie unmöglich ursprünglich zum johanneischen Text gehört haben können.[1]) Dieser Abschnitt würde also zwei verschiedene Zweige am Baum der christlichen Tradition repräsentieren, einen johanneischen und einen erst später hinzugekommenen synoptischen. Das echt johanneische Gut in diesem Abschnitt beschränkt sich auf Joh. 20, Verse 1 und 14b—18. Dieser Abschnitt enthält eine echt johanneische Erzählung, aber nicht eine Erscheinung des Auferstandenen, die der Maria Madalena, sondern Maria der Mutter Jesu zu teil wurde. Da der Name Maria ohne irgend einen erklärenden Zusatz in Vers 11 und 16 genannt ist, und nach Blaß der Zusatz „Magdalena“ als erklärende Glosse, die nicht ursprünglich zum Text gehört, zu streichen ist, so bleibt also nur noch die Magdalena in Vers 1 übrig, und es fragt sich nur, ob nicht auch dieses Epitheton als ein späteres Einschieben in den johanneischen Text erwiesen werden kann, damit erst ist der Weg offen zur Erweisung der Angelophanie der Mutter Jesu. Bedeutend erleichtert und gesicherter wird dieser Nachweis nach Albertz noch, wenn auch aus 19, 25 die „Maria Magdalena“ aus dem Text gestrichen wird, denn schon dieser Name macht den betreffenden Vers sehr stark der Interpolation verdächtig. Nachdem dann die Magdalena glücklich aus dem johanneischen Text entfernt ist, steht kaum noch ein Hindernis

---

1) Es ist instruktiv schon hier darauf hinzuweisen, wie Albertz zu seinen kritischen Ergebnissen gelangt. Er sagt z. B. auf Seite 497: Verdächtig ist in johanneischem Zusammenhange zunächst die Angelophanie 11b—14a. Wie die Engel plötzlich am Grabe auftauchen ist dunkel! — Besonders schwierig sind endlich die beiden Umdrehungen V. 14 und V. 16. — Die erste „Umdrehung“ wird von A. als ursprünglich der synoptischen Ueberlieferung zugehörig erklärt, die zweite dagegen ist echt johanneisches Gut. — Solche Dunkelheiten und Schwierigkeiten, die nur für den existiren, dem die kritische Sezierarbeit zum unabweisbaren Bedürfnis geworden ist, geben also die Maßstäbe ab für die neutestamentliche Quellenkritik. — Nach Albertz hat erst die ungeschickte Verquickung der synoptischen Magdalenengeschichten mit der johanneischen Mariengeschichte unseren Textus Receptus von Joh. 20, 1—18 ergeben. Und es ist somit nur verwunderlich, daß erst ein Gelehrter des 20. Jahrhunderts auf diesen Tatbestand aufmerksam geworden ist.

im Wege für die Darstellung, die nun Albertz gibt: Maria, die Mutter Jesu, die im Evangelium schon 2, 1ff ausgezeichnet wird, auch 19, 26ff eine so bedeutende Rolle spielt, wird endlich zum dritten Mal 20, 1 und 14—18 ausgezeichnet, indem Jusus sie der ersten Erscheinung am Ostermorgen würdigt! Die in Vers 2—10 eingeschobene Geschichte von der „Konkurrenz" der beiden Jünger, sowie der sehr verdächtige Bericht von der Engelerscheinung, sind nach Albertz nur sehr lose mit der ursprünglichen johanneischen Erzählung verknüpft. Leicht erkennt man die Fugen und Unstimmigkeiten, die durch die Zusammenarbeitung dieser heterogenen Bestandteile verursacht werden. Und man muß sich nur darüber wundern, daß erst Albertz diesen höchst interessanten Sachverhalt entdeckt hat. Freilich ist gerade darum die Frage umsomehr geboten, wie Albertz zu seinen merkwürdigen Ergebnissen gekommen ist, hauptsächlich, woher er sein Wissen hat um den ursprünglichen und nachher verderbten Johannestext.

Ephräm, der Syrer ist hier sein Hauptgewährsmann. Dieser hat nämlich ohne Zweifel die Erzählung Joh. 20, 1—18 auf Maria, die Mutter Jesu bezogen. Wie er auf diese Idee kam, ist freilich nicht erklärt mit dem vollklingenden Wort A.s: „Und seine Annahme gewinnt dadurch Bedeutung, daß er sie als Kommentator zu Tatians Diatessaron macht." (a. a. O. 484). Wenn uns die betreffenden Stellen aus Tatians Diatessaron vorliegen würden in der Gestalt wie sie Ephräm vorlagen, dann ließe es sich entscheiden, wieviel Albertzs weitere Behauptung zu bedeuten hat, daß nämlich Ephräm seine Vorlage, Tatians Diatessaron, in diesem Punkt richtig wiedergegeben habe. Einer so willkürlichen Behauptung noch den Satz beizufügen: „Will man dies bezweifeln, so hat man die Last des Beweises zu tragen," bezeichnet den Gipfelpunkt der Anmaßung, umsomehr als Albertz nicht den geringsten Versuch macht, seine Vermutung, denn mehr ist es nicht, als das einzig Mögliche und Richtige zu erhärten. Auch Albertz muß wissen, daß Ephräm zwar seinem Kommentarwerk das Diatessaron als Text im allgemeinen zugrunde gelegt hat. aber weit davon entfernt ist, sich sklavisch genau daran zu binden. Er hat nachweislich auch andere syrische, ja sogar griechische Texte benützt, und auch seine Hauptvorlage nicht immer genau wiedergegeben. Wer will nun dafür bürgen, daß gerade an den fraglichen Stellen der Text des Diatessaron auch nur berücksichtigt ist? Ueberhaupt ist dieses Kommentarwerk Ephräms ein Werk eigener Art. Am wahrscheinlichsten sind es Nachschriften von exegetischen Vorlesungen, möglicherweise auch nur, wenn Zahns Vermutung sich bestätigen sollte (Gesch. des n. t. Kanon 1, 390), „das Kollegienheft eines Schülers Ephräms." Zu alledem kommt noch, daß wir Ephräms Kommentar nur in einer armenischen Uebersetzung besitzen, die zwar im fünften Jahrhundert entstanden sein soll, aber nur in zwei Handschriften aus dem 11. Jahrhundert uns bekannt ist. Wer will behaupten, daß der Tatiantext in den 900 Jahren, die zwischen ihm und

der uns vorliegenden armenischen Recension liegen, völlig intakt geblieben sei? Und wenn wir noch den Text des Diatessaron besäßen, der dem Ephräm als Vorlage diente, so ist zu bedenken, daß derselbe zur Zeit Ephräms bereits eine Geschichte von 200 Jahren hinter sich hatte. Ob also Ephräm überhaupt noch den echten und unversehrten Tatiantext hatte, ist sehr fraglich, insbesondere, wenn wir als Parallele in Vergleich ziehen die Geschichte des vorhieronymianischen lateinischen Bibeltextes.

Wie Ephräm dazu kam, die Maria in Joh. 20, 1, für die Mutter Jesu zu erklären, darüber wird es kaum je volle Gewißhrit geben. Sicher ist nur, daß er hierbei nicht den ihm vorliegenden Text des Diatessaron Tatians wiedergibt. Sehr wahrscheinlich ist Zahns Annahme (Komm. zum Joh. Ev. 1908, Seite 661, Anm. 41): „die Anordnung der Texte im Diatessaron" habe ihn hiezu verleitet. Ephräm wäre also in einem Irrtum befangen gewesen, wenn er geglaubt hätte, Tatians Meinung wiederzugeben, indem er die Maria Joh. 20, 1 für die Mutter Jesu erklärte. Möglicherweise war es auch eine seiner nebenher benützten griechischen Vorlagen, deren Verständnis ihm aber nur durch Vermittlung anderer, oder aus Randglossen seines syrischen Textes, erschlossen wurden, deren Mißverstand ihn zu dieser Hypothese verleitet haben mochte. Albertz beruft sich zwar zur Erhärtung der Richtigkeit und Ursprünglichkeit dieser Auffassung auch auf die Frauengestalten bei Johannes, ohne jedoch zu bedenken, daß seine diesbezüglichen Folgerungen schon deshalb hinfällig sind, weil die Mutter Jesu bei Johannes nie mit ihrem Namen, sondern immer in der Umschreibung genannt wird: die Mutter Jesu, 2, 1. 3; oder: seine Mutter, 2, 5; 19, 25. 26. Ein Gelehrter, der ein so feines Gefühl für das echt johanneische vorgibt, sollte von diesem Feingefühl besser angeleitet werden.

Ferner verweist Zahn (Forschungen I, 1881, § 98, Seite 217) mit gutem Recht auf eine Stelle aus den Homilien des Aphraates, dieses um etwa 30 Jahre älteren Zeitgenossen Ephräms. Die betreffenden Worte lauten: „Stand er auf und erschien der Maria Magdalena und den zweien seiner Jünger, als sie auf dem Wege gingen." — Die Beweiskraft dieser Stelle wird nicht aufgehoben durch die oberflächliche Bemerkung Albertz (484): „Dieses Zitat hat mit Joh. 20 nichts zu schaffen, sondern stammt aus Mc. 16, 9. 12. Das Wort darf daher hier nicht herangezogen werden." Damit geht Albertz wieder zur Tagesordnung über. Wir erlauben uns dagegen, dieses hier unerlaubte Wort des Aphraates noch etwas näher anzusehen. — Es unterliegt allerdings durchaus keinem Zweifel, daß unser urechter Markusschluß schon von Tatian in seinem Diatessaron verarbeitet worden ist. Aber Albertz scheint ganz übersehen zu haben, daß das Wort des Aphraates nicht diesem Markusschluß entnommen sein kann; sondern, in der von Aphraates überlieferten Form, dessen Quellen, Joh. 20, 1—18 und Luk. 24, 13ff., sich in durchaus charakteristischer Weise

anschließt. „Auf dem Wege," dieser Zusatz, den wir im Markusschluß vergebens suchen, findet sich zweimal im Lukastext, 24, 32. 35. Stammt demnach diese Notiz des Aphraates über die beiden Jünger nicht aus Markus, sondern aus Lukas, so ist es naheliegend, auch die Notiz über Maria Magdalena nicht aus Markus, sondern aus Johannes abzuleiten. Die Berechtigung hiezu ist um so größer, als wiederum die Notiz des Aphraates in einem entscheidenden Charakteristikum mit der Johanneischen Recension übereinstimmt und nicht mit der Darstellung im Markusschluß. Ausdrücklich wird diese Erscheinung des Auferstandenen bei Markus als „erste bestimmt, eine Bestimmung, die nur als Reflexion aus der johanneischen Darstellung gelten kann. Wäre nun Aphraates der kurzen Notiz bei Markus gefolgt, so wäre nicht einzusehen, warum er die Bestimmung dieser Erscheinung als der ersten sollte weggelassen haben. Folgte er aber dem Text des Johannes, so entspricht seine Notiz durchaus der johanneischen Darstellung. Denn es ist Maria Magdalena, die nach Johannes einer Erscheinung des Auferstandenen gewürdigt wird, wie nach Lukas die beiden Jünger auf dem Wege. Da nun erwiesen ist, daß Aphraates für seine Homilien als textuelle Grundlage ausschließlich Tatians Diatessaron benützte, und daß wo sein Evangelientext von dem des Ephräm abweicht, jedenfalls Aphraates, und nicht Ephräm, den ursprünglichen Tatiantext darbietet, da nicht für den Ersteren, wohl aber für den Letzteren die Möglichkeit vorliegt, daß er seinen Text aus anderen Quellen schöpft, oder doch ihn aus solchen ergänzt und emendiert, also nicht immer den Text von Tatians Diatessaron bietet, so mutet einen die Sicherheit eigentümlich an, mit der Alberß behauptet: „Die Vermutung, daß in Joh. 20 die Mutter Jesu gemeint sei, hat Ephräm aus Tatians Diatessaron herausgelesen. Das war unmöglich, wenn in ihm an der entsprechenden Stelle ἡ Μαγδαληνή gestanden hätte." — Nehmen wir noch hinzu, daß zur Zeit Ephräms Tatians Diatessaron-Text bereits zwei Jahrhunderte der Entwicklung hinter sich hatte, so läßt sich ermessen, wie wenig Gewicht dem großen Wort von Alberß (486) beizulegen ist: „Die Auffassung" (daß nämlich Joh. 20, 1 von der Mutter Jesu rede) „ragt ins zweite Jahrhundert hinauf und ist in der Mitte des vierten Jahrhunderts bei dem größten Lehrer der syrischen Kirche unbestrittene Ansicht. Ueberall, wo Tatians Diatessaron heilige Schrift war, war sie vorhanden oder wenigstens möglich!" — **„Oder wenigstens möglich!"** — Diese Wendung reduziert allerdings das kühne vorhergehende Urteil ganz bedeutend, denn für solche, die noch Wirklichkeit und Möglichkeit voneinander zu unterscheiden wissen, heißt das in schlichte deutsche Sprache übergetragen: Diese Auffassung war in den genannten Kreisen möglicherweise auch gar nicht wirklich vorhanden! In diesem Fall aber reicht dieselbe jedenfalls nicht bis ins zweite Jahrhundert hinauf, sie beruht vielmehr höchst wahrscheinlich auf einem Versehen des größten Lehrers der syrischen Kirche, den das vierte Jahrhundert aufweist.

Es wäre somit nur ein böser Zufall, dem wir die als allein richtig ausgeschriebene Lesart von Joh. 20, 1 verdanken, die Albertz so warm empfiehlt.

„Den gleichen Sachverhalt" wie bei Ephräm, findet Albertz auch in den Quaestiones et Responsiones ad Orthodoxos, die ursprünglich dem Justin, dann auch dem Theodoret, und endlich noch dem Diodor von Tharsus zugeschrieben worden sind. Zwei Handschriften dieser Quästiones sind noch vorhanden: Cod. Par. Gr. 450, P., aus dem Jahre 1364 und Cod. 273 H. (olim 452) membr., saec. X. — Die mit H. bezeichnete Handschrift liest: "Der Herr sprach zu Maria nach der Auferstehung: Rühre mich nicht an!" — Den gleichen Text bietet an der entsprechenden Stelle Codex P., nur setzt er vor „Maria" noch den erklärenden Zusatz „der Mutter." — Nach Albertz (485) steht von vornherein fest, daß die Handschrift aus dem zehnten Jahrhundert „eine sekundäre Korrektur" der Lesart ist, welche die Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert bietet. Wenn wir nur noch die gemeinsame Vorlage hätten, die den beiden Handschriften zugrunde liegt oder auf die sie zurückzuführen sind, dann wäre der Streit um die ursprüngliche Lesart leicht zu entscheiden. So aber ist die Behauptung Albertz, daß in diesem Falle P. den Vorzug verdiene, weil er die schwerere Lesart biete, ebenso willkürlich wie nichtssagend. Denn er wendet hier einen textkritischen Kanon auf einen Fall an, auf den er nicht paßt. Offenbar ist doch die Beifügung in P. ein erklärender Zusatz, der das Verständnis des Textes erleichtern soll für den, der aus dem Namen „Maria" allein nicht das herauslesen kann, was der Schreiber dieses Textes hineinlegt. So beurteilt ist aber der Text von H. der schwerere, somit der, welcher entschieden den Vorzug verdient. Aber die „Magdalena" Joh. 20, 1 muß ja um jeden Preis aus der synoptischen Tradition eingeschmuggelt sein, sonst ist es eben mit der Christophanie der Mutter Jesu nichts! Und darum muß eine Handschrift aus dem zehnten Jahrhundert die Emendation bieten zu einer abweichenden Lesart, die in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts sich findet. An sich wäre ja die Sache gar nicht undenkbar, aber ohne handschriftliches Zeugenmaterial, das die Richtigkeit einer solchen Behauptung dartut, kann dieselbe auch ein Trugschluß sein. Die einzige Autorität, die von Albertz für diese Hypothese zitiert wird, ist Harnack (485, Anm. 5). Harnack äußert sich über das Verhältnis Diodors zu den Quästionen gelegentlich sehr vorsichtig (P. R. E. IV. 3, 674, 1 in. 59 ff.): „Daß die pseudojustinischen Quaestiones et Responsiones ad Orthodoxos von Diodor verfaßt sind, hat La Croza mit guten Gründen behauptet. Die in Vergessenheit geratene Hypothese bedarf aber noch der Nachprüfung. Bewahrheitet sie sich, so ist eine sehr umfangreiche Quelle für die Kenntnis Diodors erschlossen." Wenn nun indessen Harnack selber diese notwendige Nachprüfung vorgenommen hat in seinem „Diodor von Tharsus," 1901, (T. U. XXI., 4), und wenn nun auch zur Evidenz erwiesen ist, daß „das scharfsinnige

Haupt der Antiochener selber: der Verfasser der Quästiones ist, so sind wir angesichts des vorliegenden Problems auch damit um keinen Schritt vorwärts gebracht, da die beiden einzigen vorhandenen Handschriften der Quästiones uns zwei verschiedene Lesarten bieten, von denen wir nicht entscheiden können, welche auf Diodor zurückgeht, und welche die spätere Textemendation repräsentiert. Aber um solche Kleinigkeiten kümmert sich ein Mann wie Albertz nicht im Geringsten. Wie könnte er es sonst wagen von seiner „Christophanie der Mutter Jesu" zu behaupten: „Aber auch in der griechischen Kirche war sie nicht eine Winkelmeinung: ein ausgezeichneter Gelehrter, der als Autorität galt, läßt sie ohne Widerspruch passieren!" Man traut seinen Augen kaum, wenn man solche Sätze liest, nachdem man auch von ihrer Begründung gebührend Notiz genommen hat.

In Wirklichkeit teilt sich das für unsere Frage in Betracht kommende textkritische Material in zwei sehr ungleiche Gruppen. Auf unserer Seite stehen sämtliche bekannten Handschriften von neutestamentlichen Texten, sowie die alten Uebersetzungen, die, falls sie bei Joh. 20, 1 nicht zufällig eine Lücke aufweisen, alle einstimmig „Maria Magdalena" als die Frau nennen, welcher Jesus in der Frühe des Ostermorgens erschien. Wenn dieses einstimmige Zeugnis kein Gewicht haben soll, wo will dann Albertz mit seinen beiden Zeugen Ephräm und Diodor hin, die beide dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts angehören und die in unserer Frage noch dazu recht obskure Zeugen sind, da man vom ersten nicht weiß, wo er eigentlich seine Weisheit her hat, und vom zweiten noch nicht einmal bestimmt weiß, wie er an der entsprechenden Stelle, die entscheidendes Gewicht hätte, gelesen hat. Und gegen die angeblich von ihnen bezeugte Lesart steht überdies, wie wir gesehen haben, das Zeugnis ihres älteren Zeitgenossen Aphraates, das uns hinaufführt bis ins zweite Jahrhundert, da sein Evangelientext auf das Diatessaron des Tatian zurückzuführen ist. Ferner haben wir es als erwiesen angenommen, daß die Quästiones wirklich von Diodor stammen, aber auch dann sind jedenfalls die tausend Jahre zu bedenken, die zwischen Diodor und dem Codex P. liegen,[2]) ein Umstand, der wohl der Erwägung wert ist, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, ob uns in Codex P. an der fraglichen Stelle Diodors Text rein überliefert ist, und das muß um so ernstlicher erwogen werden, da eine Handschrift aus dem zehnten Jahrhundert, der Codex H., eine Lesart enthält, die nur den Namen „Maria" ohne Epitheton bietet, was um so leichter erklärlich ist, als ja für einen Kenner des damals allgemein rezipierten Johannestextes ohne Weiteres verständlich war, welche Maria gemeint ist. Einen Fingerzeig bietet auch die Randglosse eines Lesers der Hand-

---

2) Das ist um so bemerkenswerter, als unsere ältesten neutestamentlichen递zeugen nicht etwa späte Kopien von Texten aus dem vierten Jahrhundert sind, wie die beiden Handschriften der Quästiones, sondern wirkliche Handschriften aus dem vierten und fünften Jahrhundert.

schrift aus dem vierzehnten Jahrhundert, der vermutet, daß die Verwechslung der beiden Marien auf das Konto eines Abschreibers zu setzen sei. Jedenfalls ist nur soviel absolut sicher, daß gegen Ende des vierten Jahrhunderts die Spur einer Lesart von Joh. 20, 1 auftaucht, die sich gegenüber der allgemein rezipierten niemals Geltung verschafft hat, die, indem sie völlig isoliert dasteht, ähnlich wie jene berüchtigte Lesart des Syrus Sinaiticus zu Matth. 1, 16: „Joseph, mit dem die Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jesus" — eine Lesart, die trotz ihrer absoluten Isoliertheit sofort als der ursprüngliche Matthäustext proklamiert worden ist, nachdem er im Jahr 1892 aus seiner stillen Verborgenheit ans Licht gezogen worden war.

Nur noch auf zwei charakteristische Punkte in den Darlegungen Albertz sei hier hingewiesen. Auf Seite 488 plädiert er für die Richtigkeit des kürzeren Textes, den er Tatian-Ephräm zuschreibt, weil er offenbar vergessen hat, daß er auf Seite 485 so warm für die Richtigkeit des längeren Textes des Pseudo-Justin eingetreten ist? Oder geschieht das darum, weil der kürzere Text seines Tatian-Ephräm lautet „Maria," und der längere Text des Pseudo-Justin: „die Mutter Maria?" — Hier verdient der längere Text von P. den Vorzug vor dem kürzeren von H., weil Harnack es so haben will. Dort beruft sich Albertz für den kürzeren Text auf den allgemein textkritischen Kanon, „daß es überhaupt in der Tendenz der Verdeutlichung zumal eines heiligen Textes liegt, wenn ein explikativer Zusatz gemacht wird, während das einmal vorhandene explicit nicht leicht weggelassen wird, und daraus ergibt sich dann, daß der ursprüngliche Text von Joh. 20, 1. 18 einfach „Maria" enthalten haben muß. An Joh. 20, 18 wird dann die Probe auf dieses Exempel gemacht. Hier empfiehlt nämlich Blaß das Explizit „Magdalena" zu streichen. Denn es bot sich in diesem Fall ganz ungesucht an, aber nicht aus der synoptischen Tradition, wie Albertz uns glauben machen will, sondern aus Vers 1, wo es zum eisernen Bestand der johanneischen Ueberlieferung gehört. Von der „Tatianischen Lesart" (Albertz 488) von Joh. 20, 1ff., wissen wir ziemlich sicher durch des Aphraates Vermittlung, daß sie unserer rezipierten Lesart ähnlich gesehen haben muß wie ein Ei dem andern. Dagegen gibt Albertz vor, „sicher" zu wissen (487), daß Tatian-Ephräm „Magdalena" nicht gelesen haben. Woher dieses sichere Wissen stammt, darüber läßt er uns freilich in völligem Dunkel — man müßte denn annehmen, daß die zwei sich widersprechenden Rezensionen der Quästiones aus dem zehnten und vierzehnten Jahrhundert ihm das nötige Licht gaben; oder daß die beiden unvereinbaren Darlegungen, einerseits des Aphraates, der aus Tatian schöpft, andererseits des Ephräm, der seinen Text oft wer weiß woher entlehnt, und sich auch nicht scheute, den Tatiantext zu korrigieren, wo es ihm so besser paßte, das tiefe Dunkel für Albertz gelichtet haben, in welchem die Maria Magdalena sich bisher sicher geborgen hat. Und bei den kritischen Grundsätzen, die je nach Bedürfnis und Belieben in passende Formen geknetet werden, ist ein solches Er-

gebnis aus solchen Prämissen durchaus nicht so sehr erstaunlich! — Es sei endlich noch ein letzter Punkt namhaft gemacht, an dem uns ein Licht aufgeht in Betreff der unbegrenzten Möglichkeiten der modernen Kritik. Albertz konstatiert an dem Verbot an Maria Joh. 20, 17 und an der Aufforderung des Auferstandenen an Thomas in Vers 27 einen „vollendeten Widerspruch," der angeblich dazu nötigen soll, die Marienerzählung und die Thomasgeschichte zwei verschiedenen Traditionsströmungen zuzuweisen. Ist die erste echt johanneisches Gut, so kann es die Letztere nicht sein! Das ist das Dilemma, vor das wir gestellt werden durch einen modernen Kritiker, angesichts zweier Worte Jesu, die uns Johannes überliefert hat, und deren Differenz schon vor bald 1800 Jahren durch Tertullian eine ebenso sachgemäße wie ungekünstelte Erklärung gefunden hat: „Nach der Auferstehung und dem Sieg der Todesüberwindung, nachdem die Notwendigkeit aller Erniedrigung offenbar geworden war, da er sicherlich sich einer so gläubigen Frau als den „Vater" hätte kund tun können, als sie sich ihm nahte aus Liebe, nicht aus Neugier, oder gar ungläubig wie Thomas, in der Absicht ihn zu berühren, da sprach er: Berühre mich nicht, noch bin ich nicht aufgefahren zu meinem Vater."[3]) — Nach Tertullian ist es also bei Maria die Freude des Glaubens, die in die rechten Schranken gewiesen wird, während es bei Thomas gilt, den eigensinnigen Zweifel zu überwinden. Hieraus erklärt sich die Differenz dieser Worte Jesu, einleuchtender, als durch das Aufbauschen derselben zu einem „vollendeten Widerspruch" zu dem Zweck, diese beiden Erzählungen verschiedenen Traditionsströmungen zuweisen zu können.

Wer also Breschen in den uns glaubhaft überlieferten Text des Neuen Testaments schießen will, wie Albertz es mit seiner Abhandlung beabsichtigt hat, der sollte sein wissenschaftliches Geschütz nicht auf so schwankem Grunde aufpflanzen. Vorläufig wird es also noch bei dem bleiben, was einst die Wittenberger Trutznachtigall in die Welt hinaus sang:

„Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben."

„Will man das bezweifeln, so hat man," wie Albertz uns sagte (Seite 484), „die Last des Beweises zu tragen."

Gedächtnisrede für die Entschlafenen,

gehalten an der Konferenz in Elgin am 16. Mai 1913 von Pastor M. Weber.

Römer 14, 7 u. 8.

„Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt und von Jesu Christo, dem treuen Zeugen und Erstgebornen von den Toten." (Offb. 1, 4. 5).

In dem Herrn, geliebte Brüder im Amt und Delegaten aus den Gemeinden des Nord-Illinois-Distrikts!

---

3) Obiges Zitat stammt aus Tert. adv. Prax. 25, wo Tertullian sich gegen die Irrlehre der sog. Patripassianer wendet, woraus sich auch dieses an sich etwas merkwürdige Wort Tertullians erklärt: Jesus hätte sich als den Vater kund tun können.

Das Gotteshaus der hiesigen evangelischen Gemeinde ist in dieser Abendstunde bei der Feier des Gedächtnisses der entschlafenen Brüder zur Grabkapelle geworden. Nach dem Jahresbericht des Herrn Synodalpräses sind es 12 Pastoren, die, mit Ausnahme eines einzigen, im verflossenen Jahre vom Herrn über Leben und Tod im hochbejahrten Alter aus der Zeit in die Ewigkeit abgerufen wurden. Aber im vergangenen Monat April sind noch zwei weitere Todesfälle eingetreten. Der eine ist der Tod des Herrn Pastors Häußler, der sein Leben auf etwa 51 Jahre brachte, und der andere ist derjenige, welcher aus dem Kreise unseres Distrikts als ein 50jähriger geschieden. Es ist dies der in weitem Kreise der Synode bekannte Herr Pastor G. Niebuhr in Lincoln, Ill., Präsident des Evangelischen Diakonieverbandes, ehemaliger Präses unseres Distrikts, dessen früher und unerwarteter Tod unsern Distrikt in ganz spezielle Trauer versetzt hat. Wir können nicht umhin, auch dieserorts innerhalb der Gedächtnisrede der trauernden Familie unser herzlichstes Beileid auszusprechen. Wie hat es sich doch wieder einmal auf eine tief schmerzliche Weise bewahrheitet: „Rasch tritt der Tod den Menschen an, Er reißt ihn fort vom vollen Leben." Und wer weiß, wem unter uns als nächsten das dunkle Todesloos beschieden sein wird. Darum durchdringt unsre Gedächtnisrede ein ernst mahnendes memento mori! Durchzittert uns doch alle so wehmütig noch die Trauerkunde vom Tode des jungen Pastors P. S. Bierbaum in Chicago, am heutigen Tage, für welchen so brünstig gebetet wurde an dieser Stätte. —

Im Geiste treten wir an die Gräber der im Laufe dieses Jahres entschlafenen Brüder und an die Totenbahre des zuletzt entschlafenen Bruders, indem wir einen poetischen Blütenzweig mit der Glaubensaufschrift niederlegen:

> Wir sind des Herrn am frühen Lebensmorgen,
> Denn seine Hand ists, die uns trägt und hält!
> Vergehn am Mittag müßten wir vor Sorgen,
> Wenn wir die Hoffnung auf uns selbst gestellt.
> Wie trüb und öde wär es erst am Abend
> Im Dunkeln wüßten wir nicht aus noch ein,
> Wenn wir den Trost nicht hätten licht und labend:
> I m L e b e n u n d i m S t e r b e n s i n d w i r s e i n!

In diesen köstlichen Worten des bekannten Liederdichters Julius Hammer vernehmen wir die Gedanken unseres Schriftwortes, wie es unserer Trauerandacht zu Grunde liegt. Ich weiß keine erhebendere Gedanken im Hinweis auf die Entschlafenen und uns Lebende, als diese: „Unser keiner lebt ihm selber und keiner stirbt ihm selber," und wie es weiter heißt. Großes, teures, apostolisches Wort! Der Apostel stand hier auf einer hohen Stufe christlicher Erkenntnis und christlicher Erfahrung. Alles: Leben und Tod, Gegenwärtiges und Zukünftiges, Zeit und Ewigkeit, sieht er da im rechten Lichte, nämlich im Lichte des

Herrn, im Lichte der heiligen Majestät und väterlichen Liebe Gottes. In solchem Lichte müssen auch wir Leben und Sterben schauen. Die zwei Worte, nämlich das Wort vom Leben und vom Tode müssen sich unsere Herzen tief einprägen.

I. Das Wort vom Leben.

Es weist uns ebenso zurück als vorwärts. Es zeigt uns ebenso den Lebensgrund, wie die Lebensaufgabe.

1. Es weist uns zurück auf den Lebensgrund. Das sagt das Wort: Unser keiner lebt ihm selber. Darin liegt der einfach große, alles begründende Gedanke: wir leben von dem Herrn! Denn unser keiner hat in sich selber seinen Lebensgrund, sondern dieser liegt über ihn hinaus. Es ist der Herr in seiner schöpferischen Macht und Gnade. Paulus bezeugt dies in den Worten: „Denn in ihm leben, weben und sind wir." An ihm hängt unser Leben in seinen tiefsten Wurzeln und dem ganzen wunderbaren Gehalt an Kräften, die es einschließt. Jeder Lebensaugenblick ist getragen von seinem kräftigen Worte, oder muß vielmehr immer neu von ihm geschaffen werden. Wenn er nur einen Augenblick seinen Lebensodem zurückzöge, dann allerdings sänken wir ins Nichts eines plötzlichen Verlöschens!

Keiner sollte dies jemals in Flachheit, Selbsttäuschung und Undank vergessen für sein eigen Leben. Keiner sollte jemals verlieren das Wort: ich bin, ich lebe durch den Herrn! Aus der Tiefe unsers Wesens empor dringt der Gedanke: Du bist nicht von dir selbst, sondern von einem, der von sich selber ist, der gewollt hat, daß du wärest, der auch ebenso hätte wollen können, daß du nicht wärest. In dem ganzen weiten Reich des Daseins kommt alles von ihm. Daß wir aus der schöpferischen Hand der Liebe unseres Gottes unser Leben empfangen, sollte uns veranlassen in Kindesdemut ihn anzubeten und zu preisen:

Herr, ich bin dein Eigentum,
Dein ist auch mein Leben,
Mir zum Heil und dir zur Ruhm
Hast du mirs gegeben.

Unser keiner sollte das vergessen für sich selbst. Ebenso aber auch nicht für die Menschen um uns her, an denen wir eine hohe Aufgabe zu erfüllen haben als Diener Gottes. Ist doch in einer Welt, die im Argen liegt, wie die Schrift sagt, die Zahl derer so groß, deren gewöhnliches Bewußtsein in der Tat nichts anderes ist, als von sich selbst sein und leben. Sie haben längst die Stimme des Evangeliums und des eigenen Innern, die solche Flachheit Lügen straft, überhört. In der Gewohnheit dieser Flachheit, der Täuschung und des Undanks können sie gar nicht mehr über das eigene Ich und die Welt und den Weltgeist hinauskommen. Wem sie Leben und Dasein verdanken, das ist ihnen im Gewoge der Alltagswelt abhanden gekommen und es ist bei ihnen keine Zeit und kein Raum mehr dafür. Viele wähnen in ihrem Hochmut ihr eigener Herr zu sein.

Wir hoffen solches nicht von denen, deren ausschließlicher Beruf es gewesen ist, sich mit dem Worte der Wahrheit zu beschäftigen und dem Geist der Welt entgegen zu wirken. Das sei der Ruhm derer, die von uns gegangen sind, den wir ihnen nachrufen möchten. Nie wollen wir es für uns selbst vergessen, daß er, der Herr, der Lebensgrund ist, von dem alles ausgeht. Ohne ihn sind wir nichts und können wir nichts! Was unsere entschlafenen Brüder gewesen sind, das sind sie ihm und durch ihn gewesen. Er war ihr Lebensgrund. Das Wort vom Leben geht aber noch weiter, denn es zeigt uns auch

2. Die Lebensaufgabe. In klaren und bestimmten Worten heißt es dieserhalb im Texte: Unser keiner lebt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn. Hier haben wir den großen, über das Leben in seinem freien Gebrauch entscheidenden Gedanken, weil wir von dem Herrn leben, so sollen wir auch dem Herrn wieder zuleben. Es ist nichts anderes, als der Eine und Selbige, der unsers Lebens Grund ist, der sollte auch unsers Lebens Ziel sein. Unser Leben ist als sein Geschöpf, sein Eigentum, von dem er in Ewigkeit seine Hand nicht läßt. Darum sollen wir uns nicht im Eigenwillen von ihm loszuwinden suchen und uns selbst leben wollen. Denn das Leben und seine Gaben und Kräfte sollen wir nicht als ein Spielzeug unserer Lust und Laune betrachten und gebrauchen, sondern allezeit sehend die Hand Gottes, die an unser Leben gelegt ist. Wir sollen es gebrauchen nach seinem Willen, in seinem Dienste, rein und göttlich, des Gebers würdig und nach dem Motto: „in ihm und für ihn zu leben, so erfordert meine Pflicht. Meinen Jesum laß ich nicht. Haushalter sollen wir sein, des Tages der Rechenschaft vor dem Herrn gewärtig. Einen heiligen Wucher sollen wir treiben mit den uns anvertrauten Lebenspfunden. So sollen wir in letzter Beziehung das wohlgebrauchte Leben als ein Opfer unseres Dankes, das ihm wohlgefällig ist, gleichsam wieder darbringen. Das sollen wir Menschen alle. Aber bei uns, den Predigern des Evangeliums, verdoppelt sich diese Aufgabe. Da heißt es: Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern, nämlich die Seelen, die wir zu leiten berufen gewesen sind. Wenn die Führer nicht dem Herrn zustrebten, wie werden sie viele mit hinabziehen in ihren Fall. Die Gefahr ist vorhanden, dem Eitlen nachzujagen, wie die Welt um uns her, und den eigenen Gedanken nachzuwandeln auf einem Wege, der nicht gut ist. Es ist darum eine wichtige, ja die wichtigste der Fragen: Haben die entschlafenen Brüder dem Herrn gelebt, und leben wir dem Herrn? Damit ist nicht etwa ein Mißtrauensvotum ausgesprochen, sondern sei nur die große Wichtigkeit des Lebens für den Herrn hervorgehoben. Freilich, das Innerste des Herzens, seinen tiefsten Grund, den kennt allein der Herr als Herzenskündiger. Aber was doch zur Erscheinung kommt und in der Tat des Lebens heraustritt, das dürfen wir als Merkmal betrachten. Der am heutigen Abend stattfindende Gedächtnisgottesdienst in diesem Gotteshause fordert diese Betrachtung von uns. Wer nach dem Maß der Erkenntnis und der Kräfte, die ihm

vom Herrn geschenkt waren, dem Herrn gelebt auf dem ihm zugewiesenen Arbeitsgebiete, der hat seine Lebensaufgabe erfüllt und sein Lebenswerk vollbracht, zu welcher Stunde auch der Feierabend seines Lebens kommen mag. Solcher darf sagen: „Will er, daß mein Schaffen soll enden, so ruh ich auf sein Geheiß!" Daraus ergibt sich

II. Das Wort vom Sterben.

Schmerzlich müssen wir es freilich hier aussprechen, daß manches Leben wie mitten in der Arbeit abgebrochen erscheint, wie ein Bruchstück vor uns liegt. Und es läßt sich dann die Rede aus: „Was hätte dieser und jener noch alles werden und vollbringen können. Das däucht uns mit dem Sterben nun alles begraben. Aber solchen Gedanken steht unser Text entgegen. Im Worte des Herrn haben wir das, was über das Grab hinaus geht. Wir haben das heilige Evangelium in ihm, das, was in Ewigkeit fortbesteht. Die Erklärung lautet: unser keiner stirbt ihm selber, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben, oder wir sterben, so sind wir des Herrn! Es öffnet unsern Blick für die ewige Welt und richtet ihn hin auf den Herrn des Geisterreiches. Es zeigt uns den lebendigen, allmächtigen, majestätischen und väterlichen Gott, der nicht ist ein Gott der Toten, sondern der alles in seiner Hand hält und waltet im Reich vom Aufgang bis zum Niedergang. Er ist es, der die Menschen lässet sterben und spricht: Kommt wieder Menschenkinder. Er ist es, der versetzet aus der Zeit in die Ewigkeit, und er tut es nach seiner Weisheit zur geordneten und bestimmten Stunde. Das ruft uns das Wort vom Sterben mit großer Kraft zu: Sterben sie, so sterben sie zu des Herrn Zeit und ihm zu. Wir sagen wohl manchmal nach menschlichen Gedanken: Er starb, oder sie starb zu früh, aber bei dem Herrn geschieht alles zur rechten Stunde. Und dann ist es ja auch gleichgültig für die Verbindung mit dem Herrn, ob wir leben, oder wir sterben, denn wir sind sein Eigentum. Wie wahr und köstlich heißt es darum und wie tröstlich im Liede: „Jesus lebt, nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben." Mit seinem Tode und seiner Auferstehung hat der Gekreuzigte und Auferstandene die Toten und die Lebendigen zu sich gezogen. So laßt uns denn auch in Beziehung auf unsere entschlafenen Brüder in diesem Lichte ihren Tod sehen, wie der Herr ihn selbst sieht. Sie sind gestorben, gerade zu der Zeit, wie es nach des Höchsten Rat ihnen dienlich und heilsam war und zur Verherrlichung Gottes gereichte. Er rief sie zu sich, daß sie bei ihm wären ewiglich.

So laßt uns das Bild der Entschlafenen festhalten und dem Herrn vertrauen, der sie gerufen. Ihm wollen wir auch vertrauen und ihm dafür danken, was er durch ihre Arbeit unter uns gewirkt hat und gelingen ließ. Ihm wollen wir uns selbst mit allem, was wir sind und haben, anvertrauen. Ihm auch unsere ganze Synode, ihm unsern Distrikt empfehlen. Alles, was er uns schicken wird, es sei Freud oder Leid, Erfolg oder Mißerfolg, Leben oder Tod, es soll nur dazu dienen,

daß wir immer weniger uns, sondern vielmehr ihm leben. Und was wir am Anfang gesagt, soll uns auch unsers Glaubens Schlußwort sein:

Wir sind des Herrn am frühen Lebensmorgen,
Denn seine Hand ists, die uns trägt und hält.
Vergehn am Mittag müßten wir vor Sorgen,
Wenn wir die Hoffnung auf uns selbst gestellt.
Wie trüb und öde wär es erst am Abend,
Im Dunkeln wüßten wir nicht aus noch ein,
Wenn wir den Trost nicht hätten licht und labend:
Im Leben und im Sterben sind wir sein! Amen.

Das Wunder vom Dasein Gottes.

(Nach einer morgenländischen Erzählung.)

Von Pastor M. Weber.

Erfaßt von tiefer Ahnung, heilgem Grauen,
Ein Knabe einst zu seinem Priester fleht:
„Laß mich im Wunder Gottes Dasein schauen!" —
Der Bitte dieser gern zu Dienste steht,
Vertrauend, daß Gott selbst wird Antwort geben,
Wodurch auch seiner Priester Ehr erhöht.

Wie fragend sich des Knaben Augen heben
Als ein Gefäß, mit Erde angefüllt,
Zum Schauplatz wird nun vor ihm dargegeben. —
Er ahnet nicht, wie ihm sein Wunsch erfüllt
Und Gottes Dasein wird geoffenbart,
Nach seines Herzens Sehnen bald gestillt!

In heilger Ruh, wie er sie stets bewahrt
Der Priester einen Kern senkt in die Erde,
Erwartend, daß Gott selbst sich offenbart. —
Nach dieser Vorbereitung, bis es werde,
Wobei der Knabe still hat zugesehn,
Jetzt feierlich der Priester ihm erklärte:

„Mein Sohn, beachte wohl, was wird erstehen
Hier aus der Erde weichem Schoß nun auf,
Da, wo du hast das Korn mich legen sehen!"
Und wirklich bringet aus dem Grund herauf
Ein Keim, ein Halm —und es geschah sogar,
Daß dieser Halm zum Baum wuchs wie im Lauf. —

Wie er sich so entfaltet wunderbar
Und ausgebreitet hat im ganzen Raum,
So daß auch nicht ein Räumlein übrig war;
Wie boten zwischen Zweigen an dem Baume
Sich Blüten und dann Frucht dem Auge dar: —
Da ists dem Knaben wie in einem Traume!

Vom Munde löst der Ruf sich tief und wahr:
„Es ist ein Gott, den ich hier durfte schauen
Und dessen Kraft mir wurde offenbar!" —
Doch ihn der Priester dafür ernst belehret,
Wie erst solch Wunder für ihn nötig war,
Das die Natur ihm jedes Jahr gewähret! —

Nach einem Wunder sonderlicher Art
Geht, Menschenherz, so oft noch dein Verlangen.
Das größte Wunder je geoffenbart,
Durch das auch du kannst Heil und Kraft erlangen,
Das Wunder aller Zeiten, Gott von Art:
Sieh Gottes Sohn dort an dem Kreuze hangen.
(Siehe Vers 2 im Lied 138 im neuen Gesangbuch.)

Unverrückbare Grenzsteine.

Von Franz Strecker.

Was aus dem Fleisch geboren ist, das ist Fleisch. Joh. 3, 6.

Ein zeitgemäßer Beitrag zur Frage der Biogenesis aus dem ewigen und darum immer modernen alten Gotteswort! Eine Aeußerung über das „Rätsel des Lebens" aus dem Munde dessen, der das Leben ist! Eine kraftvolle Ablehnung aller Versuche, die Grenze zwischen dem Lebendigen und dem Leblosen zu verwischen im Lapidarstil der Bibel!

Was so ganz selbstverständlich sein sollte, daß es keiner weiteren Begründung bedürfte, was aber vielen unseres Geschlechts durchaus nicht von vornherein einleuchtet, das muß uns immer wieder deutlich zum Bewußtsein gebracht werden: Was aus dem Fleisch geboren ist, das ist Fleisch und bleibt — auf sich selber angewiesen — Fleisch. Eine einheitliche Verbindung vermag nie aus sich ein Neues hervorzubringen. Es gibt keine Kraftentfaltung aus eigenen Mitteln. Die Geburt eines neuen Seins setzt, wie schon Nikodemus durchaus logisch folgert, ein anderes Leben voraus, das die Ursache des neu hervorzurufenden Lebens wird. Bis heute wissen wir es nicht anders, als daß Leben nur aus dem Leben keimt, Geist nur aus Geist. Nach einem allgemein anerkannten Grundsatz „beharrt jeder Körper in seinem Zustand der Ruhe oder der ihm erteilten Bewegungsrichtung, wenn nicht eine von außen wirkende Kraft ihn veranlaßt, diesen Zustand aufzugeben."

So ist es im Reich der Natur. Eine besonnene Wissenschaft rühmt sich heute immer mehr der Erkenntnis, daß es keine Urzeugung gibt. Jeder Versuch, den Ursprung des Lebens durch Schwingungen der Moleküle zu erklären, oder ihn in die winzige Urzelle eines undifferenzierbaren Scheinklümpchens zu verlegen, oder ihn im Weltäther finden zu wollen, oder der leblosen Materie auf Hervorbringung von Leben abzielende Bestrebungen anzudichten — ist eine petitio principii im eigentlichsten Sinne dieses Ausdrucks; ist nur ein Weiterzurücklegen des Unerklärbaren und führt höchstens in den Vorhof des Allerheiligsten, der in das Geheimnis des Lebens sich enthüllt.

So ist es — und ich glaube hier nicht nur eine äußere, sondern eine Wesensähnlichkeit zwischen Natur und Gottesreich — im Gebiet des geistlichen, göttlichen Lebens. Wiedergeburt, d. h. Entstehung eines göttlich orientierten neuen Menschen aus dem alten, fleischlich gerichteten Menschen ist ein Widerspruch in sich, ist eine Totgeburt. Fleisch kann aus eigenem Vermögen nicht Geist gebären, sonst wäre Fleisch nicht Fleisch. Der natürliche Mensch, dessen Lebenswurzeln sämtlich in der diesseitigen vergänglichen Welt liegen, muß in dieser seiner Sphäre bleiben, wenn ihn nicht ein göttliches Leben erfaßt und zu sich emporzieht. Keine noch so günstige geistige Entwicklung, keine noch so hohe Stufe sittlicher Schönheit, die man etwa erreicht, ändert etwas an dieser Tatsache. Goethe sagt mit Recht: Der Mensch kann keine Faser seines Wesens ändern. Wir empfinden es alle; wir sind Fleisch; wir sind es nicht nur hier und da, sondern immer; nicht nur zufällig, sondern wesentlich. Wir kennen die ergreifende Klage des großen Apostels aus Römer 7. Und was die Besten unter uns immer mehr an sich selber erfahren, das findet hier seine unanfechtbare, endgültige Bestätigung durch das Wort des Herzenskundigen, der wohl weiß, was im Menschen ist. Darum fort mit dem Wahn, als vermöchten wir uns über uns selbst zu erheben! Wir können es nicht; es ist eine Naturunmöglichkeit. Rein ab, rein ab bis auf den Boden! Wir wollen keine Kraft aus uns zu entwickeln versuchen, die nicht vorhanden ist. Wir beugen uns dem Urteil des Meisters, der nicht zuletzt darum unser bester Freund ist, weil er uns am rücksichtslosesten die Wahrheit über uns sagt. Wohl ist es ein vernichtendes, dieses Urteil; aber wir wissen: Vernichtung der Einbildungen schafft Wahrheit, die uns tötet, macht freien Raum für eine neue Ichheit. An die Grenze der eigenen Kraft geführt, merken wir es, daß die Kräfte einer anderen Welt uns heben und durchdringen müssen.

Dieser Aufsatz, den wir der „Reformation" entnehmen, gibt nur in konzentriertester Form wieder, was wir vor fünf Jahren im Juliheft 1908 in dem Aufsatz „Selig sterben?" ausgeführt haben. Wir glauben, auch jener Aufsatz ist noch nicht veraltet, sondern heute noch eben so wahr, wie damals.

Der tiefe Graben zwischen alter und neuer Theologie.

Von Otto Hardeland.

So lautet der Titel des letzten öffentlichen Zeugnisses des seligen Professors Franz Delitzsch, das er selbst ausdrücklich „ein Bekenntnis" nennt und als sein letztes Bekenntnis gewertet wissen wollte. Und in der Tat gibt dies kurze Bekenntnis so recht deutlich den Standpunkt des großen alttestamentlichen Theologen wieder. Wir glauben deshalb des Dankes unserer Leser gewiß zu sein, wenn wir wenigstens einige besonders bezeichnende Stellen aus diesem köstlichen Zeugnis mitteilen, zumal dasselbe gerade Antwort gibt auf die brennende Frage der Gegen=

wart, ob eine Vermittlung zwischen alter und neuer Theologie möglich ist!

Wir beginnen mit dem, was der auch weiteren Kreisen durch sein christliches Kommunionbuch und andere Erbauungsschriften bekannt gewordene berühmte Theologe von seiner persönlichen Stellung zu der alten und modernen Theologie sagt.

Er bekennt zu Anfang seines Vortrages: „Je mehr mein irdisches Leben auf die Neige geht, desto mehr fühle ich mich gedrungen, meine Kraft und Zeit auf praktische Ziele zu konzentrieren, und auch in der rein wissenschaftlichen Arbeit, welche mir als Vertreter der biblischen Wissenschaft von Berufs wegen obliegt, ist es ein praktischer Zweck, welcher mir vor Augen steht. Ich bin gewürdigt worden, eine schöne Zeit der Wiedererweckung christlichen Glaubens und Lebens, welche in eine großartige Verjüngung der kirchlichen Theologie auslief, mit zu durchleben, und nun bin ich mit wenigen aufbehalten geblieben, um mit anzusehen, wie der Aufbau eines halben Jahrhunderts eingerissen und was bisher feststand und auf die Dauer festgestellt schien, untergraben und umgestürzt wird." Und ähnlich am Schluß, nachdem er kurz vorher der modernen Theologie noch gesagt hat, daß sie die Existenz der Kirche nicht bedrohen könne, weil ihr unfruchtbares Wissen und ihr verwaschenes Wort an Sterbebetten verstummen müsse: „Der Glaube, den ich in meinen ersten Predigten bekannt habe, steht mir bis heute unveränderlich fest und unendlich höher als alles irrige Wissen. Wenn ich auch in manchen biblischen Fragen der hergebrachten Ansicht widersprechen muß, so bleibt mein Standpunkt doch diesseits des Grabens auf seiten der Theologie des Kreuzes, der Gnade, des Wunders nach dem guten Bekenntnis unserer lutherischen Kirche. Bei dieser Fahne wollen wir bleiben, lieben Brüder; in sie uns wickelnd, wollen wir sterben. Das walte Gott!"

Aus den Darlegungen selbst nur das, was der Vertreter der alten Theologie über den Gegensatz von Natur und Wunder sagt. Zu dem ersten Punkte heißt es: „Ohne diesen Gegensatz gibt es kein christliches Leben und ohne Unterscheidung dieses Gegensatzes gibt es keine christliche Selbsterkenntnis. Natur und Gnade sind so prinzipielle, so wesentliche Gegensätze wie Welt und Gott. Es ist aber ein Grundcharakter der modernen Theologie, daß sie die Schärfe dieser Gegensätze bis zum Verschwinden des Unterschiedes herabmindert. Wenn sie es auch nicht einräumen wird, so ist es doch tatsächlich so: sie alteriert das Wesen der Gnade und macht alles zu Natur. Und das ist der tiefe Graben, welcher alte und moderne Theologie auseinanderklüftet und ein Herüber und Hinüber unmöglich macht. . . . Ein Theologe, welcher behauptet, es sei nicht wahr, daß Sündhaftigkeit schon von Geburt her ein Kind des Zornes sei und sich als ein verdammenswerter Sünder zu bekennen habe, und es sei nicht wahr, daß Christus durch stellvertretendes Tun und Leiden der Gerechtigkeit oder dem Zorne Gottes genug getan und der Liebe Gottes freie Bahn gemacht habe, und es sei nicht

wahr, daß wir in ein unmittelbares tatsächliches Wechselverhältnis zu Gott und dem erhöhten Christus treten können — ein solcher Theologe hat sich durch diese Vorurteile von vornherein unfähig gemacht, das Werk der Gnade an seiner Seele selbsterlebnisweise zu erproben."

Und vom Wunder: „Daß das Christentum der modernen Theologie nicht das historisch urkundliche ist, zeigt sich weiter daran, daß sie die Wirklichkeit des Wunders verneint. Die moderne Theologie erkennt keine Durchbrechung des naturgesetzlichen Verlaufes durch naturfreies, göttliches Walten; sie macht das Wunder zur Natur. Und hier gerade wird es offenbar, daß der Unterschied alter und moderner Theologie im Grunde zusammenfällt mit dem Unterschiede der zwei schroffer als je einander entgegenstehenden Weltanschauungen. Die neuere Weltanschauung erklärt das Wunder für undenkbar und also von geschichtlicher Betrachtung der Dinge ausgeschlossen, weil es nur eine Weltanschauung geben soll, die naturgesetzliche, und mit dieser wären unmittelbare außerordentliche Einwirkungen Gottes unvereinbar. Die andere Weltanschauung dagegen begnügt sich nicht damit, das Wunder für möglich zu halten: es gilt ihr als denknotwendig, denn sie unterscheidet zwei Weltordnungen, die naturgesetzliche und die sittliche, welche beide, seit es Menschen und Geschichte gibt, in Wechselwirkung stehen, indem das Verhältnis Gottes zu freien Wesen es mit sich bringt, daß Eingriffe in den Naturverlauf geschehen, die ihn sittlichen Zwecken dienstbar machen. Das ist die christliche, die biblische und, wie wir auch sagen können, die religiöse Weltanschauung.... Die Bindung Gottes an den Naturverlauf hat zur Folge, daß dem Bittgebet und Fürbittgebet alle durch Gebetserhörung vermittelte Wirkung auf das äußere Geschehen abgesprochen wird.... Aber nicht allein das Gebetsleben und überhaupt das religiöse Leben erhält bei dieser Bindung Gottes an den Naturverlauf einen andern als den in der Menschheit althergebrachten Charakter — auch der Glaube an die Osterbotschaft wird wankend ,der Osterfestgruß wird kleinlaut, das Vorgeben der Juden: „Seine Jünger stahlen ihn," wird wahrscheinlicher als das die neutestamentliche Schrift wie Siegestrompetengeschmetter durchtönende: „Er ist auferstanden." Denn wenn Gott den Naturlauf nicht höheren Zwecken dienstbar machen und unter Umständen schöpferisch in die geschöpfliche Naturordnung eingreifen kann, so ist auch die Auferstehung Christi keine Tatsache der Geschichte, es fehlt dem Werke Christi das göttliche Siegel; mit der Auferstehung Christi fällt das ganze Christentum."

Wir schließen mit der Versicherung des nun längst im Glauben an seinen Herrn Heimgegangenen: „Eine Ausgleichung des Zwiespaltes zwischen alter und moderner Theologie ist nicht möglich. Man muß entweder dem einen Lager angehören oder dem andern. Auf die beide scheidenden Grundfragen kann die Antwort, mag man sich winden, wie man wolle, nur entweder bejahend oder verneinend ausfallen. Der tiefe Graben bleibt, er wird bleiben, bis an das Ende der Tage, und keine Denkarbeit wird ihn ausfüllen.... Zwischen alter und moderner

Theologie liegt ein tiefer Graben, den jene überspringen müßte, um es dieser zu Dank zu machen und den sie nicht überspringen kann, ohne sich der Sünde zu nähern, für die es keine Vergebung gibt weder in dieser noch in der zukünftigen Welt."

Auch dieser Aufsatz ist der „Reformation" entnommen und wir fühlen uns gedrungen, ihn hier zum Abdruck zu bringen im Gegensatz zu dem*) unter Literatur angezeigten Buch von Karl Beth: „Die Entwicklungsfähigkeit des Christentums." Wer den tiefen Graben zwischen dem alten und neuen Glauben kennen lernen will, lese jenes Buch und vergleiche dieses Bekenntnis des entschlafenen Dr. Frz. Delitzsch, als ein Zeugnis des alten Glaubens wider den neuen.

Goethes Stellung zur Religion.

Von Pastor R. Schimmelpfennig, Ph. D.

Ueber Goethes Verhältnis zur Religion, speziell zur christlichen Religion ist jederzeit viel hin und her gestritten worden, und die Meinungen darüber sind oft weit auseinander gegangen.

Jedenfalls bildet die Frage nach des Dichterfürsten religiöser Stellung ein so bedeutsames Thema, daß es jeden Theologen und Gebildeten interessieren sollte. Während die einen ihn des nackten Pantheismus beschuldigen, fühlen sich andere durch tiefsinnige religiöse Bekenntnisse dieses Dichtergenies, namentlich in seinen Dramen, wahrhaft ergriffen. Im allgemeinen dürfte Heinrich Heine wohl recht haben, wenn er über Goethe sagt, daß der Name des „großen Heiden," den man dem größten aller Dichter wohl in Deutschland beilege, unpassend sei. „Das Heidentum des Goethe" — so heißt es bei Heine „ist wunderbar modernisiert. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren, scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christentum hat ihn zu gleicher Zeit mit einem tiefern Verständnis begabt, es hat ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt; er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprachen der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzet." Wenn Heine weiterhin Goethe den „Spinoza der Poesie" bezeichnet, so hat er insofern recht, als Goethe sein ganzes Leben hindurch eine recht spekulative und darum philosophische Natur blieb, ein Genius, der mit der Feinheit Lessings zugleich die reichste Phantasie wie Herders Weichheit, Erregbarkeit und universelle Hingebung verband. Ist es für die Blütezeit der deutschen Literatur bezeichnend, daß aus nationalen Trümmern eine hohe Geistesbildung erwuchs, die befreiend wirkte und als ein gewaltiger Geistesstrom sich weithin ergoß, so war es Goethe nach Schillers Tode 1805 recht eigentlich vorbehalten, die Idee der Weltliteratur zu realisieren und kosmopo-

---

*) Im September-Heft 1913, Seite 393ff.

litisch zu produzieren. Man hat Goethes Faust mit Recht die größte poetische Schöpfung der germanischen Welt genannt. Sie zeigt uns das Los des Menschen, welcher „ausgestattet mit dem schmerzlich süßen Gefühle der Unendlichkeit in die Schranken der Endlichkeit gebannt ist" und darum ist Faust zugleich ein Repräsentant der ganzen Menschheit. Daraus folgt, daß bei Goethe von einer religiösen Einseitigkeit keine Rede sein kann. Er wollte Gottes Offenbarung in jedem Pulsschlag der Schöpfung erkennen und selbst in dieser Gemeinschaft leben. Seine eigenste Religion war ihm ein Schatz, von der er in der Stille zehrte. Gefühl ist alles. Name ist Schall und Rauch." Schon in „Meisters Wanderjahren" hatte er gesagt: „Die eigentliche Religion bleibt ein Inneres, ja Individuelles, denn sie hat ganz allein mit dem Gewissen zu tun; dieses soll erregt, beschwichtigt werden." Gehen wir nunmehr etwas näher auf Goethes religiöse Entwicklung ein, an der Hand seiner Werke, so lassen sich ganz deutlich bestimmte Perioden im Leben des Dichters hinsichtlich seiner Stellung zum Christentum erkennen. Ist die religiöse Entwicklung eines Menschen der Schlüssel zum eo ipso Geheimnis seines Lebens, so gilt das ganz besonders von den Geistesfürsten, namentlich auch von Goethe, dessen Werke wie ein großes Bekenntnis vor uns liegen. Es ist Tatsache, daß in Goethes Kindheit die Religion eine große Rolle spielte. In dem vornehmen Frankfurter Patrizierhause des kaiserlichen Rats galt es einfach für schicklich, nicht bloß am Theater, an Konzerten und an der Geselligkeit, sondern auch am Kirchenbesuch und kirchlichen Leben teilzunehmen und darum wurde auch der junge Goethe von Kindheit an dazu angehalten und mit besonderer Hochachtung vor der Bibel erfüllt. Diese las er als Kind sehr eifrig, und sie blieb ihm stets ehrwürdig, er wurde ihr, wie er bekannte, fast allein seine „sittliche Bildung schuldig." Unter den vielen Personen, die im Goetheschen Hause verkehrten, war es die fromme Freundin seiner Mutter, die mit ihrem ausgeprägten religiösen Charakter einen bleibenden Eindruck auf den Knaben machte, nämlich das Frl. von Klettenberg. Sie erschien ihm wie ein verklärtes Wesen. Bei der Nachricht von ihrem Tode war er erschüttert, da sie ihm so viel bedeutete. Wichtig war für Goethe während seines Straßburger Aufenthalts sein Verkehr mit Herder, durch den er, wie für Ossian und Shakespeare, für die tiefe Poesie der Bibel von neuem begeistert wurde, ja, als er in Frankfurt und Wetzlar weilte, beschäftigte er sich mit biblischen Fragen, und in dieser Zeit leuchtet aus seiner Freundschaft mit Lavater eine starke Sympathie für das Christentum hervor. — Ein gewaltiger Umschwung tritt bei Goethe in religiöser Beziehung mit seinem Aufenthalt in Weimar ein. Hatte er bis dahin eine große Liebe für die Bibel, für ihre poetische Schönheit, für ihren ewigen Wahrheitsgehalt bekundet, so wird ihm in dem Genietreiben zu Weimar, trotz seines Umgangs mit Herder, das spezifisch Christliche allmählich ganz fremd. Zwar zeigt sich bei ihm noch das Verlangen nach Glauben an eine höhere Weltregierung, aber das Christentum ist ihm nur eine Offenbarung neben andern, und sein

Verhältnis zur Religion wurzelt allein in Sinn und Gemüt. Zwar kann er auch in dieser Periode nach dem Chor der Engel im „Faust“: „Christ ist erstanden!“ den Faust noch sprechen lassen:

„Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündigt ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Friedensstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den fröhlichen Gesang,
Der einst um Grabesnacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?“

Und auch die Worte in der „Zueignung“:

„Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich —
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich“

verraten, daß es dem Dichter des „Faust“ mit dem nach oben gerichteten Blick heiliger Ernst war, wie auch das Gedicht „Grenzen der Menschheit“:

„Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde säet,
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust“

entschieden religiöses Gefühl atmet, dennoch aber wird Goethes Standpunkt dem Glauben gegenüber für diese Periode am deutlichsten in seinem „Prometheus“ dargestellt. In den Worten:

„Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?“

löst er den Menschen von jeder Autorität los und stellt ihn auf sich selbst.

Ganz bezeichnend für des Dichters damalige religiöse Gesinnung aber ist jene Szene in Marthas Garten, da Gretchen den Faust fragt: „Glaubst du an Gott?“ Und Faust antwortet:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn?“

„Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.“

Es ist unzweifelhaft, daß Goethe zu dieser Auffassung von Gott und Menschen durch seine Studien von Spinozas Schriften getrieben wurde. Die Wertschätzung dieses Philosophen führte ihn zu einer sinnigen Betrachtung der Natur, brachte ihn aber in Gegensatz zum persönlichen Gottesglauben, wie ihn Lavater forderte. Von der Kirche hielt er sich fern, doch ließ er 1802 seinen Sohn von Herder konfirmieren. Mitten in die inneren Kämpfe dieser Zeit tönt aus der Tiefe seines Gemüts der Sehnsuchtsruf nach Frieden hinein: „Der du von dem Himmel bist!"

Es ist merkwürdig, daß Goethe gerade um diese Zeit seines Lebens bemüht war, in seinem Fragment „Die Geheimnisse" dem Christentum wieder näher zu treten, wenn auch nur, um ihm eine Fortbildung zur höchsten Humanität zu geben. 1786 ging Goethe nach Italien. Von hier kehrte er dem Christentum völlig entfremdet zurück und nur allmählich schwand sein Haß gegen die Kirche. Für diese ganze Periode seines Lebens gilt das Wort: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, dagegen als Naturforscher Pantheist. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur zu erfassen mögen."

Mit dem Fortschreiten der Jahre, mit den sich häufenden Prüfungen, Krankheiten und Leiden wurde sein Bedürfnis nach Religion stärker, dem alternden Goethe schien die Existenz Gottes auch durch die Geschichte bewiesen. Er schrieb Gott Allmacht, Liebe und Gerechtigkeit zu; er feierte das Gebet und steigerte beständig seine Hochachtung der Bibel. Gerade aus seiner Alterszeit finden sich manche bestimmte Aeußerungen über seine Anhänglichkeit an das Christentum, anerkennende Worte über die Person und das Amt Christi. Seine ganze religiöse Ueberzeugung hat Goethe am Ende seiner Gespräche wiedergegeben. Da heißt es: „Mag die geistige Natur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen. Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi wird begreifen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen." Goethe hat stets an den endlichen Sieg des Guten über das Gemeine geglaubt, und so konnte das gewaltige Ringen der Seele (im Faust,) nicht mit dem Untergange Fausts enden. Darum bringt er im zweiten Teil die Versöhnung, die dadurch möglich wird, daß der Held zu immer reinerer Tätigkeit aufsteigt, daß aber auch die Liebe von oben zu seiner Rettung herbeieilt. Der Engelchor singt daher ergreifend:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar

Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

P. S. — Man vergleiche Maiheft 1913, Seite 220: „Rom's Zauberei," wo Goethe's Stellung zur Religion als eine durch Rom's Greuel beeinflußte, feindliche gezeigt wird. Das soll nicht etwa als Widerspruch gegen vorstehende Einsendung beurteilt werden. Goethe's ganze Stellung ist eben in dieser Hinsicht etwas fraglich. D. R.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Why the Rural Church Decays.

Unter dieser Ueberschrift bringt der "Literary Digest" einen Aufsatz, der uns wahrhaft befremdete. Es wird da festgestellt, daß in ärmeren Landdistrikten dieses Landes das kirchliche Leben im Zerfall ist. Und es heißt da: Wie schrecklich die Situation ist kann man beurteilen aus der Tatsache, daß volle sechzig Prozent der Kirchen in kleinen Städten und Dörfern und im offenen Land tot sind oder am Sterben. Das Volk ist zu arm, um noch den Pastor und seine Familie zu ernähren. Dann heißt es, daß einige Autoritäten behaupten, der Pastor müsse sich auf die Kenntnis der Landwirtschaft verlegen, um seinen Leuten zu zeigen, wie sie mit Erfolg ihr Land bearbeiten müssen, um emporzukommen.

Eine skeptische Stellung zu dieser Zumutung nimmt ein anderer Schreiber ein, von dem folgende Sätze wörtlich zitiert werden:

"Is the study of agriculture, horticulture, and animal husbandry to replace the study of Greek, Latin, and history as a preparation for the study of theology? Is a knowledge of bacteriology to be considered of greater importance for the country minister than a knowledge of New Testament Greek? Shall he learn to fight insect-pests and plant-diseases rather than to fight sin and the forces of moral evil? Shall the country minister concern himself with the answer to the question, 'What shall we eat, what shall we drink, wherewithal shall we be clothed?' rather than with the answer to that other question: 'What shall I do to be saved?' Of course, nobody would seriously entertain or defend such a proposition. But in the face of this present discussion on the part to be played by the Church and its ministry in this country-life movement, which seems to include everything from killing potato-bugs to the science of eugenics, a former country parson may be pardoned for asking himself how it is all to be accomplished and what the result is likely to be."

Der Schreiber sagt dann weiter, man solle nicht vergessen, daß die Kirche in der Stadt gerade so schlecht daran sei, als die Landkirchen.

Was sollen wir dazu sagen?

1 Wir erinnern uns an das Beispiel Oberlins, der allerdings einer armen Landbevölkerung durch ein lebenskräftiges Beispiel wacker aufgeholfen hat; und wir glauben, daß je und dann wohl ein Pastor mit praktischem Sinn seinen Leuten mit gutem Rat und Beispiel zur Hand gehen und ihnen aufhelfen kann.

2. Wenn aber tatsächlich der Verfall des kirchlichen Lebens so groß ist auf dem Lande, wie da gesagt ist, und wenn wirklich die Armut des Landvolks die Ursache ist, dann wäre es ein radikal verfehltes Heilmittel zu erwarten, daß verbauerte Pastoren dem Landvolk wieder aufhelfen sollen, bloß um auch die Kirche wieder empor zu bringen.

3. Uns scheint aber der Hauptschaden anderswo zu liegen, und zwar: Vor allem in der Degeneration des Volkes, das harte Arbeit im Schweiß des Angesichts scheut und nur möglichst mühelos schnell reich werden will. Der materialistischen Genußsucht ist der Zerfall des Lebens zuzuschreiben, die an die höheren sittlich-religiösen Ideale nicht mehr glaubt, sondern eben das Paradies im Sinnengenuß sucht. Ferner ist sicher auch die Kirche selbst schuld an diesem traurigen Stande. Erstens einmal die trostlose Zersplitterung in so viele kleine Denominationen. Der Fanatismus, der nicht zugeben will, daß die Christen sich vereinigen und mit einem Pastor und einer Kirche sich zufrieden geben, statt sechs bis acht verschiedene Kirchen und Pastoren in kleinen ländlichen Kreisen zu haben, muß notwendig die traurige Folge des Ruins der Gemeinden nach sich ziehen. Und dieser Vorwurf gilt nicht bloß den englischen Denominationen, sondern auch den deutschen, die es zum Teil als Gewissenssache hinstellen, eine Gemeinde fortzubedienen auch, wenn nur drei bis vier Familien noch da zu finden sind. Dieser Fanatismus bewirkt das Absterben vieler Gemeinden, die sonst lebensfähig wären, wenn sie mit anderen evangelischen Glaubensgenossen sich zusammenschließen könnten. Weiter aber ist so viel sicher: Je mehr die Predigt des lauteren Evangeliums verstummt auf der Kanzel und statt der Predigt vom Sünderheiland und der rettenden Gnade Gottes andere Alltria auf die Kanzel gebracht werden, desto sicherer stirbt die Kirche den verdienten Tod der Degeneration.

Der Kampf der Episkopalkirche um den Wechsel ihres Namens.

Seit langer Zeit wird die Episkopalkirche dieses Landes bewegt von der Frage, ob der Name der Kirche gewechselt werden werden soll oder nicht. Der Stein des Anstoßes in dem gesetzlichen Namen der Kirche ist das Wort "**Protestant**". Viele, denen der Name anstößig ist, behaupten, er sei ein Hindernis für die Arbeit an den Massen, die in dieses Land kommen. Für das Wort „Protestant“ wollen sie entweder „katholisch“ oder „apostolisch“ setzen. Das heißt, mit diesem Namen soll der Anspruch der Episkopalen ausgedrückt sein, daß ihre Kirche ein direkter Zweig von der alten, apostolischen Kirche sei. In Wirklichkeit ist es wohl hauptsächlich die hochkirchliche Partei mit ihren romfreundlichen Tendenzen, die hinter der Agitation für Aenderung des Namens steht. „Warum, sagt "**The Lutheran**", gegen das Wort „Protestant“ Einwand erheben? Was ist da widerlich oder häßlich daran? War es unrecht, gegen die Irrtümer Roms im 16. Jahrhundert zu protestieren? Ist es unrecht, es jetzt noch zu tun? Hat die Episkopalkirche aufgehört, gegen diese Irrtümer zu protestieren? Und wenn so, so ist sie weder wahrhaft katholisch noch apostolisch.“

Es ist in der Tat ein Rest von dem Sauerteig des römischen Aberglaubens und Irrtums, womit die Episkopalkirche noch mit der Papstkirche zusammenhängt. Und es scheint, eben dieser Rest des Aberglaubens ist die geheime Triebfeder in der Agitation, die das Wort „katholisch“ in den Namen der

Episkopalkirche hineinschmuggeln will. Der Aberglaube der sogenannten bischöflichen Sukzession begründet bei vielen Episkopalen den Hochmutsgeist, der sie treibt, von den „Protestanten“ abzurücken und sich den Römlingen zu nähern. Wenn ein protestantischer Pastor von irgend einer Denomination zur Episkopalkirche übertritt, so wird seine Ordination nicht anerkannt, er muß nochmals ordiniert werden, ehe er kanonische Rechte bekommt. Ebenso ein Laie, der in einer protestantischen Kirche konfirmiert ist, muß sich nochmals konfirmieren lassen bei den Episkopalen. Dagegen wird die Ordination und Konfirmation der Papstkirche bei den Episkopalen anerkannt, denn beide haben ja den Schwindel der sogenannten „bischöflichen Sukzession“ seit den Tagen der Apostel. Das ist's, was im Geheimen dieser Agitation für Aenderung des Namens zu Grunde zu liegen scheint.

Der Liberalismus in der Sonntagschule.

Der schlappe, alles positive Christentum verflachende und entleerende Liberalismus macht nun auch Miene, sich die Sonntagschule zu erobern. Wir entnehmen der „Evang. Zeitschrift“ folgendes Item:

Die Frage der gradierten Lektionen in den Sonntagschulen.

Ungefähr seit den letzten zwanzig Jahren wird von Seiten eines gewissen Elementes ein beständiger und beharrlicher Versuch gemacht, eine radikale Aenderung in dem Charakter der Sonntagschul-Lektionen, welche bisher aus der Bibel genommen und für Zöglinge aller Altersstufen dieselben waren, zu machen. In einem Artikel, welcher in "Everybody's Magazine" für Oktober 1911, unter dem Titel: "The Insurgent Sunday-school" veröffentlicht wurde, befand sich eine interessante und anregende Beschreibung von dieser „großen Bewegung“. Unter anderem sagt der Schreiber des Artikels: „Aus wohlbegründeter Hoffnung sprechend, läßt sich mit Sicherheit sagen, daß die Sonntagschule der Zukunft Christentum und gute Bürgerschaft zu abwechselnden Ausdrücken machen wird.“ In anderen Worten, was künftighin als „Christentum“ in Sonntagschulen verstanden wird, ist ein System, welches sich allein mit der Politik dieser gegenwärtigen Welt abgibt. Dieser Schreiber spricht mit Verachtung und in gemeiner Sprache von der alten Unterrichtsmethode der Kinder, wenn er sagt: „Anstatt die hilflosen Kleinen zu *belehren*, *stopft* man es in sie hinein. Die Bibel wurde ihnen in einem großen, unbegreiflichen Klumpen vorgeworfen; und man zwang sie, Kapitel nach Kapitel auswendig zu lernen, bis sie Jeremias schwitzten und Hesekiel husteten.“ Alles dies soll nun geändert werden. „Die Bibel soll nicht mehr in mechanischer und willkürlicher Weise in jede Lektion und in jeden Vortrag hineingezwungen werden, *noch soll sie das alleinige Textbuch sein*. Alle Wahrheit soll als Teil und Stück religiösen Unterrichts betrachtet werden, *einerlei von welcher Quelle sie herrührt*.“ — „Das Ziel der Schule wird die Erzeugung gesunden Charakters sein; demzufolge werden Menschen und Dinge, welche dazu geschickt sind, Charakter aufzubauen, benutzt werden, *ohne Bezug auf ihren Inbegriff in der Bibel*.“ Es liegt klar am Tage, daß das Evangelium von der Rettung von Sünden durch das Opfer des fleischgewordenen Sohnes Gottes am Kreuz „ausgeschlossen“ werden soll und anstatt dessen die hilflosen Kleinen über „soziale Verhältnisse; die Bedürfnisse und Mittel zur Besse-

rung; die Verpflichtungen eines Bürgers; politische, industrielle und soziale Pflichten und Verantwortlichkeiten" und dergleichen unterrichtet werden sollen.

Eine Anzahl von Editoren und Kirchenkörpern hat sich gegen diese gradierten Lektionen ausgesprochen. Einige von den Argumenten wider dieselben sind wie folgt:

1. Sie verdrängen die Schrift aus dem Platze, welchen dieselbe immer als die Unterrichtsgrundlage in der Sonntagschule innegehabt hat.

2. Sie sind naturalistisch und unterlassen es, das Erlösungswerk Christi und des Heiligen Geistes zu betonen. Einige von ihnen setzen die rationalistische Spekulation der neuen Theologie an Stelle der autoritativen Lehre von Gottes Erlösungs-Offenbarung.

3. Etliche von ihnen gebrauchen außer-biblisches Material, wie Biographien und Naturstudien, und stellen dieselbe auf die gleiche Stufe mit dem Worte Gottes.

4. Ihre Neigung zur höheren Kritik.

5. Eine falsche Theorie von dem Leben eines Kindes.

6. Die Untunlichkeit des Versuches, irgendwelche von unseren Schulen in siebzehn Grade, einen für jedes Jahr, einzuteilen.

Das Universal-Studium hat einen unermeßlich praktischen religiösen Einfluß zur Folge gehabt, zur selben Zeit — am Sonntag und durch die Woche, durch Prediger, Lehrer und Schüler, und durch Eltern und Kinder in den Heimaten — von denselben wesentlichen Lehrern der Schrift bezüglich des Heilsweges Gottes. Wir sind zu Gunsten einer einförmigen Serie von gradierten Lektionen, womit wir meinen, daß die ganze Schule dieselbe Lektion studieren und ein jedes Departement der Schule diejenigen Wahrheiten auswählt, welche für jedes besondere Alter und Zeit im Leben passend sind."

Wir haben auch für die Internationalen Sonntagschul-Lektionen uns nie recht begeistern können. Ihre Art der Auslese der Texte aus der Bibel, ihre Nichtbeachtung der kirchlichen Festzeiten, ihre Rücksichtslosigkeit auf die Fassungskraft der Kinder und vieles andere hat uns nie gefallen. Ein feststehender, regelmäßiger Unterricht in der biblischen Geschichte, wie unser Handbuch es darreicht, kann sicher mehr ausrichten, als die Internationalen Sonntagschul-Lektionen. Das „Internationale" hat dabei wenig Wert.

Die Schwenckfelder.

In der neuen „Christoterpe" für's Jahr 1914 erzählt*), Seite 232ff., Fedor Sommer eine kurz zusammenfassende Geschichte unter der Ueberschrift: „Die Schwenckfelder. Ein dunkles Kapitel der Kirchengeschichte." Diese Sekte führt sich dem Ursprung nach zurück auf Kaspar von Schwenckfeld, Erbherr auf Ossig bei Lüben, 1490 dort geboren, um 1520 als Herzoglicher Rat zum Liegnitzer Hofe gehörig und Kanonikus der dortigen St. Jakobs-Kirche. Er hatte in Köln und auf anderen Universitäten studiert, mit besonderer Vorliebe auch Theologie. Während eines Aufenthalts am Hofe des Herzogs zu Münsterberg lernte er die Glaubenslehren des Johann Huß kennen, die später auf seine eigene Glaubensrichtung so großen Einfluß ausübten.

„Für Luther hegte er von Anbeginn eine tiefe Verehrung und hat diese auch nicht eingebüßt, als sich der Reformator in seiner manchmal überhitzten

*) Man sehe Literatur, Seite 66 in diesem Heft.

Weise später soweit vergaß, Schwenckfeld zu schreiben, „er solle ihn mit seinen Schriften, die der Satan aus ihm speie, ungeheiet lassen", und ihn sogar mit dem Spottnamen „Stänkfeld" behängte."

Daß es soweit kam, davon ist wohl die Hauptursache darin zu suchen, daß Schw. nach Wittenberg kam zu der Zeit, als Luther noch auf der Wartburg weilte und gerade die Zwickauer Propheten und der „Bilderstürmer" Dr. Karlstadt in Wittenberg ihr Wesen trieben. Da ist ohne Zweifel in seine ganze Geistesrichtung ein Samenkorn gefallen, das in seiner Weiterentwicklung kein dauerndes freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und den Wittenbergern aufkommen ließ. — Ja seine Entwicklung, besonders in der Auffassung der Sakramente, führte ihn immer weiter von Luther ab und Zwingli zu, und er riet seinen Anhängern, sich so lange von den Sakramenten fern zu halten, bis die Obrigkeit ihnen Gemeindebildungen nach ihrer Glaubensansicht gestatten werde. So kam er und seine Anhänger allmählich in den Geruch, „Sakramentsverächter" zu sein. Der Kampf wurde immer heftiger. Der Ritter von Schwenckfeld zog schließlich die Verbannung dem Widerruf vor und verließ Liegnitz für immer.

So wurde Schw., da er auch die Bekenntnisschriften (Katechismus, Augsburger Konfession und Apologie) nicht anerkannte, zuletzt von allen Seiten den Ketzern und Wiedertäufern zugerechnet. Aber sein Anhang wuchs trotzdem, obgleich es ihm scheint's gar nicht so sehr auf eine Sammlung von Anhängern ankam.

Kaspar von Schwenckfeld starb im Alter von 71 Jahren am 10. Dezember 1561 in der Stadt Ulm, wo man ihm nicht einmal ein ehrliches Begräbnis gestattete, sondern im Keller verscharrte! Ein Zeichen, wie langsam sich der Geist der Duldung Bahn brach auch in protestantischen Landen. Seine Schriften wurden durch einen Reichstagsbeschluß konfisziert und verbrannt. Das alles aber konnte die weitere Ausbreitung seiner Glaubensansichten nicht aufhalten.

Verfasser gibt dann eine kurze Zusammenfassung der traurigen Geschichte der nachmaligen Anhänger der Schwenckfeldschen Lehren. Auf Veranlassung des Breslauer Domkapitels kam es im August 1717 zur Einleitung einer Verfolgung von Seiten der österreich-kaiserlichen Regierung. Zwei Jesuiten wurden an die Hauptsitze der Schwenckfelder geschickt, die nun auf allerlei Weise die friedlichen Leute quälten, mit Strafen belegten und alle möglichen Qualen ersannen, um die Leute katholisch zu machen. Zwanzig Jahre dauerte die schändliche Bedrückung bis Kaiser Karl VI. starb. Die Hauptmasse derer, die ihren Glauben trotz aller Bedrückung behauptet hatten, war bei Nacht und Nebel unter Zurücklassung ihrer liegenden Güter entwichen. Von Görlitz und Bertholdsdorf aus, wo sie zuerst Zuflucht gefunden hatten, wanderten sie im Frühjahr 1734 über Altona nach Pennsylvanien aus. Als später der alte Preußenfritz in den Besitz von Schlesien kam, tat es ihm leid, daß diese treuen und stillen Leute so aus dem Lande getrieben waren. Er hob den kaiserlichen Erlaß gegen die Schwenckfelder auf und bemühte sich, die nach Amerika Entflohenen zurückzugewinnen. Freilich vergeblich! Aber der Friede im preußischen Lande hatte bald die Wirkung, daß bei den Zurückgebliebenen der Eifer für das Sektentum erlosch. Schon ihre Kinder zogen es meist vor, zum Protestantismus überzutreten. So starb schon 1826 der letzte Schwenckfelder in Niederschlesien.

Anders ging's hier in Amerika, dem Lande, wo die Sekten aufschießen

und gedeihen wie Pilze. Sie fanden hier in Christoph Schulz eine Art Reformator, den Begründer ihres Gemeindelebens. Er schenkte der amerikanischen Gemeinde einen Katechismus, und im Jahre 1782 „die Konstitution der Schwenckfeldschen Gemeinschaft.“ Die Nachkommen jener Flüchtlinge leben noch heute im südlichen Pennsylvania und gelten allgemein als stille, fromme Leute. Die Gemeinschaft dürfte heute wohl kaum mehr als 1000 Seelen zählen; nichtsdestoweniger unterhalten sie ihre eigenen Kirchen und Schulen. Ja sie haben 1884 bei der 150jährigen Gedenkfeier ihrer Landung in Amerika beschlossen, sämtliche Schriften und Briefe Schwenckfelds herauszugeben unter dem Titel: Corpus Schwenkfeldianorum. Das Ganze ist auf achtzehn große Quartbände berechnet, von denen jetzt der zweite Band erschienen ist.

Erwachen aus dem Taumel.

Folgende Ausschnitte aus englischen Zeitungen zeigen, daß hervorragende Männer in unserm Lande zu der Erkenntnis kommen, daß die Flucht hinweg von Gott und den religiösen Wahrheiten das Volk nur dem Ruin zutreiben kann.

Crime of the Twentieth Century.

"Blasting at the Rock of Ages," So styled by Dr. Harper.

In his sermon last night on "The Greatest Crime of the Twentieth Century", the Rev. Dr. Thomas H. Harper said:

" 'Blasting at the Rock of Ages' was the title given to a series of articles written by one of the leading magazine writers of the day. When you blast at the foundation of all truth, right living, justice, home, the marriage altar and the church, you are wrecking the very institutions which guarantee the perpetuity of this nation.

"The greatest crime of the century is blasting at the only remedy for a sinful world, 'Christianity.' If we want to lift humanity we can only do it through the teachings of the Christ.

"Man in his inferiority, in his smallness, in his craving for notoriety, has seen fit to assail the God who made him, to try and gather an army of sufficient numbers to break down his law, and to make the cross the death-bed of an imposter.

"Blot out if you dare the spirit of the Christian world to-day, of the attitude of the church toward labor, the victories won through the application of the principles of the Christ, and you have blasted away the progress of the world, the aspirations and hopes of the future.

"Where is there consolation or comfort when the Christ of the New Testament has been crucified afresh in our own lives?"

Mind is overstrained. — Bryan.

Value of Heart's Development not Appreciated.

Washington, Oct. 20.—"There never was a time when the people needed the inspiration of the Bible more than they do at present," said Secretary Bryan to-night in addressing the delegates to the Women's Home Missionary Society of the Methodist Episcopal Church in session here.

"I am inclined to believe that we have overestimated the value of mental training and underestimated the value of the heart's development. A good heart can use a very dull mind and make that mind serviceable to society, but a bad heart cannot make use of a mind, however brilliant," he added.

Allmählich fängt es an zu tagen.

Die Zeit liegt noch gar nicht soweit hinter uns, als man in englisch-amerikanischen Kreisen mit einem überlegenen Lächeln auf den deutschen kirchlichen Religionsunterricht, gemeiniglich Konfirmandenunterricht herab blickte. Man hielt dies, und viele tun das freilich auch heute noch, für einen alten Zopf, den man längst abgelegt habe, dieweil derselbe heute nicht mehr Mode sei. Man wollte und will ja heute noch den Kindern religiöse Kenntnisse mit homöopathischen Zuckerpillen eingeben und ihnen sittliche Erziehung durch Zuchtlosigkeit angedeihen lassen. Das nannte man dann „moderne Erziehung", „neue Ideen", „fortschrittliche Methoden" u. s. w. Diese moderne Erziehung wirkte wie eine ansteckende Krankheit auch auf die deutschen Familien und Gemeinden. Die Kinder wollten den Katechismus nicht mehr lernen, denn in den englischen Sonntagschulen und Kirchen brauchten sie das auch nicht. Die Eltern wollten nicht selten die Kinder nicht mehr in den Konfirmandenunterricht senden, denn in den englischen Gemeinden geschieht das auch nicht. In den deutschen Familien wollte man die Kinder auch nicht mehr durch altdeutsche Zucht zum Gehorsam, Ordnung und guten Sitten anhalten, denn die Englischen tun das auch nicht. Wer kennt nicht diese Sprache?

Allmählich fängt man aber in amerikanischen Kreisen an einzusehen, daß diese Art von Erziehung im Grunde Verziehung ist und böse Früchte trägt. Da und dort fängt man schon an, sich wieder auf die alte christliche Erziehung nach biblischen Grundsätzen zu besinnen. So haben in den letzten Jahren auch schon englische Gemeinden den abgeschafften Katechismusunterricht wieder eingeführt, und neulich schrieb ein englisches Blatt, „die wichtigste Frage, die heute den Gemeinden vorliege, sei die der christlichen Erziehung. Andere Fragen möchten auf den ersten Blick wichtiger erscheinen, in Wirklichkeit aber seien sie von geringerer Wichtigkeit, und diese anderen Fragen seien eben dadurch brennende geworden, weil die Gemeinden es an christlichem Unterricht hätten fehlen lassen. Wenn die Männer und Frauen von heute genügend religiöse Erziehung genossen hätten, dann stände heute das Familienleben auf einer höheren Stufe, dann gäbe es mehr Ehrerbietung und mehr Erkenntnis, Begeisterung und Opferwilligkeit für die Mission. Das Studium dieser Tatsachen lasse keinen Zweifel darüber obwalten, daß man in der Vergangenheit die religiöse Erziehung der Jugend vernachlässigt habe. Und dies sei die wichtigste Arbeit für die heutigen Gemeinden."

Wir stimmen dem vollkommen bei, allein mit Spielereien, Zuchtlosigkeit und Verhätschelungen werden keine Kenntnisse erworben, auch keine religiösen, damit wird auch kein religiös und sittlich charakterfestes Geschlecht herangebildet. „Ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn," in diesem einen apostolischen Satz liegt mehr Erziehungsweisheit als in manchem ganzen Buche über „moderne Erziehung." („Deutscher Evangelist.")

Ein beherzigenswertes Wort unsers Präsidenten.

Präsident Wilson machte über die gegenwärtige Tendenz, durch Unterhaltung die Leute, besonders die Jugend, in die Kirchen zu ziehen, folgende Bemerkungen: „Wenn man sagt, man müsse, um die jungen Leute in die Kirche zu bekommen, den Gottesdienst „interessant" machen, dann, fürchte ich, meint man damit zu oft, man müsse den Gottesdienst unterhaltend

machen. Habt ihr denn je gehört, daß das Theater ein erfolgreiches Mittel sei, den Wandel recht einzurichten? Habt ihr je gehört, daß die prächtigsten Konzerte oder auch eine Reihe von Konzerten das Mittel waren, ein Leben umzuwandeln? Habt ihr je gehört, daß, wenn auch noch so viel Unterhaltung geboten wurde, diese mehr getan hat, als die Leute zu halten, so lange sie dauerte? Wenn ihr denn die Jungen durch Unterhaltung anziehen wollt, dann gibt es dafür nur eine Entscheidung, nämlich die, daß ihr gleich hinterher kommen wollt mit etwas, was nicht unterhaltend wirkt, sondern das Herz erfaßt wie ein liebender Händedruck. Nun ist's wahr, es mag sich ja entschuldigen lassen, daß man Leute hinlockt an einen Ort, wo ihnen ein Segen gebracht wird. Aber ich glaube, viel besser wäre es, wenn man ihnen einfach sagte, daß hier eine Stätte ist, wo Leben gespendet wird, und daß sie, wenn sie Leben haben wollen, hieher kommen sollen." („Deutscher Evangelist.")

Die Bibel in den öffentlichen Schulen der Vereinigten Staaten.

Nachfolgendes Stück fanden wir im „Deutschen Lutheraner." Es wird unsere Leser sicher interessieren:

Einer kürzlich erschienenen Flugschrift, welche von der „National Reform Association" herausgegeben worden ist, entnehmen wir die folgenden wertvollen Angaben betreffs des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs der Bibel in den öffentlichen Schulen in den verschiedenen Staaten der Union. Das Pamphlet ist ein Teil eines von der "World's Christian Citizenship Conference" angenommenen Berichts bei ihrer Versammlung in Portland, Oregon, vom 29. Juni bis zum 6. Juli 1913. Der Verfasser der Schrift ist Wm. F. McCauley.

1. In elf Staaten und in dem Distrikt von Columbia wird der Gebrauch der Bibel in den öffentlichen Schulen vom Gesetz begünstigt. Diese Staaten sind: Georgia, Indiana, Iowa, Kansas, Oklahoma, Massachusetts, Mississippi, New Jersey, Pennsylvania, North Dakota und South Dakota. — In Mississippi schreibt die Staatsverfassung vor, daß die Bibel gebraucht werden soll. Kansas und Oklahoma haben dieselbe Bestimmung, nämlich: „Keine sektiererische Lehre soll gelehrt werden, aber die Heilige Schrift dürfe ohne Zusatz oder Kommentar gebraucht werden. Das Gesetz in North Dakota schreibt vor, daß die Bibel nicht als ein sektiererisches Buch angesehen und von keiner öffentlichen Schule ausgeschlossen werden soll, sie darf aber nach dem Gutdünken des Lehrers ohne sektiererischen Kommentar gebraucht werden, jedoch nicht mehr als zehn Minuten täglich. — Ein kürzlich in Pennsylvanien passiertes Gesetz fordert, daß jeden Tag wenigstens zehn Verse in der Bibel gelesen werden sollen, und der Lehrer, welcher dieser Verordnung nicht folgt, setzt sich der Gefahr aus, entlassen zu werden. In Georgia, Indiana und Iowa lautet das Gesetz: „Die Bibel soll nicht von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen werden."

2. In zehn anderen Staaten haben entweder die Gerichtshöfe oder die Staats-Superintendenten der öffentlichen Schulen entschieden, daß der Gebrauch der Bibel in dem Schulzimmer gesetzlich ist. Die Staaten, in welchen günstige Entscheidungen hierüber vom Obergericht abgegeben worden sind, sind Maine, Michigan, Kentucky, Texas und West Virginia. Die Staaten, in welchen die Staats-Superintendenten der öffentlichen Schulen eine gleiche Entscheidung abgegeben haben, sind: Arkansas, Idaho, Rhode Island, Utah

und Vermont. — Das Appellgericht von Kentucky hat erklärt, daß die Bibel kein sektiererisches Buch ist; daß das Lesen derselben in den öffentlichen Schulen ohne Zusatz und Kommentar seitens des Lehrers kein sektiererischer Unterricht ist; daß der Gebrauch der Bibel das Schulhaus nicht zu einem Hause des religiösen Gottesdienstes macht, und daß wenn irgend welche Kirche eine gewisse Ausgabe der Bibel anerkennt, es nicht daraus folgt, daß dieselbe daher als eine sektiererische angesehen werden muß.

3. Es gibt vierzehn Staaten, in welchen weder das Gesetz noch die Gerichtshöfe die Sache direkt entschieden haben. Das sind die Staaten: Alabama, Colorado, Connecticut, Delaware, Florida, Maryland, New Hampshire, North Carolina, Ohio, Oregon, South Carolina, Tennessee, Virginia und Wyoming. — Im Staate Ohio hat das Obergericht entschieden, daß die Frage in den Händen der lokalen Erziehungsbehörde ruht. — In Oregon hat der Generalanwalt eine eingehende Untersuchung der Frage mit der Erklärung beendigt, daß nach seiner Ansicht das Lesen der Bibel in den öffentlichen Schule ohne Kommentar oder das Hersagen des Vaterunsers in diesen Schulen, keiner Bestimmung in der Verfassung des Staates zuwiderlaufe.

4. In acht Staaten sind teils vom Obergericht, teils vom Generalanwalt, teils von dem Staats-Superintendenten Entscheidungen gegen den Gebrauch der Bibel in den öffentlichen Schulen abgegeben worden. — Illinois und Wisconsin sind die einzigen Staaten, in welchen das Obergericht also entschieden hat. — In Nebraska hat das Obergericht entschieden, daß die Gerichte einschreiten dürfen, wenn der Gebrauch der Bibel in einer öffentlichen Schule in einen Mißbrauch ausgeartet ist, und wo ein Lehrer, anstatt säkularischen Unterricht zu erteilen, die Konstitution verletzt hat, indem er ein sektierischer Propagandist geworden ist. — In den Staaten California, Minnesota, Missouri und Washington haben Generalanwälte entschieden, daß der Gebrauch der Bibel in den Schulen gesetzwidrig ist. In Arizona und Montana haben Staats-Superintendenten eine solche Entscheidung abgegeben. — Im Staate New York herrscht keine Einigkeit in der Frage. Jeder Superintendent handelt, wie verlautet, nach seinem eigenen Gutdünken. Jedoch in der Stadt New York wird in dem neuen Charter der Stadt vorgesehen, daß die Heilige Schrift in den Schulen gelesen werde. Ebenfalls wird in den Nebengesetzen der Erziehungsbehörde bestimmt, daß alle Schulen mit dem Lesen der Schrift ohne Zusatz oder Kommentar eröffnet werden sollen.

5. In den Staaten Nevada und New Mexico sind keine Entscheidungen gegen den Gebrauch der Bibel in den öffentlichen Schulen abgegeben worden, aber man wird dessenungeachtet schwerlich eine Schule in diesen Staaten finden, in welchen die Bibel gelesen wird. — Im Staate Louisiana werden die Schulen häufig mit Gebet und mit dem Lesen der Schrift eröffnet, wo keine Einwendungen dagegen erhoben worden sind, und in den protestantischen Sektionen ist der Gebrauch der Bibel allgemein.

Folgende allgemeine Angaben sind erwähnenswert: In Massachusetts, wo das Gesetz vorschreibt, daß ein Abschnitt aus der Bibel täglich vorgelesen werden soll, besteht dieser Brauch seit 278 Jahren.

Im Staate Maine wird die Bibel in den öffentlichen Schulen seit 270 Jahren gelesen; im Staate New York seit 250 Jahren und im Staate New Hampshire seit 1623, also 290 Jahre lang.

Ausland.

Kann die moderne Kultur das Christentum ersetzen?

Diese ernste und tief einschneidende Frage verhandelt in zwei Nummern J. R. v. Löwenfeld in der „Reformation“. Er weist hin auf die allgemein sich ausbreitende Tendenz, das Evangelium auszuschalten und dafür moderne Kultur an seine Stelle zu setzen. Er nennt dabei die monistischen, die freireligiösen und die sozialistischen Bestrebungen. „Die ganze sozialistische Arbeitsmethode im Volk ist das beredteste Anti-Christentum.“

Er weist darauf hin, daß die ganze öffentliche Entwicklung nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt darauf hinzielt, jede Bevormundung und Bemutterung der Einzelperson durch Krone, Staat, Kirche oder ständische Gewalten möglichst aufzuheben, — alle Autorität ihres gottgegebenen Charakters zu entkleiden, und dem Einzelnen, ohne Rücksicht auf Stand und Charakter gleiche Rechte zu erteilen mit allen andern.

Das ist der Demokratisierungsprozeß: Freiheit und Mitbestimmungsrecht jedes Staatsbürgers ohne Abstufung nach Bildungsgraden und Fähigkeit des Urteils. Verfasser zeigt, wie trotz steigendem Wohlstand die Zufriedenheit des Volks doch nicht besser ist, und daß nicht alles Gold ist, was von Schönrednern unserer modernen Zeit so hoch gepriesen wird.

Die Demokratisierung hat als letzte Endwirkung, daß die Revolution ihre eigenen Kinder verschlingt. Der Liberalismus wird immer zuletzt ein Opfer des Radikalismus. „Der Radikalismus ist immer stärker gewesen als der demokratische Liberalismus, und zog der letztere durch den Schall seiner Kritik, die Freiheit seines Programms, so konnte er doch leicht überholt und in den Schatten gestellt werden. Das gilt vom Radikalismus jeglicher Art, — auch von dem der Theologie“ und der Sekten. Nur die Macht der festgewurzelten Regierungsmaschinerie bewahrt vor der Hand noch die demokratischen Massen vor Katastrophen.

Wären nicht diese konservativen Mächte noch vorhanden, die den Strom des Verderbens aufhalten, „die demokratischen Mächte wären längst von den anarchischeren und radikaleren fortgefegt worden, und innerhalb deren ist bekanntlich die Entwicklungs- und Bewegungsfreiheit sehr gering. Tyrannis und Revolution sind die Antipoden der Freiheit.“ .... „Darauf lege ich viel Gewicht, daß die ganze neuzeitliche Entwicklung mit ihrer Freiheitsaureole deutliche Hinweise und Hinneigungen auf Unfreiheit und Zwang zeigt.“ Der Terrorismus, die fanatische Agitation und Organisation des vierten Standes, die dessen Glieder so gut wie eine Jesuitenschule gegen jede Einflüsse und Anregungen außerhalb der Mauern hermetisch abschließt — das entwürdigt mehr als jede Polizeimaßregel. Die Gegenschläge von der anderen Seite: Die sich organisierende Macht des Kapitals, die mit ihren Aussperrungen den Einzelnen nur als Nummer behandelt, abgesehen von seiner wirklichen Stellungnahme, raubt ebenfalls die individuelle Freiheit.“

Wir können auf das Einzelne nicht weiter eingehen, möchten aber besonders darauf noch Nachdruck legen, daß der Verfasser in seinem zweiten Teil sich nahe berührt mit unserm Aufsatz im Juli-Heft 1913: Die moralische Flutwelle. Die destruktiven Kulturtendenzen der Gegenwart zeigen sich am stärksten darin, daß das verweichlichte Geschlecht unserer Tagge sich selbst zum Aussterben verurteilt durch die künstliche Verhinderung der Fruchtbar-

keit. Er zitiert ein Wort Harnacks: „Unsere Kultur geht dem sichern Untergang entgegen, und wir werden schließlich den mongolischen Massen weichen müssen, wenn wir die abschüssige Bahn nicht verlassen, die durch das Sinken der Ehefrequenz und Geburtenziffer bei den germanischen Völkern bezeichnet ist." — Es ist ein trauriges Bild sicherer Dekadenz, sicheren Zerfalls, das die christuslose Kultur uns vor Augen stellt. Und wohin soll das zuletzt führen? Zum Ende unserer degenerierten Volksmassen?

Man vergleiche auch die unter Literatur im September-Heft 1913, Seite 395, angezeigte Schrift von Dr. Hilbert: Ersatz für das Christentum!

„Da sie sich für Weise hielten,"

sind sie Buddhisten-Mönche geworden und haben in Ceylon eine europäische Ansiedlung buddhistischer Priester gegründet. Eine kleine Brüderschaft, ungefähr sechs, haben nahe einem Fischerdorfe, Dodaduwa, sich niedergelassen, und dort bringen sie ihre Zeit zu, losgelöst von weltlichen Banden und Familienrücksichten, mit heiligen Meditationen und Praktizieren der Dhyana, wodurch schließlich das Nirwana erreicht werden soll. Diese Mönche stammen aus Deutschland, Holland und Amerika. Sie leben jeder für sich selbst, in Hütten, und die singhalesischen buddhistischen Einwohner versorgen sie mit ihrer einfachen Speise, die einmal täglich genossen wird, und leisten ihnen sonst die nötige Hilfe. Die Gesellschaft bekam Zuwachs in der Person des Dr. Fitz von Berlin, der als Novize eingetreten ist. Seine Absicht ist, Pali zu studieren, und nach seiner Ordination hofft er, als buddhistischer Missionar heimzukehren. Ein anderer Mönch, auch ein Deutscher, hat aus dem Pali einen großen Teil des Textes von „Pitaka" in seine Muttersprache übersetzt.

Richard Wagners Stellung zum Christentum.

Es sind Hundert Jahre verflossen seit der Geburt Richard Wagners, des berühmten Musikers. Deutschland feierte deshalb eine Richard Wagner-Gedenkfeier zu Ehren des Mannes. Wir haben damit in unserm Blatte nichts zu tun. Sein berühmtes Werk: „Der Parsifal" ist ja viel umstritten worden. Geh. Oberkirchenrat Dr. Bard hat in einer Broschüre Wagners Parsival nach seinem religiösen Wert gewürdigt. In einer Besprechung dieser Broschüre, in Ref. 12, wurde ihm von anderer Seite widersprochen. Darauf nahm Dr. Bard in No. 16 nochmals das Wort, um ein Zeugnis zu Richard Wagners Stellung zum Christentum abzulegen. Jemehr heutzutage offene Feindschaft und Verleugnung der christlichen Wahrheit und besonders der Versöhnung durch das Blut Christi in der Mode ist, um so wohltuender ist es andererseits zu sehen, mit welcher Entschiedenheit hervorragende Männer sich zu der Versöhnung durch Christum bekennen. Dieses Interesse veranlaßt uns hier mitzuteilen, was Dr. Bard über Richard Wagner schreibt.

„Bei meinem Votum zum Parsifal kam es mir viel weniger auf den Nachweis des christlichen Charakters seines Helden und der durch seine Vermittlung gewonnenen Personen an, als auf die Aufzeigung der Klarheit und Wucht, mit welcher der Schöpfer dieses Musikdramas das majestätische Zeugnis in die Welt hinaustönen läßt: „Kein Heil außer in Christo! Kein Heilmittel wider Schuld und Leid, als — das

Blut Jesu Christi!" Und dabei muß ich bleiben, dies Zeugnis hat Wagner so laut, so eindringlich abgelegt, daß es kaum überhört werden kann. Dafür, meine ich, muß die Christenheit ihm dankbar sein.

Endlich über die Stellung Wagners zum Christentum noch ein kurzes Wort: Ich bin der Ueberzeugung, daß Wagner sich schließlich zur christlichen Wahrheit aus innerster Uebergung bekannt hat, also auch im Parsifal sein persönliches Bekenntnis niedergelegt hat. Ich berufe mich dafür, bei Verweisung auf meine Broschüre,

1. Auf Wagners eigene Bekenntnisse.

2. Auf das Zeugnis des unglücklichen Nietzsche, welcher früher ein glühender Verehrer Wagners, ihn ergrimmt verließ, weil er „vor dem christlichen Kreuz zusammengebrochen sei." (Nietzsche: Der Fall Wagner, 1888, Bayreuth.)

3. Auf das mir aus der Seele gesprochene Urteil Leixners in seiner schönen Literaturgeschichte (II, 837 ff.): „Wagner fand schließlich den Weg ins Christentum zurück. Während bei anderen meist ästhetische Rücksichten den Ausschlag zu geben pflegten, war bei Wagner einzig ein tiefernstes Bedürfnis maßgebend. Sein Herz war es, was ihn dem Nazaner in die Arme trieb. Hier trennten sich seine Wege von der Romantik. Im Gegensatz zu ihren Vertretern ist Wagner eine durch und durch ehrliche, hart und schwer ringende Natur. Für den Romantiker bildeten Kunstgenuß und Religion gewissermaßen identische Begriffe. Beide dienten nach ihrer Meinung dazu, dem an und für sich trostlosen und öden Leben neue interessante Werte und wirksame Reizmittel zu verleihen. Wagner als einem ehrlichen Wahrheitssucher dagegen lag dies Spielen, dies Geistreicheln um das Höchste herum völlig fern. Sein ernstes Ringen können wir in seinen sämtlichen reifen Schriften und Poesien vom „Holländer" ab" bis zur letzten Zeile seines „Parsifal" deutlich erkennen. Der Meister von Bayreuth ist der Dichter der Sehnsucht. Seine Werke verkörpern dies Verlangen, dies Streben nach Erlösung, indem sie die Liebe in ihrer mannigfaltigsten Gestalt und Form preisen und verherrlichen. Von der erlösenden Liebe des Weibes, in deren Hut der unrastige Mann sich selbst wiederfindet, durch viele Zwischenstufen hinauf zur allumfassenden Gnade des Mittlers wissen die Dramen Wagners zu singen und zu sagen."

Ich möchte meinen, nach diesen Zeugnissen und Bekenntnissen wird niemand dem großen Meister seinen Christenstand aberkennen dürfen. Ich bekenne meine herzliche Freude an der Tatsache, daß an ihm wieder die von Gott seinem Sohne gegebene Zusage sich erfüllte: „Du sollst die Starken zum Raube haben" (Jes. 53, 12) und der Schöpfer des „Parsifal" in Demut seine Kniee beugt vor dem König, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, mit dem Bekenntnis des Propheten: „Herr, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen." (Jeremias 20, 7.)

Am Tage nach der Vollendung des Parsifal sagte er im Gespräch über ein eben erschienenes Buch der materialistisch-atheistischen Richtung: „Zu wissen, daß ein Erlöser da war, bleibt das höchste Gut eines Menschen." Und von einem negativen Kritiker des Christentums erklärte er: „Er schreibt über Religion und Christus, wie ein Quartaner, der eben Tertianer gewor-

den ist." „Man könnte meinen," sagt er ein anderes Mal, „es habe doch so viele Männer und Heilige gegeben, warum soll gerade Jesus der Göttliche unter ihnen sein? — Aber alle jenen heiligen Männer und Frauen wurden es erst durch göttliche Gnade, durch eine Erleuchtung, eine Erfahrung, eine innere Umkehr, die sie aus sündigen Menschen zu Uebermenschen werden ließ. Auch Buddha war ein wollüstiger König, mit seinem Harem, ehe ihm die Erleuchtung kam. Es war sittlich groß und erhaben von ihm, aller Weltlust zu entsagen, aber es war nicht göttlich. Bei Jesu dagegen ist von Anfang an völlige Sündlosigkeit, göttliche Reinheit von Natur und dabei die reinste Göttlichkeit gänzlich von reinster Menschlichkeit, eine unvergleichlich einzige Erscheinung!" Und schloß mit den Worten: „Alle andern bedürfen des Heilands; er ist der Heiland!" (Vgl. Erinnerungen an Wagner, von Hans von Wolzogen, bei Reclam.)

Die andere Seite.

Die verbrecherischen Taten der englischen Suffragetten und die schwächliche Handhabung der Justiz gegen die Verbrecher haben lange schon den Unwillen des Volkes erregt. Schien es doch, als ob die englische Justiz am Ende ihres Witzes wäre gegenüber diesen Verbrechern. Den tieferen Grund dieser armseligen Justiz deckte ein Aufsatz auf, den wir im „Deutschen Evangelist" fanden. Es heißt da:

„Die englische Regierung getraut sich nicht, für strengere und rücksichtslosere Maßregeln, die hier doch wahrlich am Platze wären, die Verantwortung zu übernehmen. Warum nicht? Sie hat ein böses Gewissen. Die englische Frauenwelt hat schon lange Jahre für eine würdigere Stellung im Volksleben, als wie das englische Gesetz und die englische Sitte sie derselben einräumt, gekämpft, und zwar bis dahin in geordneter Weise. Erreicht aber haben die Frauen so gut wie nichts. So strebten sie unter anderem eine Reform der Ehegesetze an, in welchen, wie die Frauen behaupten, der englischen Frau neben dem englischen Manne eine erniedrigende und entehrende Stellung zugewiesen wird. Und zweierlei Maß haben die Gesetze, das ist gewiß. Ehebruch z. B. ist nach englischen Gesetzen für den Mann ein Scheidungsgrund, wenn die Frau der schuldige Teil ist; ist aber der Mann der Sünder, so ist das für die Frau noch kein Scheidegrund, sie müßte denn noch andere Gründe haben und beweisen können, wie Mißhandlung, Verlassen u. s. w. Jeder billig denkende Mensch wird zugeben müssen, daß Frauen in einem christlichen Lande über eine solche Herabwürdigung des Weibes ein Recht zur Klage haben. Neben diesem haben die Frauen noch eine ganze Reihe anderer Beschwerden. Ueberhaupt beklagen sie sich über die ganze Art und Weise, wie das englische Gesetz die Frau ansieht und wie sie demgemäß von der Männerwelt behandelt wird. Wie weit diese Anklagen nun begründet sind, das entzieht sich natürlich unserer Beurteilung; es mag auch wohl viel Uebertreibung dabei im Spiele sein. Jedenfalls ist sie aber zum Teil begründet. Es mag damit auch wohl zusammenhängen, daß England der Weltmarkt ist für den weißen Sklavenhandel. — Es wird ferner von wohl unterrichteter Seite geltend gemacht, die englische Regierung habe selber die Suffragetten zu diesen Gewalttaten herausgefordert, einmal dadurch, daß man allen ihren Bestrebungen stets ein Schnippchen zu schlagen

wußte und zum andern dadurch, daß man die Frauen wegen ihrer Erhebung und ihres Eifers in dieser Sache verhöhnte und lächerlich machte.

Es gibt keine Wirkung in der Welt ohne eine Ursache, und es ist allemal eine schlechte Politik im großen wie im kleinen, unliebsame Wirkungen und Bewegungen mit Gewalt und List, oder gar mit Hohnlachen unterdrücken zu wollen, ohne den Ursachen nachzugehen und dieselben ehrlich und redlich, soweit es möglich ist, zu beseitigen. Die Welt- und Kirchengeschichte ist des Zeuge. — Nichtsdestoweniger ist das Tun und Treiben der englischen Suffragetten nicht scharf genug zu verurteilen. Das ist nicht die Weise für eine Sache, selbst wenn es eine gerechte ist, Propaganda zu machen."

Unter solchen Umständen kann man freilich die Wut der Frauen besser verstehen und beurteilen, wenn freilich ihre schändlichen Freveltaten damit nicht entschuldigt werden.

Als es mit Voltaire zum Sterben ging,

sorgten seine atheistischen Freunde dafür, daß ja kein Reaktionär zu seinem Sterbebette kam. Zwar wollte Voltaire im Frieden mit der von ihm verlästerten Kirche sterben, aber sie ließen den Priester nicht zu, welcher Voltaire's Unterschrift erlangen sollte für einen öffentlichen Widerruf. Er fluchte seinen Freunden, die ihm auf der Bahn der Gottlosigkeit behilflich gewesen waren. Wir haben seinerzeit im September-Heft 1907, Seite 371, darüber berichtet.

Ein ähnlicher exklusiver Terrorismus scheint von den Freunden Jathos an seinem Sterbebette verübt worden zu sein. Bei dem weichen, schwankenden Charakter Jathos, von dem wir im Juli-Heft 1913, Seite 312, Andeutungen gaben, mochten seine Freunde fürchten, daß Jatho sich von gläubigen Christen möchte zu einem Widerruf bewegen lassen. Sie ließen daher niemand von gläubiger Seite zu, nicht einmal seinen Schwager, einen Köllner Pfarrer. Man wollte den verhaßten Orthodoxen nicht den Triumph geben, daß Jatho auf dem Sterbebette weich geworden sei und am Ende gar widerrufen hätte.

Wir geben, was wir in „L. und W." darüber fanden: „Ueber Jathos Ende schreibt D. Ludwig Schneller, der ja in Köln wohnt, Jatho kannte und mit dessen Geschichte wohlbekannt und daher ein zuverlässiger Zeuge ist: „Seit seiner Absetzung machte er (Jatho) unabläßig Reisen durch die verschiedensten Städte Deutschlands, wo er gegen Erhebung eines für ihn bestimmten Eintrittsgeldes Vorträge hielt. In denselben bekämpfte er hauptsächlich den Glauben an den persönlichen Gott. Denn die übrigen Bestandteile des christlichen Glaubens hielt er damit selbst für abgetan. Seine letzte Vortragsreise gegen den persönlichen Gott führte ihn nach Halle an der Saale. Ein dortiger Arzt holte ihn im Wagen vom Bahnhof ab. Dabei verletzte sich Jatho am Trittbrett des Wagens. Der Arzt erklärte zwar die kleine Hautabschürfung für ganz bedeutungslos. Aber um nichts zu versäumen, legte er überflüssigerweise, wie er meinte, einen Verband an. Als aber Jatho nach Köln zurückgekehrt war, entwickelte sich eine Blutvergiftung, die trotz Anwendung aller Mittel ärztlicher Kunst allmählich den ganzen Körper ergriff und ihm, während Blutvergiftungen sonst rasch verlaufen, fünf Wochen lang furchtbare Qualen bereitete. Da lag er nun im Krankenhause, der Mann,

dessen ganze Religion nur noch in der Verherrlichung des ‚göttlichen Menschentums‘ bestand, in seinem armen Menschentum — ohne Gott, ohne Heiland, ohne Trost, ohne Hoffnung, bald wimmernd wie ein Kind, bald mit seiner gewaltigen Stimme schreiend, daß es durchs ganze Krankenhaus tönte. Es war wohl niemand, auch unter denen, die ihm im Leben um des Gewissens willen scharf entgegentreten mußten, der nicht ein tiefes Erbarmen mit dem unglücklichen Manne fühlte. Der Tod, den er für einen traumlosen Schlaf ohne Aufwachen hielt, war schließlich eine Erlösung für ihn. Ob der vom christlichen Glauben so weit abgeirrte Mann in der letzten fünfwöchigen Frist den Rückweg zu dem Glauben an den Herrn gegfunden hat, den sein frommer Vater in Kassel und sein Bruder in Frankfurt und er selbst zwanzig Jahre seines Lebens mit so viel Wärme gepredigt hat, darüber ist nichts Sicheres über die verschwiegenen Wände seines Krankenzimmers hinausgedrungen. Denn es wurden nur ‚liberale‘ Gesinnungsgenossen am Kranken- und Sterbebette zugelassen. Nicht einmal die eigenen Verwandten, sofern sie noch gläubig sind, sein eigener Schwager, ein Kölner Pfarrer, eingeschlossen, konnten Zutritt finden. Seine Anhänger hatten sich seit Wochen gerüstet, sein Begräbnis noch einmal zu einer großen Kundgebung ihrer Partei und zu einem Protest gegen Jathos Absetzung zu gestalten. Das Presbyterium der Kölner Gemeinde, in dem diese Partei die ausschlaggebende Mehrheit bildet, hatte die Christus-Kirche zur Aufbahrung bestimmt. Jathos Gesinnungsgenosse, Pfarrer Radecke, hielt die Rede am Sarge und verlas vorher 1. Kor. 13. Er pries Jatho als einen der besten Bürger Kölns und Deutschlands, als einen König der Geister in der Welt, als einen Mann voll ‚Gottinnigkeit‘ (wiewohl es nach Jatho gar keinen Gott gibt). Er sei (wiewohl er nicht an Jesum glaubte) einer der besten Jesusjünger gewesen, die unsere Augen geschaut haben. Ehrlich sprach er es dagegen aus, daß die frohe Botschaft Jathos in einer ‚rein menschlichen Religion‘ bestanden habe, und daß (nach dem Berichte des Kölner „Tageblattes“) ‚sein Ideal einer evangelischen Kirche auf die Erreichung eines stillen Erdenglücks abgezielt habe.‘. Ebenso ehrlich war das Zeugnis: ‚Jatho glaubte nicht an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode; er glaubte allein an die Fortdauer seines Wirkens.‘ Damit legte der Redner am Sarge des Verstorbenen noch einmal öffentlich Zeugnis dafür ab, welcher Abgrund den Verstorbenen von alle dem geschieden hat, was in der ganzen Welt, seit es eine christliche Kirche gibt, immerdar christlicher Glaube und christliche Hoffnung gewesen ist. Am Grab redete Jathos Nachfolger, Pfarrer Becker, und der vor einiger Zeit gleichfalls abgesetzte Dortmunder Pfarrer Traub. Pfarrer Becker schloß seine Verherrlichung mit den charakteristischen und nebenbei recht geschmacklosen Verschlimmbesserungen des Apostels Paulus: ‚Nun aber bleibt Freude, Wahrheit und Liebe; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.‘ Glaube und Hoffnung des Paulus sind also ausgestrichen. An ihre Stelle tritt nunmehr die Freude und die ‚Wahrheit‘. Nur stehen diese Herren hinsichtlich der Wahrheit samt und sonders auf dem Standpunkt des Pilatus: ‚Was ist Wahrheit?‘ Denn in diesem Punkte stimmt ja keiner von ihnen mit dem andern überein. Traub verstieg sich sogar zu einer Vergleichung Jathos mit Jesu, indem er sagte, Jatho habe Osterkräfte und Pfingstzeichen auf die Erde gebracht. Blinde habe er sehend gemacht, Lahme gehen heißen, Tote auferweckt, den Armen das Evangelium gepredigt. Das sei das Ostern und Pfingsten, das die Menschheit von heute brauche. Auch protestierte er noch einmal gegen

die Absetzung Jathos durch das Kirchenregiment und schloß: ‚Lebe wohl, Freund! Der Morgen kommt!‘“ — Jathos Toben gegen den lebendigen Gott ist nun zu Ende. Möchten doch von ihm Irregeführte wieder nüchtern werden aus des Satans Strick!

Ueber die Aussichten der Evangelisierung des Balkans.

schreibt die “Missionary Review”: „Es ist schwer, die Wirkungen zu berechnen, welche der letzte wütende Krieg ausüben wird. Ohne Zweifel wird eine der unmittelbaren Folgen diese sein, daß bei den Türken und den Mohammedanern überhaupt die größte Erbitterung geweckt wird. Wahrscheinlich muß einige Zeit die evangelische Missionstätigkeit überhaupt unterbrochen werden. Der Nationalstolz der Türken hat einen gewaltigen Puff bekommen. Sie merken, daß sowohl der Krieg mit Italien wie auch der folgende mit den Balkanstaaten von politischen und eigennützigen Beweggründnen bei den Nachbarn hervorgerufen worden ist, und sie sehen ein, daß das Ziel Umsturz der mohammedanischen Macht ist. So wird die unmittelbare Folge dieses Krieges wahrscheinlich vermehrtes Mißtrauen, Haß und möglicherweise Verwüstung des der Mission gehörigen Besitzstandes und Verlust von Menschenleben sein. Aber die eigentlichen und gefährlichen Folgen werden der Mission sicherlich den größten Gewinn bringen. Die Illusion von einem Zusammenschluß der Mohammedaner und der ganzen Welt muß bersten. Was einmal geschehen ist, darunter pflegen die Orientalen sich mit stoischer Ruhe zu beugen. Siegen die Bulgaren — nun, dann war dies Allahs Wille! Die bulgarische Regierung ist toleranter und freundlicher gegen die evangelische Mission (d. h. Evangelisierung) gesinnt als z. B. die österreichische und die russische. Die Bulgaren erkennen auch die große Schuld an, in der sie zu der in Konstantinopel von Amerikanern gegründeten Hochschule, dem Robert College, stehen, wo in den Jahren 1870—1880 diejenigen Männer ihre Ausbildung empfangen haben, welche so energisch zur nationalen Erweckung Bulgariens beigetragen haben. Die Uebersetzung der Bibel ins bulgarische ist von einem wesentlich aus Missionaren bestehenden Komitee vorgenommen worden; ringsum in den Häusern findet man jetzt ein Exemplar der Heiligen Schrift in der Muttersprache.“ — Das wiegt aber leider die nachweislich von den Bulgaren begangenen Greuel nicht auf.

Literatur.

Während unserer Abwesenheit zur Generalsynode, die vom 23. September bis 1. Oktober in Louisville, Ky., abgehalten wurde, kam ein ganzer Stoß Bücher an, die wir nachfolgend hiermit anzeigen und der Beachtung bestens empfehlen. Die November-Ausgabe wurde schon in St. Louis fertig gemacht vor der Heimreise. Schriften, die eigentlich für den Weihnachtstisch bestimmt sind, können nun leider eben erst im Januar-Heft zur Anzeige kommen. So unlieb das den geehrten Buchhändlern sein mag, die mit ihren Zusendungen uns beehrten, wir können leider die Verhältnisse nicht ändern. Unsere lieben Leser mögen sich manche angezeigte Schrift für's künftige

Weihnachtsfest oder für Geburtstagsgeschenke notieren. Unser Verlagshaus hält die angezeigten Sachen meistens auf Lager.

Vom Verlag des Schriftvereins der sep. evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sachsen (Zwickau i. S.) kamen uns zwei Traktate zu, beide verfaßt von Pastor J. M. Michael: „Die Schöpfungstage." Preis 10 Pf. „Die Heilsarmee." Preis 15 Pf.

Verfasser ist missurischer Pastor, und hält als solcher an der schroffsten buchstäblichen Auffassung der Inspirationslehre fest. Ihm ist der Gedanke, daß die sechs Schöpfungstage in Gen. 1 sollen Weltzeiten bedeuten, unvereinbar mit der lutherischen Theorie der Verbalinspiration. Er glaubt lieber an eine Art zauberhafter Weltschöpfung, die das All hervorrief, wie die Geister in Alladins Wunderlampe den Zauberpalast, als daß er die Idee preisgeben könnte, daß das ganze jetzige Weltall in sechsmal vierundzwanzig Stunden jetziger Weltzeit durch einen göttlichen Machtspruch geschaffen sei. Dabei bindet er mit Vettex an und bekämpft ihn mit einem Synodalbeschluß der Missurisynode. Und was sie beschließt, ist natürlich ebenso unfehlbare Wahrheit, als was der Vizegott in Rom ex cathedra ausgehen läßt. Wer diesen Beschlüssen sich nicht beugt, ist eben ein Modernist, der frevles Spiel treibt mit dem Wort Gottes!

Wie sehr F. Vettex es mit dem Glauben an die göttliche Wahrheit ernst nimmt, zeigt beispielsweise sein anderes Buch: „Die Bibel, Gottes Wort." Wie er die Annahme von Weltperioden in der Schöpfung mit seinem strammen Inspirationsbegriff zusammenreimt, das ist seine Sache, die uns nichts angeht. Wir stellen hier nur fest, daß sein immenses Wissen im Gebiet der Natur es ihm nicht zuläßt, an sechs buchstäbliche Tage von je vierundzwanzig Stunden zu glauben und er sich lieber dem Vorwurf der Inkonsequenz aussetzt, als gegen sein wissenschaftliches Bewußtsein an eine zauberhaft plötzliche Erschaffung der Welt zu glauben. Wer mit diesem Gelehrten anbinden will, muß doch wohl andere Waffen haben, als missurische Donnerkeile und Synodalbeschlüsse, mit denen der Verfasser alle glaubt niederschmettern zu können, die nicht des Glaubens der Missurier sind.

Die zweite Schrift von Pastor Michael über die Heilsarmee kann der Leser schon im Voraus sich ausmalen. Wer den richterischen Verdammungsgeist Missuris kennt, kann nichts anderes erwarten, als daß an dem Werk eines W. Booth kein guter Funke übrig bleibt. Daß die Salutisten, ihre Lehre und Praxis, nach unserm Geschmack wäre, können wir durchaus nicht sagen. Der Verfasser schreibt aber am Schluß: Sollen wir zum Schluß das in dieser ganzen Abhandlung Gesagte in ein kurzes Urteil zusammenfassen, so müssen wir Booth einen Ketzer und die Heilsarmee eine Sekte nennen (von uns unterstrichen). Darum hat uns Gott auch inbezug auf die Salutisten geboten: „Weichet von denselbigen." (Römer 16, 13.)

Diesem Verdammungsurteil des Verfassers stellen wir gegenüber, was derselbe Apostel in Röm. 14, 4 schreibt, und tröſten uns allem missurischen Richtgeist gegenüber, vor dem ja auch unsere Kirche keine Gnade findet, daß doch das Wort Jak. 4, 11 u. 12 stehen bleibt. Dessen kann auch die Heilsarmee sich getrösten und getrost sich über die missurische Verdammnis hin-

wegsetzen. Doch dürfen die Salutisten immerhin sich prüfen, wie sie mit dem geoffenbarten Wort des Heils sich abfinden, das von ihnen doch gar zu leichtsinnig beiseite geschoben wird.

Neue Christoterpe, 35. Jahrgang 1914. Herausgegeben von D. Julius Kögel und Adolf Bartels. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale). Preis 3 Mk., geb. 4 Mk., mit Goldschnitt 4,50.

Wie so viele periodische Veröffentlichungen dieses Jahres steht auch der soeben erschienene Jahrgang der „Neuen Christoterpe" (für 1914) unter dem Einfluß der großen Jubiläumsfeiern von 1913: der eine der Herausgeber, Professor D. Julius Kögel, widmet im Anschluß an das 25jährige Regierungsjubiläum Kaisers Wilhelm I. den Aufsatz: „Das christliche Vermächtnis des alten Kaisers", und der andere Herausgeber, Prof. Adolf Bartels, schreibt nach ernsten Worten über die Jubiläen überhaupt über die Freiheitskriege, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel und Richard Wagner. Schon tauchen dann auch Aufsätze und Erzählungen in diesem Bande auf, die unzweifelhaft auf das bevorstehende Reformationsjubiläum von 1917 hinleiten sollen: ein vortrefflicher Vortrag aus dem Nachlaß des 1904 verstorbenen schwäbischen Literaturhistorikers Karl Weitbrecht über Hutten, eine vor allem der evangelischen Jugend gewidmete historische Erzählung „Heinz Jürgen" von August Peters, in der Luther, der „Tischredner", auftritt, eine gründliche Darstellung der Schwenckfelder-Sekte von der Autorität auf diesem Gebiete, dem Schlesier Fedor Sommer. Neben diesen „zeitgemäßen" Beiträgen stehen dann zahlreiche nicht minder treffliche allgemeineren Charakters: Als Erzähler treffen wir Wilhelm Delius mit der interessanten modernen Geschichte „Schwester Anna", H. Groschke mit der echt christlichen „Durchkreuzt", Dora Schlatter mit der ergreifenden Skizze „Osterfahrt", A. Schaab mit den vier poetischen Parabeln „Völlig in der Liebe", H. Kümmel mit einer anspruchslosen Skizze aus dem Pfarrerleben, endlich, the last, not least, Timm Kröger mit „Wie Jörn Hölk den Teufel zitierte," einer ausgezeichneten Humoreske, die aber zugleich tiefe Blicke in des berühmten Verfassers heimisches Volkstum tun läßt. Drei weitere schwerwiegende Aufsätze, „Naturwissenschaft und Religion" von Prof. Dr. E. Dennert, „Die Engelsburg in Rom" von Karl von Hase, „Aus Europas Wetterwinkel" (Skizzen vom Balkan und aus Kleinasien, namentlich über das armenische Christentum), sowie zahlreiche Gedichte, die so ziemlich alle neueren lyrischen Richtungen verkörpern, aber auch alle lyrisch und religiös gehalten sind, füllen weiter den stattlichen Band, der wie seine Vorgänger im christlichen Hause dankbar begrüßt werden dürfte, und nicht bloß in diesem: die „Neue Christoterpe" dürfte zurzeit unser bestes deutsches Jahrbuch sein.

Ein reichhaltiges und sehr interessantes Buch, das dem „Geschmack" vieler zu dienen sucht. Für's Pfarrhaus ein rechter Hausschatz. Die Aufsätze von Dr. Dennert, von Karl von Hase und „Aus Europas Wetterwinkel" sind für uns besonders wertvoll und interessant.

Unter den ewigen Armen! 32 Predigten über alttestamentliche Texte von Max Stöwesand, Pastor an der Friedens-Kirche in Bremen. Verlag des Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. M. Kaschiert 3 Mk., geb. 3.60 Mk.

Dieser Band schließt den Jahrgang alttestamentlicher Predigten, welchen der Verfasser mit seinen früher erschienenen zwei Bänden begonnen hatte. Es ist eine Reihe köstlicher Perlen, an denen man aufrichtige Freude haben muß. Diese Predigten gehören zu dem seltenen Geschlechte derer, die auch beim Lesen unser Herz erfassen und erwärmen. Nichts Gewöhnliches, Flaches, Alltägliches, Selbstverständliches, tiefe Gedanken einer offenbar reichen Persönlichkeit, dargeboten in edler, vornehmer, schwungvoller Sprache. Freilich, es gilt mit gespannter Seele lauschen; es ist keine leichte Kost, aber eine Kost, die stark macht. Die Predigten zeigen übrigens, wie von rechts und von links die Geister sich die Hände reichen können, wenn es ihnen nur heiliger Ernst ist, den modernen Menschen zu verstehen und zu den Quellen des Lebens zu führen.

Der Verfasser ist eine Predigerindividualität von durchaus eigenem Gepräge und von ungewöhnlicher, man möchte sagen, herber Kraft. Die tiefgrabende Textverwertung, der psychologische Scharfblick, das echte, sachliche Pathos erinnert zuweilen an Kierkegaard. Ohne daß das Theologische sich je hervordrängt, merkt man bei dem Verfasser die gründliche Schulung im Kählerschen Biblizismus. Nach solchen Predigten wird die Gemeinde wieder greifen, wenn sie der modernen Surrogate müde geworden ist. Das sind keine neumodisch verwässerte Predigten. Jesus Jehovah ist dem Verfasser der Gott, unter dessen ewigen Armen das sündige Geschlecht Zuflucht findet.

Zum hundertjährigen Geburtstag am 18. Januar 1910. Von D. Theodor Kliefoth. Ein Charakterbild aus der Zeit der Erneuerung des christlichen Glaubenslebens und der lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert. Von D. Ernst Haack, Geh. Oberkirchenrat. Verlag des Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. M. Das Buch hat neun Abbildungen und eine größere faksimilierte Beilage. Preis des stattlichen Bandes geheftet 4 Mk., geb. 5 Mk. Ausgabe Anfang Dezember 1909.

Theologen und gebildeten evangelischen Christen gewidmet. Das Wiedererwachen christlichen Glaubenslebens nach der Zeit der Aufklärung und des Rationalismus, die Erneuerung konfessionell lutherischen Christentums in Theologie, Kirche und Gemeinde ist neben andern Männern dem Präsidenten D. Kliefoth als einem ihrer bedeutendsten, wenn nicht dem größten unter ihnen, zu verdanken. Die Lösung dieser Aufgaben hat er mit unermüdlicher Treue, nie erlahmender Energie, staunenswerter Arbeitskraft und überlegenem Scharfsinn unternehmen und vollbringen dürfen. Seinem Lebensgang, seinem literarischen Schaffen, wie praktisch kirchlichen Wirken, seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung wird in meisterhafter Darstellung des bekannten Verfassers, der schon Kliefoths Mitarbeiter war, dieses Lebensbild gerecht. Kliefoth war ein kraftvoller, kerniger Charakter, ein Mann, wie ihn seine Zeit brauchte, darum vergesse ihn unsere an Persönlichkeiten so arme Zeit nicht!

Kliefoth war ein kräftiger Vorkämpfer des streng konfessionellen Luthertums in Mecklenburg. Das aber soll uns nicht abhalten, ihm volle Gerechtigkeit und Anerkennung zukommen zu lassen. Er hat in glaubensloser Zeit die Fahne des echten Evangeliums hoch gehalten und sich nicht geschämt seines Bekenntnisses zu Jesu. Das Buch enthält außer einer kurzen Jugend-

biographie, von ihm selbst verfaßt, im dritten Abschnitt: Kliefoth als Prediger; 4. als Erneuerer und Leiter der mecklenburgischen Landeskirche; 5. als Führer der Lutheraner; 6. seine letzten Lebensjahre, wissenschaftliche Bedeutung und seine Persönlichkeit.

An kraftvollen Charakteren mangelt es unserer Zeit nur zu sehr. Sie können uns zur Stärkung des eigenen Glaubenslebens und Charakters dienen, und zur Klarheit darüber führen, was wir selbst wollen und erstreben.

Adolf Stoecker, Lebensbild und Zeitgeschichte. Im Auftrage der Familie herausgegeben von Dietrich von Oertzen. Volksausgabe. (Der Gesamtausgabe 3.—5. Aufl.) Mit Bild. Verlag des Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. M. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Jetzt wirklich wohlfeil für nur 5 Mk. (früher 12 Mk.) mit 34½ eng bedruckten Bogen in dieser wunderhübschen Ausgabe für jedermann begrüßen wir das Buch aufs wärmste. Weil in dieser umfangreichen Biographie fast Seite für Seite nur Stoecker selbst spricht — Seite 1—70 enthalten nur Stoeckers eigene Niederschrift —, so ist klar, daß dieses Buch allein den großen christlichen Charakter Stoeckers in seiner wahren Gestalt vor Augen führt. Sein ganzes Leben steht dem Leser vor Augen.

Mit warmem Herzen und zur Ehre der Monarchie, Christentum und Vaterland ist das Buch geschrieben. Des Verfassers lichtvolle und lebendige Darstellung ist eine ebenso ansprechende wie lehrreiche Lektüre. Mit ihr ist ein Hausschatz für alle wahren Volks- und Vaterlandsfreunde, besonders für die Christen, geschaffen.

In einem Volksblatt heißt es: Verfasser hat die in das Werk gesetzten Erwartungen weit übertroffen! So bietet die Darstellung — der nur ausgesprochene Gegner die Objektivität absprechen können — die souveräne Beherrschung des Stoffes, die Sichtung des riesigen Materials und endlich die feine Charakterzeichnung Stoeckers als Kanzelredner, Politiker und glühender Volksfreund, — ein Meisterstück in der einschlägigen Literatur. Man liest das Buch nicht, man saugt es förmlich in sich auf, und die vielen Buchstellen, in denen der Verfasser seinen Helden selbst in Ansprachen, Tagebuchblättern und Briefen reden läßt, kann man überhaupt nur in einem Atemzug lesen. — So reichen wir ihm dankbar die Hand für seine prächtige Gabe, die in die Schatzkammer unserer evangelischen Literatur, aber auch in jedes evangelische Haus und in jede solche Gemeindebücherei gehört.

Da nur Dietrich von Oertzen der gesamte literarische Nachlaß zur Verfügung steht, so sind die von ihm herausgegebenen Bände allein als Quellenwerke über Stoeckers ganzes Leben und Wirken anzusprechen.

Wer einen Einblick in die ernsten kirchlichen und sozialen Kämpfe gewinnen will, die in den letzten Jahren unter Kaiser Wilhelm I. und Bismarck von Stoecker ausgefochten wurden, besonders auch gegen die Prätensionen der Juden im Parlament und Gesellschaft, der verschaffe sich dieses Buch. — Wir hier in Amerika haben kaum eine Idee davon, zu welchen Mitteln die Bosheit der Feinde griff, um den Mann zu verderben, der mit so geistgewaltigen Waffen den Feinden des Volks zusetzte. Die christlich-sozialen Ideen Stoeckers kann man hier quellenmäßig studieren.

Persönlichkeit. Christliche Lebensphilosophie für moderne Menschen. Von Lic. E. Pfennigsdorf. Verlag von Fr. Bahn, Hofbuchhändler in Schwerin i. M. Preis 4 Mk. 20 Pf., geb. 5 Mk., geb. mit Goldschnitt 5 Mk. 50 Pf. 354 Seiten.

Verfasser dieses Buches ist der Herausgeber der wohlbekannten Zeitschrift: „Der Geisteskampf der Gegenwart." Das Buch erschien in erster Auflage im Jahr 1905. Daß das Buch keine buchhändlerische Spekulation ist, berechnet für Leser leichter Lektüre, zeigt dem denkenden Leser schon der Titel. Daß es umgekehrt gerade auf denkende und ernst gesinnte Menschen einen tiefen Eindruck macht und hohe Anziehungskraft ausübt, zeigt die Tatsache, daß es schon in fünfter Auflage erscheint. „Der moderne Mensch huldigt entweder dem Entwicklungsgedanken, dann muß er den Anspruch auf Individualität aufgeben und kann sich nur als ein zerbrechliches und bald zerbrochenes Gefäß für den allgemeinen Inhalt der Kultur ansehen. Oder aber er hält an dem Ziel der persönlichen Bildung fest, betrachtet sich selbst als ein einzigartiges Zentrum des geistigen Lebens, dessen Schädigung durch nichts aufzuwiegen ist, dann wird er über die monistische Auffassung der Entwicklung hinausgetrieben — zur christlichen. Die christliche Weltanschauung nämlich überwindet den Widerspruch zwischen beiden modernen Lehren dadurch, daß sie die gesamte Entwicklung auf die Erzeugung eines Reiches Gottes gerichtet sein läßt, welches als eine Gemeinschaft geist-persönlicher Wesen mit dem lebendigen Gott aufzufassen ist. Damit hat die Entwicklung erst Sinn und Bedeutung erhalten, und es ist ihr über die engen Schranken des irdischen Daseins hinaus eine unendliche Perspektive eröffnet. Zugleich ist damit eine Auffassung erreicht, die dem tiefsten Sehnen nach Individualität und Persönlichkeit gerecht zu werden vermag und einen mächtigen Stachel nach Erhöhung und Rettung des eigenen Selbst in sich schließt."

Das Inhaltsverzeichnis gibt sehr genauen Einblick in die Anlage des Buches (6 Seiten). Die Hauptteile sind: 1. Der moderne Mensch. 2. Das Leben und Walten der Persönlichkeit. 3. Die Religion der Persönlichkeit. 4. Die Weltanschauung der Persönlichkeit. Die tiefsten Fragen des menschlichen Lebens und Denkens werden hier verhandelt in Auseinandersetzung mit Philosophemen der neueren Zeit. Es ist für nachdenksame Menschen.

Aus gleichem Verlag kam: Dietrich Vorwerk: Gebet und Gebetserziehung, und Kindergebet und Kinderpsychologie. Das erste, ein dickes, zweiteiliges Werk von 56½ Druckbogen, kostet geheftet 7.50 Mk., in zwei Bände gebunden 9.40 Mk. Wir würden entschieden die gebundene Ausgabe empfehlen für wirklich praktischen Gebrauch. Das zweite ist ein Vortrag, vom Verfasser gehalten bei dem siebenten Weltkongreß für Sonntagschulen in Zürich. Preis 50 Pf.

Es ist dem Schreiber selbst unmöglich, diesem groß angelegteen Werk über das Gebetsleben volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen durch eigene Rezension. Er gibt nachstehend einen gekürzten Abdruck einer ihm vorliegenden Besprechung und empfiehlt das ganze Werk dringend der Beachtung seiner Leser.

Dietrich Vorwerk. Seine Schriften über Seelenkunde bedeuten einen ersten Schritt zu ihrer Einbürgerung in das Gebiet der kirchlichen Pä-

dagogik. Sie sind bestimmt, eine neue Epoche in der Entwicklung des kirchlichen Unterrichts herbeizuführen und haben sich bereits die lebhafteste Anerkennung bei allen Theologen und Pädagogen erworben. Den bisher erschienenen Schriften sollen schon im Laufe des Winters neue, in das Gebiet tief eindringende und es ausbauende Bücher folgen, für Wissenschaft und Praxis gleich wertvoll!

Gebet und Gebetserziehung. Probleme und Praxis des Gebetslebens und ein Jahrgang Konfirmandenunterricht auf psychologischer Grundlage über das Vaterunser. Von Dietrich Vorwerk, Konsistorialrat und Superintendent a. D. Zwei Bände zusammen im Umfang von 56½ Druckbogen (VIII, 655 u. 238 Seiten). Geheftet 7.50 Mk. In zwei Bände gebunden 9.40 Mk. — „Gebet und Gebetserziehung" von Dietrich Vorwerk ist die Einlösung eines Versprechens, welches der Verfasser beim Erscheinen der ersten Auflage seines Buches „Kinderseelenkunde als Grundlage des Konfirmandenunterrichts" gegeben hatte. Damals stellte er in Aussicht, einen ausgeführten Lehrgang des Konfirmandenunterrichts mit fortlaufender kinderpsychologischer Begründung zu bringen.

Bei der Ausführung dieses nun erscheinenden Werkes ging der Verfasser von der Beobachtung aus, daß die meisten katechetischen Hilfsmittel eine Art Zwitterding sind, für den Lehrer nicht tief genug, für die Kinder zu hoch. Es erschien ihm wünschenswert, die beiden Aufgaben der Ausrüstung der Unterrichtenden und der Unterweisung der Kinder zu trennen. Der Lehrer hat Anspruch auf eine Darlegung, die ihn wenigstens zehnmal so tief in den Gegenstand hineinführt, als er seine Kinder hineinführen kann. Die Kinder aber haben Anspruch auf einen kindgemäßen, ihrem Verständnis und ihren Interessen entsprechenden Unterricht. Somit ergab sich die Zweiteilung dess Werkes: in einem Band, der dem Unterrichtenden zur Vertiefung seiner Einsicht und seiner Erfahrung auf dem Gebiete des Gebetslebens helfen soll, und in einen Band, welcher zeigt, wie die Kinder durch den Gebetsunterricht zu eigenem Gebetsleben erzogen werden sollen. Der erste Band behandelt in dem weitaus größten ersten Buch „Gebetstatsachen".

Der dritte Abschnitt: „Gebetsleben im Dienste an der eigenen Seele", bespricht in Kapitel 7 das Bekehrungs- und Heiligungsgebet (unter anderem A. H. Francke, moderne Bekehrungsforschung, Finney, moderne Heiligungsbewegung); in Kapitel 8 das mystische Gebet (Tersteegen, die heilige Therese).

Der vierte Abschnitt: „Gebetsleben im Dienste des Reiches Gottes", handelt in Kapitel 9 vom Gebetsleben im Dienst der Kirche (Kirchengebet, Gebetslied, Pastorengebet, Büchsel, Braun, Stoecker, Spurgeon), in Kapitel 10 vom Missionsgebet u. a.

Der fünfte Abschnitt bespricht das Gebetsleben unter dem Eindruck der Offenbarung (geschichtliche Offenbarung, Naturoffenbarung, Paulus, Goethe, Tolstoi).

Das zweite Buch gibt einen Ueberblick und eine Kritik der modernen Gebetsforschung (Schleiermacher, Ritschl und seine Schule, James und seine Schule, neueste theologische Gebetsvorschriften).

Der zweite Band enthält die Anwendung der religions-psychologischen Forschungen des ersten Bandes auf Gebetsunterricht und Gebetserziehung. Zunächst wird eine Gebetspsychologie der Jugend in ihrem Zusammenhang mit der gesamten Jugendpsychologie gegeben, sowie eine Darstellung der Bedeutung des Gebetes in der Erziehung. Dann wird das Vaterunser in einem Jahrgang Konfirmandenstunden besprochen unter steter Rücksichtnahme auf die jugendpsychologischen Anknüpfungspunkte. Das sehr ausführliche, übersichtliche und sorgfältige Register ermöglicht, das Buch auch als Nachschlagewerk für die unten angegebene Zwecke zu benutzen. — Das Gesamtwerk ist eine in ihrer Art bisher einzig dastehende, reichhaltige und zuverlässige Fundgrube der Belehrung, eine klare und warme Anleitung zum erziehenden Gebetsunterricht für den Religionspsychologen, für den Pädagogen, für den Jugendpsychologen, für den Kinderfreund, für den Lutherforscher, für den Historiker des Lebens der Kirche, für den Konfirmandenpastor, für den Religionslehrer, für den jungen Theologen, der das Geheimnis des geistlichen Erfolges kennen lernen möchte, für den alten Pfarrer, der über das Gebet predigt, für den Gemeinschaftsredner, für den Missionar, für den zweifelnden Studenten, für die gebildete Diakonisse, für jeden Christen, der im Gebetsleben tiefere Erkenntnis und Praxis gewinnen oder andere zum Beten erziehen möchte.

Im gleichen Verlag ist soeben neu erschienen: „Kindergebet und Kinderpsychologie," mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des Kindergottesdienstes. Von Dietrich Vorwerk. Geheftet 50 Pf. Vorwerk hat diesen Vortrag auf dem Welt-Sonntagschulkongreß in Zürich (Juli 1913) gehalten. Alle seine Arbeiten sind ausgezeichnet durch höchsten praktischen Gebrauchswert und wissenschaftliche Durcharbeitung. Bei dem ganz allgemeinen Interesse und der Wichtigkeit der Kinderpsychologie werden alle Geistlichen, Lehrer, Erzieher, kurz alle Kinderfreunde und besonders die Sonntagschulkreise hier neue und reiche Anregung finden.

Von Dietrich Vorwerk sind früher schon erschienen: „Kann ein Pastor selig werden?" „Kinderseelenkunde als Grundlage des Konfirmandenunterrichts." Zweite Auflage. Kaschiert 2 Mk., geb. 2.50 Mk. — „Kindergottesdienst und Kinderseelenkunde." Zweite und dritte Auflage. Geheftet 1 Mk. — „Die Persönlichkeit Jesu jenseits von Kirche und Kritik." Dritte Auflage. Kaschiert 1 Mk.

Aus gleichem Verlag kam: „Das Christentum und seine Verkläger." Von D. P. Bard, Geh. Oberkirchenrat. Geh. 60 Pf. — Das ist eine klare und stärkende Schrift. Wer Bards Schriften kennt, weiß, daß er ein mannhafter und scharfer Verteidiger unsers Glaubens ist. Er widerlegt die Anklagen der Unsicherheit, der Unfreundlichkeit, der Unduldsamkeit, der Unwissenschaftlichkeit und der Ungerechtigkeit, welche gegen das Christentum erhoben sind, in gewohnter Meisterschaft und weist nach, daß die Feindschaft gegen das Evangelium im letzten Grunde seine Ursachen hat in der Weigerung der Trauer um die Schuld und der Sehnsucht nach Erlösung. Dabei werden im einzelnen die verschiedensten Fragen berührt und aus vie-

len Gebieten Material zur Verteidigung des Christentums zusammengetragen. Für Vorträge und dergleichen ist das Büchlein überaus praktisch, abgesehen von der eignen Stärkung, von der Befestigung Zweifelnder und von der Anregung für Leugner. Es ist bestens empfohlen. — Das ist ein sehr wohlbegründetes Urteil über die vorgenannte Schrift.

Aus demselben Verlag: Die feste Burg unsers Christenglaubens zur Orientierung und Stärkung angefochtener Christen, gewürdigt von D. P. Bard, Geh. Oberkirchenrat. Fein kaschiert 1.50 Mk.

Das ist ein eigentümlich angelegtes Buch; eine in ganz kurzen Paragraphen gefaßte, chrichliche Glaubenslehre; eine Art Handbuch für den Unterricht in höheren Schulen. In fünf Abschnitten: 1. Einleitendes, 2. Lehre von Gott, 3. .... vom Menschen, 4. .... von der Erlösung, 5. .... von der Vollendung, nebst vier Anhängen behandelt Verfasser in kurz gefaßten Absätzen das ganze Gebiet des christlichen Glaubens mit apologetischen Zwibemerkungen. Der zweite Anhang: Glaubensbekenntnisse, gibt das apostolische, nizenische und das Augsburgische Glaubensbekenntnis. Für Religionslehrer ist das Buch ohne Zweifel ein vortreffliches Hilfsmittel; für gebildete Christen ein Mittel zur Stärkung ihres Glaubens.

Aus dem gleichen Verlag: „Das heilige Nein." Roman aus der Gegenwart. Von E. von Maltzahn. Geh. 4.20 Mk., fein gebunden 5 Mk.

Der Titel des Buches weckt zunächst irrige Vorstellungen. Artur von Boden, dessen Herzens- und Familiengeschichte uns das Buch in ergreifenden Bildern erzählt, ist ein rabiater Nietzsche-Jünger, der mit tyrannischer Konsequenz den „Willen zur Macht" in seiner Familie betätigt, und Frau und Kinder geistesmächtig in seinen Atheismus und seinen glühenden Christushaß hineinzwingt. Die Intoleranz des Unglaubens gegen den Glauben kann kaum ergreifender und mit mehr Lebenswahrheit beschrieben werden. Dieser Artur von Boden ist Verfasser eines Buches: Das heilige Nein! Es ist die Antwort, die der Gottes- und Christushaß dem Christentum frech entgegenschleudert. Das Buch hat schauerliche, verheerende Wirkungen. Es treibt eine gebildete Tochter in die Nacht des Wahnsinns und in den Tod durch Gehirnentzündung.

Seine Kinder, die ganz im Heidentum aufwachsen mußten und von Christus nichts wußten, kommen gleichwohl unter den geistesmächtigen Einfluß christlicher Persönlichkeiten. Sein Sohn wird Christ und — dafür vom Vater aus dem Elternhaus verstoßen. Die Frau und jüngste Tochter können sich der Geistesmacht des Christentums nicht entziehen. Aber eine Tochter gibt sich freiwillig den Tod mit dem Bekenntnis: „Nietzsche hat mich in die Nacht geführt und allein gelassen." Ein unheilbares Herzleiden führt ihn immer schneller dem Tod entgegen. Es stürmt gewaltig auf den Gottesleugner ein, er bricht unter der Last der Schuld zusammen, nimmt sein Buch, „Das heilige Nein", zurück und stirbt zuletzt, versöhnt mit Gott und Christus, versöhnt mit Frau und Kindern, die den Weg zu Gott vor ihm gefunden haben. Der trostlose Bankrott des Unglaubens ist da in gewaltig ernsten Zügen ausgemalt.

Lenk, Marg., „Siegmund." „Auf Seekönigs Thron." Zwei Erzählungen für die reifere Jugend. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen). Leinwandband. Preis 70 Cts.

Das neue Buch der Frau Marg. Lenk, das von der reiferen Jugend mit Begeisterung begrüßt werden wird, enthält zwei wunderschöne Geschichten. Die erste, „Siegmund", erzählt die ergreifenden Schicksale eines jungen Germanen, der gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. im Markomannenkriege den Vater verloren hat und zu Rom im Triumphzuge die Teilnahme einer vornehmen Römerin erregt, von dieser erzogen wird, nach mancherlei Schickungen das Christentum annimmt und endlich im fernen Afrika seine längst totgeglaubte Mutter wiederfindet. Nicht minder spannend und rührend ist die zweite Geschichte, „Auf Seekönigs Thron", in der uns die erfindungsreiche Verfasserin nach Schottland und ins 18. Jahrhundert führt, eine Welt, in der sie als Kennerin des großen Walter Scott ganz zu Hause ist. Hier sind es zwei Knaben, ungleich an Begabung und Wesen, aber in inniger Freundschaft verbunden und in demselben Schlosse von demselben Lehrer erzogen, deren einer sich verleiten läßt, sich dem Aufstand der Hochschotten zugunsten des stuartschen Prinzen Karl Eduard anzuschließen, durch eine Sturmflut daran verhindert wird, aber zugleich in Todesgefahr gerät und von dem treuen Freund und dem wackeren Magister glücklich gerettet wird. Die Frische der Schilderungen, die Fülle menschlich interessanter Begebenheiten, die Lebenswahrheit der anziehenden Charaktere, werden diese prachtvollen Geschichten bald zu Lieblingen unserer jungen Leserwelt machen; der reine, fromme Sinn und der sittlich religiöse Gehalt, der aus ihnen spricht, läßt sie aber auch für Erwachsene nicht weniger wertvoll und fesselnd erscheinen.

Von derselben Verfasserin: „Nürnberg, des Deutschen Reiches Schatzkästlein." Eine Erzählung für die Jugend. Illustriert von Wilh. Roegge. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen). Preis 25 Cts.

Keine langweilige Beschreibung, sondern eine anmutige Schilderung, die zugleich eine höchst anziehende Erzählung ist. Mit einem meisterlichen Kunstgriff vertritt nämlich die Verfasserin einem fünfzehnjährigen Besucher der ehrwürdigen Stadt das Wort, der mit jugendlich frischer Begeisterung berichtet, was er zu Nürnberg wachend und träumend gesehen und erlebt hat. Da er ein Sonntagskind ist, besitzt er die Gabe, auch Vergangenes zu schauen und mitzuerleben. So lösen sich Bilder aus Vergangenheit und Vorzeit, Schilderung und Erzählung in reizvollstem Wechsel ab. Das Buch ist nicht nur eine köstliche Gabe für unsere Jugend, sondern auch ein kleines Kunstwerk von dichterischem Wert. Beide Bücher sind für Kinder von reiferem Alter sehr interessant und spannend geschrieben.

Um den Lesern des „Magazins" den Bezug der besprochenen Bücher zu erleichtern, wird darauf hingewiesen, daß das Eden Publishing House, St. Louis, zur Annahme von Bestellungen bereit ist.

Kähler, weil. Prof. D. Martin, Halle: Dogmatische Zeitfragen. Alte und neue Ausführungen zur Wissenschaft der christlichen Lehre. Dritter Band: Zeit und Ewigkeit. Zweite gänzlich veränderte und vermehrte Auflage. 222 Seiten. Preis 4.80 Mk., geb. 5.80 Mk. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Aus dem Nachlaß des vor Jahresfrist heimgegangenen Altmeisters der Systematik hat sein Sohn einen Band von Aufsätzen und Vorträgen herausgegeben, dessen Zusammenstellung noch von dem Verewigten selbst herrührt. Das vorliegende Buch dürfte in hervorragendem Maße die Absicht des Verfassers verwirklichen, die festgefügten Gedankengänge seines Systems in übersehbare Zusammenhänge zu zerlegen und zu zeigen, wie sehr jene Abstraktionen aus der Wirklichkeit abgelesen sind, wie lebensvoll das System ist.

Inhalt: Die Theologie in ihrer Bedeutung für die Gemeinde dargestellt. — Warum ist es in der Gegenwart so schwer, zu einem festen Glauben zu kommen? — Die moderne Theologie und die Stellung der Kirche zu ihr auf Kanzel und Katheder. — Christentum und Systematik. — Einleitung zur Ethik. — Unbewußtes und bewußtes Christentum. — Subjektivismus und Historizismus gegenüber dem Christentum. — Der Menschheit Fortschritt und des Menschen Ewigkeit. — Der Gang der Menschheit.

Diese Themata zeigen dem Leser, welche wichtigen, aktuellen Fragen in diesem Buche abgehandelt werden vom Standpunkt eines fest im Glauben gegründeten Systematikers, wie Dr. Kähler es war. Kählers Schriften bedürfen unserer Empfehlung nicht, sein Name und Ruf ist Empfehlung genug.

Bausteine für Missionsvorträge (Basler Missions-Buchhandlung) bieten bisher unveröffentlichtes Quellenmaterial für Missionsreden und -Artikel, sowie Stoff zum Vorlesen in Missionsvereinen.. Sie können nicht abonniert werden, sondern werden Freunden des Basler-Mission gratis zugesandt. Den „Evangelischen Heidenboten" und das „Missionsmagazin" ersetzen sie nicht. Berichte aus der Mission in Indien, in China, an der Goldküste, in Kamerun und Togo.

Die christliche Nüchternheitsbewegung der Gegenwart, eine Schicksalsstunde für unsere Kirche. Vortrag auf der Jahresversammlung abstinenter Pfarrer am 26. März 1913 im Dreifaltigkeits-Gemeindehaus zu Berlin von Dr. R. Burckhardt. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

In dem Heft kommen ernste und gesunde Grundsätze zum Ausdruck, die wir bei dem fanatischen Treiben der amerikanischen Prohibitionisten schmerzlich vermissen. Freilich Dr. Burckhardt sagt: „Die Herstellung und den Gebrauch geistiger Getränke zu Jesu Zeit hat noch kein Abstinent als unsittlich erklärt." Herr Dr. Burckhardt kennt die amerikanischen Fanatiker nicht, die z. T. schon offen erklärt haben, Jesus könnte bei ihnen nicht zum Abendmahl gehen, wenn er gegorenen Wein dabei gebraucht haben wollte.

Das alte Evangelium in moderner Verkündigung.

Herr Prof. Dr. A. Uckeley bat den Herausgeber um Publikation nachfolgender Einsendung. Die Deichert'sche Buchhandlung hat uns schon so oft begünstigt durch Zusendung wertvoller Bücher, daß wir es als ein Erfordernis der Höflichkeit und Dankbarkeit betrachten, diesem Gesuch zu entsprechen.

Wenn jemand unlängst auf die Frage: Wie predigen wir dem modernen Menschen? antwortete: „Garnicht! denn der moderne Mensch entzieht sich durchaus der kirchlichen Wortverkündigung und, die ins Gotteshaus kommen,

sind eigentlich gar keine modernen Menschen," so ist das doch nur in sehr geringem Maße richtig. Gewiß, es gibt unter denen, die sich geflissentlich als „Moderne" bezeichnen, recht viele, die sich von der kirchlichen Predigt nicht wollen beikommen lassen. Andererseits aber kann man doch gerade in der Gegenwart bemerken, wie sich die Sehnsucht nach den übersinnlichen Realitäten und Gütern durch die Herzen vieler zieht, und wie die Fragen, die hieraus entstehen, Antwort haben wollen und keine Ruhe lassen, bis sie sie gefunden haben. Darüber nachzusinnen, wie man solchen Leuten weiterhilft, indem man ihnen das alte Evangelium in einer Weise predigt, die es inhaltlich nicht verkürzt, aber die doch ihren modernen Denkformen entspricht, ist eine Aufgabe der zeitgenössischen „Praktischen Theologie", der sie sich nicht ungestraft entziehen kann.

So sehen wir denn gerade auf dem Gebiete dieser theologischen Disziplin in den letzten Jahren einen sehr regen Eifer und großes Bemühen nach dieser Richtung hin sich entfalten, und es ist außerordentlich dankenswert, daß der altbekannte Verlag von A. Deichert (Leipzig), jetzt in den Händen des rührigen und umsichtigen Herrn Werner Scholl, nicht Mühe und Opfer scheut, um solchen Arbeiten einer inhaltlich positiv gerichteten, in der Form aber dem modernen Denken sich einfügenden Evangeliumsverkündigung die entsprechende Verbreitung und Wirkungsmöglichkeit zu verschaffen. Es ist höchst lohnend und interessant für den, der dem kirchlichen Leben der Gegenwart mit Verständnis und Kenntnis folgen will, an der Hand des unlängst erschienenen Deichert'schen Katalogs (sechzig Jahre theologische Literatur in Wort und Bild, gratis), von diesen seinen literarischen Bemühungen und rührigen Anstrengungen im Einzelnen Kenntnis zu nehmen.

Voran seien die Predigtwerke genannt. Den religiösen Bedürfnissen der Gebildeten dienen in besonderm Maße die unter dem Sammelbegriff „Akademische Predigten" sich zusammenfassen lassenden Publikationen von D. D. Ihmels (Jesus Christus, die Wahrheit und das Leben, Mk. .75), Stange (Predigten über ausgewählte Evangelientexte, Mk. 4, geb. 4.80), Walther (Das Licht der Welt, Mk. 2.25, geb. 3; Der Wandel im Licht, Mk. 2.80, geb. 3.60; Gottes Liebe, Mk. 2.40, geb. 3.20; Das Leben im Glauben, Mk. 2.60, geb. 3.40; Fahre fort! Mk. 2.60, geb. 3.40), Grützmacher (Johannes bleibt! Mk. 2.40, elegant kartoniert 2.80), Ewald (Aus dem Worte des Lebens, Mk. 2.80, geb. 3.80), und Zahn (Brot und Salz aus Gottes Wort, Mk. 3.60, geb. 4.50). Mehr eine gemischte Gemeinde, wie wir sie etwa in der Großstadt antreffen, ohne aber nicht auch in kleineren Verhältnissen sich wirkungskräftig erweisen zu können, fassen ins Auge die Predigtjahrgänge von Matthes (Die alttestamentlichen Lektionen nach Festsetzung der Eisenacher Konferenz, Mk. 4.50, geb. 5.50; Die evangelischen Lektionen, Mk. 5, geb. 6; Die epistolischen Lektionen, Mk. 5, geb. 6), Kubert (Altes und Neues, Mk. 4, geb. 4.80), Reuter (In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten, Mk. 3, geb. 3.80), und Rüling (In der Nachfolge Jesu, Mk. 4.20, geb. 5). Für die Feste und Feiertage des Kirchenjahres (I. Advent — Ostern, Mk. 1.60, kartoniert 1.85 — II. Himmelfahrt u. s. w., Mk. 2, kartoniert 2.25, kplt. geb. 4.40) bietet Paul Kaiser tiefgehende, packende Wortverkündigungen; neben ihm ist Siegmund-Schultze's schwungvolle Sammlung (Andere fünfundzwanzig Festpredigten, Mk. 2.80, geb. 3.50) zu erwähnen.

Kleinere Predigtbände, unter bestimmten einzelnen Gesichtspunkten zusammengefaßt, liegen vor von W o h l e n b e r g (Vaterunser und Segen, Mk. 1.60, geb. 2.20); W. M e y e r (Kampfesmühe — Siegesfreude, Mk. 1.80, geb. 2.60); T r e p t e (Jünglingsglaube, Mk. 2.80, geb. 3.60); B r e d e r e k (Predigten über Texte des alten Bundes, Mk. 2.50, geb. 3.50) und P o h o n c (Im Schatten des Kreuzes, Mk. 2.50, geb. 3.50). Besonders tiefdringend sind die homiletischen Ausführungen S i m o n s über den ersten Petrusbrief (Predigten und Homilien, Mk. 2.50, geb. 3.30), wie auch die Behandlung des Lebens und Charakters des Apostels in einer Reihe von Predigten, die W i e b e r s (Jesus und Petrus, Mk. 1.40; Jesu Liebe zu seinen Jüngern und Feinden, Mk. 1.20, geb. 1.60) bietet. Von dem Meister, der uns lange noch viel wird zu lehren haben, von H e i n r i c h H o f f m a n n, liegen die durch Martin Kähler bevorworteten und eingeleiteten „Neutestamentlichen Bibelstunden" (I: Apostelgeschichte, Mk. 5.20, geb. 6; II: Brief Pauli an die Römer, Mk. 4, geb 4.80; III: 1. und 2. Korintherbrief, Mk. 5.20, geb. 6; IV: Galater, Epheser, Philipper, Mk. 4.20, geb. 5; V: 1: Kolosser, Thessalonicher, Timotheus, Mk. 3.80; 2: Titus, Philemon, 1. und 2. Petri- und 1. Johannisbrief, Mk. 3.60, kplt. geb. 8.20), sowie zwei Bände Festpredigten vor (Die großen Taten Gottes, Mk. 4.20, geb. 5; Neue Folge, Mk. 3.60, geb. 4.40), von K ä h l e r selbst ein Band sinniger, nachdenklicher Osterbetrachtungen (Wiedergeboren durch die Auferstehung Jesu Christi, Mk. 2.10, kart. 2.60); dann noch D u n k m a n n's geistvolle Ansprachen für seine Wittenberger Kandidaten über die Gleichnisse Matth. 13 (Altes und Neues aus dem Schatz eines Hausvaters, Mk. 2.40, geb. 3), in denen in neuer, fesselnder Gedankenführung der Leser in erschöpfende Tiefe des Bibelverständnisses eingeführt wird. Das Gebiet der Kinderpredigten, für die es in der Literatur leider allzuwenig Muster gibt, hat sehr glücklich W i e b e r s (Aus der Kindergottesdienstpraxis, Mk. 2.20, geb. 3) in Arbeit genommen.

Sodann sei auf die homiletischen Hilfsbücher verwiesen, die der Deichert'sche Verlag in der letzten Zeit hat ausgehen lassen: S t e i n m e y e r's tiefe Perikopenexegese (Der homiletische Gebrauch der Evangelischen altkirchlichen Perikopen, Mk. 2.80, geb. 3.60), P f e i f f e r's (Die neuen alttestamentlichen Perikopen der Eisenacher Konferenz, Mk. 12, geb. 14), M a y e r's (Die neuen evangelischen Perikopen der Eisenacher Konferenz, Mk. 11.50, geb. 13.50), R e y l ä n d e r's (Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Konferenz, Mk. 10.50, geb. 12.50) und S o m m e r's (Die evangelischen Perikopen des Kirchenjahres, Mk. 9.60, geb. 11; Die epistolischen Perikopen des Kirchenjahres, Mk. 9.60, geb. 11); praktisch-exegetische Hilfsbücher, sowie das schnell orientierende Predigtdispositionsverzeichnis von K o h l r a u s c h **Vademecum homileticum**, Mk. 4, geb. 4.80; Neue Folge, Mk. 2.50, geb. 3.25). Sie alle dürften dem, der sich in sie verständig eingearbeitet hat, bald unentbehrliche Arbeitserleichterung geworden sein. Wissenschaftlich ist die Homiletik als ganzes soeben von S a c h s s e (Evangelische Homiletik, ein Leitfaden für Studierende und Kandidaten, Mk. 3.60, geb. 4.50) behandelt worden. Zu Einzelfragen hat H e r i n g über die Verwendung des Alten Testaments (Die homiletische Behandlung des Alten Testaments, Mk. 2.50); H u n z i n g e r über das apologetische Moment in der Predigt (Der apologetische Vortrag, Mk. 1.20, kart. 1.50; Zur apologetischen Aufgabe der Evangelischen Kirche in der Gegenwart, Mk. 1.50); B a c h m a n n über Wert und Unwert

bestimmter, moderner theologischer Auffassungen für die Gemeindepredigt (Gott und die Seele, 1. Heft: Allerlei Predigtproben, Mk. 1.20, kart. 1.50; 2. Heft: Gottesglaube und Jesusfrömmigkeit, Mk. 4, kart. 4.60), sowie ich selbst über „Die moderne Dorfpredigt" (Mk. 1.60), und über „Moderne Predigtideale" (Mk. 1.40) das Wort genommen.

Wenden wir uns der Katechetik zu, so dürften Steinbeck's gediegene Untersuchungen über den „Konfirmandenunterricht nach Stoffwahl, Charakter und Aufbau", Mk. 2.80, geb. 3.40, Helm's stoffreiches Handbuch der allgemeinen Pädagogik, Mk. 5, geb. 5.50, und Rausch's übersichtlich angelegte Geschichte der Pädagogik, Mk. 3.40, geb. 4, Kohlrausch's anregende Schrift „Ueber Volkserziehung", Mk. 1.80, auch fernerhin, wie bisher, weitgehende Beachtung verdienen und finden. Die meisten dieser Bücher liegen schon in mehrfacher Auflage vor. Pfennigsdorf (Der religiöse Wille, Mk. 5.80, geb. 6.50; Religionspsychologie und Apologetik, Mk. 2, geb. 2.50), und Vorbrodt (Zur theologischen Religionspsychologie, Mk. 1.20) haben für den notwendigen psychologischen Unterbau der Katechetik sehr Wertvolles geliefert, und unmittelbar für die Praxis ist Bachmann's Abriß der Kirchengeschichte für höhere Lehranstalten, Mk. 2.20, kart. 2.50, abgefaßt.

Eine Fundgrube pastoraler Einsichten ist Hardeland's Pastoraltheologie, Mk. 7, geb. 8. Wie viel traurige Erfahrungen könnte der junge Anfänger im Predigtamte sich ersparen, wenn er neben seiner praktischen Theologie solch Buch gründlich durcharbeitete und die Erfahrungen des guten Beraters sich zunutze machte. Für die Studienzwecke des Geistlichen, der sich mit dem historischen Werdegang der Gegenwartserscheinungen des kirchlichen Lebens beschäftigt, ist Caspari's „Geschichtliche Grundlage des gegenwärtigen Gemeindelebens", Mk. 5.40, geb. 6.40, unentbehrlich. Um noch eins der mehr historisch angelegten Werke herauszugreifen, so sei auf das Buch von Peters verwiesen, der sich großen Dank verdient hat dadurch, daß er letzthin J. L. v. Mosheim (Der Bahnbrecher der modernen Predigt Johann Lorenz Mosheim, Mk. 4.80), den Vater der modernen Predigtweise, monographisch behandelt hat. Er deckt dem, der sich will belehren lassen, überzeugend vieles, was als neu gepriesen wird, als schon bei jenem großen Homiletiker vorhanden auf, und man lernt dort deutlich und richtig manchen Lösungsversuch der Gegenwartsprobleme auf Wert und Unwert hin beurteilen und unterscheiden.

Endlich sei noch auf eine Reihe von Einzelarbeiten verwiesen, die Probleme, besonders sozialer Art, behandeln. Da ist Naumann in seiner früheren Zeit (Was heißt christlich-sozial? 1. Heft Mk. 1.40, 2. Heft Mk. 1.80) zu nennen; Joh. Meyer's neue eindringende Studie über das soziale Naturrecht der christlichen Kirche, Mk. 1, und mehrere kleinere Schriften und Vorträge Reinhold Seeberg's (Die Kirche und die soziale Frage, Mk. 0.75), vor allem seine neueste Schrift, die auf eine der krankſten Stellen unseres Volkslebens das helle Licht der Wirklichkeitsenthüllung fallen läßt: „Der Geburtenrückgang in Deutschland," Mk. 1.80.

Für den, der sich auf dem ganzen Gebiete der praktischen Theologie dauernd auf dem Laufenden halten will, sorgt der Deichert'sche Verlag durch das vierteljährlich einmal erscheinende betreffende Heft der Sammlung „Theologie der Gegenwart", (Preis für den Jahrgang — 4 Hefte — Mk. 3.50, für Abonnenten der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" Mk. 2.80; je-

des Heft einzeln käuflich), das kurz den bleibenden, wesentlichen Jahresertrag der erschienenen literarischen Arbeiten zusammenfaßt, während andererseits die „Neue kirchliche Zeitschrift“ (jährlich 12 Hefte; Preis pro Quartal Mk. 2.50) eindringende Erörterungen und gründliche Untersuchungen von Fragen der wissenschaftlichen praktischen Theologie in regelmäßiger Folge bietet.

Der kurze Ueberblick hat gezeigt, wie reichhaltig, wie gediegen im einzelnen, nach wie großzügigem Plane im ganzen der Deichert'sche Verlag die Bestellung des Ackerfeldes der „Praktischen Theologie“ nach der Richtung hin, daß sie das alte Evangelium in moderner Verkündigung darbietet, vorgenommen hat. Sechzig Jahre steht jetzt, wie der Katalog beweist, der Verlag an dieser Arbeit — gewiß ein Jubiläum, dessen die Kirche und die praktisch-theologische Wissenschaft in dankbarer Anteilnahme sich mitfreuen kann.

Professor D. Alfred Uckeley, (prakt. Theol., Königsberg.)

Mit Herz und Mund. Christliches Liederbuch. Herausgegeben von Pfr. Fliedner-Herford und Pfr. Dr. Burckhardt-Berlin. In Leinen geb. 50 Pf., von 25 Stück an 40 Pf. (C. Bertelsmann, Gütersloh.)

Ein Büchlein, das dem Bedürfnis weiter Kreise entgegenkommt: eine Liedersammlung deutsch-evangelischer Art, reichhaltig und dabei sorgfältig ausgewählt, handlich und wohlfeil und dazu auch gut ausgestattet. Die Sammlung wurde im Auftrag des deutschen Bundes evangelisch-kirchlicher Blaukreuzverbände herausgegeben; ihr Charakter ist aber ein durchaus allgemeiner, und sie erweist sich für alle Anliegen, Zeiten und Stände in unserem kirchlichen und religiösen Leben wohlgeeignet. Alle, die für ihre Vereins-, Gemeinschaft-, Bibelstunden, Gemeinde- und religiösen Volksabende nach einer geeigneten Liedersammlung ausschauen, seien auf diese neue Sammlung ausdrücklich hingewiesen. Neben unsern eigenen Liederbüchern wird das obige sich kaum einbürgern bei uns, zumal da es ohne Noten gedruckt ist.

Stange, Prof. D. C., Christentum und moderne Weltanschauung. 1. Das Problem der Religion. 2. Aufl. 1913. XXI, 116 S. od. 8¾ Bog. M. 3.—, geb. M. 3.50. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage (1911) zeigt das lebhafte Interesse, welches den hier verhandelten Problemen in der Gegenwart entgegengebracht wird. In einer Zeit, die offenbar in immer stärkerem Maße das Verständnis für die religiösen Fragen wiedergewinnt, ist eine Schrift, die wie diese die wissenschaftlichen Grundlagen des Skeptizismus zerstört, in der Tat von aktuellem Interesse. Ihr Vorzug besteht hauptsächlich darin, daß sie jede bloße Apologetik vermeidet und statt dessen das rein wissenschaftliche Interesse an der Religion ins Auge faßt. Der Verfasser macht nicht etwa den Versuch, die Religion mit Hilfe der Philosophie zu begründen; aber ebensowenig bekennt er sich zu der in der Gegenwart besonders beliebten Methode, Glauben und Wissen als zwei unvereinbare Gebiete nebeneinander zu stellen. Sein Weg ist vielmehr der, daß im Zusammenhang der erkenntnis-theoretischen Probleme der Punkt aufgewiesen wird, an dem das Problem der Religion als ein jenseits aller Welterkenntnis liegendes Problem notwendigerweise sich einstellt.

Schneeflocken. Schön ausgestattete, gern gelesene Weihnachtshefte in farbigen Umschlägen. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.) Zu den früher erschienenen Heften treten jetzt neu hinzu: 86. Weber, Gottwald. Zwei Erzählungen aus dem Jahre 1813. — 87. J. M., Der Hausmann. — Der alte Bergführer. — 88. Zauleck, Paul. Die ruhmreiche Rückkehr der Waldenser. — 89. Gefährliche Reisen. — 90. Werner Reinhold. Von allerlei Tieren.

Wo die „Schneeflocken" auch hinkommen in ihrem schmucken Gewand: sie finden dankbare Aufnahme. Viel verwendet werden sie auch für Massenbescherungen (50 Hefte nur 4.50 Mk., 100 Hefte 8 Mk., 1000 Hefte 70 Mk). — Zu größeren Geschenken, für Volks- und Jugendbibliotheken empfiehlt sich die Bandausgabe der „Schneeflocken." Jeder Band, 10 Hefte umfassend, schön gebunden 1.50 Mk.

Diese hübschen Erzählungen konnten wir leider nicht mehr im November-Heft anzeigen; das war schon druckfertig, ehe die Hefte ankamen. Es sind Erzählungen, die sicher Kinder und Alte erfreuen.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh: „Der Geisteskampf der Gegenwart." Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Prof. Lic. E. Pfennigsdarf. Vierteljährlich 1.50 Mk.

Wie vielseitig der „Geisteskampf" ist, wie anregend und gediegen seine Darbietungen, auch die kleineren, zeigt jedes neue Heft. Aus dem August-Heft seien die folgenden Abhandlungen genannt: Das Angesicht Gottes. — Die kritische Lage der alten Religionen in China (von Missionar Genähr, der nahezu drei Jahrzehnte in China zugebracht). — Animimus und Religion von Lic. Heinzelmann). — Gedanken über Religion in Athen. — Anstand in der Kirche (Betrachtungen eines Laien), sowie die kleineren Mitteilungen: Zur Chronologie der Eiszeit. — Gegenseitige Hilfeleistung in der Natur. — Zwei Briefe zur Theosophie und eine Reihe kurzer, gut orientirender Bücherbesprechungen.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahresbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. — Ein altbewährter, zuverlässiger Führer für Theologen und gebildete Christen, außer der theologischen Literatur auch die philosophische und naturwissenschaftliche, und ferner in dem Beiblatt „Vierteljahrsbericht" die schöne Literatur behandelnd.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk.

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 1 Mk. — Ein zuverlässiger Wegweiser durch das weite Gebiet der Romanliteratur, der Kunstgeschichte, der Jugend-

schriften, Lebensbilder u. s. w. Seiner besonnenen Führung darf jeder Vertrauen schenken.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiherr v. Grotthuß. Verteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pf., Probeheft franko. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Oktoberheftes: Deutsche Weltmachtpolitik und das Prinzip der Aufwiegung. Von Dr. Frhrn. von Mackay. — Dem unbekannten Gott! Von Timm Kröger. — Die Flucht des Prinzen von Preußen. Nach den Aufzeichnungen des Majors O. — Mein Führer in dunkler Zeit. Erinnerungen von Peter Rosegger. — Die Hinrichtung. Von Leonid Semenow. — Das Evangelium der Natur. Eine Meditation von Georg Korf. — Sting. Eine Erinnerung von Peter Dombrück. — Die alten Weinstuben. Eine Elegie von Erich Schlaikjer. — Diderot. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Adam und Eva im Lichte der Naturforschung. Von Karl Steinmann. — Straflose Tier- und Menschenfolter. — Der politische Uebermensch. — Gottes Frieden im Tierreich. — Die Schlacht im Blutstropfen. — Zeichen aus einer anderen Welt. — Türmers Tagebuch: Die Bluternte. Die Geblufften. Oesterreichs Unwert? Die Unannehmlichkeiten der Herren von Chlapowsky. Deutsche Fürstentage. Bismarck und Bebel. Friede auf Erden? — Dichter und Patriot. Von Marie Diers. — Oskar Wilde wird überschätzt. Von Leo Colze. — Programme. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Humor, Ironie, Satire. Von K. St. — Lienhards neuer Roman. Von Hermann Kienzl. — Hat Till Eulenspiegel gelebt? — Eduard Ockel, der Maler der Mark. Von Dr. Karl Storck. — Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig. Von St. — Die Freiheitskriege im Spiegel der Musik. Von Prof. Arthur Egidi. — Verdi. Von Karl Storck. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Ockel, Kluge, Aronson). — Notenbeilage.

Die Monatsschrift für Gemüt und Geist — „Der Türmer", gibt in Wahrheit für Gemüt und Geist dem Manne wie der aufstrebenden Frau einen wertvollen Extrakt der Zeitströmungen. Dem politischen, religiösen und sozialen Leben zugewendet, weiß sie sich geschickt vor Einseitigkeit zu wahren und berührt selbst da, wo sie scharfe Worte findet für Uebelstände unsers öffentlichen Lebens, sympatisch und wohltuend. Charakterbilder aus Politik und Kultur zeichnet sie in klaren kennzeichnenden Umrissen, sie bedeutet für Volks- wie Familienerziehung einen wertvollen Anreger und Weiser. Sie hält Ausschau und Umschau wie ein getreuer Eckart und läßt auch die schönen Traumdinge des Lebens in den Gaben der Dichter und Erzähler sich wiederspiegeln. Dazu kommen schöne Bilder und Notenbeilagen, ein gut redigerter Musik- und Literaturteil, ein interessanter Sprechsaal für den Widerstreit der Meinungen und das oft ein wenig sarkastische aber immer treffende „Tagebuch". Wir können uns freuen, in Deutschland ein solch gediegenes Blatt für die Familie zu haben.

Nicht bloß für Deutschland, sondern ganz besonders auch für die gebildete deutsche Familie in Amerika ist der „Türmer" eine prächtige Zeitschrift, die mit vielen Fragen, die das öffentliche Leben bewegen, den Leser bekannt macht und gut orientiert. Das in diesem Blatt angelegte Kapital ist für eine kinderreiche Familie, die sich dasselbe zu nutze macht, eine gute Anlage.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 16. Band. St. Louis, Mo. März 1914.

Der alttestamentliche Prophetismus.

Von Prof. em. E. Otto.

Nachstehendes ist geschrieben unter Anregung und mit Benutzung des unter obigem Titel kürzlich erschienenen Buches von Prof. E. Sellin, Rostock, das uns zeigt, wie der nun schon so vielfach betrachtete und besprochene hochwichtige Gegenstand für jede Generation in neuer Beleuchtung erscheint, wie neue Betrachtungen zu berücksichtigen, neue Gegensätze zu bekämpfen sind. Das Buch hat zu seiner Grundlage drei mündliche Vorträge, die zu verschiedenen Zeiten und vor verschiedenem Publikum gehalten worden sind, der Verfasser hat dieselben umgearbeitet und zu einer Einheit verbunden, so daß Einheit und Fortschritt des Inhalts ohne Wiederholungen gewahrt sind.

Der erste Abschnitt des Buches bietet eine Skizze der Geschichte des alttestamentlichen Prophetismus. Er enthält demgemäß nichts unbedingt Neues, was dem Kenner der alttestamentlichen Geschichte nicht sonst schon gesagt wäre, aber interessant ist die lichtvolle Gruppierung, die Charakterschilderung der einzelnen Propheten und ihrer Schriften, der Art ihrer Einwirkung auf die besonderen sie umgebenden Zeitverhältnisse.

Zuerst ins Licht der Geschichte tritt der Prophetismus mit Samuel, also ungefähr ums Jahr 1000 v. Chr. Samuel wird (1. Sam. 3, 20) ausdrücklich ein Prophet, Nabi, genannt. Ob er zu seiner Zeit selbst schon den Titel geführt hat, mag streitig sein, denn 9, 9 wird ja in einer natürlich aus späterer Zeit stammenden Glosse bemerkt, daß die Männer, die jetzt, zur Zeit des Schreibers, Nebiim genannt werden, damals Seher genannt wurden. Zu viel ist aber wohl aus der Glosse heraus gelesen, wenn sie beweisen soll, daß der Name Nabi in früherer Zeit gänzlich unbekannt, erst von auswärts in die hebräische Sprache importiert sei, und wenn gar weiter der Schluß gefolgert wird, daß nicht nur der Name, sondern auch die Sache, die Existenz eines Prophetentums, nicht hebräischen Ursprungs, sondern eine Entlehnung von auswärts sei. Für letztere Folgerung wird auch aus der Etymologie eine Stütze herangezogen, indem, wie Sellin berichtet, gegenwärtig die mei-

sten Sprachkenner darin übereinstimmen, daß der Name „Nabi“ nicht hebräischer, sondern fremdländischen Ursprungs sein müsse. Früher haben Leute, die auch Hebräisch gekonnt haben, die Herleitung des Namens von einer hebräischen Verbalwurzel nicht für unmöglich gehalten, und man hat verschiedene Deutungen des Namens vorgeschlagen, entweder passivisch: „Nabi = der (vom Geiste Gottes) Angesprudelte,“ oder activisch „der (die Offenbarungen Gottes) Aussprudelnde,“ der begeisterte Redner. Heutzutage weist man mehr hin auf die mögliche Verwandschaft mit den Ortsnamen „Nob,“ „Nebo“ oder mit „Nabu,“ dem Namen der babylonischen Gottheit der Weissagung. Wie sich's nun auch mit der Herkunft des Namens verhalten möge, jedenfalls liegt kein Beweis vor, daß der Nebiismus keine Autochtonie, auf dem Boden des israelitischen Volkstums selbsterwachsene Erscheinung gewesen sein könne; daß er allerdings dem Israelitentum oder dem Jehovakultus nicht allein angehört, sondern seine Analogien auf dem Boden anderer Religionen hat, beweist das Auftreten der Baals- und Astarte-Propheten 1. Kön. 18. Wenn also das Auftreten solcher Propheten zum ersten Male zu Samuels Zeit erwähnt wird, so folgt daraus doch keineswegs, daß sie eine erst damals ins Leben getretene Erscheinung gewesen wären. Die Verwunderung des Volkes, daß Saul auch unter den Propheten sei, klingt nicht danach, daß man die mit Musik einherziehenden und weissagenden Prophetenhaufen für eine neue, bisher unbekannte Erscheinung gehalten habe. Wohl aber ist es möglich und fast in der Natur der Sache liegend, daß in Zeiten öffentlicher Not, wie solche zu Samuels Zeit obwaltete, wo alles auf die Notwendigkeit einer gewaltsamen Aenderung hindringt, auch die religiöse Erregung sich steigert und zum Zusammenschluß gleich gestimmter Elemente, zur Pflege kultischer Uebungen führt. Was die dauernde berufsmäßige Beschäftigung dieser „ekstatischen Banden,“ und was der Inhalt ihrer „Weissagungen“ gewesen, wissen wir nicht. Die spätere weitere Entwicklung macht es wahrscheinlich, daß man bei diesen „Haufen“ von vornherein nicht an zufällig und temporär zusammengeströmte Scharen zu denken hat, wie sie etwa bei einem Fest sich sammeln, sondern an dauernd verbundene Genossenschaften, die also eine irgendwie geregelte Tätigkeit haben mußten. Den Höhepunkt dieser Tätigkeit bildete das „Weissagen.“ Das hebräische Wort dafür gibt uns keinen Aufschluß darüber, was für eine Aeußerung damit bezeichnet wird, es heißt wörtlich eben nur: „sich als Nabi benehmen.“ Jedenfalls ist dabei nicht bloß an das Erteilen von Auskünften in zufälligen und privaten Angelegenheiten zu denken, wie Saul sie bei Samuel suchte, sondern an möglichst eindrucksvolle Kundgebungen religiöser Art, sei es an die Gottheit gerichtet, sei es an das Volk und seine Vertreter als Bußruf, Drohung und Verheißung. Da zu solchen Kundgebungen irgendwelche intellektuelle, moralische und künstlerische Vorbereitung gehört, so müssen diese Genossenschaften schon früh den Charakter von Schulen angenommen haben, und es ist unsers Erachtens kein triftiger Grund vorhanden, warum nicht in diesen Schulen einen Zweig des Unterrichtes

die Uebung der Schreibekunst gebildet habe, so daß die übliche Unterscheidung zwischen Propheten der Tat und Propheten der Schrift sich doch mehr auf unsere Kenntnis der Geschichte bezieht als auf die Geschichte selber. Es ist kein Grund vorhanden, warum die in späteren Büchern vorliegenden Verweisungen auf Schriften des Propheten Nathan und Gad und Ahia (2. Chron. 9, 29 u. a.) auf Fiktion beruhen sollte, und so gut, wie diese Männer geschrieben haben, können auch Jahrzehnte oder ein Jahrhundert früher andere sich literarisch betätigt haben, wobei selbstverständlich zugestanden werden wird, daß in weiter zurückliegenden Zeiten der Gebrauch der Schrift seltener gewesen sein wird als in späteren. Daß die Einführung des Schriftgebrauchs zu prophetischen Aufzeichnungen erst in die Zeit zwischen Elisa und Amos falle, ist nicht nachzuweisen.

Daß ein Samuel auf die Organisierung und Hebung solcher prophetischen Genossenschaften Einfluß ausgeübt haben wird, und daß die Männer, welche in seine Fußstapfen getreten sind, ein Nathan, Gad und Ahia, aus diesen Schulen hervorgegangen sind, ist in hohem Grade wahrscheinlich, und wie sie in ihrem Bildungsgange durch die Nebiim-Vereinigungen beeinflußt worden sind, so haben sie durch ihren geistigen Einfluß auf jene zurückgewirkt und aus ihnen etwas anderes gemacht als bloße Ekstatikerbanden, mit denen sie ursprünglich eine generelle Verwandschaft gehabt haben mögen.

Ein ander Bild prophetischer Geschichte führt die Schrift aus dem 9. Jahrhundert, ca. 150 Jahre später vor. Das Volk Israel hat den Höhepunkt seiner politischen Machtstellung und seinen kulturellen Glanzpunkt überschritten, das Reich Davids und Salomos ist geteilt. Ueber die inneren religiösen Zustände des geteilten Reiches wissen wir, abgesehen von der Nachricht über die Einführung des Kälberdienstes durch Jerobeam, nichts. Jetzt bereitet sich, wenigstens in Israel, neuer Abfall vor. Der Jehovadienst soll zu einer bloß geduldeten Sektenreligion herabgesetzt, ja geradezu ausgerottet werden, da tritt wieder die prophetische Reaktion ein. Wir können nicht, wie Sellin es versucht, uns auf eine Beurteilung der Quellen einlassen und zu unterscheiden suchen, für welche von den über diese Zeit berichtenden Erzählungen eigentlich historischer Charakter in Anspruch zu nehmen sei, und welche als legendarische Wucherungen preiszugeben sein mögen, wir haben die Quellen zu nehmen, wie sie sind, und nur darauf zu sehen, welches Bild vom Prophetismus sie uns vorführen. Derselbe hat an Ausdehnung und Einfluß nicht ab- sondern zugenommen, ist zu einer organisierten Institution geworden. Am Hofe Ahabs befinden sich allein 400 Propheten, und an verschiedenen Orten des Reichs befinden sich Niederlassungen derselben. Sie stehen nicht gerade unter direkter Leitung der großen Gottesmänner E l i a s und E l i s a, ordnen sich aber dem Einflusse derselben unter. Sie können wohl vom Irrgeiste beeinflußt Falsches weissagen, 1. Kön. 22, 12, aber Elias erkennt sie doch als Jehova-Propheten an, 19, 10. Von einer von ihnen ausgehenden Opposition

gegen den Kälberdienst oder gegen die Mehrheit von Kultusstätten wird nichts berichtet, wohl aber stehen sie in unbedingtem Gegensatze gegen die Baalspropheten. Der Unterschied zwischen ihnen und diesen ist nicht bloß ein solcher von verschiedenen Richtungen unter den Angehörigen eines einigen Prophetenstandes, wie man heutzutage den Unterschied zwischen Positiven und Liberalen innerhalb des Theologenstandes in Parallele zu stellen geneigt ist, sondern es sind in äußeren Merkmalen kennbare verschiedene Stände. Der Stand der Jehovahpropheten tritt uns im ganzen als eine Einheit entgegen, sie sind die wahren im Gegensatz zu den falschen Propheten des Baal, innerhalb ihrer eignen Mitte tritt uns noch keine Unterscheidung von wahren und falschen Propheten entgegen; obwohl am Beispiele eines Gehasi, 2. Kön. 5, gezeigt wird, wie der heilige Stand nicht vor Entartung schützt, so findet dieselbe doch an dem herrschenden Gemeingeiste ihre Korrektur. Elias und Elisa sind keinesfalls mythologische Gestalten, sondern geschichtliche Persönlichkeiten, aber sie sind zugleich Typen, durch deren Zeichnung der Gesamtcharakter des Prophetismus und ein Stück seiner Geschichte veranschaulicht wird. Was den Propheten macht, ist einmal der von innen ausgehende oder von oben kommende überwältigende geistige Impuls, und zum andern die persönliche individuelle Anlage, gefördert und gestaltet durch die Einflüsse des geistigen environments. Bei Elias herrscht das erste Moment vor, er ist durchaus der vom Geiste Jehovas Ergriffene, ganz und gar nur ein Werkzeug dieses Geistes, zwar kein vollkommenes, denn er muß sich von demselben tadeln lassen, 19, 12, was unsers Erachtens Sellin mit Unrecht bestreitet, aber daraus geht nicht hervor, daß er nur einer Vorstufe des Prophetismus angehöre, daß er nur Henotheist nicht Monotheist gewesen, daß ihm Jehova nur der einzig berechtigte Nationalgott Israels gewesen sei, wie ihm im Interesse der Evolutionstheorie angedichtet wird; sein Gott ist d e r einige Gott Himmels und der Erde. Bei Elisa tritt das andere Moment mehr zu Tage, er ist Schüler und Nachfolger, seine Inspiration ist eine weniger konstante, sondern mehr bei einzelnen Gelegenheiten hervorbrechend, muß zuweilen durch Anwendung traditionell bewährter Mittel, durch Saitenspiel, hervorgelockt werden, seine Bestrebungen sind nicht rein religiöser, sondern politischer Art. Der Schritt von Elias zu Elisa ist, wie kaum abzustreiten ist, in gewissem Grade Dekadenz; der Geist, der in Elias wirkte, ist noch da, der Mantel des Vorgängers ist auf den Nachfolger gefallen, der wirksame Einfluß desselben auf die umgebenden Zeitverhältnisse ist gesteigert, wofür Elias gelitten hat, das wird von Elisa siegreich durchgeführt, der Baal- und Astartekultus wird für die nächste Zeit aus Israel vertrieben, aber freilich mit Zuhilfenahme einer politischen Gewalttat. Mit der Dynastie Jehus bleibt Elisa auf freundschaftlichem Fuße, Jehus Enkel beklagt ihn als „Wagen Israels und seine Reiter," 2. Kön. 13, 14. Gegen den Kälberdienst, mit dem nach dem Urteile einer späteren Zeit Jerobeam I. Israel sündigen gemacht hat, findet sich keine Opposition. Von dem Inhalte der Reden

Elias und Elisas haben wir keine Proben, daß sie Redner gewesen sind, muß als selbstverständlich angenommen werden, daß sie selber schriftstellerisch tätig gewesen seien, ist nach ihrer Charakterzeichnung unwahrscheinlich, daß von ihren Reden keiner ihrer Zeitgenossen etwas aufgezeichnet habe, ist nicht beweisbar, und warum von ihnen nichts Schriftliches hinterlassen worden ist, wissen wir nicht.

Wieder in eine andere Zeit und Umgebung versetzen uns zwei andere Prophetengestalten, Amos und Hosea. Ihre Schriften bilden bekanntlich den Anfang einer Schriftensammlung, die von Haus aus als ein einheitliches Ganze betrachtet worden und für deren Abgrenzung die der Zwölfzahl zukommende Bedeutung maßgebend ist, so daß wohl anzunehmen ist, daß die Sammler aus einer größeren ihnen zur Verfügung stehenden Anzahl von Prophetenschriften eine Auswahl getroffen haben. Innerhalb derselben ist im allgemeinen die Rücksicht auf die Chronologie maßgebend gewesen, doch nicht ausschließlich, indem der Hoseaschrift die Stelle an der Spitze des Buchs zugewiesen zu sein scheint, weil sie die umfangreichste ist. Der Schauplatz der Wirksamkeit beider Propheten ist vorwiegend das Reich Israel. Der Zustand desselben unter der Regierung Jerobeams II. ist äußerlich ein blühender, die Bedrängnisse durch die Syrer, mit denen die Vorgänger zu kämpfen gehabt, sind beseitigt, über das Reich Juda hat das Nordreich entschiedenes Uebergewicht gewonnen. Es sind Zeiten, die zur Ueppigkeit einladen wie bei uns die Zeiten der gerühmten und über alles geschätzten Prosperity, die den Reichen reicher und den Armen ärmer machen. Dabei will man durchaus nicht als gottlos gelten, man bringt Opfer und Zehnten zu den gesetzten Zeiten, prunkvolle Gottesdienste werden gehalten, man wallfahrtet zu den Heiligtümern zu Bethel und Gilgal und schwört bei dem Gotte, der zu Dan und Beersaba lebt. Der Tag Jehovas, von dem viel geredet wird, und den man herbeisehnt, wird nur angesehen als die Glücksperiode, in der dies Israel, wie es ist, unerneut und ungereinigt, alle die Ansprüche befriedigt sehen wird, die es als das Volk Gottes erheben zu dürfen glaubt. In dieser Zeit tritt vom Geiste Gottes erweckt ein Laie auf, Amos, nicht aus dem zünftigen Prophetenstand, sondern „ein Kuhhirte, der Maulbeeren abliest," 7, 14, d. h. wohl ein Herdenbesitzer und Baumzüchter aus Thekoa, einem Flecken in der Steppe an der Westküste des toten Meeres gelegen, also wohl zum Reiche Juda gehörig. Was ihn veranlaßt hat, nach dem Nordreich auszuwandern, wissen wir nicht, jedenfalls hat er in demselben sich länger aufgehalten und die sittlichen Zustände in demselben genau kennen gelernt; daß er seine Uebersiedelung auf eine ausdrückliche Sendung Gottes zurückführt, „gehe hin und weissage," wird ja nicht ausschließen, daß irgendwelche Angelegenheit des gewöhnlichen Lebens die nächste Veranlassung geboten, und daß er in derselben nachsinnend eine absichtsvolle Anordnung Gottes erkannt hatte. Es ist nicht unmöglich, daß die geschichtliche Erzählung 1. Kön. 13, die das Zusammentreffen eines jüdischen Propheten mit Jerobeam I. berichtet, mit dem Auftreten unsers

Amos in Verbindung zu bringen ist, wenigstens wiederholt sich in letzterem der erste Vorgang recht genau. Der ungenannte Prophet zu des älteren Jerobeams Zeit ruft sein drohendes „Altar, Altar!" aus, und Amos sieht in der Vision Jehova über dem Altar stehen und hört dessen Wort: „Schlag an den Knauf, daß die Pfosten beben." Dort streckt der König seine Hand aus, um den Propheten zu greifen und muß sie unverrichteter Sache zurückziehen, und hier bleibt die Anklage des Oberpriesters Amazja, die derselbe bei Jerobeam einreicht, unwirksam, Amos kehrt unbehelligt nach seiner Heimat zurück. Daß Amos die nach ihm benannte Schrift im Wesentlichen selbst geschrieben, kann angesichts Kapitel 7 nicht bezweifelt werden, dabei ist nicht ausgeschlossen, daß spätere redaktionelle Einflüsse bemerkbar sind, so wird die Ueberschrift 1, 1 nicht von ihm selbst stammen, die Stellung der geschichtlichen Partie 7, 10—17 zwischen der Aufzählung der verschiedenen Visionen scheint nicht ursprünglich zu sein, der Abschnitt 8, 4—14 scheint an früherer Stelle nach Kapitel 6 zu gehören, die Bemerkung 3, 6, daß der Herr nichts tue, ohne es den Propheten zu offenbaren, scheint, als an dieser Stelle den Zusammenhang störend, eine spätere Randglosse zu sein, und anderes, aber im Ganzen hat man doch kein Recht, nach abstrakten Prinzipien an dem vorliegenden Texte herum zu modeln. Wie man ohne nachgewiesene Berechtigung Amos als den ersten Schriftpropheten angesehen hat, als ob vor ihm kein Prophet geschrieben haben könne, so hat man ihn auch im Interesse einer philosophischen Geschichtskonstruktion zum „Vater des ethischen Monotheismus" zu machen gesucht, als ob vor ihm Jehova nur als der Nationalgott Israels angesehen worden sei, gleich wie Kamos als der Gott der Moabiter.

Die allerdings mit ungelöster Schwierigkeit behaftete Stelle 5, 15 hat dazu dienen müssen, Amos selbst zum Zeugen einer Geschichtsanschauung zu machen, nach der das Volk Israel zur Zeit seiner Absonderung als Nation nach dem Auszuge aus Aegypten nichts anders gewesen sei als eine im rohen Naturdienst befangene unzivilisierte Horde, die sich erst allmählich durch die Vorstufe des Henotheismus hindurch zur Erkenntnis des einen Weltengottes emporgeschwungen habe. Hierbei wird natürlich der Einfluß eines Mose ausgeschaltet, Moses ein Mythus, der Prophetismus älter als der Mosaismus.

Auf der andern Seite hat man einzelne Partien des Buches beanstandet, weil sie Ideen aussprechen, die ein Amos noch gar nicht habe haben können, so die poetischen Ausgänge einzelner Reden, 4, 13; 5, 8; 9, 5, in denen Gott als der Herr aller Welt gepriesen wird, 2, 3, die Drohrede über Juda, weil sie deuteronomisch gehalten sei, 9, 11 ff., die Verheißung der nach allen Gerichten endlich eintretenden Erlösung und Begnadigung, weil Amos, der Gerichtsprediger, sich damit selbst widersprochen haben würde. Das sind Willkürlichkeiten, mit deren Hilfe dann freilich alles bewiesen werden kann, was man bewiesen haben will. Amos gibt sich nicht als den Stifter einer neuen Religion, für ihn ist der Bund zwischen Israel und dem heiligen Herrn aller Welt ein vor=

längst bestehender, aus allen Geschlechtern auf Erden hat Gott Israel allein erkannt und es aus Aegypten geführt, freilich nicht um besonderer Vortrefflichkeit willen, auf die es sich etwas einbilden dürfte. Darum ist ihre ganze Stellung Gott gegenüber nicht Unwissenheit sondern Abfall. Amos ist einer der gewaltigsten Buß- und Gerichtsprediger im Geiste Elias, handelte es sich in Elias Wirken um die Ausstoßung eines Fremdkörpers aus dem Organismus des Volkslebens, so galt es jetzt ein den ganzen Organismus durchseuchendes Gift zu bekämpfen. Religion ohne Sittlichkeit ist Heuchelei, mehrt die Verschuldung und wendet das Gericht des eifrigen gerechten Gottes nicht ab. „Suchet das Gute und nicht das Böse, suchet den Herren, so werdet ihr leben und nicht sterben," das ist die einfache Ethik des Propheten. Daß er nun seine Reden, die überwiegend Straf- und Gerichtsreden sind, mit einem Ausblick auf die endliche Erlösungszeit schließt, wann der Herr die zerfallene Hütte Davids wiederbauen wird, kann man ihm doch nicht als einen Widerspruch gegen sich selbst anrechnen, es ist doch nur die Konsequenz seines Gottesbegriffs. Gott ist der Allherr, menschliches Widerstreben kann seinen Willen nicht aufhalten, und seine Absicht ist es nicht, „ganz und gar zu verderben," darum unter Voraussetzung der Bekehrung eines Restes nach Ausrottung der Frevler wird auch der Segen vom Herrn ungehindert sich ergießen. Der Ausblick auf die zukünftige Heilszeit beschränkt sich auf den Horizont irdisch nationaler Erwartungen, nicht von einer Bekehrung aller Völker, nicht von einem jenseitigen Reiche ist die Rede, sondern es ist genug, daß die Zeit nationaler Kraft und Blüte unter Davids Szepter sich wiederhole.

In ähnliche Zeitumstände versetzt die Schrift des H o s e a. Auch er hat vorwiegend im Nordreiche gewirkt, doch nimmt er mehr als Amos auch auf die Zustände des Reiches Juda Bezug. Während der Ton der Amosreden, so zu sagen, mit dem rollenden Donner des heranziehenden Gewitters zu vergleichen ist, herrscht in Hoseas Rede ein elegischer Ton vor, man hat ihn den Minnesänger unter den Propheten genannt, er läßt gewissermaßen nicht nur den starken Willen sondern das Herz seines Gottes zu Worte kommen, freilich nicht in kraftlos sentimentaler Klage, sondern in heiliger Entrüstung, aber doch stets ohne Ende bereit zu vergeben. Das Verhältnis Gottes zu seinem Volke wird durchweg dargestellt unter dem Bilde des Mannes, der in seiner Liebe durch die Untreue und Undankbarkeit des Weibes gekränkt ist. Streitig wird immer bleiben die Auffassung der geschichtlichen Einleitung Kapitel 1 und 3. Der Prophet erzählt, wie ihm Gott befohlen habe, ein Hurenweib zu heiraten, und er heiratet die Gomer eine Tochter Diblaims und zeugt mit ihr drei Kinder, den ersten Sohn nannte er Jesreel nach dem Namen der Stadt, an die sich im Gedächtnis der Zeitgenossen die Erinnerung an schauervolle Ereignisse knüpfte, dort hat Ahab samt Isebel schändlich gehaust, dort hat Jehu erbarmungsloses Gericht vollzogen; die zweite Tochter nennt er Lo Ruhama, die ohne Erbarmen Behandelte, und den dritten Sohn Lo Ammi, Nicht mein Volk. Dann geht er auf

Gottes Weisung noch einmal hin und buhlt um ein anderes Weib oder wahrscheinlich um dasselbe noch einmal und verpflichtet sie, für bestimmten Preis sich für die nächste Zeit mit gar keinem Manne einzulassen. Die Geschichte klingt moderner Auffassung anstößig. Mehrfach ist darum von der Auslegung vorgeschlagen, dieselbe als Allegorie, also als schriftstellerische Fiktion aufzufassen. Allein dadurch wird eigentlich nichts gebessert. Der anstößige Gedanke, daß jemand auf Gottes Befehl ein Weib heiraten soll, die er als Hure kennt, und mit der er sonach gar kein rechtes Eheleben führen kann, bleibt anstößig, auch wenn man ihn als Produkt einer doch etwas unlauteren schriftstellerischen Phantasie auffaßt und sodann ist die Erzählung so realistisch gehalten, daß gar kein Anhalt vorhanden ist, an eine bloß symbolische Einkleidung zu denken. Es bleibt sonach nur die Wahl zwischen zwei Auffassungen möglich. Entweder, und dies ist die gegenwärtig meist vorgezogene Auffassung, es ist der Bericht von einer furchtbar schmerzlichen Erfahrung, die der Prophet hat machen müssen, deren herzerschütternde Gewalt ihm erst recht die Augen geöffnet hat, in seinem eigenen Erlebnisse ein Spiegelbild der Erfahrungen Gottes mit seinem Volke zu sehen. Er hat geheiratet, nun eben mit den Erwartungen und Hoffnungen, mit denen ein Mann in die Ehe tritt, und ist in seinem Vertrauen furchtbar getäuscht worden, er hat nachträglich ausfinden müssen, daß sein Weib ihn in fortgesetzter Unzucht getäuscht hat. Dann sind natürlich auch die Namen der Kinder proleptisch zu fassen. Für diese Auffassung spricht es, daß die persönliche Erfahrung als der Anfang-, Ausgangspunkt seines prophetischen Auftretens bezeichnet wird. Oder, die andere Auffassung ist die, daß man, Anstoß hin, Anstoß her, bei der wörtlichen Fassung stehen bleibt. Die religiöse Empfindung des Propheten ist so stark, die Wahrnehmung der unnatürlichen Zustände im religiösen Leben seines Volkes ihm so unerträglich, daß er sich gedrungen fühlt, ja göttlich berufen, von der Forderung der gewöhnlichen Sittlichkeit emanzipiert weiß, nicht bloß mit Worten Zeugnis abzulegen, sondern durch drastisches Mittel das Volk aus seiner Unempfindlichkeit und Stumpfheit aufzurütteln. Und dies entspricht allerdings mehr der allgemeinen Art, wie die Propheten neben der Anwendung des Wortes das Mittel symbolischer Handlung gebrauchen. Cf. Jes. 20, 2 u. a.

Das Büchlein des Propheten Joel war die ältere Auslegung geneigt als die älteste Prophetenschrift anzusehen, während gegenwärtig die Ansicht vorherrscht, daß es in nachexilischer Zeit verfaßt sei, und dies wohl mit Recht. Die Aussagen des 4. Kapitels deuten darauf, daß dem Propheten die Zerstörung Jerusalems und die Zerstreuung des Volkes der Vergangenheit angehören. Eine furchtbare Heuschreckenplage, die der Prophet jedenfalls selbst erlebt hat, und mit den lebhaftesten Farben schildert, wird ihm zum Symbol und Vorzeichen einer kommenden Gerichtskatastrophe durch den Einfall eines gewaltigen feindlichen Heeres, aus der dann aber der Herr sein Volk, wenn dasselbe sich zu ihm bekehrt haben wird, herrlich erretten wird. Der Tag des Herrn ist we-

niger, wie es bei Amos war, ein Tag des Gerichts über das sündige Israel als vielmehr ein weltgerichtlicher Straftag für die Heiden. In schriftstellischer poetischer Beziehung gehört das Buch Joels zu den schönsten Erzeugnissen der hebräischen Literatur.

In der chronologischen Reihenfolge, in der die Propheten auf die Geschichte ihres Volkes eingewirkt haben, tritt uns zunächst der königliche Prophet Jesaja entgegen. In der Zeit nach dem Untergange der Dynastie Jehus, als im Reiche Israel der Abfall von Jehova immer mehr seine entsittlichende Frucht zeitigte, als man „Könige machte ohne Jehova" (Hos. 8, 3) und ein Tyrann nach dem andern mit blutiger Gewalttat die Herrschaft an sich riß, so daß das Reich dem endlichen völligen Untergange entgegenwankte, als der degenerierende Einfluß auch das Reich Juda immer mehr bedrohte und den Propheten die befürchtende Sorge aussprechen ließ: (Hos. 4, 15) „Willst du Israel ja huren, daß doch nur Juda sich nicht verschulde," da hat der Geist Gottes, man möchte sagen, mit besonderer Kraft und Innigkeit das zum Träger der Verheißung erkorene Volk gewarnt durch die Stimmen Jesajas und Michas. Der einflußreichere von beiden ist jedenfalls Jesajas gewesen; und es ist kein Wunder, wenn man mit dem berühmten Namen auch etliche andere prophetische Schriftstücke in Verbindung gebracht hat, deren man sie für wert hielt. Daß Jesaja selbst eine Sammlung von ihm gehaltener Reden veranstaltet hat, braucht wohl nicht beanstandet zu werden, aber eben so wenig ist anzunehmen, daß die unter seinem Namen gehende Schrift in einem Zuge von ihm selbst verfaßt sei, sondern schon die dreimalige Ueberschrift 1, 1, 2, 1, 13, 1 und das eingefügte historische Stück, Kap. 36—39, in dem von Jesaja in der dritten Person die Rede ist, zeigen, daß redaktionelle Hände an der Sammlung vorgefundener Jesajareden beteiligt gewesen sind, und daß bei den allmählich zustande kommenden Sammlungen auch Nichtjesajanisches aufgenommen werden konnte, ist von vornherein möglich. Bei der Anordnung der einzelnen Bestandteile des Buches ist sicher überwiegend die Rücksicht auf die Chronologie maßgebend gewesen, doch nicht durchweg. Mit Grund, wenn auch nicht mit absoluter Gewißheit, nimmt man an, daß die grandiose Vision Kapitel 6 die Einweihung des Mannes zur prophetischen Tätigkeit überhaupt bilde, so daß eben der Anfang derselben in das Todesjahr Usias falle und Kapitel 6 eigentlich an die Spitze der ganzen Sammlung gehöre. Das erste Kapitel verdankt seine Stellung nicht sowohl seiner Abfassungszeit als seinem Inhalte, weil die in ihm enthaltene Rede in besonderem Maße charakteristisch die ganze Stellung und Gesinnung des Propheten abspiegelt. Wie ergreifend spricht sich in demselben die brennende Liebe des Propheten zu seinem Volke und das hohe Bewußtsein seines Berufes aus. Der Herr ist es, der durch ihn redet, und er nennt Juda „mein Volk." In völliger Unnatur hat sich dasselbe von seinem Herrn, ja von seinem Vater, abgewandt, vergeblich sind alle Züchtigungsschläge an demselben geblieben, ja es weiß nichts von seinem Abfalle, mit der Menge der Opfer und Feste, dem

Aufheben blutbefleckter Hände glaubt es, sich in die rechte Stellung zu Gott gebracht zu haben, und den rechten Weg der sittlichen Umkehr verschmäht es, und doch bleibt es dabei: „nur durch Recht kann Zion erlöst werden.“ Der Prophet weiß es ja, daß er mit seinen Worten das Volk nicht bekehren wird, daß die Wirkung seines Auftretens nur weitere Verstockung sein wird, darum wird Gott selber reden, in Taten, das Gericht wird sich mit Naturnotwendigkeit vollziehen, der Gottlose wird zum Zunder werden und sein Werk zur Flamme, und beides wird sich mit einander verzehren. Der doppelseitigen Ueberzeugung, die die gesamte Lebensanschauung des Propheten ausmacht und die er in allen seinen Reden ausspricht, hat er dauernden und nachdrücklichen Ausdruck gegeben durch die Namengebung seines ersten Sohnes Schear Jaschub, „ein Rest wird wiederkehren.“ Einmal ist damit ausgesprochen: das ganze Volk muß dem Gerichte unterzogen werden, nicht Vollzahl, nicht Wohlstand und Blüte wird es schützen, „und wenn Israel wäre wie Sand am Meere, so wird doch nur der Rest gerettet werden,“ und wenn das Gericht schon in furchtbarstem Maße vollzogen wäre, so wird es nicht sagen dürfen: nun ist es genug, sondern: „ob noch das zehnte Teil darinnen bleibet, so wird es abermal verheeret werden, und nur ein Rest wird übrig bleiben.“ Auf der andern Seite aber ist auch der Glaube darin ausgesprochen: Das Ende kann nicht völlige Vernichtung sein, an einem Reste wird es nicht fehlen, denn hier ist Immanuel.

Während in den nächsten Abschnitten vornehmlich die sittlich-religiösen Zustände des gesellschaftlichen Lebens ins Auge gefaßt werden, die Ueppigkeit, Genußsucht, Habgier der Einzelnen gezüchtigt wird, tritt weiterhin auch die Stellungnahme des Propheten im politischen Leben zu tage. Die Zeiten der üppigen Sicherheit gehen dahin, die Katastrophe naht sich, wie sie Jesaja durch die Namengebung des zweiten Sohnes „Eile Beute, Raubebald,“ angedroht hat. Zuerst kommt das Vorspiel des syrisch-ephraimitischen Einfalles, vor dem das Herz des Ahas und seines Hofes bebte wie die Bäume des Waldes im Winde. Hier hat Jesaja dem verzagten Könige Mut einzusprechen, ihn zum Gottvertrauen zu ermuntern gesucht, vergebens. Der König w i l l nicht Gott vertrauen, er will keine untrügliche Sicherheit in Gott besitzen, mit fromm klingender Redensart lehnt er ein ihm vom Propheten kühn dargebotenes göttliches Wahrzeichen ab. Da stellt sich der Prophet dem ganzen Unglauben des Hauses David gegenüber und kündigt ein Zeichen an, das dem Könige ein beschämendes Strafzeichen sein muß: wenn i h r nicht glaubt, es gibt noch solche, die da glauben, eine arme schwache Frau wird ihren Sohn Immanuel nennen, und dieser Immanuel wird ein lebendiger Zeuge davon sein, daß es noch Glauben im Lande gibt, und daß, wo der Glaube ist, Gott selber gegenwärtig ist. Darum wird dieser Knabe es auch erleben, und du wirst's zu deiner Beschämung miterleben, daß das Land, vor dessen zwei Königen dir jetzt graut, binnen kurzem selber verödet sein wird. Rezin und Pekah, vor denen du dich so fürchtest, sind ungefährlich, die eigentliche Gefahr liegt weiter zurück, sie droht

von dem unsichtbaren Richter, den du durch Unglauben beleidigt. Das Werkzeug desselben sollte gerade die Macht werden, um deren Freundschaft Ahas buhlte (2. Kön. 15), Assyrien. Aber auch dieser gefährlicheren Macht gegenüber sollte man sich nicht fürchten, noch durch menschliche Bündnisse Schutz suchen, sondern „den Herrn lasset eure Furcht und euren Schrecken sein," denn: „hier ist Immanuel." Und nun legt der Prophet diesem noch unmündigen vor kurzem geborenen Kinde die Namen bei, die doch nicht diesem selbst zukommen, sondern dem „El," dessen Gegenwart durch die Existenz des Kindes verbürgt wird. Es gäbe keinen Immanuel, wenn es keinen Glauben gäbe, und gäbe keinen Glauben, wenn nicht Gott da wäre, und wo Gott ist, da ist Rat und Kraft, Kindschaft und Friede, so gewiß, wie der Immanuel da ist, so gewiß ist Gott selbst auf dem Plane mit der Fülle seiner himmlischen Kräfte. Auch dem Ahas gegenüber hat der Prophet die Erfahrung machen müssen, die ihm von vornherein angekündigt war, daß seine Predigt nur Verstockung bewirken werde, Ahas hat sich nicht bekehrt und Jesaja hat mit ihm gebrochen. Desto größere Hoffnungen hat er vom Nachfolger Hiskia gehegt (14, 29), vielleicht gar das Idealbild des messianischen Königs mit demselben in Verbindung gebracht (11, 1). Seine Erwartungen von demselben sind doch nur teilweise in Erfüllung gegangen, wohl war Hiskia ein theokratisch gesinnter Herrscher, und Jesaja hat jedenfalls auf ihn bedeutenden Einfluß ausgeübt, aber sein Einfluß wird doch durch eine Partei am Hofe verdrängt, die den König verleitete, menschliche Hilfe der göttlichen vorzuziehen, ein unheilvolles Bündnis mit Aegypten einzugehen und im Vertrauen auf Pharaohs Hilfe verschuldetes Unglück auf sein Land herabzuziehen. Wie nun in der Stunde der Gefahr das Herz des Königs verzagt, weiß ihn der Prophet mit wunderbarer Glaubensgewißheit zu stärken, und sein Glaube behält Recht, durch ein großartiges Gotteswunder wird Sanheribs Heer von den Mauern Jerusalems zurückgescheucht. Auch im persönlichen Leiden, in lebenbedrohender Krankheit, erfährt der König Trost und Hilfe vom Propheten und nimmt dann später die Rüge willig hin, die er durch seine Eitelkeit und seine selbstvertrauende Sicherheit verdient hat. Da Jesaja (2. Chr. 32, 32) eine Geschichte Hiskias geschrieben haben soll, so wird er denselben überlebt haben, doch ist von seinem Wirken in den übrigen 15 Jahren, die dem Könige nach seiner Genesung noch beschert waren, nichts weiter bekannt. Jedenfalls ist sein Einfluß auf König und Volk nach diesen Erlebnissen ein bedeutender gewesen, aber die herrliche Friedenszeit, die er trotz aller trüben Erfahrungen als das Ende der Wege Gottes erhofft und ersehnt hat (Kap. 11), hat er nicht erlebt.

Jesajas etwas jüngerer Zeitgenosse, der gleichfalls vorwiegend in Jerusalem gewirkt haben wird, ist M i c h a. Auf ihn wird schon Jeremias 26 zurückgewiesen, als auf einen Propheten, der zu Hiskias Zeit den Untergang Jerusalems geweissagt habe und doch unbestraft geblieben sei. Jedenfalls aber ist Micha vor ein hohes Gericht gezogen, als

Hochverräter angeklagt worden, hat also durch seine Weissagung sein Leben riskiert und sich damit als den furchtlosen Gottesboten kundgegeben, als welchen ihn ja auch der Ton aller seiner Reden kennzeichnet. Nähere gegenseitige Beziehungen zwischen ihm und seinem großen Zeitgenossen sind uns nicht bekannt, aber in gleichem Geiste haben sie gewirkt, ein köstliches Weissagungsstück (Jes. 2, 2—4; Mich. 4, 1—3), die endliche Verherrlichung Jerusalems feiernd, wenn die Völker zum Hause des Gottes Jakobs huldigend wallfahrten werden, ist ihnen beiden gemeinsam, entweder hat es der eine vom andern entlehnt, oder es war ein zur Zeit in den Kreisen der Gläubigen kursierendes Psalmstück, das jeder von ihnen zum Ausgange einer Weissagung aufgenommen hat. Wie die Ueberschrift die ungefähre Gleichzeitigkeit mit Jesaja angibt, so bestätigt dies auch der Inhalt. Kapitel 1 setzt den Bestand des Zehnstämmereiches noch voraus und kündet Samaria den nahen Untergang an, der ja im 6. Jahre Hiskias erfolgt ist. Als der Vollstrecker des Gerichts, dessen sich Gott bedient, wird Assyrien gedacht. In den übrigen Weissagungsstücken, die wohl nicht in einem Zuge niedergeschrieben und nicht alle zu gleicher Zeit erlassen sind, nimmt der Prophet seinen Standpunkt nur auf dem Boden Judas und Jerusalems, so daß geschlossen werden mag, daß sie nach Zerstörung des Nordreichs entstanden sind, Kapitel 7, 7 ff., scheint ein Nachtrag von späterer Hand aus der Zeit des Exils zu sein; dagegen ist die auffällige Androhung 4, 10, die von einer Wegführung nach Babel redet, nicht notwendigerweise eine spätere Glosse (Sellin), sondern denkbar als ein Wiederhall der Strafankündigung, die Jesaja dem Hiskia gegenüber ausgesprochen hat (39, 6). Micha hat es weniger als Jesaja mit den politischen Mißgriffen und Vergehungen der Leiter des Staates zu tun, sondern, ähnlich wie Amos, mit den religiösen und sittlichen Schäden des Volks und seinen Obern; er eifert wider die Habgier, Bestechlichkeit, Grausamkeit der herrschenden Klasse, gegen die Entartung des Prophetenstandes, gegen Zerrüttung des Familienlebens. Dafür kündet er dem Volke und den Obern schonungslose Strafgerichte, Verheerung des Landes, Zerstörung Jerusalems und des Tempels an; doch hinter dem allen verheißt er die Rückkehr der göttlichen Gnade, die Wiederherstellung der früheren Segenszeit unter einem neuen Herrscher aus Davids Hause, „des Ausgänge von Anfang und von Ewigkeit her gewesen sind.“ Der Weg zur Rückkehr der Gnadenzeit ist die Bekehrung zu wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr, dein Gott, von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“

In den Kreis der Propheten, deren weltgeschichtlicher Horizont vornehmlich durch das assyrische Weltreich gebildet wird, gehören auch N a h u m und Z e p h a n j a. Der Inhalt der Weissagungen des ersteren entspricht der Ueberschrift: Ausspruch über Ninive, Buch des Gesichts Nahums des Elkoschiten. Es ist ganz gegen Ninive und dessen König gerichtet, die wegen ihrer Feindschaft gegen Jehova und sein Volk

mit völligem Untergange bedroht werden. Wegen der ausschließlichen Beziehung der Gerichtsdrohung auf Ninive, ohne daß zugleich die Sünde des eigenen Volkes gestraft wird, hat man geschlossen, daß Nahum gar nicht im jüdischen Lande gewirkt habe, daß das Elkosch, von dem er stammt, in einer Ortschaft in der Nähe Ninives wieder zu erkennen sei, wo auch nach einer sehr unsicheren Tradition ein Grabmal Nahums befindlich sein soll. Indeß dies Schweigen von der Sünde des eigenen Volks kann ja auch andere Ursache haben, es gibt Zeiten, wo nach erfahrener Errettung die prophetische Stimmung mehr in Hoffnung und freudiger Zuversicht Ausdruck findet, wie z. B. der zweite Jesaja Jerusalem tröstet, daß sie nun Zwiefältiges für ihre Missetat empfangen, und ihre Ritterschaft nun zu Ende sei. Aus solcher Lage und Stimmung heraus scheint der Prophet geredet zu haben. Die direkten Angaben des Buchs lassen allerdings ziemlich weiten Raum für Ansetzung der Entstehungszeit. Der Bestand Ninivehs als Hauptstadt des assyrischen Reiches bildet die Voraussetzung des Buches, es muß also vor 606, wo Ninive durch die verbündeten Meder und Babylonier zerstört worden sein soll, geschrieben sein, als terminus post quem wird die Eroberung des ägyptischen Thebens (No Amon), wahrscheinlich durch Assurbanipal, ca. 660, angegeben. Es sind aber auch Andeutungen vorhanden, die auf eine kurz vorher überstandene schwere Heimsuchung Jerusalems durch Assur hinweisen, wie sie eben unter Hiskia stattgefunden hat, 1, 11, welche Heimsuchung sich nicht wiederholen soll, und ebenso wird demselben Verwüster der bevorstehende gewaltsame Tod angekündigt. Mithin scheint die Entstehung der Weissagung in die Zeit nach der Belagerung Jerusalems durch Sanherib und vor dem Tode desselben zu fallen. Sie ist nicht bloß ein Ausdruck des Nationalhasses gegen den Erbfeind oder des berechtigten Rachegefühls, sondern ein Lobpreis Jehovas als des Siegers über die Weltmacht. Das Gefühl der Befriedigung, das die immerhin unvollkommene aber wohlmeinende Reformation unter Hiskia hervorrufen durfte, das Bewußtsein auf dem rechten Wege zu sein, läßt den Propheten aber unter Voraussetzung der aufrichtigen Bekehrung seines Volks, die Anteilnahme am Triumphe seines Gottes über die Weltmacht voraus genießen. Insofern ist Nahum der am meisten optimistische der Propheten, weil für ihn die Versöhnung des Volkes mit Gott die erhoffte Voraussetzung ist.

Anders ist die Stellung Z e p h a n j a s, des Urenkels Hiskias. Er hat nach der Ueberschrift unter Josia gelebt, doch scheint die Abfassung seiner Schrift ganz in die Anfangszeit der Regierung des jungen Königs zu fallen= da auf eine Reformation, wie sie im 18. Jahre der Regierung desselben begonnen ist, oder auf Vorboten derselben gar keine Beziehung genommen ist. Die Zustände, wie sie der Prophet in Jerusalem vor Augen hat, sind durchaus noch dieselben, wie sie unter der Regierung Manasses und Amons eingerissen gewesen sein müssen. Tiefe Entrüstung empfindet er über die „scheußliche, unflätige, tyrannische Stadt, ihre Fürsten sind brüllende Löwen, ihre Richter Wölfe,

ihre Propheten sind leichtfertig und Verächter, ihre Priester entweihen das Heilige." Wohl wird die Existenz des Jehovakultus noch vorausgesetzt, „der Herr läßt alle Morgen seine Gerechtigkeit öffentlich lehren," aber das Gesetz wird freventlich gedeutet, und in grellem Widerspruche gegen den äußerlich aufrechterhaltenen Jehovadienst steht das vom Götzendienst durchseuchte öffentliche Leben. Vergebens hat Jehova schon oft zur Buße ermahnt, aber nun ist der Gerichtstag nahe. Derselbe ist nun nicht bloß ein Strafgericht über Jerusalem und Israel selbst, sondern ein Weltgericht. Der Prophet zählt die Völker auf, so weit sie in seinem Gesichtskreise liegen, wie sie vom Allmächtigen gezüchtigt werden. Das letzte und entfernteste, über das der Herr seine Hand ausstrecken wird, ist Assur, „Ninive wird zur Wüste werden." In dies Weltgericht wird Juda selbstverständlich mit hineingezogen und wird kein Verschonen finden, „er wird's plötzlich ein Ende machen mit allen, die im Lande wohnen." Und doch, die Gerichtsdrohung ist nicht das letzte Wort, das der Prophet zu sagen hat. „Der Herr wird ihm überlassen ein arm, gering Volk, die werden auf den Namen des Herrn trauen, die Uebrigen in Israel werden kein Böses tun noch Falsches reden." Und wie das Gericht nicht bloß Israel betrifft, sondern die Völkerwelt, so wird letztere auch an der verheißenen Segenszeit Anteil haben. „Alsdann will ich den Völkern reine Lippen geben, daß sie alle sollen des Herrn Namen anrufen und ihm dienen einträchtiglich."

Wenn aus der mehr als fünfzigjährigen Regierungszeit des Manasse, wenigstens wenn man sich nach den Ueberschriften der Bücher richtet, keine prophetische Stimme zu hören ist, so ist davon nicht besondere Folgerung zu ziehen. Zunächst nicht die, daß unter dem grausamen Regimente dieses Königs (2. Kön. 22, 16) kein Prophet es habe wagen dürfen, öffentlich aufzutreten. Es ist ja nicht die Weise der Propheten gewesen, sich durch Todesfurcht einschüchtern zu lassen, auch können z. B. Nahum und Zephanja ganz wohl unter Manasse gewirkt haben. Aber auch nicht die etwas mystische Folgerung, daß Gott neben der berufsmäßigen Prophetenzunft, die jahraus jahrein bestanden haben wird, seine besonderen Organe sich allemal in Zeiten besonderer bevorstehenden Katastrophen berufen habe, so daß also das Fehlen der Prophetenstimmen mit ereignislosen, gleichmäßig verlaufenden Perioden zusammenfalle. Es ist ja eigentlich eine des Nachsinnens werte Erscheinung, daß in die Sammlung der prophetischen Bücher gerade diese Anzahl, vier große und zwölf kleine Schriften, aufgenommen worden sind. Es ist doch nicht vorauszusetzen, daß nur so viel oder so wenig Männer geschrieben haben. Man wird wohl sagen müssen, die Propheten, deren Schriften wir vor uns haben, sind allezeit in der Minorität gewesen, neben ihnen haben andere gepredigt, und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß diese andern nicht geschrieben haben. Wohl kann man darauf hinweisen, daß die Sammlung nach dem Exil, etwa zu Esras Zeit abgeschlossen ist, und daß die von Esra vertretene Richtung für die Auswahl der zu kanonisierenden Schriften maßgebend

gewesen ist, aber einmal ist gar nichts davon berichtet, daß erst zu Esras Zeit eine Auswahl aus einer reichhaltigen Literatur gemacht worden sei, vielmehr scheint man zu Esras Zeit nur aufgenommen zu haben, was überliefert war, und sodann läßt sich doch kaum sagen, daß der Geist, der in unseren prophetischen Schriften bei aller individuellen Verschiedenheit gleichmäßig herrscht, so durchaus mit der von Esra und seiner Zeit vertretenen Richtung übereinstimme, so daß man sagen müßte: Esras Leute haben diese Bücher adoptiert, weil sie ihnen am meisten zusagten. Die Auswahl ist sonach schon vorher allmählich vollzogen worden, eins nach dem andern, wie sie erschienen, hat man die Schriften dieser Vertreter der Minorität als zu einem heiligen Ganzen gehörig aufgenommen. Das Volk Israel hat sonach, so zu sagen, seine Klassiker gewählt gegen seinen eigenen Geschmack, ein Zeugnis von der Gewalt des Geistes Gottes in diesem Volke.

Um die Wende des 7. Jahrhunderts ist jene gewaltige Katastrophe eingetreten, die den weltgeschichtlichen Horizont verschoben hat. Ueber ein Jahrhundert hat Assur unumschränkt über den Völkern gethront, Samaria ist durch seine Heere zerstört worden, Juda hat vor ihm gezittert, wohl hat Jesaja schon der trotzigen Weltmacht den einstigen Untergang angekündigt: „wenn du das Zerstören vollendet hast, wirst du auch zerstört werden," aber die Erfüllung seiner gewissen Erwartung lag ihm doch noch in unbestimmter Ferne. Jetzt tritt das Wie und Wann der Erfüllung deutlich in den Gesichtskreis. Die Schrift des Propheten H a b a k u k über dessen Herkunft und persönliche Lebensverhältnisse nichts angegeben ist, wird kurz vor der Zerstörung Ninives durch die Chaldäer geschrieben sein. Der Standort, von welchem aus er geweissagt hat, scheint jedenfalls Jerusalem zu sein. Er klagt über die traurigen Zustände, da Gewalt vor Recht gehe und der Gottlose den Gerechten übervorteile, 1, 2, 4, dann fordert er auf, über die eignen Grenzen hinauszusehen in die Völkerwelt, was sich da vollzieht, wie dort Gott die Chaldäer erweckt, ein bitter und schnell Volk, dessen kriegerische Furchtbarkeit mit lebhaften Farben ausgemalt wird, 1, 5—11. Dann folgt wieder die Klage über einen frevelnden Unterdrücker, unter dem wohl nicht eine einzelne Person, sondern ein gottloses Volk zu denken ist, 1, 12—17. Demselben wird das Gericht angekündigt, welches, wie der Prophet öffentlich anzeigen soll, gewißlich und bald eintreffen soll, während „der Gerechte durch seinen Glauben leben soll," 2, 1—5. Dann folgt wieder ein fünffaches Wehe wider den „stolzen Mann," unter dem abermals nicht eine einzelne Person, sondern der Vertreter eines feindlichen Volkes zu verstehen ist. Man könnte unter demselben abermals das Chaldäervolk verstehen, das demnach in dem ersten Abschnitte als der Vollstrecker des göttlichen Gerichts, im zweiten als der vor demselben Angeklagte gezeichnet wäre. So geläufig es der prophetischen Betrachtung ist, die gottfeindliche Weltmacht nach dieser zwiefachen Seite anzuschauen, so wäre doch hier die Nebeneinanderstellung besonders unvermittelt, und zum andern wird im ersten Abschnitt,

1, 5—11, die Chaldäermacht mehr als eine noch unbekannte gezeichnet, von der man in Israel noch nichts gesehen hat, während der stolze Frevler des zweiten Abschnitts als ein solcher erscheint, der dem Volke Gottes schon viel Uebles getan hat. Daher empfiehlt sich sehr eine von Sellin empfohlene Hypothese, wonach eine Umstellung der Textabschnitte vorzunehmen ist, wonach 1, 12—17 unmittelbar hinter 1, 4 zu setzen wäre, danach 2, 4 ff., dann 1, 5—11 und zuletzt 2, 1—4. Dabei würde dann unter dem stolzen Manne, über den das Wehe gerufen wird, die Assyrermacht zu verstehen sein, deren unheilvoller Einfluß in der letzten Hälfte des Jahrhunderts die Hauptschuld an all den Mißständen trug, über die der Prophet zu klagen hatte; daß eine solche Umstellung der Textabschnitte bei der Beschaffenheit des Schriftmaterials zu den sehr naheliegenden Möglichkeiten gehörte, kann wohl nicht bestritten werden. Das dritte Kapitel hängt mit den beiden ersten nicht notwendig zusammen, sondern kann vorher oder nachher verfaßt sein, aber es dem Propheten abzusprechen, wie manche Kritiker versucht haben, ist kein gegründeter Anhalt vorhanden. Es ist ein prächtiges Psalmlied, in welchem ähnlich wie im 68. Psalm der Heraufzug Gottes von der Wüste her als das Vorbild des abermals zu erwartenden großen Gerichtszuges Jehovas gepriesen wird.

Mitten in die chaldäische Sturmzeit hinein stellen uns die Schriften desjenigen Propheten, über dessen Lebensumstände uns am meisten bekannt ist, des Jeremias. Er hat in seiner Nachwelt den tiefsten Eindruck als das Urbild eines Propheten hinterlassen, so daß, wie man Jahrhunderte später in dem Täufer den wiedererstandenen Elias vermutete, dem größeren Propheten gegenüber die Frage aufgeworfen werden konnte, ob er wohl Jeremias sei. Geboren in der Priesterstadt Anathoth als Sohn eines Priesters, hat er doch in seiner Jugend, die noch in die Regierungszeit Manasses gefallen ist, Eindrücke empfangen, die ihm die Verderbtheit der Volkszustände schmerzlich zum Bewußtsein gebracht haben, der Ton, der in seiner Vaterstadt geherrscht hat, ist kein gottgefälliger gewesen. Wider Willen und Neigung drängt sich ihm die Pflicht auf, dagegen zu zeugen. Die Vision, in der ihn Gott seinen Beruf unweigerlich ein für alle Male erkennen läßt, ist wohl nicht so großartig wie die des Jesaja, aber sie ist für ihn gleich zwingend. Auch ihm hat Gott seinen Mund berührt. Der Inhalt des Zeugnisses, das er ablegen soll, wird ihm in zwei Bildern dargestellt: ein Stab, eine Rute des Mandelbaumes, ein schwaches Reis, aber ein Sinnbild der treibenden Lebenskraft und Vorzeichen der anbrechenden neuen Zeit, und der siedende Topf, das Symbol des nahenden Gerichts. Der erhaltenen Weisung ist er unablässig gefolgt. In dem Bilde des Mandelbaumstabes, der nach hebräischem Wortspiele ein Symbol der Wachsamkeit ist, hat er sich selbst geschaut, seine Kraft liegt nicht in ihm selbst, das Gefühl seiner eigenen Schwäche, seines Elendes, hat kein Prophet so ergreifend ausgesprochen wie er, seine Waffe ist nur das Wort, aber hinter ihm steht der Herr, der wachen wird, daß sein Wort

zur Ausführung kommen wird, und darum weiß er, daß er gesetzt ist zum Zerstoßen und Zerbrechen, zum Verderben und Zerstören, aber auch zum Bauen und Pflanzen. Wohl können wir nach dem Jeremiasbuche den Lebenslauf des Propheten nicht völlig genau verfolgen, und in welcher Reihenfolge die vorliegenden Reden geschrieben oder gehalten sind, wird immer problematisch bleiben, aber die Gewinnung eines vollen Charakterbildes ist doch ermöglicht. Seine Berufung fällt nach seiner eigenen Angabe (25, 2) in das dreizehnte Regierungsjahr Josias, damals ist er noch ein junger Mann gewesen und hat wohl noch in Anathoth gewohnt, manche seiner Reden mögen noch aus der Zeit dieses Aufenthaltes gehalten sein, geschwiegen hat er jedenfalls nicht lange. Ob die Drohung seiner Ortsgenossen (11, 21), ihn zu töten, allein die Ursache gewesen ist, daß er nach Jerusalem übergesiedelt, ob er rein als Privatmann dort gelebt, was ihm, da er nicht unbemittelt gewesen (32, 8) wohl möglich war, oder ob er eine Priesterstellung bekleidet, wissen wir nicht. Unter Josias Regierung scheint er unbehelligt geblieben zu sein, obwohl seine Rüge gegen Ungehorsam und Abgötterei, der das Volk samt Priestern und Propheten sich hingab, selbstverständlich denselben scharfen Klang gehabt hat wie vorher und nachher. Starre Gleichgiltigkeit setzt man den Warnungen des Propheten entgegen, unverstanden steht er in seinem Volke. „Mein Herz pocht mir im Leibe," klagt er, „und finde keine Ruhe, denn meine Seele hört der Posaunen Hall und eine Feldschlacht," aber niemand hört ihn. Welchen Anteil Jeremias an der im 18. Jahre der Regierung Josias (2. K. 22, 3) inaugurierten Reformation genommen hat, wissen wir nicht. Entgegengesetzte Ansichten sind darüber ausgesprochen worden. Die Aufforderung, die der Prophet auf Gottes Befehl an Jerusalem und alle Städte Judas richten soll, daß sie die Worte des Bundes hören und danach tun sollen, 11, 1—17, scheint einen Wiederhall der Aufforderung zu bilden, die Josia an das Volk gerichtet hat, und man mag den Schluß ziehen, daß der Prophet das Reformationswerk nach Kräften empfohlen und gefördert hat. Auf der andern Seite ist wohl unverkennbar, daß das Ideal, das dem Propheten von einer Reformation vorgeschwebt hat, in der Reformation in Josia nur unvollkommen Ausdruck gefunden hat. Der gemeinsame prophetische Grundgedanke: Gottesdienst ohne sittliche Zuwendung zu Gott, ist ohne Wert, kommt bei Jeremias zu besonders scharfer Ausführung. Viel zu weitgehende Schlußfolgerung hat man aus dahin gehenden energischen Aussprüchen gezogen, als ob er 8, 8 gegen das aufgefundene Gesetzbuch als gegen eine Fälschung protestiert habe, als ob er 7, 22 allen Opferdienst ganz und gar verworfen und sonst alles, was als mosaische Gesetzgebung ausgegeben wird, als Betrug angesehen habe. Es ist doch nichts andres damit gemeint, als im alten Samuel-Worte: „Gehorsam ist besser denn Opfer." Josia, dessen gerechte Regierung und edle Bestrebungen Jeremia anerkannt (22, 15), fiel im Kampfe gegen Necho von Aegypten, dem er sich, als der-

selbe auf einem Zuge nach dem Euphrat begriffen, entgegenzustellen wagte (2. Chron. 35, 20). Dem Eindruck der Niederlage und des Todes des frommen Königs hielt der populäre, von der Mehrzahl der Propheten vertretene Vergeltungsglaube, der selbstgerecht und nationalstolz auf Gottes Beistand gerechnet hatte, nicht stand, von Beugung unter Gottes Gericht war nicht die Rede. Das Volk macht Josias jüngeren Sohn Joahas zum Könige, den Jeremias Sallum zu nennen scheint (22, 11), und der, wahrscheinlich im Vertrauen auf Assyriens Hilfe, die antiägyptische Politik fortzusetzen versuchte. Inzwischen aber ist Assyriens Macht durch den neu auftretenden Feind, die Babylonier und Meder, gebrochen. Ninive, wahrscheinlich um diese Zeit zerstört, der nun übermächtige Pharao Necho nimmt Sallum gefangen und setzt den ägypterfreundlichen älteren Bruder Eliakim auf den Thron, der als König den Namen Jojakim führt. Die elfjährige Regierung desselben, der nach der Weise, wie Jeremias nach seinem Tode von ihm spricht (22, 13—19) ein ungerechtes gewalttätiges Regiment geführt hat, wird für den Propheten zur fortgesetzten Kampfesperiode. Gleich im Anfang seiner Regierung findet der erste größere Konflikt im Tempel statt, der uns zweimal geschildert ist. (Kapitel 7 und 26.) Mit gewaltigem Bußrufe tritt Jeremias im Vorhofe des Tempels auf: „Verlasset euch nicht auf Lügen, indem ihr sprecht: Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, bessert euer Leben und Wesen, sonst wird es diesem Orte ergehen, wie es Silo ergangen ist." Das klang in den Ohren der Gegner wie Gotteslästerung und Hochverrat, er wird von der erzürnten Priesterschaft ergriffen, und ein Glück für ihn, daß es heißen mußte: ecclesia non sitit sanguinem. Jeremias wird vor das weltliche Gericht der Fürsten geführt,, er verteidigt sich würdevoll: ich bin in euren Händen, aber wisset, daß ihr, wenn ihr mich tötet, unschuldig Blut vergießt, denn der Herr hat durch mich geredet. Die Besonnenheit der Laien schützt ihn vor dem Fanatismus der Priesterschaft, doch scheint ihm der Besuch des Tempels für die nächste Zeit untersagt zu sein.

(Schluß folgt.)

Wie können wir unserer Seligkeit gewiß werden?

Referat verlesen von Prof. W. Baur bei der Generalsynode in Louisville, Ky., und auf deren Beschluß veröffentlicht.

1. These: Die Gewißheit unserer Seligkeit ist notwendig
   a. um unserer Anfechtungen und Versuchungen willen;
   b. wegen der Aufgaben, die wir als Gottes Mitarbeiter in der Welt und Kirche haben.

Es braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden, daß das Thema, das jetzt unserer Betrachtung obliegt, von einschneidender Bedeutung für unser Christenleben ist. Das kann für uns freilich nicht in Frage kommen, ob es ein ewiges, seliges Leben gibt; aber darüber müssen wir Klarheit haben, ob wir an diesem unverwelklichen Leben teilhaben und

dereinst die Augen im Tode schließen können mit der unerschütterlichen Gewißheit: ich bin ein Kind Gottes und gehe ein in die Hütten des ewigen Friedens.

Die schwersten Anfechtungen richten sich nun gerade gegen unseren Heilsstand; die schwersten Versuchungen sind eben damit verbunden. Alle andern sind im Grunde damit besiegt, daß wir in diesen standhaft geblieben. Es ist auch selbstverständlich, daß der in diesem wichtigen Punkt noch von schweren Zweifeln geplagte Mensch nicht die Freudigkeit und Entschiedenheit, den Mut und die Kraft der Ueberzeugung beim Bau des Reiches Gottes haben und beweisen kann, wie solches nötig ist. Ist eine solche Gewißheit des Heils oder der Seligkeit nun möglich?

2. These. Die Apostel bezeugen es durch Wort und Werk, daß es eine Gewißheit der Seligkeit gibt.

Paulus ist sich nicht nur der eigenen Seligkeit gewiß (Röm. 8, 38 ff.), sondern er ist auch davon überzeugt, daß der Herr die Philipper zur Vollendung führen werde (1, 6). Der Verfasser des Hebräer-Briefes läßt sich durch den Gedanken an den Abfall von der erkannten Wahrheit (6, 4ff.) und an die Möglichkeit mutwilliger Sünde (10, 26) nicht von der Aussage abhalten: „Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion und zur Stadt des lebendigen Gottes" (12, 22). Jakobus sagt frischweg: „Er hat uns gezeugt nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit, auf daß wir wären Erstlinge seiner Kreaturen" (1, 18). Petrus tröstet im ersten Briefe die Leser mit dem Hinweis auf ihre Bewahrung zur Seligkeit und die unaussprechliche und herrliche Freude, die ihrer warte (1, 3—9). Johannes ist sich der eigenen und seiner Leser Gotteskindschaft sicher und ebenso des Schauens Gottes in der Herrlichkeit (1. Joh. 3, 1 ff.). Und nur einer, der sich seiner Seligkeit gewiß ist, kann so aus tiefstem Herzen beten, wie es Off. 22, 20 heißt: „Amen, ja komm, Herr Jesu!"

Diesem Zeugnis durchs Wort tritt würdig zur Seite das Zeugnis ihres Lebens und Wirkens. Darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren.

Schauen wir aber zu, wie diese Apostel und apostolischen Männer zu ihrer Heilsgewißheit gelangt sind.

3. These: Die Apostel gründen die Gewißheit ihrer Seligkeit ausschließlich auf eine göttliche Liebestat.

Wenn Paulus gewiß ist, daß nichts von Gottes Liebe in Christo ihn scheiden kann, so müssen wir uns diese freilich auf das allerinnigste mit dem persönlichen Leben des Apostels verschmolzen denken. Wenn er aber im 37. Verse des 8. Kapitels des Römerbriefes behauptet: „in dem allen überwinden wir weit um deß willen, der uns geliebet hat," so liegt auf der Hand, daß er selbst den Grund für seine Gewißheit nicht in den Zuständen seines eigenen inneren Lebens findet, sondern außer sich und zwar eben in der Tatsache der ihm zugewandten göttlichen Liebe. Von ihr weiß er, daß sie die tiefste Quelle seines Lebens ist.

Petrus bricht (1. Petri 1, 3) in einen Lobpreis Gottes aus, wenn

er daran denkt, daß er uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Ohne Heilsgewißheit kein Lobpreis: aber diese wurzelt in einer Barmherzigkeitstat Gottes.

Woher weiß es denn Johannes, daß wir nun Gottes Kinder sind und ihm einst in der Herrlichkeit gleich sein werden? Die Antwort gibt der erste Vers des Kapitels (1. Joh. 3, 1): „Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!"

Und dann noch das stolze, wahrhaft königliche Wort des Jakobus (1, 18): woher kommt dem einfachen Mann der Mut dazu? Auch er hat Gottes neuschaffendes Tun an sich erfahren, eine Umwandlung, die wie alle guten Gaben von oben stammt und die er auch als eine solche anerkennt, er, der sonst so großen Wert auf unser Tun legt; doch hier weiß er nur etwas von einem göttlichen Werk!

Es ist also klar: wenn wir fragen, wie die Apostel zu ihrer Heilsgewißheit gelangt sind, so sagen uns ihre Schriften, daß sie diese nur auf eine göttliche Liebestat gründen.

Insbesondere ist es nun Paulus, der hierüber in seinen Schriften noch ausführlicher redet.

4. These: Diese Liebestat ist in der Zeit durch den Herrn Christum vermittelt, wie sie schon vor aller Zeit (d. h. in ewiger Gegenwart) in ihm als dem Element ihrer Verwirklichung sich darstellt.

Paulus redet im Galaterbriefe von jener Zeit, da es Gott gefiel, daß er seinen Sohn in ihm offenbarte (Gal. 1, 15) und nach dem Philipper-Brief ist er dessen gewiß, daß er von Jesu Christo ergriffen sei (3, 12). Seine Gewißheit gründet sich demnach auf eine in die Geschichte seines Lebens hineingehörende Gottestat. Aber er geht noch weiter. Er beginnt z. B. den Epheser-Brief mit einem Lobpreis auf Gott im Hinblick auf die mannigfachen Segnungen in Christo. Die eigentliche Begründung seines Lobpreises liegt aber nicht in diesen Segenserweisungen allein, sondern darüber hinaus in einem vorzeitlichen, ewigen Tun Gottes, nämlich in einer göttlichen Wahl (1, 4). Diese wird des näheren als eine Vorherbestimmung zur Kindschaft bezeichnet. Also: noch ehe es eine Weltschöpfung gab, hat Gott den Apostel und andere auserwählt und vorherbestimmt zur Gotteskindschaft. Aehnliches ist 2. Tim. 1, 9 ausgesagt: „die Gnade ist uns in Christo Jesu geschenkt vor ewigen Zeiten."

Der Beweggrund zu dieser Vorherbestimmung liegt nicht in den Menschen, sondern in Gott selbst. Stark drückt dies Eph. 1, 11 aus: „die wir zuvor verordnet sind nach dem Vorsatz des, der alle Dinge wirket nach dem Rat seines Willens." Auch dies wird noch genauer bestimmt, wenn es Röm. 8, 29 heißt: „welche er zuvor ersehen hat, die hat er auch verordnet etc." Das heißt nicht nur, daß Gott die Verordneten zum voraus auch gekannt hat, sondern daß er sie wie alle Dinge überhaupt zuvor schon gesetzt hat. Paulus verknüpft also seine Auswahl zur Gotteskindschaft mit dem allerersten Anfang seiner und aller

Dinge Existenz in Gott selbst. Es ist darum ausgeschlossen, daß Gott sich irgendwie in irgend einem Menschen irren könnte; er handelt weder willkürlich noch unter irgend welchem fremden Zwang, sondern nach dem Wohlgefallen seines Willens.

Alle diese Akte, das liebende Setzen, das Auserwählen und das Vorherbestimmen, vollziehen sich ja in Christo, dem Geliebten, und eben dieser ist es auch, der zu einer bestimmten Zeit in das Leben des Apostels eingegriffen und ihn seiner Seligkeit gewiß gemacht hat.

Nicht anders ist es bei uns.

5. These: Wer immer an den Herrn Jesum Christum als den Vermittler seines Heils von Herzen glaubt, der ist von Gott geboren und gehört zur Zahl seiner Auserwählten.

Da wir keine Apostel sind, so könnte man behaupten, eine solche Gewißheit der Seligkeit sei uns eben darum versagt. Diese haben allerdings vor den andern das voraus, daß sie Apostel, d. h. Abgesandte Gottes und Christi sind, mit andern Worten, es gibt Unterschiede unter den Auserwählten inbezug auf ihre Stellung und Wirksamkeit im Reiche Gottes; aber sie gründen ja ihre Heilsgewißheit nicht darauf, daß sie so bevorzugt sind, sondern auf eine Tat der göttlichen Liebe, deren werbende und rettende Kraft sie nicht nur an sich selbst verspürten, sondern auch an andern wahrnehmen durften. So sieht sich Paulus z. B. genötigt, Gott allezeit dafür zu danken, daß er die Christen in Thessalonich von Anfang zur Seligkeit erwählt habe (2. Th. 2, 13). Ebenso liegt auf der Hand, daß der Ausdruck „Auserwählte" in Stellen wie Matth. 24, 22 (Um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt) und Röm. 8, 33 (Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen?) nicht auf die Apostel zu beschränken ist.

Aber fragen wir einmal: wie konnten die Apostel ihre Leser so glaubensfreudig mit in die Zahl der Auserwählten einschließen? Im Philipper-Briefe (4, 3) heißt es sogar von Klemens und andern Gehilfen des Paulus, ihre Namen seien im Buche des Lebens. Das erinnert an den Ausspruch des Herrn betreffs der Jünger (Luk. 10, 20): „Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." Wir sehen, es hat sich zwischen den Aposteln und ihren Anhängern ein ähnliches Verhältnis entwickelt, wie zwischen jenen und dem Herrn. Schon im hohenpriesterlichen Gebete gedenkt der Herr derer, die durch der Apostel Wort an ihn gläubig werden würden. Da hat unser Heiland also auch an uns und an alle die gedacht, die dem Worte der evangelischen Verkündigung ihr Herz aufgetan haben und noch auftun werden. Von den Thessalonichern rühmt der Apostel (1. Thess. 2, 13), sie hätten das Wort göttlicher Predigt wirklich als Gottes Wort aufgenommen. So haben es seinerzeit auch die Jünger gemacht: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" (Joh. 6, 68 ff.). Auch nach dem Bericht des Matthäus hat Petrus einst bekannt: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn," und der Herr führt

dieses Bekenntnis auf des himmlischen Vaters Offenbarung zurück (Matthäus 16, 16 ff.). Demgemäß stellt Johannes in seinem ersten Briefe den Satz auf: „Wer da glaubet, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren" (5, 1).

Daß dieser Glaube nicht etwa nur eine Sache des Fürwahrhaltens und intellektueller Zustimmung, bezw. der Gefühlserregung ist, sondern des Herzens, d. h. doch im Grunde des Willens, zeigt der Zusammenhang im 5. Kapitel des 1. Johannes-Briefes ganz deutlich. An dem lebendigen, kräftigwirkenden, weltüberwindenden Glauben haben die Apostel die erkannt, die zu Gottes Auserwählten gehören. Paulus betont Röm. 10, 19, eine andere Seite desselben Glaubens, wenn er sagt: So man von Herzen glaubet (nämlich an Christum, Röm. 10, 4), so wird man gerecht; und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig." Also der Glaube rechtfertigt und ist die Kraft der Weltüberwindung, an ihm erkennt man die Auserwählten Gottes.

Dies aber deswegen, weil er selbst auch aus Gott stammt.

6. These: Dieser Glaube kommt aus der Predigt, und ist also von Gott durch sein Wort gewirkt; eben deshalb gründet sich auch unsere Heilsgewißheit allein auf das, was Gott an uns tut und getan hat.

Daß der Glaube aus der Predigt des Wortes Gottes stammt, sagt Paulus Röm. 10, 17 (So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes). Besonders enthält das Evangelium, das eine Kraft Gottes zum Seligwerden ist, zumal in seiner gepredigten Form, eine direkte Einladung zum Glauben, ja sogar eine starke Nötigung, mit der sich die Wahrheit der Verkündigung an Herz und Gewissen der Hörer richtet, damit diese sich dem Worte hingeben. Tun sie dies, so gilt doch: der Herr hat ihnen das Herz aufgetan (cf. Lydia, Akt. 16, 14). Es bleibt dabei: unsere Heilsgewißheit gründet sich auf das, was Gott tut, nicht auf irgend etwas, das wir leisten und der Natur der Sache nach auch zu leisten haben.

Insbesondere kommen dabei unsere Werke nicht inbetracht, da sie jener Gottestat erst folgen und vorher gar nicht möglich sind. Reue, Sinnesänderung und Bekehrung sind freilich unerläßlich; aber unsere Heilsgewißheit gründet sich nicht auf diese Dinge, auch nicht auf unsern Glauben, sondern rein auf das, was wir im Glauben besitzen und erfahren. Nicht was wir aus dem Glauben machen, sondern was Gott im Glauben und durch denselben uns gibt und wird: das ist der sichere Fels, auf den wir unsere ewige Errettung gründen.

Zum Schlusse haben wir noch jene unbiblische Uebertreibung biblischer Heilswahrheit zu betrachten, wie sie in der Hauptsache auf Augustin zurückgeht.

7. These: Die sogenannte absolute Prädestinations-Lehre, wie sie von manchen Kirchenlehrern vertreten wird, weisen wir als unbiblische Spekulation zurück und verweisen auf Christum und sein Wort als den Felsen wahren Heils, wie unserer Heilsgewißheit.

Der Grund dafür, daß unser Verhalten und Tun keine Sicher-

heit der ewigen Seligkeit bewirkt, liegt in der Tatsache unserer Sündigkeit. Um unserer Sünden willen haben wir die ewige Verdammnis verdient. Daß wir selig werden, ist Gottes Gnade und Gabe. Diese biblischen Grunddedanken dürfen wir nicht abschwächen; aber wir müssen uns auch hüten, unbiblische Folgerungen daraus zu ziehen. So hat als erster der berühmte Kirchenvater Augustinus (gest. 430) ein spekulatives System erdacht, wornach Gott von Ewigkeit her beschlossen habe, aus der durch Adams Fall dem Verderben anheimgefallenen Menschheitsmasse eine nur ihm bekannte Zahl von Individuen selig zu machen, die andern aber dem verdienten Verderben zu überlassen. Warum er gerade diese erwählt und die andern nicht, ist Sache des göttlichen Willens und Wohlgefallens. Darüber hinaus haben andere eine doppelte Vorherbestimmung, eine solche zum Leben und eine solche zum Tode, gelehrt.

Diese sogenannte absolute Prädestinationslehre will also auch den Umstand erklären, woher es komme, daß einige zum Glauben und dementsprechend zur Seligkeit gelangen und andere nicht. Nun gibt es allerdings eine Reihe von Bibelstellen, die eine derartige Spekulation zu begünstigen scheinen. Die richtige Erklärung zerstört aber diesen Schein.

Matthäus 22, 14: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Daß dies Wort nicht in jenem prädestinatianischen Sinne zu verstehen ist, geht gerade aus dem Zusammenhang hervor. Nach 2. Petri 1, 10 sollen wir Fleiß tun, unsern Beruf und unsere Erwählung fest zu machen. Gerade das hatte der Mann ohne das hochzeitliche Kleid nicht getan. Es ist also auf die geschichtliche Wahrheit verwiesen, daß trotz aller göttlichen Heilsveranstaltungen immer noch gar viele das ihrige nicht tun. Darum die Warnung.

Matthäus 13, 11 (cf. 14 ff.): „Euch ist's gegeben .... diesen aber ist's nicht gegeben" (cf. Mark. 4, 11 ff. und Luk. 8, 10 ff.). Wer sich selbst gegen die Wahrheit andauernd verstockt, dem ist schließlich nicht mehr zu helfen. Das ganze ist ein Lebensprozeß, in dem allerdings ewige Gesetze sich ausprägen.

Joh. 6, 44: „Es kann niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater, der mich gesandt hat." Gerade der Umstand, daß der Heiland es ist, der diese Worte gesprochen, sollte uns davon abhalten, in diesem Spruche den Gedanken angedeutet zu finden, daß der Vater nach Willkür den einen ziehe und den andern nicht. Christus erklärt Vers 45, wie man sich das Ziehen des Vaters zu denken habe: „Es steht geschrieben in den Propheten 'Sie werden alle von Gott gelehret sein.' Wer es nun höret vom Vater und lernet's, der kommt zu mir." Aehnlich Joh. 18, 37: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Das Wort ist eher zu des Pilatus Ermutigung, als zu seinem Gerichte gesprochen. Von ihm selbst hing es ab, ob es ihn zum Glauben oder zum Unglauben führte.

Joh. 8, 44: „Ihr seid von dem Vater, dem Teufel." Warum darf

der Herr dieses scharfe Urteil fällen? Weil jene Juden sich gegen die Wahrheit verstockten. Die Verwandtschaft mit dem Teufel liegt auf sittlichem Gebiete; das Ringen des Herrn mit seinen Feinden wäre sonst nicht verständlich. Er will ihnen zeigen, auf welch schrecklichem Abwege sie sich befinden, um sie womöglich zu retten.

Joh. 17, 2: „auf daß er (der Sohn) das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast;" 17, 6: „Ich habe deinen Namen geoffenbaret den Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast;" Joh. 17, 9: „Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die du mir gegeben hast." Was für Leute sind das? Man lese Vers 8: „Die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben; und sie haben's angenommen und erkannt wahrhaftig, daß ich von dir ausgegangen bin, und glauben, daß du mich gesandt hast." Also, wer dem Worte Gottes und Christi glaubt, der ist ihm vom Vater gegeben, der gehört zu den Auserwählten.

Akt. 13, 48: „und wurden gläubig, wieviel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren." Wenn Paulus und Barnabas kurz zuvor den ungläubigen Juden verkündigten: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; da ihr es aber von euch stoßet, und euch selbst nicht würdig haltet des ewigen Lebens: siehe, so wenden wir uns zu den Heiden," so beweist das eben, daß die göttliche Bestimmung den Willen der Menschen nicht außer Acht läßt.

Röm. 8, 28—30 ist nur die Rede von denen, die durch das Evangelium zum Glauben gekommen sind; von den andern ist nichts gesagt.

Röm. 9—11: hiezu ist folgendes zu merken:

1. Die Verwerfung des Volkes Israel ist der Punkt, von dem das ganze ausgeht; diese Verwerfung hat geschichtliche Bedeutung und dauert eine gewisse Zeit.

2. Der Fehler des jüdischen Volkes bestand darin, daß es durch eigene Gerechtigkeit vor Gott etwas bedeuten wollte und die Seligkeit und Heilsgewißheit auf einem falschen Wege suchte. Das Seligwerden hängt rein von Gottes Erbarmen ab.

3. Das schließt irgend welche Willkür von Gottes Seiten aus. Wer auf dem von Gott verordneten Weg der Gnade die Seligkeit sucht, wird sie finden. Selbst auf der Synode zu Dortrecht wurde, trotz der strengsten Prädestinationslehre, der Satz aufgestellt: „Durch die Erbsünde liegt auf allen natürlich Geborenen eine unendliche Schuld und ewige Verdammnis; wen Gott retten will, das ist seine freie Gnade. Wer aber irgend einen Wunsch des Heils, eine Regung des Guten in sich fühlt, der soll nicht verzweifeln; denn dadurch kündet sich die Gnade an." —

Phil. 2, 13: „Gott ist's, der in euch wirket beide das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen." Mit diesem Hinweis auf Gottes Gnadenwirken, das sich schon auf unser Wollen bezieht, will der Apostel den Lesern Mut machen, nun ihrerseits alle Kraft ans Seligwerden zu wenden. Auf das eigene Wollen und Können, Laufen und

Ringen, so nötig es ist, dürfen wir die Heilsgewißheit nicht gründen, sondern allein auf Gott und sein gnädiges Tun.

Wir sagen zum Schlusse: statt über Unerforschliches nachzugrübeln, sollen wir uns an den in Christo geoffenbarten göttlichen Liebeswillen halten und durch den in seinem Worte wirksamen Heiligen Geist uns leiten lassen, heraus aus Sünde und Selbstgerechtigkeit und hinein in die Gnade Gottes, bis wir es erfahren: „Derselbe Geist gibt Zeugnis unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind" (Röm. 8, 16).

Proselyten und Apostaten der neueren Zeit.

Skizzen aus der Leidensgeschichte der lutherischen Kirche in Livland und Esthland.

Von Pastor Th. Kugler.

Zu einer Zeit, wo das Volk nicht länger einmütig und einhellig "panem et circenses!" schreit — zumal ein gut Teil der „Enterbten" sich darauf beschränkt "panem" allein nunmehr zu begehren, während in krassestem Gegensatze dazu immer mehr „Bevorzugte", die wohl nach Höherem, nicht aber stets nach dem Höchsten streben, gleichsam im erhebendem Selbstgefühl darob, wie herrlich weit sie es gebracht, sich auf künstlichen, selbstfabrizierten Schwingen dem niederen Erdenstaub entziehen, um leider nur zu oft tatsächlich den Flug ins unbekannte Land zu tun, — da könnte die kleine Schar nüchterner Beobachter fürwahr eine grauende „Panik" beschleichen ob der Dinge, die bei derartigen bereits erzielten Errungenschaften der modernen Kulturwelt kommen wollen, ja so unvermeidlich eintreten müssen, als das Zerschellen dessen, der auf glatteisüberzogener schiefer Bahn — selbstredend nach jenen vielgenannten, weil kürzlich entdeckten, „unabänderlichen Naturgesetzen" — nicht nur unweigerlich dahingleitet, sondern je länger je mehr mit Sturmeseile und Blitzesschnelle dem Abgrunde zufliegt.

Oder ertönt nicht gerade im Lande des kühnsten Wettfluges und schnellsten Zufliegens nach den vordem so gern ins Lächerliche und Beschränkte gezogenen Luftschlössern (Luftschiffstationen) eben jener, jeden aufrichtigen Menschenfreund erschütternde, Schrei nach dem lieben täglichen Brot vielleicht lauter als sonstwo? Jener Schrei, der eben deshalb um so besorgniserregender wirken muß, weil zur selben Zeit reicher Wohlstand, ja Ueberfluß anderen Kreisen, statt Grund zur Dankbarkeit und Hilfsmittel zu christlichem Altruismus zu sein, ihrem Uebermut vielmehr Anlaß zur Völlerei bietet und als Handhabe dient, unerhörte Orgien des Mammonismus zu feiern. Dadurch wird ja nicht nur der Neid der Massen gleichsam geflissentlich bis zur Rotglut des Hasses geschürt, sondern auch die daneben wie mit Naturgewalt anwachsende, unersättliche, schier maßlose und lawinenhafte Anhäufung des Kapitals in den Händen weniger Einzelner nimmt für das Gemeinwohl immer bedrohlichere Dimensionen an; zumal die Erfahrung schon sattsam gelehrt

hat, daß auch Lawinen besagter Art diejenigen zu begraben pflegen, die sie vordem schon zu Boden gedrückt und erstickt haben.

Wohl melden sich immer wieder allerlei Volksbeglücker und Architekten zur Ueberbrückung aller Klüfte und Beseitigung aller Uebelstände, doch "hic haeret aqua!" Mit allen erklügelten Mitteln weltlicher Weisheit „glückt" es ihnen nicht, den immer weiter klaffenden und tiefer gähnenden Abgrung zu überbrücken, der besonders im sogenannten Lande der unbegrenzten Möglichkeiten aller Anstrengungen zu spotten scheint.

Wollte man nun, ob der unerquicklichen Verhältnisse der rauhen Gegenwart, sich wenigstens zeitweilig im Geiste in die sogenannte gute, alte Zeit flüchten, etwa gleich in das von Griechen und Lateinern besungene goldene Zeitalter, jene aurea prima aetas, so wäre man sehr enttäuscht und wie aus allen selbsterträumten Himmeln gestürzt, sobald als man den Boden der Poesie verließe und den stark ernüchternden Sachverhalt der tatsächlichen Zustände ergründete. Denn man fände sich in Zeitverhältnisse und sittliche Zustände zurückversetzt, denen man selbst jenes letztere, eigentlich doch nur äquivokale Prädikat abzusprechen geneigt wäre.

Trotzdem wäre eine solche Gedankenreise in die Vergangenheit nicht müßig und erfolglos, böte sie uns doch die goldene Frucht der Dankbarkeit für eine vergleichsweise bedeutend mildere Gegenwart, in der es uns immerhin noch vergönnt ist, mit mehr oder weniger beschränkter Wahlfreiheit zu leben und zu streben. In dieser Gegenwart tritt aber, neben der schon erwähnten sozialen Frage, demjenigen der auch den Vorgängen auf kirchlichem Gebiete aufmerksam folgt, eine unverkennbare Tatsache deutlich hervor, daß nämlich Rom den gewaltigen Rückgang und Verlust seiner Stellung in den früher als urkatholisch angesehenen Landen durch energische Konzentration seiner Kräfte, seiner Söldner und Hilfstruppen, gerade in Ländern mit überwiegend protestantischer Bevölkerung, wie Deutschland und die Ver. Staaten, wettzumachen sich eifrigst bestrebt; in denen es allerdings bei der großen religiösen Gleichgültigkeit der Massen durch sein drängerisches Treiben nicht nur einzelne Ueberläufer, sondern namentlich bei gemischten Ehen zumeist ganze Familien durch katholische Taufe der Kinder gewinnt, da der katholische Teil in der Regel der kirchlich interessiertere und daher eifrigere zu sein pflegt.

Dazu kommt noch, daß man gerade in unserem, sogenannten freien Lande, wo zwar Kirche und Staat konstitutionell getrennt sind, aus politischen Rücksichten der stark „in Politik machenden" römischen, sogenannten katholischen „Kirche" immer wieder die weitgehendsten Zugeständnisse einräumt und die unverkennbarste Bevorzugung zu teil werden läßt; ja, bei immer völligerer Ignorierung der übrigen „Kirchen" (wohl weil diese nicht wie ein Mann oder als geschlossene Partei stimmen), die römisch-katholische politische Kirche geradezu offiziell als „die Kirche" anerkennt und demgemäß auch honoriert und ihren Würdenträgern das Obenansitzen bei Tische zuerkennt. Macht geht auf Erden im-

mer noch vor Recht, und die katholisch-römische Kirche stellt in der Tat eine nicht zu unterschätzende politische Macht dar.

In direktem Gegensatz zu unserer offiziellen Trennung von Kirche und Staat steht die ebenso offizielle Verbindung der Stiefschwesterkirche, der römischen, nämlich der griechisch-katholischen, mit der Staatsgewalt in Rußland; die ja bekanntlich beiderseits ihre Spitze im Summepiskopat des Zaren finden. Diese ihre Uebermacht, welche die griechische Kirche also durch ausgiebigen Rückhalt am Staate besitzt, hat dieselbe nun demgemäß auch noch in neuerer Zeit gegen Andersgläubige bewiesen, die durch die erwähnte Sachlage ihrem Belieben macht- und darum schutzlos preisgegeben waren. Im November 1901 erschien in unserm „Magazin" eine mehr allgemein gehaltene Schilderung der politischen und kirchlichen Zustände Rußlands um die Jahrhundertwende; namentlich war auch besonders die Lutherische Kirche der Ostseeprovinzen erwähnt und mehrfach auf die große Uebertrittbewegung von 1845 zurückgewiesen. Auf diese selbst soll nun in vorliegendem Aufsatz, jenen früheren gleichsam ergänzend, näher eingegangen werden und jene Bewegung nach ihren Vorbedingungen, ihrem Wesen und Umfang, sowie ihren Folgen, resp. ihrem Bestande nach, genauer ins Auge gefaßt werden. Denn während die Sache selbst wohl weiteren Kreisen bekannt sein mag, werden die näheren Umstände wohl so manchem noch neu und vielleicht auch interessant sein. (Vergleiche Harleß, Geschichtsbilder Livlands 1840 und die Beiträge von Woldemar Bock und Jul. Eckardt.)

1. Die Zeit vor dem Uebertritt.

Von der Zeit an, als die von Luther begonnene und von Wittenberg ausgegangene Reformation auch in den baltischen Provinzen Rußlands schier unbeschränkten Eingang gefunden hatte, waren die dortigen maßgebenden Stände bei jedem Wechsel des staatlichen Regiments vor allem darauf bedacht gewesen, für sich und ihre Nachkommen volle Religionsfreiheit zu bewahren. So standen denn auch bei den betreffenden Kapitulationen der einzelnen baltischen Provinzen und Städte zur Zeit des großen nordischen Krieges diejenigen Punkte obenan, in welchen Landes- oder Stadtvertretung sich Freiheit und unbeschränktes Recht ihres Glaubens und ihrer Lehre, sowie besonders volle Gewissensfreiheit für die Bewohner ausbedangen.

Diese Punkte nun ließen die Balten beim Uebergang aus der schwedischen in russische Untertanenschaft sich auch noch speziell von der russischen Kirche (deren Haupt der Zar ist) garantieren. Zumal die altbewährte Treue Livlands gegen Glauben und Kirche forderte von dem neuen Herrn allem zuvor in den Kapitulationen die Wahrung seiner heiligsten Güter. Der erste Punkt der Kapitulation mit der livländischen Ritterschaft, vom 1. Juli 1710, sagt für alle Freiheit des Glaubens und der Kirche zu; auch inbezu auf die gottesdienstlichen Ordnungen, und zwar sowohl für Interna als auch Externa. Ebenso lautete es in der Kapitulation von Riga vom selben Datum, sowie in den übri-

gen nachfolgenden, und auch derjenigen mit der esthländischen Ritterschaft. Alle diese Zustimmungen und Garantien erhielten schließlich im Nystädter Frieden von 1721 auch völkerrechtliche Sanktion. Im zehnten Punkte der betreffenden Uebergangsbedingungen ist auch hier wieder die Gewissensfreiheit, sowie die Erhaltung von Kirchen und Schulen in bisherigem Bestand noch ausdrücklich hervorgehoben; jedoch mit der Klausel, daß die griechische Religion „hinfüro" ebenfalls frei und ungehindert exerziert werden könne und möge.

In diesem letzten Punkte war also die territorialistische Unduldsamkeit der früheren schwedischen Kirchenordnung beseitigt; und was hiermit der griechischen Kirche ausbedungen war, wurde dann auch bald hernach der reformierten, zunächst in Riga, am 2. August 1722, bewilligt. Ja sogar ein schöner Zug von Gerechtigkeit zeigte sich in dem Umstande, daß Rußland das zuletzt von Schweden dem Lande zugefügte Unrecht wieder abstellte, indem es das Patronat den früheren Inhabern wieder zurückgab und auch das Kirchenvorsteheramt wiederum ins Leben rief. Schließlich wurden dann noch 1743 durch Elisabeth I., zu Abo, die erwähnten Garantien des Nystädter Friedens bestätigt.

Die berührten Artikel desselben lauteten:

Artikel 9: Ihre Zarische Majestät versprechen, daß sämtliche Einwohner der Provinz Livland und Oesel, Adelige und Unadelige, bei ihren unter der schwedischen Regierung gehabten Rechten und Privilegien geschützt und gehandhabt werden sollen.

Artikel 10: Es soll in solchen Ländern kein Gewissenszwang eingeführt werden; vielmehr die evangelische Religion, auch Kirche und Schule, und was dem anhängig ist, wie es unter der letzten schwedischen Regierung war, beibehalten worden; aber auch die griechische Mission könne und möge frei exerzieret werden.

Diese Stipulationen wurden nun auch richtig bei jedem Regierungswechsel, bis zur Thronbesteigung Alexanders III. bestätigt und beschworen. Unter anderem gehörte zu denselben auch die noch besonders zugefügte Klausel, daß bei gemischten Ehen die Eltern, inbezug auf Taufe und Erziehung, das unbedingte Bestimmungsrecht haben sollten, und daß auch Kinder beiderseits griechisch-katholischer Eltern lutherisch getauft werden dürften. Ebenso unbehindert könnten selbst Glieder der griechischen Kirche in die lutherische übertreten. Demgemäß herrschte anfangs auch tatsächlich Gewissensfreiheit und volle Parität, nur daß die lutherische Kirche zunächst, wie schon vordem, als die eigentliche Landeskirche angesehen wurde. Da aber ward plötzlich 1747 ganz unerwarteterweise für Kinder beiderseits griechischer Eltern die lutherische Taufe untersagt, und zwar unter Berufung auf zwei Ukase, die nirgends publiziert worden waren!!

Wohl aus übergroßer Aengstlichkeit erfolgte nun im Jahre 1793 eine Anfrage eines Pastors aus Esthland an die zuständige Behörde, wie man inbezug auf Kindertaufen bei gemischten Ehen zu verfahren habe. Im Grunde genommen war diese Anfrage ebenso unnütz als unnötig

gewesen, da ja hierin die alte Ordnung noch zurecht bestand. Am 20. Februar 1794 traf auf jene Frage eine autoritative Antwort ein, und zwar gerade eine solche, wie sie ein mit den Verhältnissen Vertrauter gar nicht anders erwartet hätte und die jene Erkundigung in einem durchaus unwünschenswerten Lichte mußte erscheinen lassen, eine Antwort zudem, bei der es sich nur noch einzig und allein um die Begründung handelte. Diese Antwort gab nun den folgenden Entscheid: Kinder gemischter Ehen gehören der griechischen Kirche an. Dafür berief man sich auf eine Verordnung, die schon vor dem Nystädter Frieden bestanden hatte und zudem durchaus keine Beziehung auf die Ostseeprovinzen Rußlands hatte, sondern vielmehr vom Metropoliten von Tobolsk ergangen war, und zwar in Betreff der damaligen schwedischen Kriegsgefangenen lutherischer Konfession in Sibirien, welche durch diese Bestimmung verpflichtet wurden, ihre Kinder griechisch taufen zu lassen.

Als danach im Jahre 1805 eine ähnliche Anfrage, betreffs Trauung gemischter Paare, aus Livland erging, ob nämlich vor der Trauung eines gemischten Paares von den Kontrahenten ein Revers ausgestellt werden müsse, mit der Verpflichtung, alle etwaigen Kinder durch griechisch-katholische Geistliche taufen zu lassen — hieß es gar in der darauf eingegangenen Erwiderung: Auf Grund des Reichsgesetzes sei eine derartige Trauung überhaupt nur statthaft durch den griechischen Geistlichen — obwohl ein solches Reichsgesetz nirgends existierte! Die verhängnisvollen Folgen aber dieser gesetzlich-unmotivierbaren, und trotzdem mit voller Gesetzeskraft erfolgten Erlasse kann man leider schon mit dem einzigen inhaltsschweren Satze kennzeichnen:

Die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen (die, nebenbei gesagt, bei „Missouri" durchaus verpönt ist, und zwar infolge eines schlecht aufgenommenen Gutachtens, und das man beim „Gnadenwahlstreit" bei der Dorpater theologischen Fakultät damals eingenommen, das aber durchaus abschlägig beschieden war), war durch obige, aller Ehrlichkeit, geschweige denn allem Völkerrecht hohnsprechenden und trotzbietenden Bestimmungen aus einer herrschenden Kirche eine nur tolerierte „Sekte" geworden; ja es war ihr im Verlauf der Zeit auch noch beschieden, zu einer verfolgten und unterdrückten „ketzerischen" Gemeinschaft zu werden. Das zeigte sich vor allem zunächst beim Uebertritt aus der einen in die andere Kirche. Welch ein gewaltiger Unterschied und Gegensatz zeigte sich schon da! Während derselbe (Uebertritt) aus der griechischen zur lutherischen Kirche schon bald nach oben erwähnten Bestimmungen mit den härtesten Strafen bedroht und belegt ward; ja, schon jedes Einwirken eines Lutherischen auf einen Griechischkatholischen, auch wo von Propaganda nicht wohl die Rede sein konnte, schwere gerichtliche Folgen nach sich zog — hatte die griechische Kirche mit ihren Agenten durchaus freiesten Spielraum. Und wo man von letzterer Seite her sich dieses Umstandes, selbst unter Ausübung plumpesten Betruges bediente, noch ohne den zu Proselyten zu machenden auch nur Raum und Zeit zur Selbst-

prüfung einzuräumen, gehörten nun doch mit dem Moment der Salbung diese Konvertiten, für die eigene Person sowohl als auch ihre Nachkommen für alle Zeiten, der griechischen Kirche unwiderruflich an und wurden durch staatliche Macht- und Zwangsmittel in derselben wie mit ehernen Fesseln zurückgehalten.

Ein neuer Gesetzesparagraph, der nun publiziert wurde, besagte: 1) Die Orthodoxen sind unabänderlich an die griechische Kirche gebunden; alle Kinder gemischter Ehen müssen griechisch getauft werden. 2) Für das Verführen zum Uebertritt (scil. in die lutherische Kirche) wird der Schuldige verurteilt zur Entziehung aller Standesrechte, zur Verbannung nach Tobolks oder Tomsk, oder zur Rutenstrafe; oder zu ein bis sechs Jahren Zuchthaus. Im Swod, Band 15, Artikel 106, hieß es ausdrücklich: Eltern, die ihre Kinder der griechischen Kirche entziehen, werden mit Gefängnishaft bestraft, von 8 Monaten bis zu zwei Jahren, je nach den Umständen. 3) Wenn ein Prediger ein Glied der griechischen Kirche in seine Konfession aufnimmt, wird er sofort seines Amtes entsetzt. (Swod, Band 11, Artikel 389.) Wenn er sie zur Beichte und zum Abendmahl annimmt oder ihre Kinder tauft, so unterliegt er das erste Mal der Suspension auf sechs Monate bis zu einem Jahr; das zweite Mal wird er mit Verlust der geistlichen Würde bestraft und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Verleitet aber ein Prediger durch Wort und Schrift zum Uebertritt, so verfällt er das erste Mal der Einsperrung in ein Korrektionshaus auf ein bis zwei Jahre, das zweite Mal der Festungshaft von vier bis sechs Jahren; das dritte Mal verliert er alle Standesrechte und wird nach Tobolsk oder Tomsk verwiesen.

Während aber hiermit auf der einen Seite die strengsten Gesetze jeden Uebertritt zu verhindern, ja möglichst unmöglich zu machen suchten, wurde auf der andern Seite der Propaganda und Konversion freiester Spielraum geboten.

2. Die Uebertrittsbewegung von 1845.

In welch großartigem Maßstabe nun in den vierziger Jahren diese Sachlage zu reichhaltiger Proselytenmacherei von griechischer Seite her ausgebeutet wurde, ist im Großen und Ganzen wohl schon hinreichend bekannt. Aus Akten und Spezialnachrichten jener Zeit erfahren wir aber noch Näheres; und zwar sind das derartige Einzelheiten, die das Ganze in seiner umfassenden Tragweite und nach den dabei üblichen Methoden noch deutlicher beleuchten.

Infolge mehrerer Hungerjahre herrschte nämlich auch unter den Gliedern der lutherisch-evangelischen baltischen Landeskirche, besonders unter der Landbevölkerung, großes Elend. Und diese Notlage wurde von politisch- und vielleicht auch kirchlich-interessierten Emmissären ausgiebig ausgenutzt, um namentlich das Landvolk der baltischen Provinzen massenhaft zur Bewerbung um das „warme" oder sogenannte „Seelenland" zu verlocken, das etwaigen Ueberläufern in verschwommener Weise in Aussicht gestellt wurde.

Der faktische Uebertritt begann im Juni 1845 im Walkschen oder Werroschen Kreise Livlands. Wer aber waren wohl die Männer, die sich als solch erfolgreiche Agitatoren bewährten? Wer anders, als zwei Biedermänner aus der Landbevölkerung: ein übergetretener Herrnhuter, namens Ballod und ein lettischer Gemeindeschreiber, der vorher die Kasse bestohlen hatte und bestraft worden war. Dieses saubere Paar spielte die Rolle der nationalen Agitatoren. „Es handle sich nur darum, dem Namen nach zur griechischen Kirche überzutreten," — so hieß es. „Durch diese nominelle Einverleibung in den Schoß der orthodoxen Kirche erlange man aber Befreiung von der bürgerlichen Obrigkeit und allen bäuerlichen Verpflichtungen."

Durch diesen überaus verlockenden Köder angezogen, eilte das betörte Landvolk in Scharen zur Anschreibung bei den griechischen Priestern. Da aber nur zu bald schon der Andrang derjenigen überstark wurde, die um jeden Preis jene vorgespiegelten Güter der Freiheit zu erlangen sich eifrigst bestrebten, wurde hierbei jenes Gesetz der griechischen Kirche selbst übertreten, welches lautet: Vor dem Uebertritt in die griechisch-orthodoxe Kirche muß ein sechswöchentlicher Unterricht erteilt werden.

Daß die protestantischen Geistlichen sich mit allen Worten der Lehre und Warnung dieser kopflosen Bewegung entgegenwarfen, die, Wildwassern vergleichbar, alles mit sich zu reißen, oder einem ansteckenden Fieber oder um sich fressendem Wildfeuer gleich, alles zu verzehren drohte; ja, daß sich die ratlosen Seelsorger an die Behörden wandten, fruchtete nichts und konnte die zügellos gewordene Strömung weder hemmen noch länger eindämmen. Vielmehr zeigte sich hier ganz unverkennbar, daß Gesetz und Recht der evangelisch-lutherischen Kirche grundsätzlich mit Füßen getreten werden und diese der griechischen Kirche günstige Bewegung nach Möglichkeit ausgebeutet werden sollte. Diese wurde demgemäß denn auch von priesterlichen und nichtpriesterlichen Agenten eifrigst betrieben; namentlich auch durch die Einrichtung sogenannter fliegender Kirchen wirksam unterstützt, die überall leicht und beliebig etabliert werden konnten. Dieselben wurden denn auch mithin stets dort, wo die Bewegung am stärksten tobte, aufgestellt und eingerichtet. Das geschah der Reihe nach in Walk, sodann im Werroschen und Rigaschen Kreise.

Die im August 1845 zu Walk tagende Synode empfing den speziellen Befehl vom Generalgouverneur, es dürfe niemand an der Anschreibung verhindert werden. Wer dagegen handle, solle dem Kriminalgericht übergeben oder stille gemacht werden. Zwar die evang.-lutherischen Prediger ließen sich durch solche Drohungen nicht stille machen, allein die Verblendung des Volkes und dessen Urteilslosigkeit, sowie vor allem die „Begierde nach den Fleischtöpfen Egyptens" waren doch so übermäßig groß, daß alle gutgemeinten Warnungen in den Wind geschlagen wurden. In Riga und Dorpat wimmelten bald die Straßen von tausenden von Bauern, esthnischer und lettischer Herkunft, die sich schon gleich im Oktober 1845 „firmeln" ließen. Zur Beschwichtigung

etwaiger Gewissensbedenken wurde ihnen eingeredet, eine eigentliche Glaubensverschiedenheit zwischen der lutherischen und griechischen Kirche bestände gar nicht; die Uebertretenden bekämen nur etwas neues hinzu, nämlich statt zweier Sakramente erhielten sie sieben!! O sancta simplicitas! Die fortgesetzten Vorstellungen und Beschwerden über die Nichtbeachtung des gesetzmäßigen vorherigen Unterrichts hatten schließlich doch den Erfolg, daß der zu jener Zeit als Reichsverweser fungierende, damalige Thronfolger, Alexander II., den Befehl gab, es dürfe kein Bauer gleich gefirmelt werden, sondern erst sechs Monate nach der Anschreischreibung. (Damit ging er also noch über die schon vom bisherigen Gesetze vorgesehenen Frist hinaus, die aber durch die überstürzte Praxis außer Geltung gekommen war.) Er solle Zeit haben, sich zu besinnen und solle völlige Freiheit haben, zurückzutreten, falls er Lutheraner bleiben wolle. Nur unmündige Kinder bereits gefirmter Eltern dürften gleich gefirmt werden. In diesen Befehl des Großfürsten wurde noch besonders hinzugefügt, die Firmelung dürfe nur in Kirchen oder temporär kirchlichen Lokalen vorgenommen werden, nicht aber, wie bisher, auch in Gastwirtschaften, Gesindehäusern und an ähnlichen Plätzen. Leider wurde dieser Befehl später vom Zaren zurückgenommen. Die fortan übliche Prozedur bei Uebertrittswilligen war jetzt folgende: Es wurden den Betreffenden fünf Punkte vorgelegt, die in der Hauptsache auf das eine hinausliefen, daß dieselben zu erklären hatten, sie kämen nur um ihres Seelenheiles und nicht um weltlicher Vorteile willen. Aber wie stimmte nun das wieder mit folgendem Usus: Diejenigen nämlich, welche sich nach Bekanntwerden obiger fünf Punkte zurückzogen, wurden nachträglich eines Besseren belehrt, und zwar in den Vorhäusern oder Vorzimmern durch die griechisch-orthodoxen Küster und Emmissäre, welche ihnen zu verstehen gaben, es werde wohl andere Vorteile für sie noch geben, aber zunächst sei der Einfluß des livländischen Adels und der lutherischen Geistlichen noch zu groß. Und falls sie auch selbst solche Vorteile nicht mehr erlangen sollten, so doch ihre Kinder. Dagegen, wenn sie jetzt zurückgingen, würden sowohl sie als ihre Kinder aller vorhandenen Vorteile verlustig gehen.

Diejenigen nun, die sich richtig hatten anschreiben lassen (fast wäre man versucht zu schreiben: anschmieren lassen; weil sie nach gar zu argloser Vögel Art auf den Leim gegangen waren) — wurden von ihren bisherigen Geistlichen in spezielle seelsorgerliche Behandlung genommen. Doch erst dann, wenn sie ihre Verleugnung aufrichtig bereut und die Anschreibezettel zurückgebracht hatten, wurden die Betreffenden wieder in ihre frühere Gemeinde aufgenommen und auch zum Abendmahl zugelassen. Es kehrten auch ziemlich viele reumütig zu ihren Pastoren zurück. Diese aber forderten von ihnen zum Beweis ihrer aufrichtigen Buße, daß sie ihre frühere Verleugnung durch einen offen erklärten Rücktritt wieder gut machen sollten. Nun aber wollten freilich die griechischen Geistlichen sie nicht wieder freigeben, und selbst die lokale Obrigkeit mußte erst nachdrücklich auf den Befehl des Reichsverwesers hingewiesen

werden, ehe sie willens war, die Angelegenheit gesetzesmäßig schlichten zu helfen. So, oder ganz ähnlich doch, mag es wohl damals überall hergegangen sein, wo jene Uebertrittsbewegung im Gange war.

Im Jahre 1847 endlich trat ein Stillstand ein. Der Rausch war verflogen, die unseligen Folgen aber blieben; denn was die orthodoxe Kirche im Sturm erobert hatte, hielt sie mit ehernen Klammern fest. Ohne ihnen auch nur das Dürftigste als Ersatz zu bieten, hatte diese Kirche Tausende von Esthen und Letten in ihre engmaschigen, festen Netze gelockt.

So schwer dabei auch die Schuld und so grob zugleich das Verfahren der griechischen Kirche war, darf man doch nicht außer acht lassen, daß bestimmte Momente hier zusammentrafen, die es überhaupt möglich machten, daß der von orthodoxer Seite ausgestreute Same seine Frucht so leicht tragen konnte. Und zwar sind es die folgenden Umstände, die es nur zu leicht erklärlich erscheinen lassen, daß die Uebertrittsbewegung von 1845 und '46 so weite Dimensionen annehmen konnte. Bei einer übergroßen Ausdehnung der lutherischen Kirchspiele, von denen einzelne gar dreißigtausend bis fünfzigtausend Seelen umfaßten, war die Schulbildung demgemäß eine höchst mangelhafte. Dazu kommt auch die unsichere Existenz, in der zu jener Zeit die Landbevölkerung dahinlebte. Nun aber war ein Tag der Abrechnung für die baltische Landeskirche angebrochen, um der Sünden willen derer, die zu Führern und Leitern derselben berufen waren; zum Teil waren es schon Sünden der Väter gewesen, die nun an den auch nicht schuldlosen Kindern heimgesucht wurden; teilweise selbst schwere Vergehungen, die namentlich in mannigfachen Unterdrückungen der Landbevölkerung von seiten ihrer Herren bestanden.

Aber auch die lutherischen Geistlichen mußten in dem überaus leichtfertigen Sichlossagen ihrer Pfarrkinder einen erschütternden Bußruf vernehmen und ob ihrer kümmerlichen Seelsorge, ihrer etwaigen lauen Predigt und Vernachlässigung auch der Schule ein ernstliches Strafgericht erkennen. Allerdings genossen ihre Pflegebefohlenen im Vergleich zu denjenigen anderer Landstriche oder gar fremden Länder noch immerhin so manche Vorzüge; denn trotz aller Mängel des Schulwesens stand es mit den Schulkenntnissen der Esthen und Letten doch noch besser, als es mit der Landbevölkerung z. B. im südlichen Europa in dieser Hinsicht bestellt war. Auch herrschte im Großen und Ganzen bei den baltischen Bauern noch wahre Ehrfurcht vor Gott und seinem Wort; jedoch war andererseits wiederum auch vieles versäumt worden, was bei ernstlichem Eifer und gutem Willen wohl hätte erreicht werden können, vor allem z. B. mehr Volksaufklärung. Darum wohl auch erging nun ein Gericht über die Leiter und bestellten Hirten des Volkes, das weder durch Zeitungen noch gelegentliche spezielle Unterweisung in dieser Hinsicht instruiert, mit allen politischen und Verfassungsverhältnissen durchaus unbekannt war; auch über Wunsch und Willen des Zaren weder durch Schule

noch durch Presse Bescheid wußte. Mithin bereitete es den Agitatoren auch durchaus keine Mühe, dem Volk über allerlei eingebildete Vorteile, die durch Uebertritt zu erlangen seien, alles Mögliche vorzureden und weißzumachen; waren ja die Landleute hierin schier ebenso kritiklos wie neugeborene Kindlein. Dazu kam auch hinzu, daß ihre Seelsorger bisher durchaus keine Veranlassung gefunden hatten, etwa die Unterschiede der Konfessionen in Schule, Unterricht und Kirche oder auch privatim spezieller zu behandeln, selbst da nicht, wo tatsächlich gründlicher und regelmäßiger Religionsunterricht stattfand, in dessen Wesen es ja ohnehin liegt, namentlich wo er in elementarer Weise dem Volk gegenüber zu geschehen hat, mehr positiv aufzubauen, als das Negative und Trennende mit starker Betonung hervorzuheben. So hatte man demgemäß denn auch in den baltischen Ostseeprovinzen die Unterscheidungslehren überhaupt nicht getrieben und sich selbstredend wohl gehütet, ohne dringenden Anlaß irgend etwas den zu Unterrichtenden nahe zu legen, was sie etwa zur Mißachtung jener anderen Konfession hätte veranlassen können, welcher der Kaiser und die herrschende Nation angehörten. Zu alledem mag bereits an manchen Orten das konfessionelle und Gemeindebewußtsein dadurch ohnehin erschüttert gewesen sein, daß Sendlinge der Herrnhuter Brüdergemeinde schon damals aus den Kreisen der früheren lutherischen Glieder Anhänger gewonnen (ähnlich wie „Missouri" heutzutage dort „missioniert") und zunächst Konventikel abgehalten hatten; worauf sie zum Bau von Separatkirchen und zur Errichtung von Separatgemeinden innerhalb der, wie wir schon sahen, mitunter ungewöhnlich großen Kirchspiele geschritten waren. Dem Volk war damit gewissermaßen ein Anschauungsunterricht darüber gegeben worden, daß zunächst die Möglichkeit zweier vereinbarer Gemeinschaften vorhanden sei, nämlich der Lutheraner und der Herrnhuter, die denselben Glauben hatten; warum sollte das nun nicht auch bei den Griechisch-Katholischen der Fall sein können? Ferner hatten die Prediger, als getreue Untertanen, sich stets bemüht, die Achtung und Liebe zum Landesherrn, also zum Monarchen, als solchem, zu pflegen; hatten sie ja doch bisher auch durchaus keine Ursache gefunden, anders zu handeln. Wenn nun den Landleuten gesagt wurde, es sei des Kaisers Wunsch und Wille, daß sie seinen Glauben annehmen möchten, und noch hinzugefügt wurde, es solle auch dann sonst alles beim Alten bleiben: sie könnten ihre alten Gesangbücher und Katechismen behalten und würden nicht zum Fasten gezwungen werden — und jetzt zumal, in Notzeiten, ihnen noch dazu, wenn auch recht unbestimmte Vorteile materieller Art vorgespiegelt wurden — da ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß das Volk irre gemacht wurde und scharenweise übertrat; zumal man ihnen, namentlich in der Anfangszeit, wenig oder gar keine Bedenkzeit gewährte.

Allerdings kann auch damit der Glaubensverrat der Einzelnen durchaus keine Entschuldigung erfahren, wohl aber darf das alles bei der Beurteilung dieses Massenübertritts als „mildernde Umstände" in Betracht gezogen werden. Die Führer und Prediger des Volkes erkann-

ten den ganzen Vorgang allerdings ganz richtig als das, was er war, nämlich als ein Strafgericht ihrer Sünden. Durch dasselbe wurden Schäden aufgedeckt, die lange vernachlässigt worden waren, und das Feuer des Gerichts und der tiefen Betrübnis von damals sind gewiß nicht ohne Segen, ohne friedsame Frucht der Gerechtigkeit geblieben; weckten sie ja doch in gar manchen eine Reue zur Buße und Besserung, so daß also die schwere äußere Schädigung von damals auch wiederum manchen inneren Segen zeitigte. Aber bei manchen der Uebergetretenen fing schon bald der Wurm der Reue zu nagen an; wenn auch das Aequivalent jenes großen Abfalls erst in jener Rückbewegung oder Rekonversion zu finden ist, die besonders stark erst zwanzig Jahre nachher sich geltend machte. Jedoch schon bald nach dem Abfall hatte sich bei vielen der griechisch Gefirmelten bittere Reue gezeigt. Namentlich in den gemischten Ehen war das Verhältnis zwischen den Ehegatten und auch zwischen Eltern und Kindern oft in schmerzlichster Weise zerrüttet. In gar manchem Haushalt war es zu immer ärgeren Konflikten zwischen den griechischen und lutherischen Teilen der Ehegatten gekommen. Seit 1852 mußten selbst bei den Abendmahlsfeiern der lutherischen Gemeinden häufig polizeiliche Maßregeln angewandt werden, um Ruhe und Ordnung einigermaßen aufrecht zu erhalten; desgleichen bei der Taufe solcher Kinder, die von den sogenannten „Popen" (den russisch-griechischen Geistlichen) orthodox getauft werden sollten.

3. Der Rückdrang.

Seit dem Jahre 1863 machte sich die Reue der Uebergetretenen sonderlich stark bemerkbar, und zwar zunächst vor allem zu Fellin, im nördlichen Livland. Die Reuigen kamen zu ihren früheren Pastoren zurück und klagten diesen, sie kämen sich vor, wie aus der Christenheit ausgestoßen und baten inständigst um Wiederaufnahme. (Fürwahr: „Ein Ochse kennt seinen Stall und ein Esel die Krippe seines Herrn," — darum wußten auch jene abgefallenen Esthen und Letten, wo sie hingehörten! Leider ist dem Schreiber in zwanzig Jahren seines Verweilens in den Ver. Staaten kein einziger Fall bekannt geworden, wo hiesige, zum päpstlichen Katholizismus, abgefallene „Protestanten" reumütig und bußfertig zu der Kirche zurückkehrten, der sie Treue gelobt hatten. Liegt das nicht etwa an der durchaus materialistischer und überzeugungsloser gewordenen Gesinnung Unzählbarer unserer „fortgeschrittenen" Zeitgenossen?) Jenes Streben nach Rücktritt und Verlangen nach Wiederaufnahme steigerte sich noch, als die in der Kindheit griechisch gewordene Generation heranwuchs, und zwar zumeist ohne jedwede Schulung und Bildung. Schulunterricht bot die griechische Kirche nicht, ebensowenig als sie den sonstigen Unterricht kontrollierte. Somit traten den Eltern in ihren eigenen Kindern schon zeitig die Früchte ihres Abfalls in erschreckendster Weise entgegen, in deren furchtbarer Unwissenheit und Verwahrlosung, sowie demgemäßen Verrohung. Schon dieser Umstand allein mag etlichen ein genügender Anlaß gewesen sein, den Weg

der Rückbewegung mitzugehen, um fortan sich selbst und die Kinder für die Zukunft vor solchem Elend und Verderben zu bewahren.

Der erste Schritt auf dem Rückwege in den Mutterschoß der lutherischen Kirche wurde auch vielfach durch vermehrte Nottaufen getan. Da nun verbreitete sich plötzlich um eben jene Zeit das Gerücht von einem erfolgten Regierungserlaß inbezug auf den Raskol (d. h. von der russisch-orthodoxen Kirche Abgetrennte oder Abgefallene, mithin alle Andersgläubigen) der auch die Behandlungsweise Nichtgeistlicher vorschrieb. Nach demselben sollten die von der griechischen Kirche Abgefallenen nicht länger durch weltliche Strafen gezüchtigt werden, sondern es sei nur den griechisch-katholischen Geistlichen (Popen) anheimgestellt, etwaige Solche wieder zurückzugewinnen. Diese und andere Kundgebungen ähnlicher Art erweckten unter der Landbewölkerung die Hoffnung auf Besserung der kirchlichen Zustände. Und neu ermutigt ging nun das Landvolk, das wieder lutherisch werden wollte, mit seinen Bittschriften an alle ihm erreichbaren Autoritäten und Instanzen. Dadurch wurde die Angelegenheit auch nach oben hin bekannt. Ohnehin schon war eine so mächtige und immer weitere Kreise umfassende Bewegung in der ganzen Sache, daß sie sich schlechterdings nicht länger ignorieren ließ. So sandte denn auch richtig schließlich der Kaiser seinen Flügeladjutanten, den Grafen Bobrinsky, um durch dessen persönliche Eindrücke und Untersuchung der Angelegenheit an Ort und Stelle, d. h. eben in Livland, ein Bild davon zu gewinnen.

Im Frühjahr 1864 unternahm der Graf seine Reise. Durch die Landesbehörde war den dazu berufenen Amtsbehörden inzwischen Mitteilung davon gemacht worden, daß der Kaiser die vorgebrachten Beschwerden hören wolle. Darum eben versuchte die griechische Geistlichkeit jetzt alles, was in ihrer Macht stand, um diese gegen sie laut gewordenen Klagen noch frühzeitig genug zu unterdrücken.

Mithin wurde den klagelustigen Leuten zunächst vorgeredet, es würden keinerlei Klagen, außer etwa über zu hohe Pacht und ähnliches angenommen; alle Beschwerden anderer Art würden zurückgewiesen werden. Doch vergebens — es kam anders! Der Graf zog nämlich von Ort zu Ort und informierte sich auf's genaueste über die tatsächliche Situation der betreffenden Angelegenheit. Welche Erfahrungen er hierbei machte, das wissen wir namentlich genau aus den Berichten, die sein damaliger Begleiter und zeitweiliger Dolmetscher, der baltische Adelige, Hermann von Sievers, darüber erstattet hat. An einem bestimmten Platz angekommen, pflegte der Graf zuerst die griechischen Geistlichen zu versammeln. Nachdem er mit diesen die Sachlage besprochen, wurden die Bauern und Bäuerinnen, die sich inzwischen vor dem betreffenden Lokale angesammelt hatten, vernommen. Fast allerorts wuchs dabei die Menge der Petenten von Stunde zu Stunde. Obwohl die Entlassenen sofort von dannen gingen, waren z. B. in Fellin immer etwa noch 600 Leute vorhanden, die vorgelassen werden wollten, nachdem die für das dortige Verhör anberaumte Zeit längst schon verstrichen war. Doch

des Zaren Sendbote hatte bereits übergenug erfahren, denn die erbitterten und schwer enttäuschten und geschädigten Leute sprachen sich zumeist sehr entschieden aus: Anfangs seien sie zwar willig der Requisition und dem Vorgeben der griechischen Geistlichen auf Treue und Glauben gefolgt. Doch seien sie innerlich ihrem alten Landesglauben treu geblieben; zumal als sie gemerkt hätten, daß sie betrogen worden seien. Und jetzt würden sie sich eher jeder Gefahr, ja selbst dem Verluste des Lebens lieber unterziehen, als ihren eigentlichen Glauben dranzugeben oder ihn für den griechisch-katholischen zu vertauschen.

Allein der Graf hatte keinerlei Autorität, in dieser Sache selbst einzuschreiten und etwa die billigen Wünsche der livländischen Bauern betreffs ihrer Glaubensangelegenheiten zu gewähren. Tatsächlich war ja auch an den bestehenden Gesetzen der griechischen Kirche überhaupt nichts geändert worden. Nach denselben durfte vielmehr noch immer kein „Rechtgläubiger" zu irgend einer andern Kirche übertreten, und auch Kinder gemischter Ehen durften nur durch griechische Geistliche getauft werden. Darauf mußte nun Graf Bobrinsky noch ausdrücklich und mit allem Nachdruck aufmerksam machen: Sollten sich also Gerüchte verbreiten, daß es orthodox-katholisch Gewordenen (wie die römische Kirche behauptet, die allein seligmachende zu sein, so die griechisch-katholische, sie sei die allein rechtgläubige) gestattet sei, in die lutherische Kirche zurückzutreten, dann solle nun jedermann wissen, daß dieselben durchaus unwahr seien; auch sei bei jedem Ordnungsgericht Aufschluß darüber zu bekommen.

(Schluß folgt.)

Die Urgeschichte des Menschen.

Von Ph. Fr. Keerl.

Von Pastor Th. Werkenthin.

Es tut in unserer Zeit besonders wohl, einem Charakter zu begegnen. Dasselbe Empfinden habe ich bei der Lektüre des Keerlschen Werkes gehabt: Hier redet ein Charakter zu uns. Deshalb fesselt das Buch von der ersten bis zur letzten Seite.

Es ist unmöglich, dem Verfasser in allem zuzustimmen; aber das mindert nicht das Interesse an seinem Werk.

Der Herausgeber gibt in seinem Vorwort schon zu erkennen, daß hier ein prinzipieller Kampf geführt werden soll gegen den gegenwärtigen Stand der Wissenschaften auf allen Gebieten.

„Die Wissenschaft als Intelligenz hat in unsern Tagen einen Höhepunkt erreicht, der sie in ihrer ganzen Hoheit darstellt. Das Werk hat nicht nur seine Bedeutung für die Theologie der Gegenwart, sondern für die Gesamtwissenschaft.

---

*) Herausgegeben von V. Marxen. Druck und Verlag: Buchhandlung der Stadtmission Witten.

Nichts ist so gemein, so verworfen, was die Wissenschaft unserer Tage nicht bereit wäre, zu rechtfertigen. Heute herrscht die materialistische Barbarei bis in die Spitzen der Gelehrtenwelt. Die hohe Politik ist das herzloseste aller Ungeheuer, ist der Vampyr, der den Völkern nicht das Blut, sondern, was viel schlimmer ist, die Ideale aussaugt. Die gelehrte Welt tappt in souveränem Wissensdünkel über Zwecke und Ziele der Menschheit im Dunkeln."

Uns dieser Hoffnungslosigkeit zu entreißen und den einfachen Menschenverstand über Anfang und Ziel der Geschichte der Menschheit und des ganzen Weltalls völlig aufzuklären, darin besteht die Bedeutung des Keerlschen Werkes. Das Keerlsche Werk veraltet nicht. Für die Gläubigen enthält es, als eine reine, wunderbar tiefe Auslegung, die die Einheitlichkeit des ganzen göttlichen Ratschlusses und der heiligen Schrift wie aus einem Guß überwältigend enthüllt, eine mächtige Waffe für ihre Kämpfe in der herannahenden Endzeit und für alle aufrichtigen Wahrheitssucher den überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit der Heiligen Schrift. Die Urgeschichte des Menschen in den drei ersten Kapiteln der Bibel behandelt, enthält alle Keime, die sich in der Geschichte des Reiches Gottes, wie in der Geschichte der Sünde entfalten."

Der Herausgeber ist ein Bewunderer des Keerlschen Werkes. „Das Keerlsche Werk veraltet nicht. Sein Inhalt ist für alle wichtigen Fragen des Menschengeschlechtes und für die Erklärung der Wirklichkeiten erschöpfend."

Können wir auch in diesen Hymnus nicht einstimmen, zweierlei sei von vornherein gesagt: Das Buch ist aus einem Guß, sein Verfasser ist ein ganzer Charakter, dessen Ausführungen packend sind, selbst da, wo ihn seine Hypothesen in unmögliche Fernen tragen.

Der Inhalt des Buches gliedert sich in vier Abschnitte:

1. Der Finsternis- und Todeszustand der Erde.
2. Die Gottesbildlichkeit des ersten Menschen.
3. Der Fall des ersten Menschen.
4. Die Folgen des Falles.

1.

Mit Recht nimmt Keerl die von Franz Delitzsch bereits gegebene Auslegung der ersten Worte der Bibel in der Weise an, daß wir lesen: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Dieser Satz bezieht sich auf die Urschöpfung, von welcher im Folgenden mit keinem Worte weiter geredet wird. Im Folgenden wird von dem Zustand der Erde berichtet, wie sie durch den Fall ihres Engelfürsten geworden ist: „und die Erde war wüste und leer." Keerl führt nun in höchst spannender, interessanter und zwingender Weise aus, wie Himmel und Erde die beiden Seiten des Weltorganismus waren. Die Himmel sind die Fixsterne, diese sind die Wohnstätten vernünftiger Geschöpfe, diese Bewohner sind die heiligen Engel.

Die Erde ist im Anfang zugleich mit den Himmeln von Gott durch den Sohn geschaffen. Als eine unmittelbare Schöpfung Gottes kann

sie nur sein heiliges Lichtleben abspiegeln und muß daher wie die Fixsterne eine Welt des Lichtes und des Lebens gewesen sein.

Der im zweiten Satz der Bibel geschilderte Zustand der Erde geht nicht auf göttliche Tätigkeit zurück; er ist nicht von Gott verursacht. Gott, der ein Gott der Ordnung und des Lichtes ist, schafft nicht Tohu wa Bohu und Finsternis auf der Tiefe. Es ist etwas Grausiges um dieses Tohu wa Bohu. Eine durch keinen Strahl des Lichtes erhellte Finsternis lag über dieser aus den Chören der Licht-Welten in der Höhe in die Tiefe hinabgebetteten Erde.

Ihr ursprünglich aus Licht und Leben gewobener Zustand war durch den Abfall und Sturz des Geistesfürsten in ihre Prinzipien aufgelöst und diese selbst in einen Zustand der Zerrüttung und des Todes umgewandelt.

Durch die Neuschöpfung der Erde zur Ordnung im Sechstagewerk ist nun aber weder ihr Finsternis- und Todeszustand radikal gehoben, noch die Macht Satans schlechthin gebrochen, sondern nur in gewisse Schranken gelegt. Diese Finster-Erde kann mit einem Riesenleichnam verglichen werden. Sollte diese Finster-Erde zu neuer Stätte werden, auf der lebendige und persönliche Wesen wohnen konnten, so mußte zuerst wieder das Licht über ihr aufgehen. Das erste Schöpfungswort ist darum: Es werde Licht.

Die Schöpfungsurkunde kann ihrem Charakter wie ihrem Zweck nach weder eine Naturgeschichte noch eine Geologie enthalten, wohl aber wird sie die Grundprinzipien, nach welcher diese wie jene zu beurteilen ist, andeuten.

Das Verhältnis der Sonne zur Erde bietet der Betrachtung auch eine andere ernste Seite dar. Die Fixsterne leuchten in eigenem Licht und bedürfen keines fremden, ihnen von außen geliehenen. Auf jenen Lichtwelten ist, wie keine Zeit, so auch kein Entstehen und Vergehen, kein Blühen und Verwelken. Dort ist die Heimat eines reinen, ununterbrochenen, vollkommenen, weil seiner Idee entsprechenden Lebens.

Das Leben auf der Erde ist nur ein Scheinleben, ein Leben, das die Potenz des Todes in sich trägt und darum dem Tode nicht entrinnen kann.

Der Schöpfungsbericht enthält sehr klare und bestimmte Andeutungen, daß schon längst vor dem Menschen der Tod in gleicher Weise wie gegenwärtig auf der Erde waltete.

Wenn die Erde eine Stätte des Lebens gewesen wäre, so hätte es keines Paradieses bedurft. Der erstgeschaffene Mensch stand seiner Anlage und Bestimmung nach hoch über der Erde, war ihren Gesetzen und auch dem Gesetz des Todes ursprünglich nicht unterworfen.

Aus dem Verhältnis Satans zur Erde erklärt sich allein, warum sie mit den zu ihr gehörenden Planeten aus den Sternenchören der Engelwelten hinausgestoßen und in die Tiefe gebettet wurde.

Einen besonderen Abschnitt widmet der Verfasser dem Nachweis von der Einheit der biblischen Urgeschichte.

2.

Nach 1. Mose 1, 26 wurde der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, ohne daß jedoch gesagt wurde, wie- und wodurch er dasselbe sei.

Die Schöpfungsurkunde enthält bei ihrer prägnanten Kürze völlig ausreichende Gründe für die innige, prinzipiell, einheitliche Gleichartigkeit des Leibes und der Seele und ihrer gleichzeitigen Erschaffung.

Jede Seele ist eine durch und durch individuelle und ihr Leib ein ihr und nur ihr entsprechender individueller.

Die Bestandteile dieses Leibes sind nicht Erdenstaub im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Stoff, aus dem eine Seele und ein Leib gebildet werden kann, die der unendlich hohen Würde und Bestimmung des Menschen entsprechen.

Der Mensch ist die Epitome des ganzen Universums; er kann daher nicht aus einem Stoff gebildet sein, der nur der Erde allein angehört, vielmehr wird es der Grundstoff sein, der die Voraussetzung und die Grundlage der ganzen Schöpfung ist. Ein solcher Stoff, der zugleich allen Stoffwechsel, also die Eitelkeit ausscheidet, bietet sich uns nur in dem Aether dar.

Sehr wahrscheinlich ist der Lichtäther die ursprünglichste und allgemeinste Position der schöpferischen Wirksamkeit, der Urstoff und die Voraussetzung aller Weltkörper.

Die Fixsterne, diese Welten des Lichtes und des Lebens, sind nicht unbewohnt, sie sind die Wohnstätten der heiligen Engel.

In das Paradies des Lichtes und Lebens wird der Mensch von Eden aus versetzt.

Wie der Erlöser Fleisch werden mußte, um sein Werk zu vollenden, so mußte der erste Mensch nach Leib und Seele aus den feinsten Bestandteilen der Erde gebildet werden, um seine Aufgabe zu erfüllen.

Der Mensch ist der Gipfelpunkt der Schöpfung.

Er ist nicht blos aus Staub der Erde gebildet, sondern hat auch den Geist des Lebens empfangen.

3.

Daß der erste Mensch von mächtigen Versuchungen umgeben war, wird nicht geleugnet werden können. Er war als König und Herrscher in das Erbe berufen und eingetreten, das einst Satan angehört hatte.

So interessant und eigenartig die Ausführungen Keerls sind über die Entstehung des Weibes, wir müssen ihnen jede Berechtigung absprechen.

Er führt folgendes aus: Jehovah bildete allerlei Tiere und brachte sie vor den Menschen. Der Herrscher in Gottes Gemeinschaft, vermißt hier etwas. Er, den Jehovah mit der Fülle seiner Güter ausgestattet hatte, begehrt nicht ihn, sondern eine Gleichheit seiner selbst. Und nun spricht Jehovah: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Um die Bedeutung des Schlafes zu erkennen, den Gott auf den

Menschen fallen läßt, müssen wir uns seinen paradiesischen Zustand als gottesbildlichen Menschen vergegenwärtigen.

Er stand als König und Herrscher der Natur nicht unter ihren Einflüssen, sondern über ihr. Sein Leib war das völlig willige und durchsichtige Organ der Seele. Der erste Mensch kannte keinen materiellen Leib, wie wir haben, d. h. einen Leib, der den Gesetzen des deteriorierten Naturlebens unterworfen war.

Wie im Paradies kein Wechsel des Lichtes und der Finsternis, des Tages und der Nacht stattfand, so war auch der Mensch dem Wechsel des Wachens und Schlafens nicht unterworfen. Der Schlaf ist für den Menschen im Paradies etwas völlig abnormes. Nur wo der Tod waltet, da übt auch der Schlaf seine Herrschaft aus. Der Mensch würde nicht sterben, wenn er nicht das Bedürfnis des Schlafens hätte. Es ist eine Folge des Todeszustandes, worin der gefallene Mensch sich befindet.

Der Schlaf des ersten Menschen war kein gewöhnlicher. Der Leib des Menschen war zwar ein organischer, aber kein materieller und ebenso war auch die Identität der beiden Pole nichts Materielles.

Das Ziel der ganzen Schöpfung ist der gottesbildliche Mensch und das Paradies. Er hatte bei seiner Bildung nach Leib und Seele auch den Geist Gottes empfangen. Der Mensch im Paradiese steht auf dem Höhepunkt der Schöpfung und hat die Aufgabe und Bestimmung, die turbierten Kräfte der Erde, ihren Todescharakter durch seinen Gehorsam zu überwinden.

Der Erkenntnisbaum und die Schlange gehören beide dem Naturgebiet an, sind aber auch zugleich Symbole des geistigen Lebens. Durch die Uebertretung des göttlichen Verbotes, ist der Baum der Erkenntnis in aller Menschen Herzen gepflanzt worden und auch der Same der Schlange wuchert seit jener Urzeit fort von Geschlecht zu Geschlecht.

So steht der Same der Schlange in fortwährendem Kampf mit dem Samen des Weibes.

4.

Durch die Uebertretung der Gebote, deren Strafe sich in der Verstoßung auf diese Erde der Finsternis und des Todes abschließt, beginnt eine ganz neue, der ursprünglichen Bestimmung des Menschen entgegengesetzte Entwicklung, die in unmittelbarem und kausalem Zusammenhang mit der ersten Sünde steht.

Die Folgen des Falles umfassen die ganze geschichtliche Entwicklung der Menschheit, wie sie einerseits sich durch die Sünde, anderseits durch die göttliche Offenbarung gestaltet hat.

Und Gott bekleidete sie mit Fellröcken. Gott bekleidete die Menschen nach ihrem Fall mit dem gegenwärtigen tierischen Leibe.

In welcher Weise geschah jene Umwandlung des ursprünglich feinen ätherischen Leibes in einen grob-materiellen und fleischlichen? Sicherlich hat sie sich nicht bloß äußerlich vollzogen. Der Mensch hat die Herrschaft über die Natur verloren; er ist tief in das über ihn mächtige Naturleben versenkt und verstrickt.

Der Mensch verlangt nach Versöhnung, Gott nimmt sein Opfer an, als Vorbild des großen Versöhnungsopfers, das der Sohn Gottes darbringt. Durch Hergabe und Vergießung seines Blutes unter den bittersten Leiden des Todes am Kreuz, hat der Sohn Gottes durch sich selbst die Reinigung unserer Sünden oder die Versöhnung vollbracht, und ist der Anfänger und Vollender des Glaubens, der Herzog unserer Seligkeit geworden.

Seine Todesleiden haben ihren innersten Mittelpunkt in den unmittelbaren Versuchungen Satans in der Macht der Finsternis und des Todes, die seine arme Seele überschatteten und sie bis an die Grenze der Verzweiflung führten. Das war seine Aufgabe, daß er die Werke des Teufels zerstöre, indem er den Tod, nicht als Erscheinung, sondern in seinem Prinzip, im unmittelbaren Kampfe mit dem, der des Todes Gewalt hat, durch seinen Tod übernimmt.

Unsere fleischliche Leiblichkeit hat eine hohe Bedeutung als Bauhütte für die Auswirkung und Bildung des Lebens der Ewigkeit. Die persönliche Seele kann nie ohne einen ihr eigentümlich zugehörenden und adäquaten Leib sein. Die ersten Menschen haben ihn in der Bekleidung mit „Hautdecken“ nicht verloren oder abgelegt, sondern sie wurden nur damit überkleidet. Ihre Nachkommen haben die gleiche persönliche Seele mit ihrem entsprechenden inneren Leibe.

Welches ist dann aber der Grund und die Ursache des Todes? Seine Wirklichkeit ist eine Erfahrungstatsache, seine Notwendigkeit ein unlösbares Problem.

Die Heilige Schrift bezeugt zwar: Der Tod ist der Sünde Sold, allein sie nennt nur das Faktum, sagt aber nicht, wie und wodurch die Sünde den Tod zur Folge hatte. Was von Gott unmittelbar geschaffen ist, das kann nur zum Leben bestimmt sein, ohne in sich selbst schon den Keim des Todes zu haben.

Der Mensch kann nichts verlieren, was ursprünglich zu seiner gottebenbildlichen Natur gehört. Er ist im Paradies das Ebenbild Gottes, seiner Seele und seinem Leibe nach. Denn der Leib ist die notwendige Offenbarung und mithin auch die Bedingung seiner Existenz. Die Seele kann niemals ohne Leib sein und existieren.

Wenn nun der fleischliche Leib von der Seele geschieden werden kann, so beweist das, daß der Leib ein total anderer geworden sein muß, oder, daß, weil der Mensch seinen ursprünglichen Leib als die Offenbarungsform und Existenzbedingung der Seele gar nicht verlieren kann, daß zu jenem ein anderer fleischlich-materieller hinzugekommen sein müßte. Nur dieser stirbt im Tode. Der inwendige Mensch aber nach Leib und Seele bleibt von diesem Akt des Todes im Wesentlichen unberührt.

Weil nun diese fleischliche Hülle, diese Bekleidung mit tierischen Hautröcken im Widerspruch mit seinem innersten Wesen steht, so muß er sich von ihr „beschämt“ fühlen.

Auch Satan hat den Tod an sich erfahren. Wer sich von Gott, der Quelle des Lebens, losreißt, verfällt dem Tode. Da eine Trennung seines Leibes von seiner Seele nicht stattgefunden hat, so konnte sein Tod nur in einer Satanisierung seiner Natur und Leiblichkeit bestehen.

Wenn nun der Tod des Menschen in der Trennung von Leib und Seele besteht, so weist das darauf hin, daß sein Fall ein relativer war, denn, wenn er wie Satan gesündigt hätte, so würde er auch wie dieser die tiefste Grundlage seiner Persönlichkeit in einen Finsternis- und Todeszustand verkehrt, sich satanisiert haben.

Der Tod ist Scheidung der Seele vom irdischen Leibe, mithin Uebergang von einem Zustand in einen andern, der von jenem völlig verschieden und ihm entgegengesetzt ist.

Der Tod als Zustand, an dem wir alle in Adam teil haben, wie der Tod als Trennung des Leibes von der Seele, der eine Folge von jenem und allein in der um der Sünde willen hinzugekommenen Bekleidung der persönlichen Seele und ihrs Leibes mit dieser fleischlichen Leiblichkeit begründet ist, ist durch ihn in die Menschenwelt eingeführt worden und kann daher vor seinem Fall nicht vorhanden gewesen sein.

Die Menschen sterben, weil sie infolge ihres Falles das Blut und Fleisch angenommen haben.

Wie eine ehrfurchtgebietende Sphinx vor den Trümmern eines uralten Tempels, so steht das Protevangelium, die Verheißung eines Schlangentreters als ein Denkmal der überschwenglichen Barmherzigkeit Gottes auf der Schwelle des Paradieses, am Anfang einer in ihrem Endziel Himmel und Erde umfassenden Geschichte.

Es ist im Gegensatz gegen den Fall des Menschen und dessen unmittelbaren Folgen gegeben; sein Inhalt wird sich daher auf diese wie auf jenen beziehen, und alles das andeuten, was zur Wiederherstellung des Menschen, des göttlichen, durch die Sünde verunstalteten Ebenbildes und zur Ueberwindung dessen, die ihn zu Fall gebracht hat, geschehen wird.

Das ist in Kurzem der Gedankengang des ausgezeichneten Werkes, dem eine allgemeine Beachtung zu wünschen wäre. Unter Beiseitelassung alles dessen, was den großen und kühnen Gedankengang nur stört, haben wir die unwidersprechlichen Ausführungen wiedergegeben, die unserer biblischen Theologie und Dogmatik, ebenso wie der Psychologie und Astronomie beherzigenswerte Winke gegeben haben, die wohl geeignet wären, frisches Leben in die Totengebeine, die sich auf diesen Gebieten finden, wirkungsvoll zu bringen.

Wer eine einheitliche Weltanschauung, wer eine Theologie aus einem Guß, wer eine Anthropologie im großen Zuge verlangt, der greife nach dem Keerlschen Buch.

Zur Sexualethik.

Von Pastor M. Weber.

Unter den plötzlich hervorschießenden Schriften über die Sexualfrage werden zu den bedeutendsten praktischen Werken auch die von Hans Wegener und F. W. Förster gezählt.

Wegeners erstes Buch: „Wir jungen Männer", zeichnet sich dadurch aus, daß er sein Thema gegenüber den gewöhnlichen sexuellen Aufklärungen tiefer nach zwei Seiten faßt: er will nicht nur sexuelle Aufklärung, sondern Erziehung überhaupt, und er redet von der Selbsterziehung der Eltern, bevor sie zu Erziehern werden. „Es kommt nicht darauf an, was wir unsern Kindern sagen, sondern was wir Eltern sind, und wie wir zu unsern Kindern reden." Eigentümlich ist, daß der Verfasser die sieben Kapitel seines Buches jedesmal mit dem Paradoxon von Ellen Key schließt: „Du sollst deine Söhne und deine Töchter ehren," um dann das Schlußkapitel in dem alten sinnvolleren gipfeln zu lassen: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren."

Ein anderes Werk des gleichen Verfassers: „Geschlechtsleben und Gesellschaft", beleuchtet das sexuelle Problem und den sozialen Fortschritt. In überzeugender Weise sagt er, am Ende seiner Erörterungen, wie folgt: „Wie lange wird es noch dauern, bis die Fragen, welche die Familie und ihre Sicherung betreffen, wichtiger werden als alle kapitalistischen Interessen." Der Sinn der sozialen Frage ist ihm die kommende Einheit, die im Verbande der Familie nicht nur ihre jeweilige Sonderstellung, sondern auch die Kraft für ihre Vollendung sucht. Der Sinn der sexuellen Frage führt ganz von selbst dahin, in der Familie den Ort ihrer Lösung zu finden. Die Entwickelung beider Fragen, der sozialen wie der sexuellen, treibt unausweichlich zu einem Zusammentreffen in dem Problem der Familie. Darum kann man ohne Sorge sein. Auch wenn man uns heute nicht hört, wenn unser Geschlecht den Mut noch nicht hat, an der Förderung dieser Fragen entscheidend mitzuwirken, die Lösung kommt doch, früher oder später! Die Kirche will doch das Weihnachtsevangelium verkündigen. Ist ihr der Kampf um Wahrheiten der Geschichte wichtiger als das vitalste gegenwärtige Interesse der Menschheit? Die soziale und die sexuelle Frage werden ihr vorgelegt. Wird sie eine andere Antwort finden als das drohende Warnen vor den Gefahren des Geschlechtslebens und das Klagen über Begehrlichkeit gewisser Volksklassen? Die Fragestellung unserer Zeit ist wie eine Probe darauf, ob Kirchen noch ein Recht haben, zu sein. Noch haben sie Einfluß auf große Volkskreise. Wenn sie aber nicht die Hoheit und Heiligkeit der Sexualität anerkennt und die letzten Reste mittelalterlicher Prüderie auf den Schutthaufen wirft, und wenn sie als soziale Macht die große, sammelnde, einigende, den Menschen meinende Liebe nicht entfesseln kann, eine Liebe, die mehr kann als Wohltaten erweisen, dann wird der Strom der Zeit an ihr vorüberrauschen und sie an den Ufern stehen lassen wie ein interessantes Stück für ein Geschichtsmuseum.

Spätere Geschlechter werden dann einmal nicht begreifen können, daß so etwas einmal wirklich gelebt hat. — Die Fragen der Zeit richten sich an die Lebendigen, Hoffenden, Glaubenden unter uns. Jeder muß zuerst für sich selbst nach einer Antwort ringen. Für jeden einzelnen muß die sexuelle Frage eine Lösung finden, und das bedeutet unendlich viel mehr als ein äußerlich reines Leben.

Der Schluß des Buches gipfelt in dem Satze: Was Gott will, was Jesus anbahnte, wozu die Reformation den Boden bereitete, was ein Wichern prophetisch ahnte, was die tiefste Kraft aller Bewegungen unserer Zeit ist, das wird ohne künstliche Organisation, ohne ängstliche Gesetze, ohne nervöse Agitation, auf dem nächsten, natürlichsten Wege kommen, nämlich: die Einheit der Menschen. So wird die letzte Lösung der sexuellen Frage der Weg und der stärkste Trieb zum sozialen Fortschritt.

In einem dritten Buch: „Das nächste Geschlecht", behandelt der Verfasser das sexuelle Problem in der Kindererziehung. Im Vorwort wird es ausgesprochen: Die Erfahrungen haben mich gelehrt, daß auf sexuellem Gebiet viel Unheil hätte verhütet werden können, wenn wir eine vernünftige, sexuelle Erziehung hätten. Das weitverbreitete sexuelle Elend unter dem heranwachsenden Geschlecht ist nicht zum geringsten Teil eine Schuld der Eltern. Die Ueberzeugung, daß über die sexuelle Kindererziehung noch viel verhandelt werden muß, ehe eine erträgliche Sicherheit in der Handhabung ihrer elementaren Grundsätze Gemeingut unsers Volkes wird, legte dem Verfasser die Aufgabe nahe, das Buch zu schreiben. In der Einleitung verbreitet er sich im allgemeinen über sexuelle Erziehung, wobei er des öfteren an das Pflichtgefühl der Eltern appelliert. Und dann erfolgt im einzelnen seine Stellungnahme in sechs weiteren Kapiteln, denen ein kräftiges Schlußwort folgt mit den Ausgangsworten: Wir wollen den Glauben nicht sinken lassen, daß wir Menschen zu Herren der Erde bestimmt sind, und daß diese Weltüberwindung herauswachsen muß aus der Sexualität, die sich in gesunden Ehen und reinen Familien auswirkt.

Werden wir wirklich Väter und wirklich Mütter, dann können wir den Kindern mit gutem Gewissen sagen: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!"

Die Tendenz aller dieser Schriften ist gewiß eine höchst edle und basiert auf einer gesunden und nüchternen Weltanschauung aus einem christlichen Charakter heraus. Die Lektüre der Bücher bringt denkenden Lesern einen reichen Gewinn für ihre Erkenntnis und ihr Leben.

F. W. Försters Sexualethik und Sexualpädagogik ist eine Auseinandersetzung mit den Modernen. Sie ist glänzend in der Form, reich an Gedanken, ausgestattet mit viel praktischer Lebenskenntnis, besonnen und gerecht auch gegenüber dem Gegner, und redet von fester Grundlage aus. Die Schrift ist die Erweiterung eines Vortrages, den er auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten 1907 in Mannheim gehalten. Die Schrift ist äußerst gehaltvoll. Eine starke sittliche Kraft weht aus ihr uns an. Besonders

das Schlußwort redet eindringlich zu den jungen Leuten, denen die Schrift in die Hände kommt. Zusammenfassend gibt er folgende Gleichnisrede: Sie kennen alle die Tragödie von König Lear, der sein Ohr den falschen Töchtern leiht, die ihm schmeicheln und die jüngste verleumden, die ihn allein wahrhaft liebt und ihm allein die Wahrheit sagt — bis er sie verstößt. Zu spät erkennt er den goldenen Schatz in Kordelias Herzen und verfällt in Wahnsinn. Der moderne Mensch ist auch so ein König Lear, der sein Ohr den falschen Stimmen leiht, die ihm schmeicheln, nämlich jenen modernen Ansichten, die sein Selbstgefühl schmeicheln, seinen Begierden Freiheit versprechen und seine Weichlichkeit schonen und verhätscheln. Kordelia, die sie ihm verlästern, das ist die geheiligte Stimme der Religion, die das tiefste Erbarmen mit ihm hat, ihn am besten kennt und nur sein wahres Heil im Auge hat. Er stößt sie von sich und erkennt zu spät, wen er verstoßen.

Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, daß es seinen Darlegungen gelingen möchte, uns nur ein wenig den Blick zu schärfen für das, was das Echte und was das Unrechte ist in all den tausend Stimmen, die auf den modernen Menschen eindringen. Wer sich bereichern will, der beziehe durch unser Verlagshaus obige Bücher vom Verlag A. Töpelmann in Gießen, Deutschland. Preis 2 bis 3 Mk. per Band.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Bei unserer Rundschau für das Inland geben wir zunächst der „A. E. L. K." das Wort, die glaubt, eine „Freudenbotschaft aus Amerika" bringen zu dürfen.

Was an der Sache ist, wird sich ja bald zeigen, wir würden es mit Freuden begrüßen, wenn der Geist gegenseitiger Verträglichkeit endlich den Sieg über den Richtgeist davontragen würde.

Eine Freudennachricht aus Amerika.

Durch die große lutherische Kirche Nord-Amerikas geht eine neue Bewegung, eine Bewegung zur Einigkeit. Längst hat man diesseits und jenseits des Meeres es als den schwersten Schaden der Lutheraner Nord-Amerikas empfunden, daß sie wie feindliche Brüder zueinander standen, sich gegenseitig belauernd, anklagend und verdammend. Eine Menge edler Kräfte wurde in fruchtlosen Streitereien zersplittert, die Gesamtheit lahmgelegt, der Fortschritt gehemmt. Während man in Deutschland und in der ganzen zivilisierten Welt seit geraumer Zeit in die großen Entscheidungskämpfe um das Christentum eingetreten war, das jetzt vor gleiche Entscheidungen sich gestellt sieht, wie einst das alte Christentum gegenüber dem alten Heidentum, während der Kampf um die tiefsten und prinzipiellsten Fragen hin und her wogt, ein Kampf auf Tod und Leben, hatten die Brüder in Amerika dafür nur wenig Zeit; kleine und kleinste Dinge waren es, um die sie oft erbittert kämpften; nicht nach dem großen Gegner, der außen vor den Toren seine Streitmacht sammelte, waren die Augen gerichtet, sondern nach den Schwächen und Fehlern der Brüder. Und wie viel Liebe wurde dabei verletzt; wie war man viel

schneller, Bande zu zerreißen, als zu knüpfen! Und doch wußte jeder, daß alle auf einem und demselben Bekenntnis der Reformation standen; und die hellsten und kräftigsten Zeugnisse klangen von dort zu uns herüber, die bewiesen, wie treu man dort zu Gottes Wort und Luthers Lehr hielt. Aber vergeblich war das Seufzen und Bitten und Mahnen, doch auch äußerlich sich brüderlich zu halten, nachdem man einer Mutter, nämlich der lutherischen Kirche, seinen Ursprung verdankte.

Was man so lange vergeblich hoffte, jetzt scheint es Wahrheit werden zu wollen; man will sich die Hände reichen. Nicht auf Kosten der Wahrheit und des Bekenntnisses. Einen solchen Bund vermöchten auch wir nicht zu begrüßen, und es würde kein Segen in ihm liegen. Sondern auf Grund der Wahrheit und des Bekenntnisses. Die große Generalsynode hat die unveränderte Augsburgische Konfession öffentlich als ihre Grundlage proklamiert, und das hellhörige Generalkonzil erkannte, daß die Zeit der Freundschaft gekommen sei; auch in den anderen Synoden regt es sich und besinnt man sich, daß man zusammengehöre. Man ist einsichtsvoll geworden, daß die Lutheraner Nord-Amerikas, die der Zahl nach die dritte Stelle unter den Evangelischen dort einnehmen, durch ihre eigene Schuld und Zerrissenheit es hinderten, ein machtvoller Faktor im amerikanischen Volksleben zu werden; man ist sich bewußt geworden, daß der reiche lutherische Glaubensbesitz in ganz anderer Weise ins Volk hineingetragen werden müsse als bisher, und daß dies nur geschehen könne durch Zusammenfassung aller lutherischen Kräfte, durch Einigkeit. Nicht so ist es gemeint, als ob die einzelnen Synoden ihre Besonderheit aufgeben sollten. Jede hat ihre eigene Aufgabe. Aber der kleine und kleinliche Streit soll zurückgestellt werden hinter dem großen gemeinsamen Besitz, der Bruderstreit soll abgelöst werden durch ein kraftvolles Vorgehen gegen die allgemeinen Feinde des Glaubens der Reformation und des Christentums.

Die erste Station auf dem neuen Wege der Einigkeit ist die Gründung einer großen lutherischen Tageszeitung unter dem Namen „Lutheran Survey." Sie soll in die Hand des energischen Dr. Greever in Columbia, S. C., gelegt werden, der als ebenso fest im Bekenntnis wie als klug und umsichtig bekannt ist. Er geht mit großem Ernst an die Sache und hat jüngst mit seinem Freunde Pastor Armand Miller aus Philadelphia Deutschland bereist, um die einflußreichsten lutherischen Männer von seinem Unternehmen zu unterrichten und ihren Rat zu hören; denn die Zeitung soll ihren Inhalt nicht auf Amerika beschränken, sondern über das gesamte Leben der lutherischen Kirche der Welt auf dem laufenden halten. Dr. Greever fand in Deutschland die freundlichste Aufnahme und konnte mit dem Bewußtsein zurückkehren, daß auch die bedächtigsten Ratgeber das Unternehmen mit Freuden begrüßen. Bereits ist ein Aktienkapital von einer Million Mark gesichert. Als Aufgabe der Zeitung gilt, das gesamte öffentliche Leben vom bewußten lutherischen Standpunkte aus zu beleuchten und zu beurteilen, von den zentralen Fragen der Kirche und Theologie an bis zu den peripherischen von Kunst und Literatur; Schule und Jugenderziehung, Innere und Aeußere Mission, Konfessionalismus und Modernismus, innere und äußere Politik und was alles einen Christen interessiert und in eine Tageszeitung gehört, soll hier seine Stätte finden. Dr. Greever wird mehrere Redaktoren zur Seite haben; die tüchtigsten und unterrichtetsten Männer sollen zu Mitarbeitern gewonnen werden, so daß das Blatt nach jeder Seite auf der Höhe stehen und damit auch großen Einfluß erreichen wird. Das erfreulichste aber ist, daß man aus den verschie-

densten Synoden bereits warme, ja begeisterte Stimmen für das Unternehmen hört. Bei der guten finanziellen Grundlage des Blattes, die weder zur Sparsamkeit mit Honoraren noch zur Ueberspannung des Abonnementspreises nötigt, bei dem ausgezeichneten Rufe der Tüchtigkeit, der dem Chefredakteur Dr. Greever vorangeht, bei der weitgehenden Zustimmung in der lutherischen Kirche Amerikas steht zu hoffen, daß das Unternehmen mit Gottes Hilfe einer aussichtsreichen Zukunft entgegengeht. Auch wir rufen den Brüdern in Amerika zu: 1. Kor. 15, 58.

Präsident Wilson und die Bibel.

Daß unser ehrenwerter und hochgeschätzter Präsident ein durchaus religiöser und christlicher Charakter ist, zeigen folgende Aussprüche, die der „D. Ev." von ihm berichtet:

Präsident Wilson werden folgende Aussprüche in den Mund gelegt:

„Der nur kann seinen eigenen Geist beherrschen, der sich unter die Zucht des göttlichen Geistes stellt, wie er sich im Sohne Gottes, Jesu Christo, unserem Heilande, geoffenbaret hat.

Keine große Nation wird jemals imstande sein, ihre eigenen Versuchungen und Torheiten zu überleben, wenn sie ihre Jugend nicht ins Wort Gottes einführt, auf das ich als Lehrer und Gouverneur mit meinen Mitmenschen mich stützen muß als auf einem festen Fundament, und als dem alleinigen Fundament, denn die Gerechtigkeit der Völker wie der Menschen insgesamt, muß ihren Ausfluß aus dieser Quelle der Inspiration nehmen.

Die Menschen, die nicht täglich die Bibel lesen, können mir leid tun. Sie ist das merkwürdigste Buch der Welt, denn wenn immer du es öffnest, so wird dir ein Text in die Augen fallen, der dir, nachdem du ihn vielleicht schon oft gelesen, immer wieder ein neues Licht gibt."

Man mag politisch gesinnt sein wie man will und dieser oder jener Partei angehören: aber so viel ist gewiß, daß eine Nation, die einen Mann von solchen Grundsätzen am Steuerruder ihres Staatswesens weiß, Grund hat, ein wohlberechtigtes Vertrauen in ihn zu setzen.

Präsident Wilson und die Suffragetten.

Ueber Präsident Wilsons Stellung in der Suffragettenfrage berichtet „D. Chr. Ap." wie folgt:

Am 8. Dezember wurde Präsident Wilson von einer Delegation der National American Woman's Suffrage Association im Interesse ihrer Sache besucht. Mit fliegenden Fahnen zu Zweien und zu Vieren zogen sie nach dem Weißen Hause. Sie wurden in das Privatbureau des Präsidenten geführt und bildeten einen Kreis um Herrn Wilson. Frau Dr. Anna Howard Shaw, die Präsidentin des Verbandes, trug dem Präsidenten nochmals kurz das Gesuch vor, daß er die Bestrebungen des Verbandes unterstützen möge, indem er entweder an den Kongreß eine Spezialbotschaft richte, oder die Frage des Frauenstimmrechtes in irgend einer allgemeinen Botschaft erörtere, oder seinen Einfluß benutze, um dahin zu wirken, daß ein Spezial-Komitee des Hauses ernannt werde, um die Angelegenheit in Erwägung zu ziehen. Der Präsident erklärte, er sei zwar für ein ständiges Frauenstimmrechts-Komitee im Repräsentantenhause, aber er lehne das Gesuch ab, daß er an den Kongreß eine Spezialbotschaft richten solle, in welcher er auf die Reform dringe.

„Ich habe es mir zur strengsten Regel gemacht," sagte der Präsident im

Verlauf seiner Rede, „als ich noch Gouverneur von New Jersey war, die ich auch als Präsident befolgt habe und befolgen werde, daß ich mich nicht für berechtigt betrachte, den Kongreß in Botschaften zu einer Politik zu drängen, welche nicht offiziell von denjenigen erwogen worden ist, deren Wortführer ich bin. Mit anderen Worten, ich habe noch keiner gesetzgebenden Körperschaft meine privaten Ansichten über irgend einen Gegenstand unterbreitet und werde es auch niemals tun, weil ich es als einen Teil unseres ganzen Regierungsprozesses betrachte, daß ich das Organ von jemand anders außer mir selbst bin. Eine andere Annahme würde eine Anmaßung sein. Wenn ich für mich selbst spreche, so tue ich das als Individuum; wenn ich als Wortführer einer organisierten Körperschaft spreche, so tue ich das als ihr Vertreter. Aus diesem Grunde wird es mir, wie Sie sehen, infolge meiner eigenen Prinzipien unmöglich gemacht, wie es in der Volkssprache genannt wird, 'etwas vom Stapel zu lassen.' Ich habe mich auf diejenigen Dinge zu beschränken, welche unter die Versprechungen aufgenommen sind, welche dem Volk bei einer Wahl gemacht worden sind. Das ist, was ich mir zur strengen Regel gemacht habe." Als der Präsident geendet hatte, trat eine Pause ein, dann sagte Dr. Anna Shaw zu dem Präsidenten: „Darf ich Ihnen eine Frage stellen?" Der Präsident nickte bejahend mit dem Haupt. „Da wir keiner politischen Partei als Mitglieder angehören," sagte Frau Shaw, „wer soll für uns reden, wenn wir es nicht selbst tun?" Der Präsident antwortete: „Sie tun das ja in bewundernswerter Weise." Alle Anwesenden brachen bei dieser Antwort in lautes Gelächter aus. Der Präsident dankte den Frauen für ihren Besuch und sagte, er wünsche denselben die Hand zu drücken. Dr. Shaw dankte dem Präsidenten, daß er der Delegation die Gunst erwiesen, sie zu empfangen, und dann marschierten die Delegatinnen ab. Dr. Shaw sprach später die Ansicht aus, das Interview durch den Präsidenten sei ein sehr befriedigendes gewesen. „Es war alles, was wir verlangen konnten," sagte sie. „Der Präsident ist für ein Frauenstimmrechts-Komitee im Repräsentantenhaus. Das war der Hauptzweck, weshalb wir bei ihm vorsprachen."

Die vorstehend genannte Dr. A. Shaw soll zwar erklärt haben, die amerikanischen Suffragetten würden nie zu solchen Gewaltmitteln greifen wie ihre englischen Schwestern. Aber sie selbst hat bereits durch sogenannten passiven Widerstand gegen das neue Einkommensteuergesetz ein böses Beispiel gegeben. Die Regierung wird notwendig den Gerichtsweg beschreiten müssen und dann wird bald das Geschrei über Zwang und Bedrückung sich erheben, und was daraus folgen mag, wird die Zukunft lehren.

Präsident Wilson und die katholische Kirche.

Wir können uns nicht versagen, auch unser tiefstes Bedauern darüber auszusprechen, daß unser sonst so charakterfester Präsident den Lockungen der Römlinge nicht mehr Widerstand entgegensetzte und dem schlechten Beispiel seiner Vorgänger folgte am nationalen Danksagungstage.

Wir geben hier nachstehend dem „Chr. B." das Wort:

Präsident Wilson in der römischen Danksagungs-Messe.

Es war eigentlich nicht unsere Absicht, der Sache weitere Beachtung zu schenken, daß Präsident Wilson mit einigen seiner Kabinettsglieder und sonstigen Vertretern der Bundesregierung der römischen Danksagungs-Messe in

der St. Patriziuskirche in der Bundeshauptstadt beigewohnt haben, seit aber die katholische Presse darüber frohlockt und nach gewohnter Weise Kapital aus der Affaire zu schlagen sucht, wollen wir ihr doch einige Aufmerksamkeit schenken. Daß der Vorgänger unseres jetzigen Präsidenten, Wm. H. Taft, diesem bibelwidrigen Meßopfer beiwohnte, hat wenig Verwunderung hervorgerufen, obwohl es bei der protestantischen Bevölkerung des Landes großen Anstoß erregt hat. Vom Präsidenten Woodrow Wilson hatte man sich aber eines Besseren versehen; von ihm, als einem strammen Glied der Presbyterianerkirche, hätte man erwarten dürfen, daß er davon abstehen würde, zur Romanisierung unseres nationalen Danksagungstages etwas beizutragen, allein man fand sich in dieser Erwartung getäuscht.

Schon vor dem Danksagungstag, als es bekannt wurde, daß der Präsident die Einladung zu der „Panamerikanischen Danksagungsfeier" annehmen werde und dem römischen Meßopfer beizuwohnen gedenke, haben eine Anzahl protestantischer Prediger verschiedener Benennungen in Washington energischen Protest dagegen erhoben, dieser jährlichen Danksagungs-Messe durch die Anwesenheit des Präsidenten und anderer Glieder der Bundesregierung den Charakter einer offiziellen Funktion zu verleihen, wofür sie von der römischen Presse nicht wenig beschimpft und durch die Hechel gezogen wurden. Ein von dieser Predigerversammlung angenommener Beschluß hat den folgenden Wortlaut:

„Der Besuch dieser Danksagungs-Messe durch unseren höchsten Beamten und die Mitglieder seines Kabinetts Jahr für Jahr ist dazu benutzt worden, dem römischen Anspruch, daß diese Messe jetzt die offizielle Feier des Danksagungstages in der Bundeshauptstadt ist, einen Schein von Berechtigung zu geben. Diese Tatsache ist in den Vereinigten Staaten und im Auslande dahin gedeutet worden, daß die katholische Kirche hier ein Vorrecht und ein Uebergewicht über alle anderen Kirchen habe. Die römische Hierarchie hatte alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, um dieser römischen Messe den Charakter einer offiziellen Funktion zu geben.

Wir protestieren gegen den Versuch, unseren nationalen Danksagungstag in einen römisch-katholischen Festtag zu verwandeln durch einen Gottesdienst, der mit der Geschichte des Genius unseres Landes und dem Geist und Sinn des Tages durchaus nicht in Einklang steht.

Wir wünschen, den Gefühlen der Entrüstung Ausdruck zu verleihen, die unter Millionen von Protestanten in Amerika herrschen gegen die Bestrebungen der römischen Presse und der römischen Hierarchie, die Anwesenheit unseres höchsten Beamten und einiger Mitglieder seines Kabinetts, die, wie wir überzeugt sind, nur als ein Akt der Höflichkeit und des Entgegenkommens zu deuten ist, für die Verherrlichung der römisch-katholischen Kirche auszunutzen und dieser Funktion einen offiziellen Charakter zu geben, den sie nicht besitzt und nicht besitzen kann."

Hätte der Präsident diesen Beschluß nicht unbeachtet gelassen, so wäre vielen Tausenden von protestantischen Bürgern dieses Landes viel Aergernis erspart geblieben. Als Präsident, nicht davon zu reden als protestantischer Christ, sollte er die Gefühle einer großen Mehrheit des amerikanischen Volkes respektieren und nicht den Eindruck zu erwecken suchen, als wäre die römische Papstkirche in den Vereinigten Staaten von der Bundesregierung bevorzugt. Er sollte doch wissen, daß die römische Hierarchie es darauf abgesehen hat und es ihr höchstes Streben ist, mehr und mehr in diesem Lande zu Macht und Ansehen zu kommen und schließlich die Supremaise über die andern Kirchen

und über das ganze Land zu erlangen. Als protestantischer Christ sollte er über den Verdacht sich erheben, als pflichte er durch seine Anwesenheit der Mythe des römisch-katholischen Meßopfers bei. Ist doch dieses einer der größten Irrtümer der römischen Papstkirche, die lehrt, daß die Messe „das lebendige, fortdauernde und immerwährende Sühnopfer" ist. Als solches wird es gelehrt in ihren Schulen und in der Kirche, und als solches wird es von den Anhängern des Papstes aufgefaßt.

Die römische Papstkirche lehrt, daß die Oblate, welche von dem Priester während der Messe gebraucht wird, daselbst in den wirklichen und wahrhaftigen Leib Christi verwandelt wird, so wie er jetzt zur Rechten des Vaters sitzt. Sie lehrt, daß die Messe das lebendige und fortwährende Sühnopfer ist, welches alle Qualen und Leiden des Heilandes am Kreuz in sich schließt. Christus opferte sich für unsere Sünden einmal, so lehrt Gottes Wort ausdrücklich und bestimmt. Könnte er noch leiden, so könnte er nicht auf dem Thron zur Rechten des Vaters sitzen; denn da gibt es keine Schmerzen, keine Leiden, keinen Tod. Das römisch-katholische Meßopfer ist eine Mythe und weiter nichts, und kein protestantischer Christ sollte durch seine Anwesenheit dazu beitragen, es zu verherrlichen.

Wachstum der katholischen Universität in Washington, D. C.

Die vorstehend beklagte Stellungnahme unseres Präsidenten zu den katholischen Ansprüchen auf Anerkennung ist um so befremdlicher, als ja doch ihm, als einem grundgelehrten Manne nicht unbekannt sein kann, welche Fortschritte der Romanismus im Lande macht und welche heidnischen Elemente in dem die Kirche beherrschenden Jesuitismus stecken. Um beides ins rechte Licht zu stellen, lassen wir noch folgende Stücke folgen:

Die katholische Universität in Washington

zeigt einen fortgesetzt steigenden Besuch. Die Zahl der jungen Männer, die jetzt dort studieren, beträgt 550, worunter 240 Theologen sind. In der Freshmen-Klasse sind 160 Studenten aus vierzig verschiedenen Staaten der Union. Das mit der Universität verbundene Trinity College zählt 170 Studenten, das College zur Ausbildung der Lehrer hat fünfzig Schüler. Die Sommerschule zählt im ganzen 1152 Studenten. Die Bibliothek hat 100,000 Bände. Die ganze Geschichte der erst wenige Jahre zählenden Universität zeigt, was vereinte Kräfte zu tun imstande sind und gibt damit allen andern, auch den Lutheranern, eine Lektion, wie wir für unsere Lehranstalten arbeiten sollen.

Jesuitische Marienvergötterung.

Nicht Marienverehrung, sondern Marienvergötterung treibt man im Jesuitenorden. In einer Lebensbeschreibung des Jesuitenpaters Jakob Rem, (gedruckt zu Regensburg 1896) kommen folgende Gebete zur heiligen Jungfrau vor: „Durch dich wird die Dreieinigkeit heilig gehalten auf dem ganzen Erdkreis. Durch dich wird alle im Irrtum des Götzendienstes befangene Kreatur zur Erkenntnis der Wahrheit bekehrt; durch dich sind die gläubigen Menschen zur Taufe gelangt und auf dem ganzen Erdkreise Kirchen erbaut worden. Durch dich haben die Propheten geweissagt, durch dich die Apostel den Völkern das Heil gepredigt." „O heilige Maria, mächtige Fürsprecherin, laß mich leben unter deinem mütterlichen Segen, auf daß ich selig sterben möge unter deinem jungfräulichen Schutze." Die alten Heiden fabelten von einem Riesen, Atlas, der die Welt auf seinen Schultern trage. „Diese Ehre,"

spricht der Jesuit, „gebührt dir, o Jungfrau, die du die Herrin der Welt und des Himmels Königin bist. Du trägst den Erdball; dein ist der Himmel und dein die Erde.“

Der „Deutsche Lutheraner“ brachte am 20. November vorigen Jahres unter anderem folgende Aussprüche. Wir glauben, er hat nicht so unrecht in seinem Urteil über den Fanatismus gewisser Kirchen im Lande:

„Es ist von jeher so gewesen. Gottes einfache Gebote mißachtet man und setzt dafür allerlei Menschensatzungen. Mücken seigt man, während man Kamele verschluckt. So in der römisch-katholischen Kirche. Die äußeren Satzungen der Kirche haben da die erste und oberste Geltung. Lieber einem den Kopf brechen, als ein Fastengebot brechen. Am Freitag sich des Fleisches enthalten und am Samstag sich bestialisch betrinken — das alles kann ein Patrick sich leisten und dabei doch ein „guter Katholik“ bleiben. Religion und Moralität sind hier ganz getrennte Dinge. Dahin führen solche Menschensatzungen.

Wir tun der katholischen Kirche aber Unrecht, wenn wir ihr allein solche Verirrungen zur Last legen. In protestantischen Kreisen findet sich gar vielfach genau dasselbe mit denselben traurigen Folgen. Der ganze amerikanische Puritanismus ist eine solche Verirrung. Man verschließt das Auge vor groben, offenbaren Sünden und sucht das Gewissen damit zu beschwichtigen, daß man das als Sünde stempelt und denunziert, was man willkürlich zur Sünde gemacht hat. Man setzt sich über wirkliche Schäden hinweg, indem man den eingebildeten zu Leibe zieht. Man kämpft gegen harmlose und unschuldige Vergnügungen und opfert Leib und Seele dem Mammon. Man eifert für einen jüdischen Sabbath und läßt ganze Gegenden in den Neuengland-Staaten jahrelang ohne Gottesdienst am Sonntag dahin leben.*) Man sieht den Splitter in des Bruders Auge und vergißt den Balken im eigenen Auge; man schimpft und räsonniert über den Eingewanderten und ist blind gegen die Laster im eigenen vielgepriesenen Lande.

Wie zu des Heilands Zeiten bei den Juden, wie zu Luthers Zeiten in der päpstlichen Kirche, so geht auch die Tendenz in unserer Zeit und in unserem Lande dahin, Menschensatzungen neben, ja über Gottes Satzungen zu stellen und sie zum eigentlichen Gradmesser der Religiosität und Moralität zu machen. Hier gilt es auf der Hut sein! Das Revival-Wesen, der Temperenz-Fanatismus und so viele andere neumodische Maßregeln gehören in diese Kategorie. Laßt uns bei den Zehn Geboten bleiben. Laßt uns das Gesetz Gottes erst einmal beherzigen. Wir brauchen keine neuen Gebote. Wir haben genug an den alten, ehrwürdigen, ewigen Geboten unseres Gottes. Während man Zeit und Kraft mit solch neuen Sündlein vergeudet, läuft man Gefahr, die eigentliche Hauptsache zu vergessen. Das gibt dann übertünchte Gräber, auswendig geschmückt und innerlich voll Verwesung und Modergeruch; elende Pfuscher und Quacksalber auf sozial-politischem und religiösem Gebiete, blinde Blindenführer.

Der Deutsche mag viele Fehler und Untugenden haben, die zum Teil allerdings stark den Duft von Hopfen und Malz an sich tragen; aber gottlob, solche oberflächliche Moralität, wie sie der Puritanismus offenbart, ist ihm fremd und herzlich zuwider. Sie stimmt nicht mit dem Grundzug des germa-

---

*) Man lese im Januar-Heft der Rundschau: “Why the rural church decays.”

nischen Charakters — der Biederkeit. Traurig aber ist es, wenn Kirche und Religion auf solch niedrigen Standpunkt herabsinken, daß sie ihr gottgegebenes Panier preisgeben und solch elende Fetzen neuerfundener Menschensatzungen zum Schiboleth erwählen. Da steht es verzweifelt schlecht um Religion und Moralität. Da triumphiert die Heuchelei. Da betet man am Sonntag und flucht in der Woche; opfert mit der Rechten und stiehlt mit der Linken; kämpft gegen Hopfen und Malz und ergibt sich dem Branntwein und Opium; verbreitet fromme Traktate und Schriften und vermietet seine Häuser zu Sündenzwecken; dankt Gott, daß man nicht so schlecht sei wie andere Leute — besonders wie der deutsche Zöllner, und steckt selber im Sumpf der Immoralität bis über die Ohren; verachtet Gottes Gebote, Gottes Wort und die heiligen Sakramente und ersetzt dieselben durch neuerfundene Maßregeln und Patentmedizinen. Das ist Pharisäismus in höchster Potanz, und Pharisäismus ist die Mutter aller Sünden; und wo solcher Pharisäismus herrscht, da macht man die Rechnung ohne den Wirt!" G. C. B.

Gut ist auch, was Repräsentant Barthold im Kongreß dem halb übergeschnappten Hobson in dieser Beziehung sagte:

Sobriety and temperance are not identical with prohibition, but prohibition is an attempt to make a man sober by law.

"The Creator Himself put temptation into the garden of Eden and it's been here ever since," said Mr. B., after saying that the man he respected was the man who could resist temptation.

"Why, to abolish temptation you'd have to abolish women!"

In diesem Zusammenhang wollen wir hier beifügen, was wir im „Echo" (Novemberheft 1913), einem evangelischen Gemeindeblatt in Pittsburgh fanden. Es verdient weitere Verbreitung.

PASS IT ALONG.

A good story is usually appreciated. An exchange relates an incident which we think is amusing enough to be mentioned again. The story is this: In a conversation on a train a Pennsylvania German, member of the United Brethren sect, was called upon to defend his Protestantism in the presence of Cardinal McClusky, of whose ecclesiastical position he was not aware. The Cardinal much confused him at every step in his defence by asking the question: But how do you know that your church is right? Finally, he called Martin Luther in his defence; but the Cardinal repeated the question: How do you know Martin Luther was right? This warmed his German blood and rising to his feet and looking the Cardinal in the eye, he declared with emphasis: "Well, sir, since you have asked me that question, I will just tell you how I do know that Martin Luther was right. I know he was right because of what he did. There was the old pope and all his cardinals and bishops and priests and all the kings and armies of Europe on the one side and there was nobody but little Martin Luther and God Almighty on the other side; and little Martin Luther just took that old pope's bull by the horns and gave his neck such a twist as he will never get over until Gabriel blows his horn and sends the old pope with all his cardinals, bishops and priests down to hell, where they belong. That, sir, is the way I know he was right." This last sentence he roared out at the top of his voice, and with its completion all the passengers in the car clapped their hands, cheered and burst into roars of

laughter. He opened his eyes when he afterwards learned that he had argued with Cardinal McClusky.

Wenn oft mit Recht beklagt wird, daß unsere täglichen Hauptzeitungen so offensichtlich den Katholizismus begünstigen und protestantische Einsendungen abweisen, so haben wir sicher ein Recht und die Verpflichtung, es öffentlich anzuerkennen, daß es auch Ausnahmen von der Regel gibt. Das zeigt nachfolgender Abschnitt, den wir dem täglichen „Spokesman Review" von Spokane, Wash., entnehmen.

OPPOSES CATHOLIC VIEW OF MARRIAGE.

Wallace Pastor Puts Fatherhood and Motherhood Above State of Celibacy.

Mixed Unions, His Topic

Declares Institution is Not a Concession to Human Weakness and Passion.

WALLACE, Idaho, Oct. 26.—Catholic-Protestant mixed marriages was the subject of a discourse delivered by the Rev. Grant B. Wilder, pastor of the First Congregational Church, tonight. This was the subject for the first of a series of Sunday evening discourses by the Rev. Mr. Wilder. A large audience was present.

Prefacing his remarks he stated that if aught was said that seemed to reflect upon Catholicism it was the "ism" that he condemned and not the individual Catholic, the same as he might condemn the tenets of a political faith without condemning the rank and file of that party. He continued:

"The Catholic Church has ever held some high ground in regard to the marriage question and has made it a sacrament, insisting upon the indissolubility of the bond, the publishing of the bans, forbidding marriage to those within the fourth degree of relationship and making it invalid under fear or duress of any kind. All this sounds ennobling and holy, but the fly is in the ointment.

"The Catholic Church holds that she alone can establish a true bond of matrimony, therefore mixed marriages, performed outside the Church, are not marriages at all, and the contracting parties live in concubinage. The Church and state may sanction, but they can not establish the elements essential to worthy marriage.

"Marriage is the loving union of two hearts which plight their troth for life. The Catholic Church renders null and void much of its high doctrine concerning marriage by the practical effects of its own Church system.

"Who among men can come to a place of honor and holy orders in the Church? Who can become a priest, a bishop or a pope? None but the celibate. A married life and paternity is held as incompatible with the highest sanctity. Who among women can rise above the laity and wear a special garb? The sister, the nun and the virgin. Wifehood and maternity would unfit them for the highest in the church. I deny all this.

"Why be a Protestant if one can not protest? Fine men and women have lived the single life, but a single life is below the ideal. Marriage is not a concession to human weakness and passion. Motherhood is above virginity and he whom little children call "father" and who is

faithful to his trust has risen higher in the scale of life than he who ministers before an altar and who in consequence is inappropriately termed 'Father.'

"Any Church which places priesthood and sisterhood above fatherhood and motherhood has ruled itself out of court and is not to be listened to or feared regarding marriage.

"All that is best in this world is constantly being renewed at the fountain of human parenthood. Childhood and not priesthood leads the world to God.

"Mixed marriages are not to be discountenanced if the contracting parties can be made to know that neither Church nor state can furnish the necessary elements to the bond and that such a bond is not an unholy thing. If it is kept an honorable and sweet relation it is higher and holier than any orders or gifts at the hands of any Church."

Ueber freche Judenweiber und waschlappige Schuldirektoren

berichtet „Haus und Herd," das tüchtige und aller Verbreitung werte Familienblatt, das im Verlag der Methodisten in Cincinnati monatlich erscheint:

„Fünfzehn Jüdinnen verlangten in einer der Nachbarstädte Bostons, daß bei den Weihnachtsfeiern in den dortigen öffentlichen Schulen der Name Jesu streng vermieden werden solle, und — die Schulbehörde war schwach genug, der Frechheit dieser Töchter Abrahams gleich windelweich nachzugeben. Man weiß nicht, über wen man sich mehr wundern soll, über die unverfrorenen Petentinnen oder über die Herren dieser herrlichen Schulbehörde. Die letzteren haben sich freilich ebenso schnell entschlossen, ihre Verfügung rückgängig zu machen, als ein kräftiger Gegenwind ihnen um die Ohren pfiff. Wo kämen wir denn bei solcher Lendenschwäche der Behörden als „christliches Land und Volk" hin? Ebenso gut wie jene fünfzehn Jüdinnen den Namen Jesu aus der Christenheit ausgemerzt haben wollten, könnten fünfzehn „Freidenkerinnen" die Vermeidung des Gottesnamens überhaupt in der Schule verlangen und fünfzehn Wirte die Streichung des antialkoholischen Unterrichts vom Lehrplan des Volksschulen, etc. Es ist gut, daß vorderhand solchen fünfzehn Männern und Frauen noch jedesmal 1500 gegenüberstehen, die unsere Schulen als christliche Erziehungsanstalten gegen derartige Versuche der Entchristlichung zu schützen bereit sind."

Ausland.

Indem wir zur Berichterstattung über deutsche Kirchenzustände und Vorkommnisse übergehen, stellen wir zunächst erfreuliche Ereignisse voran. („Positive Union" berichtet):

Die Beschlüsse der Bayerischen Generalsynode über den kirchlichen Bekenntnisstand beanspruchen mit Recht in allen kirchlichen interessierten Kreisen unseres Vaterlandes gebührende Beachtung, besonders in den Reihen unserer um die Fahne der Positiven Union gescharten Vereinigung innerhalb der altpreußischen Landeskirche. Zeigen sie doch, daß auch außerhalb der evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns infolge des agitatorischen Auftretens der freiheitlich gerichteten beiden Nürnberger Pfarrer Dr. Rittelmeyer und Dr. Geyer dieselben Nöte bestehen,

unter denen zur Zeit unsere Landeskirche leidet. Und mehr als das! Die Bekenntnisfreunde innerhalb unserer Landeskirche werden aus der Behandlung, die dieser schwierigen, aber hoch bedeutsamen Materie in Bayern zuteil geworden ist, zur Stärkung ihres Glaubens wie ihres Ausharrens erkennen, daß diese grundleglichen und entscheidenden Dinge von ihren Gesinnungsgenossen im Süden Deutschlands mit demselben Ernst und Nachdruck behandelt werden, wie bei uns.

Veranlaßt wurde die Auseinandersetzung auf der Bayerischen Generalsynode, deren Tagung während des Septembermonats in Bayreuth stattfand, durch einen Antrag der Synode Thalmässing. Wir drucken den Wortlaut dieses Antrags hier ab, um den darin zum Ausdruck gelangenden Ernst der Auffassung den Lesern unserer Monatsschrift zur Kenntnis zu bringen. Allerdings ist der schwerfällige Satzbau dieses Antrags für seine Verbreitung in weiteren Kreisen nicht gerade sehr förderlich. Der Antrag, den auch die Synode Weiden inhaltlich zu dem ihrigen machte, hatte folgenden Wortlaut:

„Hochwürdige Generalsynode wolle — einmütig um das hohe Kirchenregiment geschart — zu seiner Stärkung sich zu etwa folgender feierlicher Erklärung entschließen:

Nachdem die Vertreter des Modernismus mit ihrem Nichtbekennen der Auferstehung des gekreuzigten Gottessohnes, mit ihrer Weigerung der göttlichen Anbetung unseres hochgelobten Herrn und Heilands, und mit ihrer Leugnung der heiligen Dreieinigkeit trotz der feierlichen Erklärung der letzten Generalsynode und derjenigen ihres Dirigenten und trotz der wiederholten ernsten und liebevollen Vermahnung der Geduld des hohen Kirchenregiments sich in den letzten vier Jahren an der Festhaltung und Vertretung ihrer irrigen religiösen Ueberzeugung nicht nur nicht haben irre machen lassen, sondern ihre Gesinnungsgenossen sich zu einer Art Bund zusammengeschlossen und organisiert haben, um ihrer freiprotestantischen Richtung die Gleichberechtigung zu erringen, so daß nun niemand mehr, wie noch vor vier Jahren manche taten, den Streit der positiven mit den freisinnigen Geistlichen für ein bloßes Pfarrergezänke halten kann, sondern jedermann erkennen muß, daß eine tiefe und unüberbrückbare Kluft gähnt, die eine Versöhnung und Ausgleichung der gegensätzlichen religiösen Ueberzeugungen über den Inhalt des christlichen Glaubens völlig ausschließt, um so mehr, als die Neuerer ihre Ueberzeugung für die richtigere und bessere halten, darum auch in Wort und Schrift ausbreiten, so daß nun in schmerzlicher Weise das Apostelwort reichlich Wahrheit geworden ist und noch reichlicher traurige Wahrheit werden wird: „Ihr Wort frisset um sich wie ein Krebs," eine Tatsache, die unseren Gemeinden zu viel Verwirrung gereicht, den Ernstgesinnten zum Aergernis, den Leichtgesinnten zur falschen Beruhigung, als dürfe man, weil predigen, so auch glauben, was man wolle, den Nichtevangelischen aber ein Anlaß, mit einem Schein der Berechtigung darin ein deutliches Zeichen des inneren Zerfalls der Kirche der Reformation zu erblicken, so kann die Generalsynode nicht mehr wie vor vier Jahren auf ein selbständiges Vorgehen in der vorliegenden, überaus ernsten Angelegenheit verzichten; darum gibt sie den Rechten und Pflichten, die ihr auf diesem Gebiet des kirchlichen Lebens zustehen, klaren und nachdrücklichen Ausdruck dahin, daß nach ihrem Urteil ein längeres schonendes Dulden der bisher in hoffender Liebe getragenen Lehrwillkür der modernistischen Geistlichen die Gefahr für die Kirche nur vergrößern kann, und daß nach ihrem Willen seitens des hohen Kirchenregiments den unbelehrbaren Neuerern das Urteil gesprochen werde, daß ihre Amtsführung um der Wahrheit und der

Liebe willen nicht länger mehr als mit ihrem Ordinationsgelübde verträglich erachtet werden kann, und daß sie folglich ihr Amt als berufene Diener der evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns nicht länger mehr sollten führen wollen.

Begründung: Solche ist nur für solche nötig, die ihren kleinen Katechismus nicht kennen und die sich unter das Wort der heiligen Apostel wider die Irrlehrer nicht mehr beugen wollen, als geschrieben steht z. B.: 1. Kor. 15, 16 und 17; Gal. 1, 8 ff.; 1. Joh. 2, 19; 2, 22 und 23; 4, 2 bis 3 und 5, 1 u. a."

Dieser Antrag beschäftigte einen besonderen Ausschuß, der nach sorgfältigen Beratungen im Plenum durch sein Mitglied, Professor D. theol. Caspari-Erlangen, folgende Sätze der Generalsynode zur Beschlußfassung vorlegte:

1. „Die Generalsynode ist überzeugt, daß es für das persönliche religiöse Leben der einzelnen Gemeindeglieder und für den Fortbestand der evangelisch-lutherischen Kirche eine ernste Gefahr bedeutet, wenn Verwalter der Gnadenmittel das schriftgemäße Bekenntnis ihrer Kirche in wesentlichen Stücken — statt es sich zur Norm ihrer Wirksamkeit sein zu lassen — vielmehr zurückstellen, abschwächen und umdeuten. Sie kann deshalb auch die kirchliche Gleichberechtigung einer solchen Art der Wortverkündigung mit der bekenntnismäßigen Lehrweise nicht anerkennen.

2. Sie sieht in der Behandlung einzelner hier in Betracht kommender Fälle eine Aufgabe des Kirchenregiments — und zwar eine der wichtigsten.

3. Sie spricht den dringenden Wunsch aus, daß alle diejenigen Gemeindeglieder, die gleich der Generalsynode an dem schriftgemäßen Bekenntnis unserer Landeskirche festgehalten, ihren Geistlichen, die in gleichem Sinn arbeiten, treu zur Seite stehen und gegebenenfalls auch zum Mitbekennen und Mitarbeiten sich bereit finden lassen.

4. Sie begrüßt jede wirkliche Förderung des kirchlichen und religiösen Lebens, welche den Grund des Bekenntnisses bestehen läßt, und erhofft für die Träger des Amtes in den Gemeinden für Lösung neuer Aufgaben auch neue Gaben, tieferes Schriftverständnis, wechselseitiges Vertrauen und festeren Zusammenschluß in der brüderlichen Liebe."

Die reiche und gründliche Aussprache, welche sich an die Einbringung dieser Sätze anschloß, bildete ohne Zweifel den Höhepunkt der Synodalverhandlungen. Sie endete mit der einmütigen Annahme des gesamten Ausschußantrags in allen seinen Sätzen und wurde gekrönt durch folgendes Schlußwort des Dirigenten der Generalsynode, Oberkonsistorialpräsident D. von Bezzel-München, das dieser tiefbewegt und unter tiefer Ergriffenheit der Synodalen sprach:

„Ich werde in dieser vorgerückten Stunde Ihre Zeit nicht mehr länger in Anspruch nehmen, als Pflicht des Christen mich sie in Anspruch nehmen heißt. Es kommt mir nicht zu und liegt mir nicht an, jetzt auszusprechen, was ich über den ganzen von Ihnen angenommenen Antrag innerlich empfinde. Es kann auch jetzt nicht mehr die Aufgabe sein, kleine geschichtliche Unrichtigkeiten richtigstellen zu wollen; auch das ist nicht mehr weiter zu erörtern, daß ein Recht der Einzelgemeinde, welches dem großen Bedürfnis der Gesamtgemeinde zuwiderliefe, in meinen Augen nicht besteht. So möchte ich über die einzelnen Punkte nicht mehr reden, obwohl eine große Menge zu besprechen wäre.

Aber über einen Punkt will und muß ich reden, das ist das Wort, das mir befohlen ist, nicht als einem im Kirchenamte sitzenden, sondern als einem

in seinem Ordinationsgelübde stehenwollenden Diener des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Dies Wort ist in Hebräer 4 enthalten: „Dieweil wir einen großen Hohepriester haben, laßt uns halten an dem Bekenntnis." Es ist nicht die theologische Formulierung der Wahrheit, um die es sich jetzt handelt; diese Zeiten sind längst vorüber, es ist die große innere Besitzgabe dessen, der herabgekommen ist und in den Himmel wieder zurückgekehrt und hat das Gefängnis gefangen geführt, es ist der große Hohepriester, der da einmal ins Heiligtum eingegangen ist, um dort eine ewige Erlösung zu finden, der es verdient, daß wir ihm im Staube nahen und ihm danken für alles, was er an uns, seinen geringen Dienern und Knechten getan hat und was er seiner Gemeinde bis auf diesen Tag erweist.

Es ist nicht an dem, daß wir einen großen Hohepriester hatten, von dem noch jetzt Licht der Erinnerung in unsere Zeit dämmere, sondern es ist an dem, daß wir einen großen Hohepriester haben, haben nicht verdientermaßen, sondern weil wir ihn brauchen, haben nicht weil wir ihn nicht oft schon verscherzt hätten, sondern weil ihm das Herz auch heute noch über uns bricht. Und weil wir regem habemus, darum regem teneamus.

So laßt uns halten an dem Bekenntnis, für das unsere armen Väter landflüchtig, ehrlos, heimatlos, wehrlos geworden sind, an dem Bekenntnis, das meine Eltern in ihrer Sterbestunde getröstet, unter dessen Schatten ich einst meinen letzten Seufzer aufgeben will.

Es ist nicht ein von Theologen ersonnenes Bekenntnis, sondern es ist das Bekenntnis, das die Gemeinde mit ihrem Herzblut erlebt und mit ihrem Herzblut vertreten hat. An dem Bekenntnis, teure Amtsbrüder, wollen wir halten, dieweil es uns bis auf diese Stunde vor Schande und Sünde behütet und alle unsere Uebertretungen zugedeckt hat. An diesem Bekenntnis wollen wir halten auf der Kanzel als Männer, die lieber in Trümmer gehen, ehe sie von der Wahrheit, die sie verpflichtet hat, etwas preisgeben. Und dies Bekenntnis wollen wir vertreten an den Krankenbetten, an den Totenladen, und dies Bekenntnis soll unsere Kinder trösten, daß sie nicht an unseren Gräbern uns auf Gottesraub verklagen. Wir wollen halten, verehrte Herren aus dem Laienstande — ich kenne keine Laien, wir sind allzumal Priester und Jesu Christo verpflichtet —, an dem Bekenntnis wollen wir halten. Es soll uns nicht gereuen, wenn er spricht: „Dieweil du hast bewahrt das Wort meiner Geduld, will ich dich auch bewahren."

Ich bin zu Ende. Es sprach zuerst der einfache Diener seiner Kirche, der nicht wüßte, wie er anders sprechen dürfe, ohne eidarm zu werden. Es sprach auch der Dirigent der Generalsynode und der durch Gottes eigenartige Barmherzigkeit an die Spitze der Landeskirche gestellte Mann. Er spricht im Namen seiner Amtsgenossen: Wir wollen bei dem Bekenntnis bleiben und wollen es wahren und über ihm halten und wollen daher tun, was recht ist. Wir sind einsam und arm, mein Gott verziehe nicht! Amen!"

„Positive Union" berichtet ferner:

Aehnlich wie die Stellungnahme der Bayerischen Generalsynode zur Frage des kirchlichen Bekenntnisses beanspruchen auch die Verhandlungen der Kurländischen Synode über die Stellung der Prediger zum kirchlichen Bekenntnis volle Beachtung. Anlaß dazu gaben die Anfragen, die durch eine Broschüre des Pastors Fr. Stavenhagen-Bauske über „Kirche und Bekenntnis" angeregt waren. Nach kurzer Debatte nahm die Synode, die während des Sep-

tembermonats in Riga tagte, folgende ihr von der Propstkonferenz als dem Synodalausschuß vorgeschlagene Resolution an:

„Pastor Stavenhagen-Bauske hat es für erlaubt gehalten, in einer Broschüre „Kirche und Bekenntnis" u. a. öffentlich zu behaupten:

„Das sittliche Empfinden vieler Gemeindechristen kommt um den Gedanken nicht herum, der Pastor bekenne, d. h. indem er das Apostolische Glaubensbekenntnis spricht, etwas mit seinem Munde, worüber er in seinem Herzen anders denke oder was er für sich selbst umdeute." Diese Tatsache, daß der Pastor das Apostolikum bekenne, sei mit darin schuld, daß schon Kinder erklärten: „Der Pastor lügt." Es gäbe keinen einzigen Pastor, der nicht diesen oder jenen Satz des Bekenntnisses geistlich umdeute und für seine Person Abstriche mache. Man führe die Leute nur irre, wenn man die Tatsache verschweige, daß alle Pastoren dem Bekenntnisse gegenüber eine gebrochene Stellung einnehmen.

Gegen diese Verdächtigung der Pastoren, welche das Apostolikum im Gottesdienst bekennen, legt die Kurländische Synode energisch Verwahrung ein, indem sie den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit gegenüber dem Bekenntnis entschieden zurückweist."

Gegen obige Resolution stimmten nur vier Synodale. Diese erklärten auf Befragen, daß sie das nicht etwa getan, weil sie den beregten Sätzen Stavenhagens zustimmten, sondern nur, weil sie aus ihnen keine Verdächtigung und keinen Vorwurf herauslesen könnten.

Ferner nahm die Synode einstimmig nachstehende, gleichfalls vom Synodalausschuß vorgeschlagene weitere Resolution an:

„Da die evangelisch-lutherischen Geistlichen die christliche Lehre entsprechend dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche zu predigen haben, da sie bei der Ordination den apostolischen Glauben als ihren Glauben bekannt haben, da sie durch ihren Amtseid sich verpflichtet haben, keine andere Lehre zu predigen als die, welche gegründet ist in Gottes lauterem und klarem Wort, als unserer alleinigen Glaubensnorm, und verzeichnet ist in den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche: so hat derjenige Prediger, dessen Glauben im Rahmen des Apostolikums nicht mehr Raum findet oder ihm widerspricht um der Wahrheit und um der Gemeinde willen die Pflicht, das Lehramt in der Kirche niederzulegen."

Diese Resolution wurde Veranlassung zu einer lebhaften Besprechung in der deutsch-russischen Presse und rief mancherlei Rede und Gegenrede hervor. Infolgedessen sah sich der Präses der Kurländischen Synode, Generalsuperintendent . Bernewitz, veranlaßt, folgende Erklärung in den Zeitungen erscheinen zu lassen:

„Die bekannte Resolution der Kurländischen Synode hat so viel falsche Deutung und somit hinfällige Kritik erfahren, daß ich wiederholt geäußertem Wunsch entsprechend zu nachstehender Erklärung Anlaß nehme:

1. Die Resolution handelt ausschließlich von solchen Predigern, deren Glaube im Rahmen des apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht Raum findet oder diesem widerspricht, denen sie daher die Niederlegung des Lehramtes empfiehlt. Wenn dennoch behauptet worden ist, damit sei auch einer gewissen Kategorie von „Laien" der Stuhl vor die Tür gesetzt, da wir in der evangelischen Kirche einen Unterschied zwischen Predigern und Laien nicht hätten, so ist das offenbar falsch. Wir haben den gewichtigen Unterschied, daß der Laie eben nicht das Lehramt in der Kirche bekleidet, weder an ein Ordinationsgelübde, noch an einen Amtseid gebunden ist, auch nicht der Kirche dafür ver-

antwortlich ist, welchen Glauben er als ihr Diener predigt, denn er predigt überhaupt nicht und ist nicht ihr Diener.

2. Die Resolution handelt von solchen Predigern, deren Glaube „im Rahmen" des apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht mehr Raum findet oder diesem widerspricht. Wer so tut, als bedeuteten diese Worte die engste Einengung, der verkennt, daß schon das Wort „im Rahmen" eine gewisse Bewegungsfreiheit anerkennt. Den Umfang dieses Rahmens zu bestimmen, unternehme ich nicht, weil die Kurländische Synode ihn aus folgenden Gründen nicht bestimmt hat:

Wie die einzelnen Aussagen des Bekenntnisses im einzelnen zu fassen und zu bewerten sind, das wird nicht durch Resolutionen entschieden.

Ob der Glaube eines oder des anderen Predigers noch im Rahmen des Bekenntnisses steht oder diesem widerspricht, ist nur durch eine Spezialuntersuchung des einzelnen Falles festzustellen. Das zu tun, ist nicht Aufgabe der Synode, welche keine richterliche Befugnis hat, sondern ist Aufgabe des Kirchenregiments und vor allem Gewissenspflicht des betreffenden Predigers.

3. Wer der Meinung wäre, daß auf den Kanzeln der evangelisch-lutherischen Kirche jede Lehre zulässig sei, d. h. auch eine, welche sich nicht mehr in dem Rahmen ihres Bekenntnisses bewegt, ja diesem widerspricht, der fühle sich durch diese Resolution der Kurländischen Synode getroffen, sie ist direkt gegen diese Meinung gerichtet.

Ich gebe diese Erklärung nicht, um der Diskussion neuen Stoff zuzuführen, sondern nur um zu zeigen, daß sie sich vielfach auf Abwegen bewegt."

Die „Rigasche Zeitung," der wir alle diese Nachrichten entnehmen, hatte in ihrer Nummer 207 vom 9. (22.) September die Resolution der Kurländischen Synode in allen ihren Teilen vollkommen gebilligt und „eine lebhafte Genugtuung über die Prägnanz und Präzision" zum Ausdruck gebracht, „mit der nach all dem vielen Unklaren und Halben, das bei uns sonst vielfach in der Bekenntnisfrage geäußert worden ist, hier der Kern der ganzen Frage erfaßt und die einzig möglichen Konsequenzen gezogen werden." Mit ihr müssen auch wir die Resolution als „ein rechtes Wort zur rechten Zeit" bezeichnen, „dessen Wirkung sicher von Segen für die baltische Kirche sein wird."

Wie sehr sonst Kirchenregiment und Liberalismus Hand in Hand gehen,

zeigen leider die Berichte aus Hessen, aus Preußen, aus Baden, die wir nun nachfolgen lassen, wie wir in „Reformation" und „A. E. L. K. Z." sie vorfinden.

Wir haben schon in früheren Berichten gemeldet, wie man in **Baden** durch Einführung einer neuen, verwässerten Agende, die vom Kirchenregiment zur Beratung vorgeschlagen wurde, dem Liberalismus aufzuhelfen sucht. — In ähnlicher Weise will nun auch in **Preußen** die sogenannte Mittelpartei wieder eine Agendenrevision ins Werk setzen, wobei natürlich dem Liberalismus weitgehende Zugeständnisse gemacht werden sollen. Dazu schreibt die „Reformation" wie folgt:

„**Die Landeskirche und die Mittelpartei.** Die kirchliche Rundschau der „Kreuzzeitung" Nummer 485 behandelt u. a. die Stellungnahme der Mittelpartei zur Agendenreform. Nachdem sie die bekannte Resolution des Parteitages der Mittelpartei in Halle (siehe „Reformation" Nummer 28, Seite 325 und 326) abgedruckt hat, fährt sie fort: „Mit dieser Resolution hat die Mittelpartei tatsächlich die Hand ausgestreckt, um den Schaden

unserer Kirche zu heilen. Das ist ihre Bedeutung, die gar nicht ernst genug gewertet werden kann. In welchem Sinne diese Heilung erfolgen soll und ob sie zu irgendeinem anderen Ende führen wird, als zur Zerstörung der preußischen Landeskirche, davon wird noch zu reden sein. Die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die das Evangelium recht lehren u. s. w. Dieser Fundamentalsatz muß auch von einer Landeskirche gelten, wenn anders sie Kirche sein will. Nun sind aber in die Landeskirche nach und nach viele eingedrungen, welche das Evangelium nicht recht lehren, sondern den Buddhismus (vergleiche Professor Otto), das Judentum u. s. w. auf eine Stufe mit dem Christentum stellen! Nun hat man sorglos das kirchliche Wahlrecht allen gegeben, die einmal als Kinder getauft und später auch noch konfirmiert sind. Die haben schließlich über der Reinheit der Lehre zu wachen bzw. die Männer zu wählen, die darüber wachen sollen. Und je länger, je offener erklärt der große Haufe: Wir wollen kein Bekenntnis, wir sind keine Christen, aber wir wollen gleichberechtigt sein mit anderen Richtungen in der Kirche! Und die Mittelpartei? Aus Furcht vor dem Zerfall der Landeskirche ist sie bereit, den konstituierenden Faktor jeder christlichen Kirche, das Bekenntnis, fahren zu lassen! Wohl erinnert sie 'grundsätzlich' an den Allerhöchsten Erlaß vom 10. September 1873, wonach der Bekenntnisstand und die Union durch die neuen Bestimmungen nicht berührt seien. Sodann aber fordert sie Beseitigung aller Schranken, welche dem radikalsten Liberalismus etwa noch lästig fallen könnten, mit den harmlosen Worten: Einschränkung des als unabkömmlich bezeichneten und unter gesetzlichen Zwang gestellten Stoffes, Bereicherung des zu freiem Gebrauch bestimmten Materials, vor allem Ergänzungen zur Konfirmation, zur Ordination und zur sonntäglichen Liturgie. Und worin sollen diese Ergänzungen bestehen? In der Beseitigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Durch Parallelformulare oder Glaubenslieder!" — Und nach einer Charakterisierung der beunruhigenden kirchlichen Vorgänge in Hamburg und Baden, sowie des radikalen Liberalismus nach seinen Grundsätzen und Zielen, und nach seinem taktischen Verhalten, schließt sie: „Wenn die Mittelpartei angesichts dieser radikalen Offenherzigkeit im Interesse der Gleichberechtigung der Richtungen in dieser Zeit eine fundamentale Agendenrevision fordert, dann tut sie auf kirchlichem Gebiet dasselbe, was die Nationalliberalen im Dienste der Sozialdemokratie auf politischem Gebiete tun. Sie ist trotz aller schönen Worte ein 'Element der Dekomposition.' " — Ob diese eindringlichen Sätze die, welche es angeht, zur Besinnung bringen werden, daß sie aufhören, Schrittmacher der Zerstörer des Bekenntnischarakters der Landeskirche zu sein?"

Ferner lesen wir:

„Zu der von der preußischen Mittelpartei geforderten „Agendenreform" schreibt der „Reichsbote" in seiner „Kirchlichen Rundschau" vom 22. Juli: „Die preußische Mittelpartei ist auf dem gleichen (sc. wie die Hamburger Landeskirche) Wege mit ihrer Agendenreform, die nun nicht bloß von der brandenburgischen Provinzialgruppe, sondern von der gesamten preußischen Mittelpartei in den Vordergrund gerückt ist. Um die Gemüter der Bekenntnistreuen zu beruhigen, hat man die Versicherung vorausgeschickt, daß an der Bekenntnisgrundlage der Kirche nicht gerüttelt werden soll, auch wenn eine Reform der Agende herbeigeführt wird, die auf die liberalen Kreise in der Pastorenschaft und den Gemeinden Rücksicht nimmt. Eine solche Versicherung sieht auf dem Papier sehr gut aus. In Wirklichkeit hat sie wenig zu bedeuten. Es ist einst auch versichert worden, daß mit der Einführung der Kir=

chengemeinde- und Synodalordnung am Bekenntnisstand der Kirche nicht gerüttelt werde. Aber die Entwicklung der Kirche in Berlin und der Rheinprovinz zeigt, was von solchen Versicherungen zu halten ist. Die Bekenntnisfreunde sind nicht ganz so harmlos, wie man sie zu beurteilen scheint. Es liegt ihnen nicht nur an einem Beruhigungspulver für ihr Gewissen, sondern an der Bewahrung des Evangeliums für unsere evangelischen Gemeinden, für unser evangelisches Volk. Will man die Sprache der Agende dem sprachlichen Empfinden von heute mehr anpassen, so läßt sich darüber reden. Aber dazu bedarf es keiner Agendenreform. Hier genügt vollkommen die Herausgabe einer Sammlung von Gebeten zur freien Benutzung. Daß diese Gebete dann nicht einfach unitarisch sind, sondern den Glauben an den dreieinigen Gott enthalten und bezeugen, dafür hätte die Generalsynode zu sorgen, falls nicht schon, wie wir hoffen, das Kirchenregiment selbst die unitarischen Neigungen der Linken ausschaltet. Die Agendenreform wird sicherlich zu heftigen Kämpfen im öffentlichen kirchlichen Leben wie auf den Synoden führen. Daß diese Kämpfe von der Mittelpartei eingeleitet werden, die den Frieden im Munde führt, ist bezeichnend. Sie will den Frieden mit der Linken haben, auf den Frieden nach rechts hin legt sie nicht den gleichen Wert. Vermutlich hofft sie, daß schließlich unter den Bekenntnisfreunden sich doch sehr viele finden werden, die um des Friedens willen schließlich in die Preisgabe der Bekenntnisordnung willigen. Schon rechnet man auf der Linken mit einer Sprengung der „Positiven Union." Zum mindesten erwartet man, daß die Führer verdrängt werden, denen in den Reihen der Positiven Union selbst die Marke 'radikalpositiv' aufgeprägt worden ist."

Die kirchliche Lage in Preußen charakterisiert „Christianus" in der „Evangelischen Kirchenzeitung" (Nummer 34) zutreffend: „Die positiven Gruppen stehen, das zeigen die kirchlichen Kämpfe dieses und des Vorjahrs deutlich, vor schwerwiegenden Entscheidungen. Einflußreiche Kreise sind aufs eifrigste an der Arbeit, sie von der alten Bekenntnisgrundlage, unter Beibehaltung eines positiven Scheins, in mittelparteiliches, gemäßigt liberales Fahrwasser zu bringen. Das Ziel ist dann, in Preußen eine Kirchenreform zustande zu bringen, wie sie etwa in Hamburg auch von 'durchaus positiven' Führern zustande gebracht ist, vielleicht noch etwas vorsichtiger als in Hamburg, mit noch zweideutigeren Formeln zur Einschläferung etwa widersprechender Gewissen, vielleicht unter Abschüttelung einiger hyperradikaler Elemente, aber doch eben so, daß der Bekenntnischarakter der Kirche zerstört und die Gleichberechtigung des Liberalismus durchgeführt wird. Geben die positiven Gruppen den mittelparteilichen Lockungen und Drohungen nach, erkennen sie die Namen-Positiven als positiv, die Liberalen als gleichberechtigt an, dann sind die positiven Gruppen zersprengt. Eine Reform der Agende, der ganzen Kirche in liberalem Sinne ist dann nicht mehr zu verhindern."

Gegen die Agendenneuerungen um der gegenwärtigen gespannten und kritischen Lage willen erklärt sich Professor D. Dunkmann in der „Konservativen Monatsschrift", und zwar an die Adresse der Mittelpartei, die ja die Agendenrevision zur Entspannung des liturgischen Zwanges, in Wirklichkeit zur Lockerung der Bekenntnisverpflichtung, wie wir es sehen, auf die Tagesordnung der kommenden Generalsynode zu bringen bemüht ist. Er weist auf die Erfahrungen aus den früheren Agendenkämpfen hin, um zu schließen: „Friedrich Wilhelm III. mag sich nichts oder doch nur wenig Lehrgesetzliches dabei gedacht haben, als er das Apostolikum in die Agende ein-

führte, aber die Entschließung der Evangelischen Vereinigung, die es möglichst wieder entfernen möchte, schafft eine ganz andere Situation. Wenn in zwei Zeiten dasselbe geschieht, ist es eben nicht dasselbe. Zeiten der Ruhe und Zeiten der Verfolgung ändern das Ansehen der Dinge ganz besonders auf dem Boden der Religion. Darum würde es nach unserer Meinung besser sein, wenn man die kommende Generalsynode mit derart schweren Prinzipienfragen lieber nicht belasten würde. Wenn wir den Weg und Willen zum Frieden verwirklichen wollen, dann müßten wir auf allen Seiten bestrebt sein, uns zu positiver Arbeit auf dem gemeinsamen Grunde, den wir zu haben glauben, zu vereinigen, anstatt daß wir die Diskussion in Ewigkeit fortsetzen, die uns nun schon seit Jahrzehnten zertrennt und unsere besten Kräfte von notwendigen, praktischen Arbeiten fernhält."

Wir sehen aus all diesen verschiedenen Stimmen, wie ernst die kirchliche Lage in Preußen ist.

Dazu kommt die Entrechtung der positiven Minderheiten in solchen Gemeinden Berlins, die nur freisinnige Pastoren haben. Das Kirchenregiment sieht diesen Zuständen mit verschränkten Armen zu und beruft sich auf die Kirchenordnung (Parochialzwang), wenn diese Minderheiten das Recht haben wollen, sich von einem positiven Geistlichen in ihrer Kirche oder auch in anderen Lokalen mit Wort und Sakrament bedienen zu lassen. Die „Reformation" schreibt dazu:

„Auf der Warte" über die positiven Minioritätskämpfe im Osten Berlins. Zur Behandlung der positiven Minoritäten im Osten Berlins und der Berliner Stadtmission durch den Liberalismus und das Königliche Konsistorium ergreift „Auf der Warte" in einem „Die Berliner Stadtmission und der kirchliche Liberalismus" überschriebenen Artikel das Wort. Nachdem ein kurzer Ueberblick über die seelsorgerliche Arbeit der Stadtmission, die eingerichteten positiven Gottesdienste und die widerliche Hetzerei der Radikalen dagegen gegeben ist, heißt es darin weiter: „Die Herren Liberalen finden sonst nicht Worte genug, wenn sie für die Freiheit der Pastoren und der Gemeinden eintreten, nehmen aber sich gläubige Pastoren die Freiheit, ihren Glaubensgenossen außerhalb der parochialen Grenzpfähle zu dienen, so heißt es: 'Bauer, das ist etwas anderes.' Dann werden sie auf einmal hochkirchlich und schreien nach dem Konsistorium als Büttel wider das 'anarchistische' Treiben der Gläubigen; das tun Leute, welche seit Jahr und Tag an der Auflösung der Kirche, am Unterwühlen ihrer Glaubensfundamente arbeiten und sich dabei des nun bekannten Tricks befleißigen: 'Haltet den Dieb.' Auf Grund der Paragraphen des berüchtigten Parochialzwanges mußte das Konsistorium auch in diesem Falle die Geschäfte des liberalen Unglaubens besorgen und nach dessen Wunsch und Willen der gläubigen Minorität die Schlinge um den Hals legen, auf die Beschwerde der Liberalen hat das Konsistorium der Stadtmission verboten, Pastoren aus anderen Gemeinden ohne jedesmalige Genehmigung des Bezirksgeistlichen in ihren Sälen reden zu lassen. In Anbetracht solcher Zustände, die immer mehr dahin führen, daß sich gerade denkende Menschen schämen, diesem Institut der Begriffsverwirrung, genannt preußische Landeskirche, anzugehören, wirkt es nicht gerade überzeugend, wenn auf der gleichen Synode der erste Pfarrer von Advent in seinem Schlußwort erklärte, das Konsistorium müsse doch wohl mit seiner Theologie zufrieden gewesen sein, sonst würde es ihn nicht bestätigt haben. Ach, diese 'zufriedenen' Konsistorien, deren Ansprüche auf die Theologie ihrer Diener auf das allerbescheidenste Maß herabgesunken

sind, und die den Kirchhbfsfrieden für den idealsten Standpunkt halten, die sich unendlich viel Mühe geben, zusammenzukleistern, was doch nie zusammenhalten kann, die Friede, Friede rufen, wo nie Friede sein kann und darf! Unter den heutigen Verhältnissen ist es wirklich kein empfehlenswertes Zeichen, wenn das Konsistorium mit einem zufrieden ist, und Gott wolle auch die Gemeinschaftsbewegung vor dem Wohlwollen derselben bewahren, welches in dem Maße steigen wird, wie die Bewegung auf ihre biblischen Ideale verzichtet und an Heiligem Geist verliert. Dafür finden wir die Belege in der Geschichte der Geistesbewegung aller Zeiten, die gewachsen sind unter dem Widerspruch der offiziellen Kirche und gestorben sind an deren Zufriedenheit." — Es müßte dem Konsistorium doch sehr zu denken geben, daß aus Anlaß und Art seines Eingreifens in dieser Sache sein Lob so beifallsfreudig in allen Tönen von Blättern wie „Berliner Morgenpost", „Berliner Tageblatt", „Volkszeitung" und ähnlichen gesungen wird. W i r würden uns fragen: Was habe ich denn falsch gemacht, daß die mich loben? Und anderseits sollte es das Konsistorium doch sehr befremden, daß solch scharfe und bittere Wahrheiten ihm von den gewiß kirchentreuen Gemeinschaftskreisen gesagt werden müssen, an deren Treue, Eifer und Liebe für die Kirche und das Reich Gottes kein Zweifel bestehen kann, denen eine Trennung, ja, ein Auftreten wider die Kirche und ihre Leitung sicher recht schmerzlich ist. In welche heillose Verwirrung sind wir heutzutage in der Kirche geraten!

Und anderswo heißt es:

„A b h i l f e d e r N o t p o s i t i v e r M i n d e r h e i t e n. Im „Reichsboten" werden die Wege erwogen, die der Landeskirche offen stehen, um die Schwierigkeiten der positiven Minderheiten kirchengesetzlich zu überwinden. Von solchen, die von früher her zu Gebote stehen, wird genannt: das Recht, an eine Gemeinde einen unständigen oder ständigen Hilfspfarrer zu setzen, wie es in Baden geschieht. Nur dürfte der unvermeidliche stete Wechsel dieser Geistlichen ein Uebelstand werden. Eine andere Abhilfe zeigt sich in der Einrichtung der Kapellengemeinden in Hamburg, Personalgemeinden, für die Männer und Frauen, aus der ganzen Stadt zusammengetreten, freiwillige Beiträge (neben der allgemeinen Kirchensteuer) aufbringen. Diese Missionszentren der Stadt pflegen ein eigenständiges Gemeindeleben. Ebenso bestehen auch in der preußischen Landeskirche von früher her Personalgemeinden. Ein neuer, bei uns noch nicht beschrittener Weg wäre die Einführung der Parochialfreiheit nach dänischem Muster. Dort kann eine bestimmte Anzahl Gemeindeglieder den Antrag stellen, daß ihre Gemeindekirche auch einem von ihnen gewünschten Geistlichen der Landeskirche zur Verfügung gestellt werde. Aber in Dänemark, wo der Liberalismus so gut wie gar keine Rolle spielt, handelt es sich nur um Pastoren verschiedener Abschattierung innerhalb positiver Heilsverkündigung. In der Einräumung der Kirche für liberale Pfarrer läge eine gewisse Anerkennung der Gleichberechtigung seitens der positiven Vertreter des Evangeliums. Jedenfalls beständen bei der Herbeiziehung der Parochialfreiheit zur Minderung des positiven Notstandes nicht geringe Schwierigkeiten und Bedenken. Sehr richtig wird betont, daß es nicht erwünscht sein könne, die positiven Minderheiten nur auf kirchenbehördliches Wohlwollen zu stellen, da Personen und Geist wechseln, die positiven Minderheiten aber ihr gutes Recht haben in der auf Bekenntnissen ruhenden Landeskirche. Nur der Glaubensmut, der freudig in die Zukunft blicke, könne das Richtige treffen. Auch die kirchliche Gesetzgebung müsse dem Antrieb des Glaubens gehorchen. D a s o b e r s t e G e s e t z f ü r j e d e K i r c h e, d i e

den Namen Christi mit Recht tragen wolle, sei, daß dem Evangelium freie Bahn gemacht werde. (In der Vorlage gesperrt. D. Red.) — Die Ausführungen über die kirchengesetzlichen Mittel zur Abhilfe des Notstandes verdienen allerernsteste Beachtung und werden gewiß in aufmerksame, eingehende Erwägung gezogen werden müssen."

In Baden spitzt sich der Gegensatz immer mehr zu einem Entscheidungskampf zu, und das um so mehr, je mehr sich der Oberkirchenrat zum Schleppträger des kirchlichen Liberalismus und des Unglaubens macht. Wir geben hier, was wir in der „A. E. L. K. Z." fanden:

1. Ein kirchenfeindliches Komplott.
2. Zwei bedenkliche Entscheidungen des Oberkirchenrats.

Baden. Großes Aufsehen erregt die Entdeckung eines „kirchenfeindlichen Komplotts", das den ersten Spatenstich zur Trennung von Kirche und Staat bzw. zum Begräbnis der Landeskirche zu tun sich anschickt. Denn das kirchliche Leben Badens ist dermaßen unterminiert, daß jene Trennung zum unausbleiblichen Zusammenbruch der Volkskirche führen würde. Die Führer des Komplotts sind der Atheist Dr. Max Maurenbrecher-Mannheim und der Vorkämpfer für religionslose Schulen Rechtsanwalt Dr. Wilh. Händel-Karlsruhe. Diese riefen eine geheime Sitzung zum 1. November 1912 nach Baden-Baden zusammen; vertreten waren der Monistenbund, die Freireligiösen, die Freidenker, der internationale Orden für Ethik und Kultur, der antiultramontane Reichsverband und der Bund für weltliche Schule und Moralunterricht. Der ebenfalls geladene Pfarrer Rohde-Karlsruhe war nicht erschienen. Gegenstand der Verhandlung war Aufhebung derjenigen Beiträge des Staates an die Kirche, welche das sogenannte Dotationsgesetz repräsentiert. Die Tendenz ging dahin, das Gesetz ohne jede Entschädigung an die Kirche im nächsten Landtage aufzuheben. Da man bei vorzeitigem Bekanntwerden des Planes Schwierigkeiten befürchtete, wurde einstimmig beschlossen, die öffentliche Agitation bis nach den Landtagswahlen aufzuschieben. Hat man erst die nötige Zahl von Sozialdemokraten, Fortschrittlern und Nationalliberalen für den Landtag fest, so hofft man die gewünschte Majorität gegen das Dotationsgesetz zu erreichen. Besonderen Wert legt man auf die Gewinnung der Nationalliberalen, und hält das um so weniger für aussichtslos, als zwei einflußreiche Mitglieder dieser Partei am Komplott beteiligt waren. Nun ist aber der ganze Plan verraten; eine Abschrift des Protokolls kam auf einwandfreie Weise in die Hände kirchenfreundlicher Männer, und die „Badische Warte" vom 26. August 1913 bringt einen wörtlichen Abdruck. Was wird nun geschehen? Die Verratenen werden ihre Sache nicht aufgeben, sondern durch geschickte Flugschriften das Volk zu gewinnen suchen. Andererseits geben die Freunde der Kirche die energische Parole aus, keinem Manne die Stimme zu geben, der nicht klipp und klar sich für die Kirche ausspricht. Es wird einen wilden Kampf geben, aber die Aussichten sind für die Landeskirche wenig erfreulich. Zwar werden die liberalen Pfarrer in dieser Sache ihren Liberalismus ausziehen, da es an ihre bürgerliche Existenz geht. Aber es ist nur die Ernte für die Saat, die sie selbst gesät haben; es ist die Konsequenz, die das Volk zieht von einem Christentum, das diesen Namen kaum mehr verdient und das kein Mensch mehr will. Während so die Balken des Hauses zu krachen beginnen, sinnt man im Oberkirchenrat nach, wie man durch eine neue Agende noch mehr dem Liberalis-

mus entgegenkomme. In unbegreiflicher Kurzsichtigkeit löst man im Inneren Stein um Stein heraus und kommt denen entgegen, die von außen das Zerstörungswerk begonnen haben.

Zwei bedenkliche Entscheidungen des Oberkirchenrats in Baden.

Das „Korrespondenzblatt für die evangelische Konferenz in Baden" vom 29. Juni 1913 teilt unter der Aufschrift „Das Recht auf die Kirche" zwei jüngste Entscheidungen des Oberkirchenrats in Baden mit, die mit ihrer Vorgeschichte fast wie ein Skandal auf den Leser wirken, daß er sich fragt, ob in Baden die gläubigen Kreise denn ganz entrechtet sind und nur noch die Gewalt dort herrsche. Aber bei sorgsamerem Lesen wird man zwar die peinlichen Gefühle nicht los, aber dem Oberkirchenrat zugestehen, daß er nur nach dem Gesetz gehandelt hat. Freilich, es gibt auch eine bedenkliche Rechtshandhabung, die schon die Alten kannten und darüber das Sprichwort bildeten: Fiat justitia, pereat mundus. Und fast fürchten wir, daß die Entscheidungen der Behörde diesmal nach dieser Seite sich neigen.

Der eine Fall betrifft den gegenwärtigen Kampf um die Agendenreform, die bereits unheilvolle Wellen zu schlagen beginnt; denn die Bibelgläubigen merken, daß es um ihre heiligsten Güter geht. Demgemäß hatte die kirchlich-positive Vereinigung des Schwarzwalds auf den 1. Juni vorigen Jahres eine „Protestversammlung gegen die Verwässerung der Agende" (Referent: Pfarrer Lic. Greiner) in der Kirche zu St. Georgen angezeigt. Darauf erhielt der Kirchengemeinderat St. Georgen vom Oberkirchenrat den Bescheid: „eine derartige Verwendung der Kirche ist unstatthaft"; der Kirchengemeinderat habe dafür Sorge zu tragen, „daß die Benützung der Kirche zu derartigen Veranstaltungen unterbleibt." Der Kirchengemeinderat antwortete, daß er nicht in der Lage sei, der Anordnung Folge zu leisten; es handle sich hier um eine kirchliche Angelegenheit, die Einführung einer neuen Agende, deren Besprechung Pflicht der einzelnen Kirchengemeinden des Landes sei; der Kirchengemeinderat werde „dafür Sorge tragen, daß bei diesen Beratungen die Kirche in keiner Weise entheiligt werde." Hierauf erhielt der Kirchengemeinderat ein nochmaliges Verbot, die Versammlung in der Kirche abzuhalten, und gleichzeitig reiste ein Mitglied des Oberkirchenrats nach St. Georgen. In der daselbst stattfindenden Sitzung blieb der Gesamt-Kirchengemeinderat einstimmig bei seiner Meinung, es sei sein Recht, über die Kirche zu verfügen, und die Abhaltung dieser Versammlung sei ein der Kirche nicht fremder Zweck. Der Vertreter der Behörde erklärte, allerdings sei der Kirchengemeinderat zuständig in der Frage der Benützung der Kirche, aber der Oberkirchenrat habe das Oberaufsichtsrecht über die Kirchen des Landes und „kirchenpolitische" Versammlungen dürfen nicht in der Kirche gehalten werden. Wenn der Kirchengemeinderat auf seinem Beschluß bestehe, so werde der Pfarrer dafür gestraft werden, sofern er nicht dagegen stimme oder sich aktiv an der Versammlung beteilige; desgleichen würde der Referent bestraft, wenn er in der Kirche sprechen würde. Darauf gab der Kirchengemeinderat nach unter Berufung auf Röm. 13, aber mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß sie die Kirche nicht benützen dürfen, um die Kirche zu schützen gegen Unglauben.

Wer hatte nun Recht? Nach dem Gesetz zweifellos der Oberkirchenrat. Ihm steht die oberste Aufsicht über die Benutzung der Kirchen zu, die nach badischem Recht nur zu „gottesdienstlichen Zwecken" verwendet werden dür-

fen. Der Oberkirchenrat sah in der Versammlung eine „kirchenpolitische," keine gottesdienstliche; also Verbot! Aber war sie wirklich „kirchenpolitisch"? Warum hat er denn vor vier Jahren, als der Apostolikumsstreit wegen der Verhandlungen in der Generalsynode ausbrach, ähnliche Versammlungen in den Kirchen zugelassen? Wohl in dem sehr richtigen Gefühl, daß es nicht um Parteifragen und Kirchenpolitik ging, sondern um Glaubens- und Lebensfragen der Gemeinde. Liegt es jetzt anders? Insofern freilich anders, als damals der Oberkirchenrat selbst nicht engagiert war; jetzt aber ist er engagiert; er selbt hat die Agendenreform hinausgegeben, und da ist es begreiflich, wenn er stärker zugreift. Aber noch etwas ist anders. Damals handelte es sich nur um das Apostolikum, jetzt aber um weit mehr, nämlich um das ganze gottesdienstliche Buch der Gemeinde mit allen ihren Bekenntnissen und Gebeten. Und jetzt soll es „Kirchenpolitik" heißen, wenn die heiße Not auf die Herzen gläubiger Gemeindeglieder brennt und sie sich im Gotteshaus über dieser Not versammeln wollen? War denn ein Wirtshaus oder ein Tanzsaal der geeignetere Ort für so heilige Dinge? Selbst wenn das Wort „Gottesdienst" der Behörde Sorge machte, so stand ihrem guten Willen frei, der Versammlung gottesdienstliche Einrahmung mit Lied und Gebet anzubefehlen. Statt dessen reist ein Vertreter der Behörde persönlich hin, verbietet, droht mit Strafen und schließt kurzerhand dem Kirchengemeinderat seine eigene Kirche zu. Jedes weitschauende Kirchenregiment wird sich bei seinen Entscheidungen immer fragen müssen, was damit erreicht wird. Nun, was hat man diesmal erreicht? Die Versammlung fand dennoch statt, natürlich nicht in der Kirche, so ernst und feierlich, als wäre es ein Gottesdienst. Aber die Erregung ist größer denn je, denn man hat nun vielfach den Eindruck, daß der Oberkirchenrat selbst Partei nimmt gegen die gläubigen Gemeindeglieder und auch Gewaltakte nicht scheut, natürlich immer auf dem Boden des Rechts. Wer denkt bei diesem Vorgang nicht an die Vergewaltigung jener preußischen Lutheraner, die einst die unierte Agende nicht annehmen wollten? Das ist nicht gut für den Frieden der badischen Landeskirche, noch für das Vertrauen, das eine Kirchenbehörde genießen sollte.

Die andere Entscheidung betrifft einen liberalen Kirchengemeinderat, den in Binzen. Diesmal lief die Sache anders. Der liberale Kirchengemeinderat hatte die G e m e i n s c h a f t s l e u t e des Ortes boykottiert. Am 14. Mai vorigen Jahres starb dort eine Frau, die sich mitsamt ihrer Familie zu der Gemeinschaft hielt. Man versagte ihr die gottesdienstlichen Ehren, weil sie nicht vom liberalen Ortsgeistlichen, sondern von Pfarrer Lic. Greiner-Lörrach beerdigt sein wollte. Der Ortsgeistliche zwar hatte dem Amtsbruder die Erlaubnis zur Beerdigung erteilt, aber die Benutzung der Kirche wurde versagt, was in der kleinen Gemeinde ungeheures Aufsehen und auch bei Liberalen Entrüstung hervorrief. Die positiven Gemeindeglieder wandten sich nun an den Oberkirchenrat, stellten ihm die Lage derer vor, die um des Gewissens willen zu ihrem Ortspfarrer nicht mehr zur Predigt noch zum Abendmahl gehen, auch von ihm sonst keine Amtshandlung annehmen könnten. Und doch seien sie vollberechtigte Gemeindeglieder und hätten ein Recht auf ihr Gotteshaus. Man bat um einen Generalerlaß, daß auch auswärtige Geistliche zur Ausübung kirchlicher Funktion im Gotteshause zugelassen würden. Der Oberkirchenrat beschränkte sich in seiner Antwort auf den Hinweis, daß auch er den Boykott nicht billige, daß aber die Schuld an dem stellvertretenden Geistlichen liege, der den Gemeindekirchenrat durch Pochen auf sein Recht gereizt habe. Jetzt nahm sich die kirchlich positive Vereinigung des

Markgräfler Landes der Sache an und bat um eine Gesetzesergänzung im Sinne des erwähnten Generalerlasses. Die Antwort lautete ablehnend: Wegen eines solchen Einzelfalles könne man nicht gleich ein allgemeines Gesetz erlassen; es bleibe zu Recht bestehen, daß der Kirchengemeinderat allein über die Kirche zu verfügen habe; übrigens werde der Boykott nicht mehr vorkommen, „sofern das Ersuchen in angemessener Form ergehe." Er kam aber doch wieder vor, und zwar in derselben Gemeinde und trotz der „angemessenen Form" des Ersuchens, diesmal mit der Begründung, „solche Ausnahmefälle müßten gleichmäßig behandelt werden." Der Oberkirchenrat fand diesen Grund freilich nicht „durchschlagend", hielt aber die „bedauerliche Angelegenheit" damit für erledigt. Dieser Entscheid erging am 10. Mai vorigen Jahres. Ganz unerledigt ließ er die nicht unwichtige Vorstellung einer zweiten Eingabe der kirchlich-positiven Vereinigung, worin die Bitte um einen Generalerlaß mit folgenden Worten begründet war: „Es ist in der evangelischen Kirche allgemein gültige Auffassung, daß es sich bei einer Beerdigung nicht um eine private Familienfeier, sondern um eine öffentliche Gemeindefeier handelt. Für das Gebiet der Badischen Landeskirche hat diese Auffassung durch § 14 der Beilage A zur Unionsurkunde sogar gesetzliche Geltung gewonnen. Dieser Paragraph garantiert jedem verblichenen Mitglied der kirchlichen Gemeinschaft eine Beerdigungsfeier von gemeindegottesdienstlichem Charakter und setzt ausdrücklich fest, daß diese Feier, „wo es herkömmlich ist oder verlangt wird", in der Kirche stattzufinden hat. Danach mußte der Kirchengemeinderat in Binzen die Kirche ohne weiteres zur Verfügung stellen, denn das allein entsprach dem „Herkommen" und dem „Wunsch der Hinterbliebenen." "

Soweit die Geschichte des zweiten Erlasses, die in mancher Hinsicht noch negativer wirken wird als die des ersten. Wir wollen jetzt nicht auf den zweifelhaften Ruhm des liberalen Kirchengemeinderats eingehen, der nach katholischem Vorbild auch mit den Toten noch Krieg führt und einem frommen Gemeindeglied die Ehren einer kirchlichen Bestattungsfeier versagt; der im Gegensatz zu der oft gerühmten Toleranz des Liberalismus hier wiederholt einen Akt der Inhumanität und schwer kränkender Intoleranz begangen hat. Wichtiger ist der Vorgang nach allgemein kirchlicher Seite. Der Oberkirchenrat hat auch hier zweifellos das Gesetz für sich, indem nach diesem der Gemeindekirchenrat der alleinige Herr des Gotteshauses ist, soweit es sich um einen „Gottesdienst" handelt. Nur trifft unglücklicherweise auch diesmal wieder die ganze Schwere des Gesetzes die Bibelgläubigen, und die Herren, denen niemand nahe zu treten wagt, bleiben die Neureligiösen. Diesmal fand kein Mitglied des Oberkirchenrats Anlaß, persönlich hinzureisen und wenigstens im Namen der Humanität dem Kirchengemeinderat Vorstellungen zu machen. Bei dem Ansehen, das der Oberkirchenrat im Lande genießt, war kaum zu zweifeln, daß man sich seiner Autorität gefügt hätte. Sondern man ließ die Gemeinschaftsleute in ihrer Not sich abringen und überließ sie ihrem Schicksal. Auch für die Zukunft scheint man keine Aussicht zu geben, daß solcher Terrorismus unmöglich gemacht werde.

Die Sache ist insofern sehr ernst, als es sich um die jedem kirchenpolitischen Treiben abholden Gemeinschaftsleute handelt; sie wollen bloß Christen sein, und diese tut man in Baden in den Bann. Wer die Gemeinschaftsleute kennt, weiß, daß sie sich der Gewalt still fügen, daß sie aber im stillen Konsequenzen ziehen. Schon ist es so weit, daß sie an gewissen Orten um des Gewissens willen auf jeden Dienst des Pfarrers verzichten müssen und seine

Gottesdienste nicht mehr besuchen. Indem ihnen aber nach dem Tode die kirchlichen Ehren versagt werden, dürfte sich ihr Band mit der Kirche allmählich gänzlich lösen. Sie sind dann nicht mehr die Austretenden, sondern die Hinausgestoßenen, und der Weg ist für sie so frei, wie er für Luther frei wurde, als ihn der Papst in den Bann tat.

In beiden Fällen daher können wir die Entscheidungen des Oberkirchenrats nur bedenklich finden. Gewiß, wir wiederholen es, er hat sich streng an das Gesetz gehalten. Und auch dafür haben wir Verständnis, wie außerordentlich schwer seine Stellung in dem innerlich zerklüfteten Lande ist. Aber er selbst wird sich sagen, daß er durch solche Entscheidungen die Unzufriedenheit und das Mißtrauen vermehrt und die Empfindungen bestärkt, als habe die gläubige Gemeinde vonseiten des Kirchenregiments nichts mehr zu erwarten. Und so meint man es doch in Karlsruhe gewiß nicht, und das will man auch dort nicht. Dann aber wäre es hohe Zeit, unmißverständlich der Gemeinde zu zeigen, daß ihre Interessen und die Erhaltung ihrer heiligsten Güter dem Oberkirchenrat über alles geht, selbst über die Durchsetzung der nach mehr als einer Seite unseligen Agendenreform. Und weiter wäre es hohe Zeit, auf eine Gesetzesänderung hinzuarbeiten, die den gläubigen Teil der Gemeinde nicht wehrlos ihren Gegnern ausliefert, sondern es ihnen ermöglicht, in der Landeskirche zu bleiben. Die Dinge treiben jetzt einer Krisis zu, einem drohenden fiat justitia, pereat ecclesia! Möchte es dem Oberkirchenrat gelingen, dieses pereat mit Weisheit und unter dem Beistand Gottes hintanzuhalten. Die Zeit ist schwer, aber Gott ist größer als die Zeit!

Baden. Zu den zwei bedenklichen Entscheidungen des Oberkirchenrats (siehe das Voranstehende) wird uns von kundiger Seite aus Baden geschrieben, daß in beiden Fällen der Oberkirchenrat nicht „zweifellos im Recht" war und dies das Urteil auch von Juristen sei. Im ersten Falle, wo er mit Gewalt die Versammlung in Sachen der Agende in der Kirche zu St. Georgen unterdrückte, konnte er unschwer erfahren, daß der Ausdruck „Protestversammlung" nicht nur gegen den Willen des Referenten gewählt war, sondern daß dieser nicht einmal davon wußte. Somit fehlte jeder Grund zu dem scharfen Vorgehen gegen Pfarrer Lic. Greiner. „Nach unserem „Gesetz" hatte der Oberkirchenrat kein Recht, eine kirchliche Versammlung zu kirchlichen Zwecken in einer Kirche zu verbieten, nachdem der Kirchengemeinderat selbst die Kirche hergegeben hatte." Zu dem Fall Binzen, wo den Gemeinschaftsleuten wiederholt die Ehren einer kirchlichen Beerdigung durch den liberalen Kirchengemeinderat versagt wurden, schreibt uns die gleiche Zuschrift: „In dem Artikel heißt es irrigerweise: 'Der Ortsgeistliche hatte die Erlaubnis zur Beerdigung erteilt.' Diese konnte er nach badischer Kirchenordnung überhaupt nicht versagen. Wenn daher Pfarrer Greiner dieses gesetzlich festliegende Recht gegen den liberalen Kirchengemeinderat betonte, so hat er korrekt gehandelt, und es ist unfaßlich, wie der Oberkirchenrat in der Betonung eines Gesetzes eine unstatthafte Provokation sehen kann. Der Entlaßschein muß erteilt werden, er darf gar nicht verweigert werden. Dieser Entlaßschein für Taufen, Trauungen und Beerdigungen hat aber doch nur einen Sinn, wenn auch das Gotteshaus, das dazu nötig ist, nicht verweigert werden kann. Es ist daher nicht zuzugestehen, daß der Kirchengemeinderat in Binzen alleiniger Herr der dortigen Kirche ist. Jenes Gesetz steht über ihm. Und der Oberkirchenrat hatte das Gesetz, als er die Vergewaltigten in den Händen ihrer Vergewaltiger ließ, nicht für sich." Nach dieser Darstellung liegen die Dinge schlimmer, als wir zuerst angenom-

men hatten; dann waren die Entscheidungen des Oberkirchenrats in beiden Fällen mehr als „bedenklich."

Baden. Kein positives Blatt hat die Verschärfung der kirchlichen Lage in Baden deutlicher charakterisiert, als es jetzt das „Protestantenblatt" Nummer 31 tut: „Der Apostolikumsstreit schreitet munter vorwärts. Der Agendenentwurf mit den Parallelformularen ist schon auf einer ganzen Anzahl von Diözesansynoden verhandelt worden in zum Teil hitzigen Debatten. Auf einer Synode war man so klug, nach Anhören der Referate auf die Diskussion zu verzichten, weil ein gegenseitiges Ueberzeugen unmöglich ist und jeder nach seiner mitgebrachten Instruktion abstimmt. Die von den Konservativen vorgebrachten Gründe stimmen oft auffallend, sogar im Wortlaut, überein, ein Beweis für die dort mustergültig durchgeführte Parteidisziplin, die auch dem zum Entgegenkommen Neigenden eine Abweichung nicht erlaubt. Bisher war das Ergebnis weit überwiegend für den Liberalismus günstig. Nur in den eigentlichen „Mitternachtsdiözesen" findet die orthodoxe Intoleranz eine Mehrheit. Im allgemeinen sind, diesem Standpunkt gegenüber, im Gegensatz zu den bei dem Katechismusstreit gemachten Erfahrungen, diesmal die drei anderen Richtungen (Mittelpartei, Rechts- und Linksliberalismus) einig. Das kommt zum Teil daher, daß die Bedeutung des Gegenstandes diesmal klarer liegt, zum Teil aber auch daher, daß diesmal der Oberkirchenrat mitgeht. So ist namentlich die Mittelpartei von ihrem früheren Verhalten vollständig umgeschwenkt, in treuer Nachfolge des Kirchenregiments. Vielfach hat es den Anschein, als wäre die Reform eine Sache des Oberkirchenrates, dem der Liberalismus zu Hilfe kommt; man vergißt, daß der längst geforderte Schritt dem sich sträubenden Oberkirchenrate durch den auf der letzten Generalsynode ausnahmsweise einigen Liberalismus abgenötigt wurde. Was wäre nicht alles zu erreichen, wenn diese Einigkeit, auch gegen die Behörde, eine bleibende wäre! Es ist aber zu befürchten, daß die Auffassung der Agendenreform als einer freiwilligen Gabe des Oberkirchenrats den Liberalismus bei nächster Gelegenheit zu einem demütigen Gegengeschenk an ihn, gegen die eigene Sache, verleiten möchte. Klarer ist die Politik der Rechten. Wie man hört, hat man dort das streng orthodoxe Mitglied des Oberkirchenrats, das das Ersatzbekenntnis für das Apostolikum zu verfertigen wagte, aus der Partei ausgeschlossen." Gehen dem Oberkirchenrat noch nicht die Augen auf, wohin der Wagen geht? In welche Zerstörung der Landeskirche, ihres Friedens sowohl als ihres Christentums?

Doch ganz so hoffnungslos scheint die Lage in Baden noch nicht zu stehen, wie es nach vorgehenden Mitteilungen scheint. Wir fanden nämlich auch in der „A. E. L. K." nachfolgende Notiz:

Baden. Das „Korrespondenzblatt für die evangelische Konferenz in Baden" Nummer 44 weiß von einem allgemeinen Zug nach rechts zu berichten. Im politischen Wahlkampf haben die Liberalen und Sozialdemokraten schwere Niederlagen erlitten; die Rechtsnationalliberalen und Konservativen hielten zusammen und mit gutem Erfolg. Am meisten gewann das Zentrum, das zur ausschlaggebenden Partei in Baden geworden ist. „Es geht aber auch sonst ein Zug nach rechts. Das lehrt die Aufnahme des Agendenentwurfs. Vor wenigen Tagen hat die letzte Diözesansynode getagt. Von achtundzwanzig Diözesen haben zwölf mit mehr oder minder großer Mehrheit die Stellung des Entwurfes zum Apostolikum abgelehnt; Mosbach und Heidelberg sind bloß mit einer Stimme Mehrheit dem Entwurf

zugefallen, und die anderen vierzehn Diözesen haben zum Teil mit manchen Zugeständnissen und überall gegen kräftige Minderheiten ihre Zustimmung erteilt. Zählt man alle Stimmen durch, so ergibt sich eine kleine Mehrheit für die oberkirchenrätliche Vorlage — hinsichtlich des Bekenntnisstandes. Dabei ist zu beachten, daß es sich um eine Vorlage der Kirchenbehörde handelt, welche selbstverständlich mit den ihr reichlich zu Gebote stehenden Mitteln für ihr Werk eintrat. Auch die positiven Mitglieder der Behörde standen ihr dabei zu Gebote. Wenn dennoch, trotz aller Schwierigkeiten, das Votum der Positiven im ganzen Lande ein einhelliges zu nennen ist, wobei übrigens eine ganze Anzahl politisch-liberaler Laien bis zu den gebildetsten Ständen hinauf mit den kirchlich-positiven gestimmt haben, so ist ein Ruck nach rechts auch hier nur von einem Blinden zu verkennen. Nehmen wir ein gutes halbes Dutzend liberaler Pfarrer hinweg, dann wäre die Agende von Karlsruhe bis Wertheim schlankweg abgelehnt worden, die Städte Mannheim und Heidelberg sind dabei auszunehmen. Aber die gesamte Landbevölkerung und die Mehrheit des kirchlichen Teiles der Städte will nichts von einer Erweichung des Bekenntnisses, geschweige denn von einer Beerdigungsliturgie etwas wissen, die jeden Auferstehungsgedanken absichtlich verschweigt. — So zahlreich und so einheitlich im Widerstand gegen die Verliberalisierung unserer Kirche sind die Positiven in unserem Lande seit fünfzig Jahren nicht gewesen, und es steht zu erwarten, daß ihre Zahl in kurzer Zeit noch wächst. Der Ruck nach rechts ist da, die Furcht vor dem Hammer des Liberalismus schwindet. Wir hoffen, daß damit auch die Lebenskraft unserer Kirche sich entschieden mehren wird. Auch die Kirchenbehörde hat diesen Ruck nach rechts weder sehen wollen noch unterstützt; diesen Widerstand gegen ihre Vorlage hat sie nicht geahnt und die Kraft des „alten Glaubens" unterschätzt. Aber der Ruck nach rechts ist da und man wird ihn beachten müssen."

Nicht besser scheint es in Hessen zu stehen, wie folgender Bericht (Ref.) zeigt: Aus der hessischen Landeskirche schreibt man dem „Reichsboten": „Noch immer findet sich in Hessen der beklagenswerte Zustand, daß rechtsstehende junge Theologen, Söhne altgläubiger Familien, wenn sie als Geistliche in ihrer Heimat wirken wollen, die erste Prüfung vor einer Fakultät ablegen müssen, die von der schwindelnden Höhe der reinen Wissenschaft auf ihren kindlichen Glauben mitleidig herabsieht und der Berufung auch nur eines positiven Professors auf einen der fünf theologischen Lehrstühle in Gießen — natürlich nur aus wissenschaftlichen und pädagogischen Gründen — hartnäckigen Widerstand entgegensetzt. Man hatte gehofft, daß nach der wiederholten Besprechung dieser Sachlage in der Landessynode und den beiden Ständekammern, besonders nach den eindrucksvollen Darlegungen bei den vorjährigen Synodalverhandlungen, wenigstens eine Milderung des bisherigen Verfahrens denen gegenüber, die sich aus Gewissensbedenken dem Einflusse der Gießener Fakultät entzogen haben, eintreten werde. Allein das war leider ein Irrtum. Vor kurzem erst ist das Gesuch eines jungen Mannes, der aus den angeführten Gründen auswärts studiert und auswärts das Examen abgelegt hat, um Zulassung zum Predigerseminar in Friedberg, das die künftigen Diener der hessischen Kirche besuchen müssen, abschlägig beschieden worden. Er kann sich damit trösten — allerdings ein leidiger Trost —, daß er nicht der erste ist, den dieses Schicksal getroffen hat, und und wohl auch nicht der letzte sein wird, den es trifft, wenn nicht gerade mittlerweile trotz Widerspruch der Fakultät die gesetzliche Bestimmung abgeändert oder doch die Strenge ihrer Auslegung gemildert wird. Ja, wenn

der Arme nicht zum Unglück in Hessen das Licht der Welt erblickt hätte, wenn er nicht einer alten, angesehenen Pfarrfamilie unsers Landes angehörte, wenn er als Fremder unserer Kirche seine Dienste anböte — dann stände der Erfüllung seiner Wünsche, wie ähnliche Fälle beweisen, nichts im Wege. Aber für geborene Hessen führt der Weg zum Paradies des pfarramtlichen Wirkens in der Heimat nur durch das Fegefeuer in dem liberalen Gießen."

Man traut seinen Augen nicht, wenn man etwas derartiges liest. Aber wir haben uns persönlich erkundigt und die Bestätigung für die Richtigkeit vorstehender Ausführungen erhalten. Was ist das wieder für eine Vergewaltigung der Bekenntnistreuen seitens der theologischen Fakultät und der — Vertreter der „kirchlichen Ordnung". Oder sollte es Willkür der Leitung des Predigerseminars in Friedberg sein? Es gibt Dinge, die dürfen sich die Vertreter des Bibelglaubens unter keinen Umständen gefallen lassen. Dazu gehören auch diese Zustände im Friedberger Predigerseminar. Die „Altgläubigen" haben ein Recht auf bekenntnismäßige Lehre auf der Universität. Sie müssen es geltend machen, bis es ihnen gewährt wird, oder auf Aenderung der „kirchlichen Ordnung" dringen. Sie dürfen sich aber nicht bei den bestehenden Mißständen beruhigen und sich mit ihnen abfinden."

Literatur.

Vom Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig kamen folgende Schriften:

Die Apostelgeschichte, erklärt von D. Dr. G. Hönicke, o. Prof. an der Universität Breslau. 140 Seiten. Preis: Geh. 3.20 Mk., geb. 3.60 Mk. Das ist ein Band der „Evangelischen Theologischen Bibliothek." Herausgegeben von Prof. Lic. B. Beß. Kommentar zum Neuen Testament.

Das Charakteristische dieser „Evangelischen Bibliothek" besteht darin, daß sie in möglichst kurz und straff gefaßten kleinen Bändchen zu bieten sucht, was man sonst nur in dicken Bänden finden kann. Dicke Bände schrecken ab durch ihren Preis und erfüllen also den Zweck größtmöglicher Verbreitung und allseitiger Benutzung wohl nur zu recht geringem Teil. So haben wir hier ein ganz dünnes und kleines, dazu auch billiges Buch. Dieses bietet aber dem Leser alles Wissenswerte, was die theologische Forschung in den letzten Jahrzehnten über die Apostelgeschichte zu Tage gefördert hat. Wir werden eingeführt in die Geschichte der Kritik dieses wichtigen biblischen Buchs, die seinen Wert zu diskreditieren suchte, und es als ein unglaubwürdiges Tendenzbuch verkleinerte. Doch die neuere Zeit zeigt, daß auch die Literarkritiker mehr zu nüchterner Besonnenheit zurückkehren. So hat besonders Ad. Harnack (nebst B. Weiß, Zahn) die Abfassung des Buchs durch Lukas energisch verteidigt. Auch Verfasser meint, „daß ausschlaggebende Momente gegen die kirchliche Tradition, Lukas sei der Verfasser, nicht vorhanden sind." Im Vorwort sagt er: Mein Bestreben war, überall die Grenzen des Erkennbaren festzulegen. Man hat auf diesem Gebiet oft mehr gewußt, als sich ausmachen läßt. Abstrakte, Spekulationen darüber, was richtig oder unrichtig sein könnte, sind wertlos. Einem solchen besonnenen und nüchternen Forscher kann man im Studium eines so wichtigen Buches, wie die Apostelgeschichte, sich getrost und freudig anvertrauen.

Aus demselben Verlag kam: Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Von Geheimrat Prof. D. E. Kühl, Prof. der

Theologie in Göttingen. 511 Seiten. Groß-Quart. Preis: Geh. 12 Mk. gebunden 14 Mk.

Verfasser sagt im Vorwort: Der vorliegende Kommentar sollte ursprünglich dem Kommentar zum Neuen Testament in der „Evangelischen Theologischen Bibliothek" (von Prof. Lic. Beß) eingereiht werden. Aber trotz erheblicher Kürzungen am ersten Entwurf des Manuskripts konnte der für diese Sammlung vorgeschriebene Umfang nicht innegehalten werden, weil ich mich nicht entschließen mochte, auch die biblisch-theologischen und die religiösgeschichtlichen Exkurse auszuscheiden. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Verlags von Quelle & Meyer habe ich es zu verdanken, daß meine Arbeit außerhalb einer Sammlung als selbständiger Kommentar — eine seltene Erscheinung auf dem theologischen Büchermarkt — veröffentlicht wird.— Wir geben nachstehend eine wohl ganz zutreffende kurze Rezension wieder:

Das Erscheinen eines neuen Kommentars zum Römerbrief entspricht einem wirklichen Bedürfnis. Durch die Zahnsche Auslegung des Briefes hat sich das Bild um ein bedeutendes zugunsten der Annahme judenchristlicher Adressaten des Briefes verschoben. Eine Nachprüfung der Anschauungen Zahns in eingehender exegetischer Behandlung des Briefes ist der vornehmste Zweck dieser neuen Auflegung. In der Form der Darstellung geht sie neue Wege. Der Text des Briefes wird in möglichst kleine Sinnabschnitte zerlegt. Der Ueberschrift folgt jedesmal eine kurze und klare Uebersicht des Gedankenganges, die sich von dem Ganzen abhebt und so als Wegweiser bei kursorischer Lektüre des Briefes eine schnelle Orientierung in seinen vielfach verschlungenen Gedankenpfaden erleichtert. Die Begründung der Inhaltsangabe wird weiterhin durch ausführliche wissenschaftliche Auslegung des Textes gegeben; und wo immer Veranlassung zu Erörterungen über isagogische, biblisch-theologische und religionsgeschichtliche Fragen vorliegt, werden sie den exegetischen Ausführungen in Form von selbständigen Exkursen angereiht, die sich als ein besonders brauchbarer Beitrag für das Verständnis des Paulus und der Paulinischen Theologie überhaupt ausweisen dürften.

Möchte das Buch viel Nachfrage finden und fleißig benützt werden für gründliche Textstudien.

Amerikanische Amtstätigkeit eines lutherischen Pfarres. (Vierzig Jahre im Dienste des Herrn.) 1913. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (M. Grosse), Halle (Saale). Geschenkband 4 Mk.

Verfasser weiß die Pfarramtstätigkeit in den Vereinigten Staaten, die durch die amerikanische Lebensart einen eigentümlichen Zug erhält, fesselnd wiederzugeben. Dies interessante Buch bietet nicht bloß Erinnerungen an die Berufung an verschiedene Gemeinden, sondern bietet auch Reisebriefe nach Amerika aus dem Vaterland Deutschland. Wie der Untertitel sagt, ist dieses Werk zur Erinnerung an vierzig Jahre schwerer Arbeit im Weinberg des Herrn herausgegeben. Es schildert die Zustände des Luthertums vor vierzig Jahren im Vergleich zu heute. Pastoren und auch Laien werden mit Interesse dieses Werk lesen und ihrer Bibliothek einverleiben.

Das Buch ist den zwei Söhnen des Verfassers gewidmet, die selbst im Amt stehen, und darnach ist besonders auch die Erzählungsweise des Verfassers zu beurteilen. Es enthält sicher viele Notizen, die namentlich für die Familie von besonderem Wert sind. Für Leser in Deutschland gibt das Buch rechte Einblicke in die Nöte des amerikanischen Kirchenwesens und Pfarr-

lebens. Trübe und frohe Erfahrungen im Amts- und Familienleben und wundervolle Gebetserhörungen werden mitgeteilt. Das Buch kann als ein wertvoller Beitrag für's praktische Amtsleben des Pastors bezeichnet werden.

Von Dr. phil. Jos. Rudwin, Professor an der Perdue Universität, Lafayette, Ind., kam uns zu: Die Prophetensprüche und -Zitate im religiösen Drama des deutschen Mittelalters. Kommissionsverlag von C. Ludwig Ungelenk, Leipzig und Dresden-A.

Das ist ein Heft von ca. 37 Seiten. Ein Werkchen eigener Art. Verfasser hat es unternommen, die altdeutschen Festspiele bei Weihnachten, Passion, Fronleichnamsfest und vielen andern Gelegenheiten zu untersuchen und festzustellen, welchen Gebrauch die Verfasser jener Festspiele von den Prophetensprüchen des Alten Testaments gemacht haben. Es ist in der Tat erstaunlich, zu finden, wie viel Kenntnis der alten Prophetensprüche jenen Verfassern zu Gebot standen. Und es gehörte sicher viel Geduld und Sammlerfleiß dazu, alle diese verschiedenen Festspiele zusammen zu suchen und für den Zweck der Schrift zu bearbeiten. Im Anhang ist eine übersichtliche Liste der im Heft zitierten Festspiele und der von ihnen gebrauchten Prophetensprüche gegeben.

Wer sich für die Kenntnisnahme dieser Festspiele interessiert, hat hier einen Fundort, wo er sich darüber informieren kann.

Reden und Aufsätze von Adolf Stoecker. Mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Reinhold Seeberg. 1913. 284 Seiten. Preis: 4.50 Mk., gebunden 5.50 Mk. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Das Buch ist im Auftrag der kirchlich-sozialen Konferenz von Geheimrat Prof. Dr. R. Seeberg zusammengestellt und so gewählt, daß diese Reden und Aufsätze „die leitenden Ideen und Gesichtspunkte für die verschiedenen Teile des umfassenden Lebenswerkes Stoeckers zum Ausdruck bringen." An die Spitze ist gestellt die Gedächtnisrede, die Dr. Seeberg am 15. März 1909 in der Kirche der Berliner Stadtmission gehalten hat. Was Adolf Stoecker über die Volkskirche und über die Konfirmationsreform gesagt, wird hier authentisch dargeboten: es wird in weiten Kreisen noch lange der Gegenstand von Erörterungen, vielfach der Ausgangspunkt kirchlicher Reformen sein. Naturgemäß bietet der Band vieles Material aus dem Leben Stoeckers: sein Zusammensein mit den Paladinen Kaiser Wilhelms I., unter denen ihm Roon besonders nahe gestanden hat, wird in anschaulicher Weise dargestellt und tiefe Blicke tun wir in die gewaltigen Kämpfe, die Stoecker als Hofprediger zu bestehen hatte. Kein Zweifel ist, daß er uns nur größer wird, je näher wir ihn kennen. Ein Mann wie Adolf Wagner stellt ihn über J. H. Wichern. Eine feine Skizze Seebergs, der Dr. Stoecker durch die Kirchlich-soziale Konferenz wie durch den Zentralausschuß für Innere Mission in den letzten Jahren nahe getreten war, leitet den Band ein: wer Seebergs Kunst biographischer Skizzen kennt, wird sich dieser Einleitung des neuen Stoecker-Bandes besonders freuen.

Das Buch zeigt auch die inneren Gegensätze, die ihn von Bismarck trennten und es leider zu keinem harmonischen Zusammenwirken kommen ließen. Ein trauriges Verhängnis der deutschen Politik, die unter Bismarck die Kirche dem destruktiven Liberalismus auslieferte. Die heillosen Früchte treten in unsern Tagen immer greller hervor.

Brocken vom Sonntagstisch. Von Supt. Dr. A. Matthes, Kolberg. Ein Jahrgang Predigten über einzelne Verse der sonn- und festtäglichen altkirchlichen Evangelien. 1914. XI, 473 Seiten. Preis 5.50 Mk., geb. 6.50 Mk. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Der frühere Perikopenzwang ist längst gefallen. Aber statt des Zwanges von früher wird heute den altüberkommenen Perikopen freiwillig eine weitgehende Wertschätzung entgegengebracht. Die kirchlich gerichteten Kreise, die geschichtlich fühlen, wissen, was für einen reichen Schatz sie an diesen Schriftabschnitten haben, von denen sich eine ganze Reihe im Bewußtsein der Gemeinde unlösbar mit einzelnen Sonntagen des Kirchenjahres verbunden haben. So werden auch Predigten über diese besonders bekannten Texte heute noch weithin gern gehört wie in dörflichen Kreisen so auch von Stadtgemeinden. Das Altvertraute heimelt an, wenn es in neuer Beleuchtung erscheint.

Freilich muß es ein guter Haushälter sein, der dabei aus seinem Schatz Altes und Neues herauszugeben weiß. In vorliegenden Predigten wird ein bisher völlig unbetretener Weg eingeschlagen, eine Verbindung vom Alten und Neuen nicht allein in der Ausführung, sondern schon grundlegend in den Texten. Der durch seine Predigten über die Eisenacher Perikopenreihen bekannte Verfasser nimmt aus den alten Evangelien einen Vers heraus, selten zwei zusammengehörige, oft einen Vers, der bei der Fülle des sonst in diesen Evangelien gebotenen Stoffes gar nicht zur Geltung kam und unter die „Stiefkinder der Predigt" rechnete, und entfaltet nun bei eindringender Vertiefung in dessen Inhalt verborgene Schönheiten und Reichtümer des Wortes Gottes, an denen die gewöhnliche Behandlung vorüberging und vorübergehen mußte. Dabei werden die Gedanken nicht in den Text hineingelegt, sondern aus ihm entnommen, während die Durchdringung der Predigt mit Hinweisen auf Zeit-, Orts- und Gemeindeverhältnisse und Vorkommnisse der Gegenwart, die volle Lebensfrische des Ewiggültigen auch für unsere Tage zeigt. So bringen diese Predigten oft neue völlig überraschende Gedankenreihen, die aus dem Text geschöpft sind, und an das Bekannte die Gemeinde tiefer in den unendlichen Reichtum des Wortes Gottes hineinführen. Sie sind in der homiletischen Literatur mehr als eine Neuerscheinung, sie weisen neue Wege.

Indem Verfasser aus den Evangelien nur einige Verse auswählt, entbindet er sich der Pflicht, das ganze Evangelium zu berücksichtigen und kann dem Inhalt des gewählten Textes besser gerecht werden, und Seiten hervorheben, die sonst leicht übergangen werden.

Dunkmann, Prof. D. K. Das Erlebnis Gottes. Akademische Predigten. Preis: 3.25 Mk., geb. 4 Mk. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Eine neue Predigtsammlung Dunkmanns. Was über seine früheren Predigten („Ueber Luthers Grab") gesagt wurde — „Verfasser weiß in geistvoller Sprache meisterhaft zu reden und Herz und Verstand zu packen" oder „Es ist eine Erquickung, wenn das biblische Evangelium uns in lebendiger Frische, als ein selbsterlebtes und darum wohlverstandenes in Zeugnissen eines berühmten Predigers entgegentritt" — das gilt auch in besonderem Maße von seiner neuen Gabe.

Das sind originelle und moderne Predigten, insofern als sie gerade den heutigen Gegensatz zwischen der biblischen Weltanschauung und der natur-

wissenschaftlichen und der wissenschaftlichen scharf ins Auge faßt. Es sind folgende Themata, die den Predigten zu Grund liegen:

1\. Mose 1, 1. Das Erlebnis Gottes angesichts der Weltschöpfung.
1\. Mose 1, 27. Das Ebenbild Gottes.
2\. Mose 2, 18. Vom Gotteserlebnis in der Gemeinschaft.

Später kommt:

Jer. 23, 23—29. Das prophetische Gotteserlebnis.
Matth. 5, 17 u. 20. Das Gotteserlebnis Jesu.
Matth. 7, 24—27. Das Gotteserlebnis an Jesu, u. s. w., u. s. w.

Es sind im Ganzen zweiundzwanzig Predigten, die alle schon durch die gestellten Themata das Interesse des Lesers erregen. Neun davon haben alttestamentliche Texte. Sie können dem heutigen Prediger gute Dienste leisten, der mit einem gottentfremdeten Geschlecht es zu tun hat, das von der biblischen Weltanschauung so wenig weiß oder wissen will.

Zauleck, D. theol. P., Vom lieben Heiland. Kinderpredigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres mit Liedern und Gebeten. 1. Heft 1.80 Mk., (das ganze wird zwei Bände, Preis etwa 6 Mk., umfassen.) Verlag von C. Bertelsmann in Güterloh.

Diese Kinderpredigten bedürfen einer besonderen Empfehlung nicht. Zauleck versteht es wie wenige andere, sich dem Verständnis der Kleinen anzupassen und mit den Kindern ein Kind zu sein. Ein praktisches und schöneres Hilfsmittel für die Arbeit an den Kindern wird kaum zu finden sein. Nicht nur denen, die von Berufswegen zu reden haben, möchte das Buch dienen, es will auch allen Eltern, die ihre Kinder in einen Kindergottesdienst, eine Sonntagschule nicht schicken können, Handreichung tun, damit sie imstande sind, mit ihnen selbst eine gottesdienstliche Feierstunde zu halten.

Verfasser bietet hier eine sehr empfehlenswerte Gabe. Es ist nicht vielen Erwachsenen, namentlich studierten Herren gegeben, mit Kindern kindlich umzugehen. Ja auch über die Köpfe der Alten gehen ja leider viele Predigten hinweg. Diese Predigten sind für alt und jung empfehlenswert und reden zum Herzen aller, die wissen, daß sie Sünder sind und einen Heiland nötig haben. Es sind ganz kurze Ansprachen, beginnend mit dem ersten Advent und bis sechsten nach Epiph. führend.

Vom Basler Missionsverlag kamen folgende Schriften, die zum Gebrauch für Missionsvorträge und für Frauen- und Jugendvereine bestens zu empfehlen sind:

Er soll die Starken zum Raube haben. Von Otto Lädrach. Bekehrungsgeschichte eines Fetischpriesters in Afrika. 24 Seiten in Traktatformat.

Im Banne der Götzen. Schilderungen aus dem Missionsleben in Indien. Dem aus dem Englischen übersetzten Buche von Amy Wilson Carmichael: „Tatsachen vom südindischen Missionsfelde" entnommen und frei nacherzählt von K. Bruchhaus.

Der Aussätzigen Not in alter und neuer Zeit. Von D. H. Vortisch van Vloten, Arzt der Basler Mission in China. Dieses Heft kann ganz besonders gebraucht werden, um zu zeigen, was die Mission für die Aussätzigen zu tun hat.

Lichtstrahlen aus der Heidenwelt. Die Chinesenzwillinge. Von Anna Oehler. Ein kleiner sehr ergreifender Kindertraktat.

Im gleichen Verlag erscheint:

Evangelisches Missions-Magazin. Herausgegeben von Friedr. Würz. Monatsheft, bringt gediegene Aufsätze über die Missionsarbeit in der ganzen Welt.

Der Evangelische Heidenbote. Erscheint auch in Heftform und gibt Nachrichten von den Missionsfeldern der Basler Mission.

Sämtliche Basler Schriften können durch den Basler Agenten: Pastor C. W. Locher, 1300 E. Fayette Str., Baltimore, Md., bezogen werden.

Zeitschriften.

Bestellung auf nachstehend genannte deutschländische Zeitschriften erfolgt am besten durch unser Verlagshaus, das die exakten Jahrespreise angibt und auch die Bestellungen vermittelt: Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Die Wartburg. Deutsch-Evangelische Wochenschrift. Leipzig. Arwed Strauch. Vertritt die Interessen des Evangelischen Bundes; berichtet über den Kampf mit Rom. Die Austrittsbewegung in Oesterreich. No. 50, 1913. Der Wanderer (Gedicht). — Die Seligpreisungen. — Ein Jesuitenjubiläumskalender. — Bulgarisches Märchen. — Eugen Burnand. — Wochenschau. — Bücherschau.

Die Reformation. Deutsch-Evangelische Kirchenzeitung für die Gemeinde. Herausgeber Pastor Dr. Wilh. Philipps. Verlag: Die Reformation, Berlin, S. W. 61 Johanniter Str. 6.

No. 50. Ehrliches Zweifeln. — Der Religionslehrer am preußischen Gymnasium. — Was ist die Bibel? II. Die religionsgeschichtliche Professur in Berlin. — Positive Minoritäten. — Neuprotestantischer Pfarrer und kath. Pfarrer. Wochenschau. — Umschau:. Personalien. Versammlungen. Kirchliches. Innere Mission. Soziales. Zeitgeschichtliches. Kurze Mitteilungen. Literarisches.

Zions Freund." Monatsblatt für Israel. Herausgeber Pastor Arnold Frank, Hamburg, 15. Jahrgang. Nachrichten aus der Arbeit der Judenmission, aus Palästina u. s. w.

Positive Union. Kirchliche Monatsschrift. Vertritt, wie der Name besagt, die Positive Union in der Evangelischen Landeskirche. Schriftleiter: Pastor Dietrich. 10. Jahrgang. No. 12. Begrüßungsansprache des Vorsitzenden der Landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union. D. Graf Hohenthal-Dolkau. — Das Geheimnis der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes Gottes. — Unsere Aufgabe zum 400jährigen Jubiläum der Reformation. — Bitte an die Mitglieder der Gruppe P. U. — Generalversammlung der Positiven Union. — Kirchliche Religionslehrer. — Ab Irato? — Heimbilder deutscher Kunst. — Monatsumschau. — Vorbildliche Opferfreudigkeit. — Aus der Gruppenarbeit der Positiven Union. — Zur Beachtung. — Neue Bücher.

Der Lehrerbote. Korrespondenzblatt des Vereins evangelischer Lehrer in Württemberg. 43. Jahrgang. Erscheint monatlich in Stuttgart. Redaktion und Verlag: Oberlehrer Kramer, Stuttgart.

Reich-Gottes-Bote. Wöchentliches Gemeindeblatt des Vereins für Innere Mission. Augsb. Bek. in Baden. Redakteur: Pfr. Th. Böhmerle, Langensteinbach. Erbauliche Artikel. Chronika.

„Philadelphia." Organ für Evangelische Gemeinschaftspflege. 23. Jahrgang. Stuttgart. Buchhandlung des deutschen Philadelphia-Vereins. Redakteur: Rektor Chr. Dietrich. Nachrichten über die Gemeinschaften in ganz Deutschland.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Prof. D. Dr. v. Zahn, Erlangen, und Präsident des Oberkonsist. D. Dr. H. v. Bezzel, München, herausgegeben von Kirchenrat Prof. D. Engelhardt, München. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Inhaber Werner Scholl, Leipzig. Preis pro Quartal 2.50 Mk.

Die „Neue Kirchliche Zeitschrift" hat ihren 24. Jahrgang abgeschlossen, der wiederum ein fesselndes und lehrreiches Bild der kirchlichen Gegenwart bietet. An der Spitze steht die „Zeitbetrachtung" des D. Dr. von Bezzel, Präsiden des bayerischen Oberkonsistoriums, wichtig und wuchtig, tief und weitblickend; im letzten Heft beantwortet Geheimrat Professor D. Dr. von Zahn die Gegenwartsfrage: „Warum müssen wir am Bekenntnis festhalten?" mit dem bekannten feinen Verständnis der Schrift und Kirche. Neben diesen Patronen der Zeitschrift finden wir noch drei Männer des Kirchenregiments, zwölf Universitätsprofessoren, 14 Pastoren und drei Schulmänner als Verfasser der Abhandlungen dieses Jahrganges. Altes und Neues Testament, Gestalten der Kirchengeschichte wie Luther und A. H. Francke, Ausland und deutsche Jahrhundertfeier, das Amt der Kirche und der Religionsunterricht der Schule werden behandelt, selbst die Philosophie gestreift. Vor allem aber werden die modernen Streitfragen der Theologie und Kirche in zahlreichen Artikeln vom systematischen Gesichtspunkt aus beleuchtet: die letzten zehn Jahre deutscher Kirchengeschichte, das moderne Element in Dogmatik und Predigt, die Bekenntnispflicht der Geistlichen, die religiöse Bedeutung der Rechtfertigungslehre, des Wunderglaubens und des Dogmas überhaupt, die dreisten Behauptungen eines Drews und die marktschreierische „christliche Wissenschaft". Weder Einseitigkeit des Inhaltes noch Einseitigkeit der Richtung läßt sich also von der Neuen Kirchlichen Zeitschrift behaupten, während Liebe zur Wissenschaft, Schrift und Kirche das die verschiedenen Beiträge einende Band ist. So ist wohl zu erwarten, daß die Neue Kirchliche Zeitschrift in ihrem nun kommenden 25. (Jubiläums-) Jahrgang nicht alt und arm, sondern reif und reich dastehen werde. Umsomehr ist diese Erwartung berechtigt, als bereits, wie die Voranzeige der Neuen Kirchlichen Zeitschrift mitteilt, für den Jubiläumsjahrgang neben dem Eingangsartikel des Präsidenten von Bezzel und den Beiträgen der Erlanger Fakultät folgende Abhandlungen zugesagt sind:

Volkskirche, Volksseele, Volksseelsorge, Volksmission. Von Prof. D. Mahling in Berlin. — Gegenwärtiger Stand und künftige Aufgaben der Palästina-Forschung. Von Prof. D. Sellin in Kiel. — Altägyptischer und jüdischer Pessimismus. Von Prof. D. Hermann in Rostock. — Zur religionspsychologischen Methode. Von Prof. D. Pfennigdorf in Bonn. — Vom jungen Luther. Von Prof. Joh. von Walter in Breslau. — Der Charakter des evang. Erzbischofs von Borowski. Von Prof. D. Uckeley in Königsberg. — Die theologische Stellung

Kählers. Von Prof. D. Weber in Bonn. — Dir Aufgaben des evangelischen Predigtamtes in der Gegenwart. Von Oberhofprediger Scholz in Gotha. — Psychologie der männlichen Jugend. Von Pastor Böttcher in Schmölln. — Sektenstudien. Von Pastor Stocks in Kaltenkirchen.

Die Theologie der Gegenwart. Herausgegeben von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. Dr. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen. — Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Inh. Werner Scholl. — Preis: pro Jahr 3.50 Mk. (für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift 2.80 Mk.)

Mit dem soeben ausgegebenen umfangreichen neutestamentlichen Heft wird der siebente Jahrgang dieser wohlfeilen Zeitschrift komplett. Man wird kaum ein Unternehmen nennen können, das in ähnlicher Weise dem Bedürfnis des Theologen dient, der auf dem laufenden mit der wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart bleiben möchte, ohne doch die Fülle der Neuerscheinungen auch nur annähernd von sich aus überblicken zu können. (Der Text dieses Jahrgangs umfaßt 320 Seiten, das Inhaltsverzeichnis führt ungefähr 350 besprochene Schriften auf. Bei einem Gesamtumfang von 330 Seiten beträgt also der Bogenpreis dieser literarischen Rundschau nur 17½ Pfg.) Mit besonderer Freude begrüßen wir die dem letzten Heft beigegebene Mitteilung der Herausgeber und des Verlegers:

Die auch in diesem Jahre wieder fortgeschrittene Verbreitung der „Theologie der Gegenwart" hat bei den Unterzeichneten den Wunsch hervorgerufen, die Zeitschrift noch brauchbarer und praktischer auszugestalten. Infolgedessen soll — ohne jede Preiserhöhung — im Jahre 1914 alle zwei Monate ein Heft mit besonderem Register erscheinen. Für die sechs Hefte ist folgende Reihenfolge in Aussicht genommen:

1. Systematische Theologie (erscheint Anfang Januar). — 2. Praktische Theologie (erscheint Anfang März). — 3. Alttestamentliche Theologie (erscheint Anfang Mai.) — 4. Kirchengeschichte I. (Alte Kirche und Mittelalter) erscheint Anfang Juli. — 5. Kirchengeschichte II. (Reformation und Neuzeit) erscheint Anfang September. — 6. Neutestamentliche Theologie (erscheint Anfang November.) — Am Schluß wird wieder ein Generalregister folgen.

Man kann tatsächlich den Theologen, Pfarrern, Religionslehrern u. s. w. vor allem denen, die fern von einer Bibliothek im Pfarramt sich wissenschaftlich auf dem Laufenden halten wollen, nichts Besseres an die Hand geben, als diese kritisch sichtende Jahresrevue. — Mit besonderer Spannung sehen wir dem neuen Jahrgang entgegen.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Prof. Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Vor uns liegen die beiden letzten Hefte der trefflichen Zeitschrift. Aus der Menge interessanter Beiträge seien die folgenden hervorgehoben: Weltanschauungslinien in der literarischen Moderne — Was ist der Mensch? — Fünfte Tagung des Apologetischen Seminars zu Wernigerode. — Der Monistenbund und die Vertreter der Wissenschaft. — See-Igel-Ei und Metaphysik.

— Die Bedeutung der okkulten Erscheinungen im gegenwärtigen Kampf um die Weltanschauung. — Viele Leser bezeugen, daß ihnen der „Geisteskampf“ durch eine sichere Orientierung über alle Fragen des gegenwärtigen Geistes- und Kulturlebens unentbehrlich geworden. Wir können das wohl verstehen und empfehlen allen, die das Blatt noch nicht kennen, ein Probeabonnement.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Ein altbewährter, zuverlässiger Führer für Theologen und gebildete Christen, außer der theologischen Literatur auch die philosophische und naturwissenschaftliche, und ferner in dem Beiblatt „Vierteljahrsbericht“ die schöne Literatur behandelnd.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

„Der Türmer.“ Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber Jeanot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pf., Probeheft franko. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Januarheftes: Ein mitteleuropäischer Zollverein. Von Oskar Dahse. — Dem unbekannten Gott! Von Timm Kröger. (Fortsetzung.) — Silvesterbetrachtungen aus Urgroßmutters Zeiten. Von Wilhelm Scheuermann. — Eine gute Tat. Von P. und V. Margueritte. — Die Flucht des Prinzen von Preußen. Nach den Aufzeichnungen des Majors O. (Fortsetzung.) — Verwässerung. Von Fritz Müller-Cannero. — Der junge Treischke. Von Dr. Richard Bahr. — Luftakrobatik. Das Ende des Krieges? — Geschmacks-Demimonde.—Deutschreligion? — Auskunfteien. — Ein Germanenrest, zu tragen peinlich! — Wüstenkönig ist der Löwe! — Geldverdienende Großstadtkinder. — „Submission, Streik und Polizei.“ Von Dr. F. E. S. — Zur Vivesektionsfrage. Von Dr. Esch. — Türmers Tagebuch:*) Ein Schlußwort über 1813. Das Problem des Krieges. Dividenden-Moral. Konfessionslose und Bekenner. — Der Nobelpreis für Literatur. Von Hermann Kienzl. — Alte Moden. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Die Antworten des Herrn Siegfried Jacobsohn. — Die deutsche Sprach- und Literatur-Wissenschaft in Gefahr. Von St. — Von neuer Schönheit. (Zu den Bildern von Leonhard Sandrock.) Von Karl Storck. — Die Berliner Herbstausstellung. Von Storck. — Die Germania mit dem Stülpnäschen. — Parsifal-Vorspiel. Von Karl Storck. — Eine Geschichte der Oper. Von St. — Ein Mahnruf an die Presse. — Auf der Warte. Dürerbund-Mittelstelle und Schrifttums-Instanz. Von Heinrich Driesmans. — Kunstbeilagen (Leonhard Sandrock). — Notenbeilage.

---

*) Das diesmalige Tagebuch des „Türmer“ läßt den Leser Blicke tun in die abgrundstiefe Verworfenheit, Roheit und sittliche Verwahrlosung, die in den Versammlungen sich zeigt, die unter der Leitung des ruchlosen Komitee „Konfessionslos“ in Berlin veranstaltet werden. Es ist der Geist des Abgrunds, der sich hier breit hinpflanzt und jeden niederbrüllt, der auch nur dem Ansehen nach nicht zu der verworfenen Bande gehört. Das läßt ahnen, was kommt, wenn die Stunde schlägt, da diesem höllischen Geist Macht gegeben wird über das Volk.

❦ Magazin ❦
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 16. Band. St. Louis, Mo. Mai 1914.

Der alttestamentliche Prophetismus.

Von Prof. em. E. Otto.

(Schluß.)

Nicht gleiche Gunst ist einem andern Propheten, Uria, widerfahren, der in ähnlichem Sinne wie Jeremia geweissagt und sich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht nach Aegypten entzogen hat, er wird dem Günstlinge Nechos, Jojakim, ausgeliefert und durch denselben hingerichtet. Mag sein, daß das schmerzliche Mitleid mit dem unschuldig vergossenen Blute des Gesinnungsgenossen ihn von neuem aufgeregt und zu neuem Auftreten angetrieben hat (19, 4), er hält eine Volksversammlung im Tale Hinnom und zerbricht vor aller Augen den neugekauften Krug zum Sinnbild der schonungslosen Zerstörung, die Gott durch den König zu Babel über Jerusalem verhängen wird, dann zieht er nach dem Tempel, um im Vorhofe seine Rede zu wiederholen, wird aber vom Tempeloberſten Pashur geschlagen und ins Gefängnis geworfen. Wohl ist er in seiner Ueberzeugung nicht irre gemacht und nicht eingeschüchtert, gleich beim Heraustreten aus dem Gefängnisse kündigt er dem stolzen Priester seine Strafe an, was ihm der Herr in den Mund gelegt hat, das muß heraus, und koste es zehnmal das Leben, aber tief brennt doch die Empfindung in seiner Seele, daß dies ganze Kampfesleben, zu dem er genötigt ist, mit seiner innersten Naturanlage in Widerspruch steht. Mit dem so ganz auf Liebebedürftigkeit angelegten, mit Sehnsucht nach Frieden erfüllten Gemüte muß er ohne Freude, ohne Liebesgemeinschaft (16, 1), ohne Anerkennung, nur verachtet, gehaßt und verfolgt durchs Leben gehen, kein Wunder, daß ihn die schwersten Anfechtungen heimgesucht haben, denen er mit leidenschaftlicher Offenheit Ausdruck gibt (20, 9. 14). Weil er selbst nicht mehr öffentlich im Tempel auftreten darf, versucht er es, durch Schrift auf sein Volk zu wirken. Gott heißt ihn, eine Wiederholung aller seiner Reden, die er seit den Tagen Josias gehalten, schriftlich abzufassen, er diktiert sie seinem Schüler Baruch und beauftragt diesen im fünften Regierungsjahre Jojakims, diese Schrift bei Gelegenheit eines Festes im Tempel öffentlich zu verlesen. 36, 9. Die Reden machen großen Eindruck, das Volk ent-

setzt sich, die Fürsten laden Baruch vor und beschließen, die Schrift vor den König zu bringen, der aber zerschneidet die Blätter mit kaltem Hohn und wirft sie ins Feuer. Er befiehlt die Gefangennehmung Jeremias und Baruchs, aber „Der Herr hatte sie verborgen.“ So lange Jojakim lebt, ist der Prophet zur Zurückgezogenheit genötigt, aber er läßt die vernichtete Buchrolle durch Baruch von neuem ersetzen und durch neue Zusätze vermehren. Das dem Könige angedrohte Gericht hat nicht lange warten lassen, wenn auch noch nicht gleich im erwarteten Umfange. Ueber Zeit und Umstände des ersten Einfalls der Chaldäer ist uns nichts genaueres bekannt. Wahrscheinlich hat Jojakim sich beim Herannahen Nebukadnezars demselben freiwillig unterworfen, nach dreijähriger Untertänigkeit aber hat er sich doch empört, und nun überziehn die Heere der Chaldäer und der verbündeten Nachbarvölker das Land, „um Juda zu verderben.“ 2. Kön. 24, 2. Welches Schicksal Jojakim gehabt, ist unbekannt, nach 2. Kön. 24, 6 scheint es, daß er eines natürlichen Todes gestorben ist, aber die zweimalige Drohung Jeremias 22, 19 und 36, 30 prophezeit ihm ein gewaltsames Ende.

Nun geht es gewaltsam abwärts. Die Macht Aegyptens, an der man bisher immer noch eine Art Rückhalt gegen die Chaldäer gehabt, ist gebrochen. „Der König von Aegypten zog nicht mehr aus seinem Lande.“ Der Nachfolger Jojakims, Jojachin, den Jeremias Jechonja oder Chonja nennt, hat nur noch eine in Trümmer zerfallende Herrschaft geerbt, „welch ein elender, verachteter, verstoßener Mensch ist doch Chonja,“ er vermag dem Angriffe Nebukadnezars keinen Widerstand entgegenzusetzen und wird samt seiner Mutter und vielen der Vornehmsten ins Exil geführt. Der von Nebukadnezar zum Nachfolger eingesetzte Zedekia ist nur noch babylonischer Vasall. Im Vergleich zu seinen Vorgängern ist er weniger verhärtet und den Warnungen des Propheten zugänglicher 21, 2; 37, 3, aber charakterlos und schwankend. Unter seiner Regierung tritt Jeremias wieder in bedeutenderem Maße als Führer in die Oeffentlichkeit, wenigstens haben wir aus diesen elf Jahren die meisten bestimmten Nachrichten über seine prophetische Tätigkeit. Die Stellung des Propheten ist unentwegt dieselbe, den Gang der Dinge hat er in seinen Hauptzügen vorausgezeichnet, schon im vierten Jahre Jojakims 25, 11, hat er die Verwüstung des Landes durch den Babylonierkönig und die darauffolgende langjährige Gewaltherrschaft Babels geweissagt, aber zugleich auch mit gleicher Gewißheit hinzugesetzt, daß Babel nicht in Ewigkeit triumphieren wird, sondern daß nach abgemessener Zeit auch Babel seinen Richter finden und das Gefängnis des Volkes Gottes gewendet werden wird. Diese Grundzüge der vorausgeschauten Entwickelung der Dinge hat er bei verschiedenen Gelegenheiten und in verschiedenen Formen immer wieder dem Volke vorgehalten. Diese Gewißheit aber hat ihn nicht abgehalten, menschlich zu hoffen und warnend den Weg zu weisen, auf welchem das Schlimmste abgewendet werden könnte, (4, 1ff 24, 6 u. a.), er ist kein Fatalist, die Ergebung in Gottes Willen, auf die er dringt, ist keine resignierte Unter-

werfung unter unerbittliches Schicksal, sondern ruht auf der sittlichen Ueberzeugung, daß der Gnadenwille Gottes sich nur vollziehen kann durch die Bekehrung des Menschen. Darum hat er von allen andern Versuchen, von der Aufbietung anderer Kräfte zum Widerstande gegen die Chaldäer abgeraten und Demütigung unter das verdiente Schicksal verlangt. Unter Voraussetzung aufrichtiger Bekehrung des Volks mag er wohl gehofft haben, daß die Hinwegführung der Gefangenen unter Jechonja die letzte sein möge, daß die übrigen im Lande würden bleiben, ja die Gefangenen bald wieder in die Heimat zurückkehren dürfen. Da aber diese Bekehrung immer ausblieb, mußte der Prophet auch immer wieder darauf zurückkommen: „Es bleibt dabei, Jerusalem wird zerstört und ihr werden gefangen geführt." Ihm und der ihm anhangenden Minorität stand gegenüber die weit zahlreichere Partei der nationalstolzen Patrioten, die den Stand der gewöhnlichen Propheten auf ihrer Seite hatten. Ihnen galt die Unzerstörbarkeit Jerusalems als Dogma, die Aufwendung aller Kräfte zur Verteidigung als höchste Pflicht, die Erwartung der göttlichen Hilfe in gerechter Sache als selbstverständlich. Der König verhält sich schwankend zwischen beiden Richtungen. Eine Zeitlang scheinen die Warnungen Jeremias Eindruck gemacht zu haben, doch unter heftigem Widerstande der Gegenpartei.

Den Inhalt seiner Rede anschaulich und eindrucksvoller zu machen, wendet der Prophet ein drastisch symbolisches Mittel an, er legt sich ein Joch um den Hals und geht damit herum, schickt auch ein solches an den König Edoms, um demselben warnend kund zu tun, wie aller Widerstand vergeblich und Beugung unter das Unvermeidliche das Ratsamste sei. Ein Prophet der Gegenpartei, Hananja, reißt dem Jeremias das Joch vom Halse und zerbricht es, dann verkündet er „im Namen des Herrn Zebaoth," daß also die Macht des Königs von Babel zerbrochen werde, „binnen zwei Jahren wird Jechonja aus Babel wiederkehren und die geraubten Tempelschätze zurückgebracht werden." Jeremia kündigt dem Lügenpropheten den baldigen Tod an, und da derselbe im Laufe selben Jahres eintritt, kann dies nicht ohne ernsten Eindruck geblieben sein. Aber die Warnungen des Unglückspropheten werden dem Könige doch mehr und mehr zuwider 32, 3, er gibt der Gegenpartei Gehör, und im Vertrauen auf Aegyptens Hilfe bricht er den Treueid, den er Nebukadnezar geleistet. Jeremias wird ins Gefängnis geworfen. Die Folge ist, daß Nebukadnezar wider Juda heranzieht, die festen Städte des Landes erobert und die Belagerung Jerusalems selbst beginnt, im neunten Jahre Zedekias. Eine Zeitlang scheint die Sache eine für die Belagerten günstige Wendung zu nehmen. Es fehlt nicht an einer Art religiöspatriotischer Erweckung, man beschließt, den göttlichen Beistand durch eine edelmütige Leistung zu verdienen, ein Freijahr auszuschreiben und die einheimischen Knechte und Mägde frei zu geben, 34, 8, auch Jeremias wird aus seiner Haft wieder für eine Zeit entlassen. Der Heranzug eines ägyptischen Heeres veranlaßt die Chaldäer, sich gegen dasselbe zu wenden und die Belagerung Jerusalems vorerst aufzugeben 37, 5.

Sofort zeigt sich wieder die hochmütige Sicherheit, der Anflug von Bekehrung ist verhaucht, an die Lösung des in der Not getanen Gelübdes denkt man nicht mehr. Da tritt der Strafprediger wieder auf und verkündigt nun definitiv den Untergang der Stadt; dasselbe läßt er auch dem Könige melden, als derselbe Boten an ihn schickt, um ihn aufzufordern, für ihn zu beten, 37, 3.

Die Hoffnung des Propheten geht nicht mehr auf die nahe Gegenwart. Die Rückkehr der Chaldäer und die Wiederaufnahme der Belagerung, sowie das Endresultat derselben gelten ihm als unabwendbar, seine Gedanken und Hoffnungen sind in die ferne Zukunft gerichtet, gerade in dieser Lage, wo er im Vorhofe des Gefängnisses in weiterer Haft gehalten ist, empfängt er die tröstlichsten Verheißungen über die einstige Zurückführung der Gefangenen Judas und Israels 33, 6ff. und er gibt einen bedeutenden Tatbeweis der unerschütterten Gewißheit seines Glaubens. Sein Verwandter aus Anathot ist zu ihm gekommen und hat ihm angeboten, ein Stück Feld von ihm zu kaufen, da er als nächster Verwandter das erste Einlösungsrecht daran habe. Jeremia kauft den Acker, von dem er selber nicht mehr ernten wird, er vertraut der Verheißung Gottes, der ihm gesagt hat: „Gleichwie ich über dies Volk habe kommen lassen das große Unglück, also will ich auch über sie kommen lassen all das Gute, das ich ihnen verheißen habe, und sollen noch Aecker gekauft werden in diesem Lande.“ 32, 42. Wie er hinaus gehen will nach Anathot, um seinen Acker in Besitz zu nehmen, wird er vom Torhüter festgenommen unter der Anklage, daß er zu den Chaldäern überlaufen wolle, und trotz seines Widerspruchs wird er von übelgesinnten Richtern wieder zum Kerker verurteilt. Der König, der sich einer scheuen Ehrfurcht vor dem Manne Gottes nicht erwehren kann, ist doch nur ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Ratgeber, er hätte gerne vermittelt, wenn nur der Prophet etwas von seiner Schroffheit nachlassen wollte, heimlich läßt er den Gefangenen in den Palast holen und fragt ihn: „Hast du kein Wort des Herrn an mich, etwas besseres, nachgebenderes?“ Jeremia aber bleibt bei seiner Botschaft. „Ja,“ antwortet er, „du wirst in die Hände des Königs der Chaldäer gegeben werden.“ Verstimmt entläßt ihn der König, bei solcher Hartnäckigkeit des Propheten kann er nichts für ihn tun, sonst würde er es ja mit der ganzen Kriegspartei verderben; also zurück in den Kerker. Die Fürsten aber, erbittert über den nicht mundtot zu machenden Unglückspropheten, dessen Wort auch über die Kerkermauern hinausreicht, fordern den König auf: „Laß den Mann töten, er macht uns das Kriegsvolk abwendig.“ Zedekia hat große Aehnlichkeit mit Pilatus, den Befehl zur Hinrichtung zu geben, kann er sich nicht entschließen, aber: „nehmt ihn hin und richtet ihn nach eurem Gesetz,“ heißt's auch bei ihm. Da nehmen sie ihn und lassen ihn in die Schlammgrube werfen, daß er elendig umkomme. Das war schlimmer als Hinrichtung, und so erwacht auch bei Zedekia noch einmal ein Pilatustrotz, er zeigt den Fürsten, daß er sich doch nicht alles bieten lassen will, und läßt den Propheten durch einen niederen

Hofbeamten aus der schauerlichen Lage befreien. Noch einmal läßt er den Propheten vor sich führen, um zum letzten Male und definitiv Bescheid aus Gottes Munde zu erfragen, aber Jeremia bleibt bei der alten Weisung: „Wirst du hinausgehen zu den Fürsten des Königs zu Babel, so sollst du leben bleiben und diese Stadt soll nicht verbrannt werden, wirst du nicht hinausgehen, so wird die Stadt mit Feuer verbrannt werden und du wirst ihren Händen nicht entrinnen.“ 38, 17.

Den Rat des Propheten anzunehmen, kann sich der König nicht entschließen, wieder aus Menschenfurcht, doch läßt er demselben anständiges Gefängnis und Schutz gegen rohe Vergewaltigung zuteil werden. Bald darauf kam das Ende; am neunten Tage des vierten Monats des elften Jahres Zedekias, etwa ein und einhalb Jahre nach dem ersten Anfange der Belagerung ward die Mauer der Stadt von den Belagerern durchbrochen. Zedekia sucht sich mit einem Teile des Heeres durch nächtliche Flucht zu retten, wird aber von der Reiterei der Chaldäer eingeholt und gefangen genommen. Was aus ihm geworden ist, wissen wir nicht; wenn die Weissagung, die ihm der Prophet einst in Hoffnung auf seine Bekehrung zugerufen hat, daß er in Frieden sterben und mit feierlichem Leichenbegängnis beklagt werden solle, 34, 4, an ihm in Erfüllung gegangen ist, so ist sie jedenfalls erst nach furchtbaren Züchtigungen erfüllt worden.

Für Jeremia bedeutete der Fall Jerusalems zunächst eine Besserung seiner Lage. Seine politische Stellung muß den Chaldäern bekannt gewesen sein, woraus zu sehen ist, daß er eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben gespielt haben muß. Er wird von den Chaldäern mit Achtung behandelt und ihm die Wahl gelassen, ob er mit nach Babel ziehen oder im Lande bleiben wolle. Da er das letztere vorzieht, wird er dem von Nebukadnezar eingesetzten Statthalter Gedalja zur besonderen Obhut übergeben. Derselbe wird nach kurzer Zeit von Verschwörern ermordet, man verfolgt die Mörder aber kann ihrer nicht habhaft werden und fürchtet nun die Rache der Chaldäer. Das Volk wendet sich an Jeremia, um von ihm ein Wort Gottes zu erfragen, ob es die Strafe der Chaldäer abwarten oder sich derselben durch Auswanderung nach Aegypten entziehen solle, die Hauptleute versprachen, sich dem Bescheide des Propheten unbedingt zu unterwerfen. Nach zehntägiger Wartezeit empfängt derselbe eine göttliche Offenbarung, auf Grund deren er dem Volke den Plan der Auswanderung entschieden widerrät. Wenn sie im Lande blieben, werde Gott sie schützen, daß sie sich nicht vor dem Könige zu Babel zu fürchten brauchen, während sie in Aegypten mit Verderben durch Schwert, Hunger und Pest heimgesucht werden würden. Das Wort des Propheten findet trotz des gegebenen Versprechens kein Gehör, das Volk wählt seinen eignen Weg und zwingt nun gar den Propheten mit auszuwandern. Unermüdlich, aber auch vergeblich wie daheim sucht er auch in der Fremde unter aufgezwungenen Verhältnissen zu warnen und zu retten. Er erschüttert das törichte Vertrauen des Volks auf Aegyptens Hilfe, indem er in symbolischer Handlung den Sturz der

Aegyptermacht und die Zerstörung seiner Götzenhäuser durch Nebukadnezar bestimmt voraussagt, 43, 8, aber auch die bald eintretende Erfüllung dieser Vorhersagung öffnet dem verblendeten Volke die Augen nicht, und es schiebt nun die Schuld seines Unglücks geradezu auf Jehova; vom Weiberregiment verführt, lassen die Männer sich betören, daß die Königin des Himmels, die kuhköpfige Astarte oder Isis, die bessere Helferin sei. Jeremia soll nach späterer Sage in Tachpanhes vom Volke gesteinigt worden sein, und das hat gar nichts Unwahrscheinliches.

Das ist in gedrängtem Umriß das äußere Lebensbild des großen Gottesstreiters, es läßt schon für sich genügenden Einblick auch in das innere Leben desselben tun, aber er hat auch selbst mehr als ein anderer Prophet absichtlich und unabsichtlich, sozusagen, sein Herz geöffnet. Er tritt uns entgegen als einer, der sein Leben verloren hat im Gotteswillen, nicht mit der Absicht, es wieder zu gewinnen, sondern weil er nicht anders kann, weil Gott es ihm genommen hat. Er selbst hat, das fühlt er, von seinem Leben nichts, Gott hat alles, aber so soll es auch sein. Jeremia ist der letzte der Propheten, der für die Aufrechterhaltung des alten Ideals Israels gestritten hat, noch bis zur letzten Stunde hat er's für möglich gehalten, daß die Zerstörung der Stadt abgewendet werde. Aeußere Unabhängigkeit oder gar äußere Herschergewalt über alle andern Völker gehört ihm nicht zu den Erforderniſſen des Reiches Gottes, warum sollte dasselbe nicht auch unter babylonischer Oberherrschaft erblühen können, wie er sich's gedacht, wenn nur das Gesetz Gottes in die Herzen geschrieben wäre. Da die tatsächliche Erfahrung ihn immer mehr lehrt, daß die Bedingung des Heils, die aufrichtige Bekehrung nicht eintritt und der Untergang sonach unvermeidlich ist, gibt er darum doch die Zuversicht nicht auf: Gott wird sein Ziel doch erreichen, Israel wird durch eine lange Züchtigung hindurch müssen, aber das Ziel derselben ist doch nicht Vernichtung, sondern Rettung, denn das Wesen Gottes ist doch die Liebe, 31, 3, ein Rest wird überbleiben und Gnade finden, und dann, wenn der neue Bund zustande gekommen ist, dann wird auch der äußere Segen nicht ausbleiben, das wüste Land wird wieder blühen, man wird Aecker und Weinberge kaufen und Wohnungen der Hirten werden sein, man wird hören Geschrei von Freude und Wonne, die Stimme des Bräutigams und der Braut. Kurz, das Ideal des Reiches Gottes, wie es der Prophet ausmalt, ist der Zustand einer auf wahrer Sittlichkeit gegründeten hier auf Erden verwirklichten Glückseligkeit.

Welchen unheilvollen Eindruck die Zerstörung der heiligen Stadt und des Tempels auf die Masse des Volks zu machen drohte, sieht man am Verhalten des Volks gegen Jeremias in Aegypten. Der Gott Israels, den man immer als den Weltherrn gepriesen, in dessen Uebermacht über alle Götter man die Bürgschaft für die Erfüllung der stolzesten Hoffnungen zu besitzen gemeint hatte, war unterlegen, entehrt, was lag näher als der Schluß: „mit Jehova ist's nichts, es gibt bessere

Götter." Daß bei der ohnehin schon unausrottbar vorhanden gewesenen Neigung zum Götzendienste der Glaube des Volks an seinen Gott als den Weltengott nicht ganz verloren, sondern im Gegenteil erstarkt ist, dazu bedurfte es einer starken Gegenwirkung gegen die natürliche Geistesströmung. Die Werkzeuge, deren sich Gott dazu bedient hat, waren wieder die Propheten. Wie viele ihrer gewesen sein mögen, die in einem Geiste gewirkt haben, wissen wir nicht, als Repräsentanten dieser Klasse von Hütern und Wächtern sind uns die zwei, Hesekiel und Deuterojesaja bekannt.

Hesekiel ist wohl nicht in gleichem Maße ein Volksmann und öffentlicher Redner gewesen wie sein älterer Zeitgenosse Jeremia, wohl geht er auch unter das Volk, 3, 15, häufiger noch kommen die Aeltesten zu ihm, aber die im Buche enthaltenen Reden sind jedenfalls größtenteils nicht Aufzeichnungen vorher gehaltener mündlicher Vorträge, sondern schriftstellerische Komposition. Auch die von ihm berichteten symbolischen Handlungen, mögen sie nun bloß schriftstellerische Einkleidung oder tatsächlich von ihm verrichtet sein, sind nicht darauf berechnet, von Zuschauern wirklich mit angesehen zu werden, sondern sind zum Teil offenbar in der Einsamkeit verrichtet, zum Teil wenigstens für die nicht sichtbar, für die sie zunächst gelten sollten. Er ist also vorwiegend schriftstellernder Prophet. Natürlich wird er dessen vergewissert gewesen sein, daß seine Weissagungen auch zu den Ohren des Volks gelangt sind, mag er nun selbst die geschriebenen Reden vorgelesen oder sonst Wege der Verbreitung benutzt haben, und es ist jedenfalls nicht so zu denken, daß er sein Buch bis zur Fertigstellung aufbewahrt und erst als ein Ganzes veröffentlicht habe, sondern die Reden sind auf eine Wirkung in der jeweiligen Gegenwart berechnet und in der zeitlichen Folge, wie sie geschrieben sind, auch veröffentlicht worden. Hesekiel steht sonach nicht so unmittelbar inmitten der Strömung des Volkslebens, redet gewissermaßen mehr von einem Piedestal herab, aber ein kraftvoller Rufer ist er gewesen. Vor allem ist er sich seines ihm von Gott aufgetragenen Berufs gewiß, die ihm von Gott aufgetragene Botschaft muß ausgerichtet werden, „sie hören's oder lassen's." Charakteristisch für ihn ist, wie er stets die Anrede Gottes an ihn vernimmt: „Du, Menschenkind," spricht Gott allezeit zu ihm, du Staubgeborner; er hat es tief erfahren, daß Gottes Gedanken andere und höhere sind als Menschengedanken, und daß den wunderbaren Schicksalsfügungen gegenüber, die Gott über sein Volk verhängt hat, das erste gebührende Gefühl die sich in den Staub werfende Demut sein muß.

Hesekiel ist einer der Vornehmen gewesen, die mit Jechonja in die Verbannung geführt sind, und die Jahre seiner Verbannung, nach denen er seine Weissagungen zum Teil ausdrücklich datiert, sind identisch mit den Regierungsjahren Zedekias; er hat sonach die Schicksale, in deren Mitte Jeremia gekämpft und gelitten hat, nur aus der Ferne mit angesehen, aber seine Gedanken weilen vornehmlich bei Jerusalem, und wenn er auch selbstverständlich auf seine Mitgefangenen zu wirken gesucht hat,

so geschieht es doch immer im Hinblick auf Jerusalem. Waren doch die Gedanken derselben zumal auf Jerusalem gerichtet, so daß es bei ihnen hieß: „Vergesse ich dein Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen," man pries diejenigen glücklich, die hatten daheim bleiben dürfen, man trug sich mit eitlen Hoffnungen, daß bald von Jerusalem der Befreier ausgehen werde, der die Gefangenen erlösen und zurückführen werde. Auch des Propheten Heilserwartung ist in diese Form gefaßt: die Gnadenzeit wird auf den Bergen Israels erlebt werden. (20, 40.) Aber ehe es dazu kommt, muß sich das furchtbare Geschick über Jerusalem vollziehen. Mit harter Stirn, härter als Diamant (3, 9), tritt er unerbittlich in Wort und symbolischer Handlung den optimistischen Erwartungen entgegen als Buß- und Gerichtsprediger; mit heftiger Anklage führt er aus, wie die ganze Geschichte seines Volkes eine Geschichte fortwährenden Abfalls gewesen, wie Jerusalem es schlimmer getrieben habe wie Sodom, und deswegen fürs unnachsichtigste Gericht reif sei. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Bildersprache des Propheten, öfters zu breit ausmalend, heftig und derb ist. Das ist der Inhalt der ersten 24 Kapitel, deren Datierung bis zum neunten Jahre Zedekias, bis zum Beginn der Belagerung Jerusalems reicht. Dann folgen Kapitel 25 bis 32 die Weissagungen über fremde Völker, unter denen auffälliger Weise eine solche über Babel fehlt. Der Inhalt der nächsten Kapitel (33—39) ist anders geartet, hier tritt der Prophet als Tröster und Heilsverkündiger auf. Diese Gruppierung der Reden nach der Verschiedenheit ihres Inhalts mag nur auf redaktioneller Anordnung beruhen, denn niemals hat ein Prophet nur Gericht gepredigt, ohne das Erbarmen Gottes hindurch blicken zu lassen, und die Heilsverheißung fehlt doch auch im ersten Teile nicht. (11, 17 u. a.) Aber das Wahrscheinlichste ist doch, daß die Reihenfolge der Weissagungen auch ihrer tatsächlichen Entstehungszeit entspricht. Nachdem der lange angedrohte Schlag nun wirklich gefallen ist, hat der Prophet allerdings mehr zu tun, als mit einem fruchtlosen "I told you so" zu triumphieren, sondern es galt aufzurichten und dann auch andern den Trost mitzuteilen. Und woran konnte der Prophet sich aufrichten? Waren etwa schon Symptome einer Wendung zum Bessern vorhanden? Zeigte sich schon etwas von der heilsamen Wirkung der Züchtigung? Unwürdig ist nach der strengen Anschauung des Propheten das Volk nach wie vor, nicht um irgendwelcher Beschaffenheit des Volkes, sondern schlechthin um seiner selbst willen, nicht einmal um seiner Liebe und Barmherzigkeit willen, sondern um seiner Ehre willen, damit sein Name nicht länger unter den Heiden verlästert werde, wird Gott helfen. (36, 32.) Solche Hilfe wird allerdings nicht kommen ohne eine innere Umwandlung der Menschen, aber dieselbe ist ausschließlich Gottes eignes Werk: „Ich will rein Wasser auf euch gießen und euch ein neues Herz geben." (36, 26.) Selbstverständlich gehört zum Bilde der dereinstigen Segenszeit auch der Davidssohn auf dem Throne des wiederhergestellten Reiches, doch von einer messianischen Mittlertätigkeit desselben wird

nicht geredet, das Retteramt wird ausschließlich Gott zugeschrieben, er allein kann das Leichenfeld wieder beleben. Der letzte eigentliche Weissagungsspruch (Kap. 38 u. 39), der von einem Kampfe des Volkes Gottes nach seiner Wiederherstellung im heiligen Lande gegen einen furchtbaren Feind handelt, welcher vor den Mauern der heiligen Stadt vernichtet werden wird, mag wohl durch besondere Zeitereignisse veranlaßt worden sein, über die wir keine nähere Kunde besitzen, er führt aber den schon von den älteren Propheten vielfach ausgesprochenen Gedanken aus (38, 17, 39, 8), daß das Reich Gottes, auch nachdem es durch Gottes Güte und Macht schon feste Gestalt gewonnen hat, doch noch furchtbare Bestreitung seitens der Weltmacht zu bestehen haben wird, bis der völlige Friede eintritt.

Der letzte Weissagungscyclus (Kap. 40—48) vom vierzehnten Jahre nach der Zerstörung Jerusalems an gehalten, läßt voraussetzen, daß der Prophet die Rückkehr in die Heimat als eine in naher Zeit erfüllbare Möglichkeit angesehen und sich mit Entwürfen getragen hat, wie sich die Neuordnung der Dinge zu vollziehen habe; bei ihm gestaltet sich alles zu Visionen, und so sind in dem von ihm gezeichneten Zukunftsbilde Züge enthalten, die nur als sinnbildliche Einkleidung einer in ihrer eigenen Erhabenheit unaussprechbaren Idee aufgefaßt werden können (47, 1—12), aber überwiegend enthält es doch Entwürfe und Ratschläge für eine zukünftige Ordnung der Dinge, die in der Praxis wohl durchführbar gewesen sein würden, wenn überhaupt die Rückkehr aus dem Exil sich in dem Vollsinne vollzogen hätte, wie der prophetische Ideenflug sie dargestellt. Hesekiel ist der echte jüdische Priester, allerdings im besten Sinne des Wortes, und die Anbetung Gottes in Wahrheit kann er sich nicht anders denken als in den Formen des levitischen Gottesdienstes. Ist es auch eine Extravaganz, zu der die moderne Kritik sich eine Zeitlang hat gehen lassen, daß der Gesetzgebung Hesekiels gegenüber der des dritten Buches Mose die Priorität zukomme, daß sie das Muster gebildet habe, nachdem die Verfasser des Priester-Codex sich gerichtet, so ist es doch nicht zu verkennen, daß der Geist Hesekiels den seines Volkes für die nächsten Jahrhunderte wesentlich bestimmt hat, so daß es in gewissem Sinne seine Richtigkeit hat, zu sagen, Hesekiel sei der Vater des nachexilischen Judentums. Die Zerstörung Jerusalems, trotz der auf ihm ruhenden Verheißungen, ist kein Beweis für die Ohnmacht Jehovas, noch für die ewige Verwerfung Israels als seines Volkes, sondern ein Beweis für die vergeltende Gerechtigkeit. Um seiner Schuld willen ist das Unglück über Israel gekommen, aber es wird auch aufhören, sowie die rechte Bekehrung eintritt, denn die Vergeltung ist eine individuelle, nicht um der nicht hinwegzuschaffenden Schuld der Väter willen werden die Kinder leiden müssen, sondern nur um ihrer eigenen willen. Die Form, in welcher die Bekehrung sich ausprägen muß, ist die Beobachtung des Gesetzes. Indem Hesekiel als Seelsorger seines Volks diesen Vergeltungsgedanken kräftig geltend gemacht hat, ist er ein Werkzeug Gottes gewesen,

das Volk vor religiösem Zusammenbruche zu retten, und hat zugleich die religiöse Weiterentwickelung desselben für die Zukunft wesentlich beeinflußt.

Wie der Geist Gottes in den Zeiten des Exils weiter an und in seinem Volke gewirkt hat, das zeigt der Schriftkomplex, der unter dem Namen des zweiten Teiles Jesajas geht, der der biblischen Wissenschaft besonders schwere Rätsel zu lösen gestellt hat. Es hat ja eine Zeit gegeben, und ist vielleicht für manche noch nicht vorüber, wo die Auslegung sich für verpflichtet hielt, den Wert dieser Schriftensammlung von der Aufrechterhaltung der Tradition über ihren Verfasser abhängig zu machen, „Jesaja, nicht Pseudojesaja" hieß das Losungswort, entweder ists Weissagung oder Fiktion. Im Ganzen, wird man einfach referierend sagen müssen, ist bei den wissenschaftlichen Auslegern heute diese Stellungnahme nicht mehr vertreten, „Deuterojesaja, nicht Pseudojesaja," heißt es heute. Für die Auslegung selbst hat der Austrag dieses Streites, wenn er fortgesetzt werden sollte, keine Bedeutung. Soviel ist ja gewiß, niemand kann den Inhalt dieser Schriften verstehen, der sich nicht klar darüber ist, auf welchem Boden der oder die Verfasser sich bewegen, was der Schauplatz und was die Gegenwart ist, von wo aus der Blick in die Zukunft gerichtet wird; es kann kein Zweifel sein, daß der Ort Babylon, für die letzten Kapitel vielleicht das im Wiederaufbau begriffene Jerusalem ist, und die Zeit ist das sich zu Ende neigende Exil. Wer sich nun mit der Vorstellung vertraut machen kann, daß der Zeitgenosse des Ahas und Hiskia sich im Geist an fremden Ort und in ferne Zukunft versetzt, und von da aus für eine spätere Generation geredet habe, der wird doch über das, was der Prophet um sich geschaut und zu sagen gehabt hat, zu keinem andern Resultat gelangen als der, welcher ihn für einen Zeitgenossen des Exils mitten in der Bewegung stehend, ansieht. Heute handelt es sich unter den Auslegern nur noch um die Nebenfrage, ob die Anreihung dieses Weissagungs-Cyclus an den ersten Teil des Jesajabuches erst von späteren Sammlern der Prophetenschriften herrühre, die demselben um seines Tones und Inhalts willen den Ehrenplatz neben den Worten des königlichen Propheten zuerkannt haben, oder ob der Verfasser selbst unter dem Namen des Jesaja geschrieben hat, und sonach ein erster Vertreter jener später in der israelitischen Literatur geradezu vorherrschenden pseudonymen Schriftgattung gewesen ist, bei der es ja ganz und gar nicht auf Täuschung abgesehen war, sondern darauf, dem Inhalte als mit den Gottesoffenbarungen der Vorzeit übereinstimmend größeren Eindruck zu verschaffen.

Ueber die Person und die Lebensverhältnisse dieses großen Belebers und Leiters wissen wir nichts. Es ist wohl kaum denkbar, daß ein so geisterfüllter Mann, so wachsam aufmerkend auf den Schritt Gottes in der Geschichte, so voll brennenden Eifers, sein Volk zum Bewußtsein seines Berufes zu bringen, sozusagen nur von der Stille des Schreibtisches aus zu wirken gesucht und verstanden habe, daß er nicht

zugleich im lebendigen Verkehre mit seinen Zeitgenossen gestanden und nicht vorwärtstreibend und gegenkämpfend den mächtigsten maßgebenden Einfluß auf das Verhalten seines Volkes ausgeübt habe. Aber wir können nur unbestimmte Schlüsse machen aus seinen Schriften, die wir doch irgendwie als den Niederschlag seiner Lebenserfahrungen ansehen müssen. Noch ist Babels Macht ungebrochen, sein Götzendienst übt den verführerischsten Einfluß aus, Kirchhofsruhe lagert über dem gefangenen Volke, es hat sich in sein Schicksal ergeben, niemand bemerkt die am Horizont aufsteigende kleine Wolke, die das zerstörende Ungewitter über Babel entladen wird; der Prophet erkennt sie, und er schaut in dem anfänglich noch wenig beachteten Koresch das Werkzeug Gottes zur Erlösung seines Volks, er nennt ihn Knecht Gottes und erwartet von ihm das Höchste (44, 28): „Der ist mein Hirte, und soll all meinen Willen vollenden, daß man sage zu Jerusalem: sei gebauet, und zum Tempel: sei gegründet.“ In vollem Maße hat sich die Erwartung des Propheten nicht erfüllt, aber er hat auch seine Hoffnung im letzten Grunde nicht auf Koresch gebaut, sondern auf Gott. Im zweiten Abschnitte des Buches (Kap. 49—55) ist von Koresch nicht mehr die Rede, die Erwartung einer baldigen Befreiung tritt zurück, an dem Vorbilde des leidenden Knechtes Gottes wird dem Volke die Notwendigkeit geduldigen Harrens und der Wert des gerechten Leidens vor Augen geführt, Gottes Heilsrat besteht dennoch, das einmal angekündigte Heil wird sich endlich durchsetzen, „ob Berge weichen und Hügel hinfallen.“ (54, 10.) So hat der Prophet über die Wartezeit hinweg zu helfen gesucht. Die angekündigte Befreiung ist denn doch gekommen, freilich wohl nicht unter allen Begleiterscheinungen ungemischter Freude und ungetrübter Sicherheit, wie sie der Prophet ausgemalt hatte (55, 12), sondern auch in Jerusalem hat es zu sorgen, zu kämpfen, zu ordnen und zu strafen gegeben. Die letzten Abschnitte des Buches (Kap. 56 bis 66) führen augenscheinlich mehr in jerusalemitische Verhältnisse, und es ist das Wahrscheinliche, daß der Prophet an der Rückwanderung teil genommen und bis zu seinem Lebensende in Jerusalem gewirkt haben mag. So rege, aktive Beteiligung aber an den Bewegungen seiner Gegenwart wir dem Propheten zutrauen, sein Blick geht doch immer weit hinaus über Zeit und Welt, im zeitlichen und irdischen Geschehen sieht er nur das Hereinleuchten des Ewigen, er ist Eschatalog im vollen und besten Sinne.

Die Katastrophen des sechsten Jahrhunderts haben einen tiefen Einschnitt nicht nur in der äußeren, sondern auch in der inneren Geschichte des Volkes Israel gemacht, und somit auch die Stellung der Prophetie beeinflußt; die nachexilischen Propheten setzen natürlich das Werk der vorexilischen fort, aber trotz der individuellen Verschiedenheit unter einander, haben sie doch gemeinsame Züge, durch die sie sich von den vorexilischen unterscheiden. Es handelt sich hierbei nicht um scharfe Gegensätze, sondern um nur teilweise zutreffende Nüanzierungen. Unnötig ist für die späteren Propheten die Rüge des groben Götzendienstes

und die Warnung vor Abfall zu demselben geworden. Bei keinem finden wir so kühne Auslassungen über den Unwert der äußerlichen Gesetzlichkeit ohne sittliche Umkehr, wie etwa bei Micha oder Jeremia, vielmehr einen moralisierenden Eifer nicht bloß für das Sittengesetz, sondern auch für die kultischen Beobachtungen. Im Vergleich zu der sich auf Gottes unmittelbares Geheiß berufenden Originalität der früheren Propheten zeigt sich eine an Vorbilder sich anlehnende konservativ fortpflanzende Haltung. Bei den früheren Propheten ist der Blick in die Zukunft mehr auf ein bestimmtes Zentrum gerichtet, alle Unheilverkündung konzentriert sich um die Zerstörung der Stadt, alle Heilsverheißung um die Restitution derselben. Das fällt bei den nachexilischen fort, einerseits haben sie es mehr mit anderen konkreten Angelegenheiten der Gegenwart zu tun, Tempelbau und dergleichen, andererseits wird das handelnde Eingreifen Gottes mehr in eine unbestimmte Ferne ans Ende verlegt. Auch die eigentlich messianische Idee tritt bei den Späteren stärker hervor, während bei den Früheren mehr Gott selbst als Ausführer des Heils betrachtet ward.

Vom Propheten Haggai besitzen wir nur einige kurze Worte, wahrscheinlich nicht von ihm selbst geschrieben, sondern aus einem geschichtlichen Werke über ihn und den Tempelbau entnommen. Infolge der eifersüchtigen Anklagen der Samaritaner war der unter Cyrus kümmerlich begonnene Tempelbau unterbrochen und fünfzehn Jahre lang liegen geblieben. Das Volk hat sich an den Mangel gewöhnt und hat begonnen, auch ohne Tempel sich im Lande heimisch zu machen. Da mahnen Haggai und Sacharja an die vergessene Pflicht (Esra 5, 2), und angetrieben durch dieselbe, wie auch wohl im Vertrauen auf den kürzlich eingetretenen Regierungswechsel im Perserreiche, getraut sich der Stadthalter Serubabel, den Bau in Gottes Namen wieder aufzunehmen, und es galt nun, das Volk zur Beteiligung an dem Werke zu animieren unter Hinweis auf den Unsegen, der bisher um der Unterlassungssünde willen auf dem Lande gelastet. Mit dieser unmittelbar praktischen Aufgabe verbindet der Prophet Haggai weit ausschauende Zukunftserwartung. Das Ende ist nahe, Gott wird Himmel und Erde bewegen, alle Völker werden sich zu Gott bekehren und ihr bestes Besitztum zum Opfer bringen, der neue Tempel wird zum Zentralheiligtum aller Völker werden, und es wird die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden als die des ersten.

In gleichem Sinne wirkt der Zeitgenosse Sacharja, dessen auf die gleichen Zeitverhältnisse bezüglichen Reden wir in den ersten acht Kapiteln des nach ihm benannten Buches besitzen. (Die übrigen sechs Kapitel gehören nach dem heutzutage wohl einstimmigen Urteile der Kritik nicht dem Zeitgenossen Haggais an, sondern einem früheren Zeitalter und zwar, wie man wahrscheinlich meint (Kap. 9—11), dem Zeitalter Usias (12—14), etwa dem Jojakims.) Er hat seine Offenbarungen in der Form von Visionen erhalten, deren Bedeutung ihm durch einen Engel erklärt wird; zwischen den Visionen sind noch besondere

Gottesworte eingefügt, die mit der vorangehenden Vision nicht in direkter Verbindung stehen. Die Reden sind vorwiegend tröstlichen Charakters, der Wiederaufbau des Tempels hat begonnen und wird glücklich vollendet werden, die Drohungen sind nur gegen die Feinde des Bundesvolkes gerichtet, besonders preist der Prophet den Statthalter Serubabel und den Hohenpriester Josua, denen er Gottes Segen verheißt, den ersteren mit seinen Söhnen begrüßt er als Herrscher aller Lande, dem letzteren setzt er zwei Kronen auf, die Symbole vereinter priesterlicher und königlicher Macht. Besonders tritt bei ihm die messianische Idee hervor, indem er auf das Kommen des „Sprossen" hinweist, den schon Jeremias verheißen. (23, 5.)

Der hoffnungsvolle Ton, der die Weissagungen Sacharjas durchzieht, muß wieder herabgestimmt werden, um der Sünde des Volkes willen. Ob Sealthiel, wie Sellin andeutet, durch das Drängen einer religiös patriotischen Partei angespornt, sich selber für den Zemach gehalten und nach der Königsmacht gegriffen habe, dann aber wie andere aufständische Satrapen niedergeschlagen wurde, mag dahin gestellt sein.

Die Reden des letzten in die Sammlung der zwölf aufgenommenen Propheten, Maleachi, lassen in eine trübe Zeit blicken. Der Tempel ist allerdings fertig gebaut, und auch der Tempeldienst ist im Gange, aber der Herr ist doch nicht im rechten Sinne zu seinem Tempel gekommen. Unglaube und Geringachtung des Tempels nicht nur, sondern Gottes selbst sind eingerissen. Dawider erhebt sich in dem unbekannten Gottesboten der alte Prophetenzorn eines Amos. Eigentümlich ist seine Redeweise. Um die Verkehrtheit und Häßlichkeit der herrschenden Gesinnung recht ans Licht zu stellen, bedient er sich der dialogischen Darstellung, läßt die Gegner selbst den frechen Mund auftun und disputiert mit ihnen. Sie murren wider Gott, leugnen seine Liebe, sie bringen kümmerliches Opfer dar, fehlerhafte Tiere, die sie sich schämen würden, dem Statthalter als Gabe anzubieten; sie drücken sich um die regelmäßige Abgabe des Zehnten, namentlich haben die Priester ihres heiligen Berufes vergessen. Dem allen gegenüber droht der Prophet mit dem Gerichte, bald und unerwartet wird der Herr zu seinem Tempel kommen, aber nicht so, wie man nach dem Engel des Bundes zu begehren pflegt, sondern in Majestät, zu richten und zu scheiden. Was not tut, ist das Kommen eines Elias, der die Herzen bekehre, damit der Grimm abgewendet werde.

Es ist schon der gesetzlich strenge Geist des Esra und Nehemia, der aus den Reden des Propheten spricht, aber doch ohne allen Fanatismus, der im äußeren als solchem die Gesetzeserfüllung sieht und jede Abweichung von der eigenen Form als Gottlosigkeit verdammt, sondern für den Propheten ist doch die Beobachtung der Kultusformen nur das Gewand, in dem die wahre Frömmigkeit auftreten soll, sonst will er lieber des Tempels Türe geschlossen haben.

Noch sind in die nachexilischen prophetischen Schriften drei einzu-

reihen. 1. Die kürzeste derselben, die des Obadja. Ueber die Person des Mannes ist nichts bekannt, und das Verständnis seiner Schrift ist mit Schwierigkeit behaftet, so daß man über Wahrscheinlichkeit nicht hinaus kommt. Die Verse 11—14 enthalten eine recht genaue Beschreibung des schadenfrohen und feindseligen Verhaltens der Edomiter bei der Zerstörung Jerusalems, sie blicken also auf dies Ereignis zurück und sind nach demselben geschrieben. Die folgenden Verse schließen sich genau daran an; in ihnen droht der Prophet dem falschen Brudervolke mit der Strafe Gottes, und zwar wird die Strafe über dieses eine gottesfeindliche Volk nur als ein Moment aufgefaßt in dem großen Gerichtsakte Gottes, der über alle Welt ergeht: „Der Tag des Herrn ist nahe über alle Heiden, aber auf dem Berge Zion soll eine Errettung sein und er soll heilig sein." Der Abschnitt ist durchaus eschatologisch und entspricht den Stimmungen der Gläubigen, wie sie durch die Erfahrungen des Exils ihre Form empfangen haben. Man würde nicht anstehen, die ganze Obadjaschrift als ein Erzeugnis des nachexilischen Prophetismus zu erkennen, wenn nicht das Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem ersten Teile (V. 1—10) und der Weissagung Jeremias wider Edom (Kap. 49) zu berücksichtigen wäre. Die Berührungen zwischen den beiden Texten sind wörtlich, und es ist ersichtlich, daß einer der beiden Propheten vom andern entlehnt hat. Die Weissagung Jeremias wider Edom fällt vor der Zerstörung Jerusalems. Die Entscheidung über die Priorität läßt sich natürlich nicht mit mathematischer Sicherheit fällen, aber eine etwas sorgfältigere Erwägung von Einzelheiten läßt doch als das Wahrscheinlichere erkennen, daß Jeremia das Obadjastück (1—10) vor sich liegen gehabt hat. Dann kann dies natürlich nicht im Exile geschrieben sein, sondern muß von einem älteren Propheten herrühren, und auch der Inhalt deutet gar nicht darauf hin. Der exilische Prophet aber, der Verfasser von 11ff., hat das alte Prophetenlied, das einen Sieg Jakobs und Josephs (Judas und Israels?) über Edom ankündigt, aufgenommen und zur Grundlage seiner Eschatologie gemacht. Seine Stellung im Kanon hinter Amos verdankt das Büchlein nicht unwahrscheinlich seinem Inhalte, indem es von den Sammlern gewissermaßen als ein Anhang zu Amos betrachtet worden ist, die kurze Andeutung desselben (9, 12) vom Siege des Gottesvolkes über Edom weiterführend.

2. Das Buch Jona. Wenn Luther gesagt hat: Jedermann würde die seltsame Schiffahrt des Jona für ein Mährlein halten, wenn sie nicht in der Bibel stünde, so hat er ja recht bis auf den Ausdruck „Mährlein", den er selbst wohl nicht so streng gefaßt hat. Ein Mährchen ist doch immer nur ein Produkt der spielenden Phantasie, mit keinem andern Zwecke, als dem der Unterhaltung, des Zeitvertreibs, und wenn jemand anstatt dieses Zweckes den anderen unterschiebt, seinem Hörer, wie man sagt, „ein Mährchen aufzubinden," die Gebilde seiner Phantasie als Wirklichkeit darzustellen, so kann dies unter Umständen auch noch unter die Kategorie des unschuldigen Scherzes, des Zeitver-

treibs, fallen, aber auch, je nach der damit verbundenen Absicht, unter die der sittlich verwerflichen Lüge. Da nun wohl niemand behaupten wird, daß der eine oder andere Zweck, des Zeitvertreibes oder der Lüge, der Erzählung zu Grunde liege, so paßt der Ausdruck Mährlein nicht. Ehe das Büchlein in der Bibel gestanden hat, hat es zuerst für sich selber existiert, und seinen Charakter als Gottes Wort, um deswillen wir es nicht als ein Mährlein betrachten, hat es nicht erst dadurch erhalten, daß es in der Bibel steht, sondern durch sich selbst, um seines Inhaltes willen. Nicht aus einer traditionellen Ansicht über dasselbe, sondern aus ihm selbst hat die Auslegung ihr Urteil über den Charakter des Schriftstückes zu entnehmen. Dabei wird allerdings die subjektive Stellung des Einzelnen ihren Einfluß ausüben und mit mathematischer Sicherheit wird keine Ansicht die gegnerische widerlegen können. Wer sich verpflichtet hält, den geschichtlichen Charakter der Erzählung zu behaupten, kann sich auf das unwiderlegbare Argument berufen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, kann das naturgeschichtliche Argument geltend machen, daß der große Fisch der Erzählung ja kein gemeiner Walfisch mit engem Schlunde gewesen zu sein braucht, sondern vielleicht ein Pottval, kann sich auf tatsächlich nachgewiesene Beispiele berufen, daß Menschen tagelang von Licht und Luft abgeschlossen, doch am Leben geblieben sind; kurz, er kann sich gegen mathematisch zwingende Gründe verschanzen. Auf der andern Seite aber darf man sich der Frage doch nicht entziehen: Zwingt die Tatsache, daß die Geschichte in der Bibel steht, und speziell die andere, daß Jesus von Jona als von einer geschichtlichen Person redet, wirklich dazu, die Erzählung des Buches für wirkliche Geschichte anzusehen? Ist das Entweder Oder berechtigt: "Aut historia, aut mendacium?" Gibt es keine andere Dichtung als Mährlein? Ist nicht die Dichtung ein anerkanntes und auch in der Schrift angewandtes Mittel, die Wahrheit zu sagen? Ist nicht das Buch Hiob auch im Kanon, ohne daß man sich für verpflichtet hält, die in ihm enthaltene Erzählung für geschichtlich anzuerkennen? Vor allem, wenn das genannte Entweder Oder gelten soll, dann muß dasselbe auch auf die Gleichnisse Jesu angewendet werden. Muß z. B. die Erzählung vom barmherzigen Samariter ein wirklich geschehenes Erlebnis berichten? Es ist ja möglich, aber zwingt die Tatsache, daß Jesus die Geschichte erzählt hat, dazu, sie als geschichtlich zu betrachten, behält sie nicht den gleichen Wert, wenn wir sie als Dichtung ansehen? Der Hauptgrund, um deswillen viele sich verpflichtet gehalten haben, den geschichtlichen Charakter des Jonabuches zu behaupten, ist doch der, daß Jesus von Jona als von einem Vorbilde seiner eigenen Auferstehung spricht, daß er ihn also scheinbar als eine geschichtliche Person und sein Erlebnis als ein geschichtliches Faktum betrachtet hat. Aber einmal ist dies „also“ doch gar nicht erwiesen. Kann man nicht auf Personen und Tatsachen der Vergangenheit zum Vergleiche hinweisen, um dadurch Vorgänge der Gegenwart oder Zukunft zu veranschaulichen, ganz gleichgiltig, ob die Gestalten der geschichtlichen Erinnerung oder

der Dichtung angehören, wenn sie nur in festen Umrissen bekannt sind; ich kann auf Herakles und Theseus und aufs trojanische Pferd hinweisen, ohne damit eine Garantie des geschichtlichen Charakters dieser Gestalten auch nur zu gewähren. Aber gesetzt auch, daß Jesus die Anschauung seines wunderfreudigen Volkes geteilt, daß er, wenn er gefragt worden wäre und die Untersuchung zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht hätte, sich für die Geschichtlichkeit der Erzählung erklärt haben würde, so könnte das nicht dem Rechte Abbruch tun und von der Pflicht entbinden, das Urteil über Charakter und Tendenz des Büchleins zunächst ganz seinem eigenen Inhalte zu entnehmen, ganz davon abgesehen, welche Ansicht Jesus darüber gehabt hat, über Fragen geschichtlicher und naturgeschichtlicher Art normative Auskunft zu geben hat doch der Anfänger und Vollender des Glaubens keinen Anspruch erhoben. Sieht man aber eben von der Stellung und Verwendung der Erzählung in der Bibel ab, so wird man, auf Luthers Ausspruch zurückgehend, doch sagen müssen, daß jedermann sehen kann, wie es sich hier nicht um Geschichte, sondern allerdings nicht um Mährlein, sondern um Dichtung handelt. Sind doch die Züge der Erzählung so stark aufgetragen, daß man meinen sollte, der Prophet wolle absichtlich darauf stoßen, daß er sich nicht in den Grenzen faktischen Berichts bewege, sondern ins Groteske schreite. Es ist ja nicht nötig, auf alles einzelne einzugehen, es handelt sich ja, wie gesagt, nicht um strikt mathematischen Beweis. Nur auf ein weniges sei verwiesen: kann der Erzähler Geschichtliches berichten wollen, wenn er sagt, der Herr habe den großen Fisch nicht herbeigerufen, sondern geschaffen; kann er Wirkliches berichten wollen, wenn er sagt, Jona habe im Bauche des Fisches gebetet, und ihm ein Gebet in den Mund legt, das gar nicht in demselben gehalten sein kann, weil es aus dem Munde eines Erretteten kommt, der auf überstandene Gefahr zurückblickt? Die Tendenz der Erzählung ist offenbar keine geschichtliche, sondern eine sittlich religiöse. Wer der Erzähler gewesen ist, wissen wir nicht, ebensowenig, warum er den Propheten Jona von Amithai, der ja eine geschichtliche Person gewesen ist (2. Kön. 14, 25) zum Helden seiner Dichtung gemacht hat. Es wird ja in verschiedener Weise bestimmt werden und ist bestimmt worden, welche religiöse Wahrheiten der Erzähler habe vorzüglich zur Anschauung bringen wollen, aber das eine wird vor allem feststehen, daß er selber ein Prophet gewesen ist, äußerlich seinem Stande nach, und dem Geiste nach ein echter Prophet. Er hat seinen Standesgenossen Jona, der im geschichtlichen Gedächtnisse des Volkes jedenfalls hoch gestanden, als ein großer Prophet gegolten hat, zum Helden einer Erzählung gemacht, durch die er dem ganzen Prophetenstande, und vor allem sich selbst, eine Lehre hat geben wollen. Es ist ein hochstehender Prophet, von dem er redet, und er läßt ja ihm auch seine Ehre, und doch, wie ärmlich und kleinlich erscheint Jona Gott gegenüber. Gott ist größer als wir, gnädiger und barmherziger als es der größte Pro-

phet ausdenken kann, das ist neben anderen Wahrheiten der Hauptgedanke des Buches. „Man kann wohl sagen, daß in keinem Buche des Alten Testaments die allumfassende Vaterliebe Gottes, welche die Person und das Volk nicht ansieht, sondern sich aller erbarmt, die sich zu ihm bekehren, auf eine so eindringliche und dem Christlichen so nahe kommende Weise hervorgehoben ist, wie in diesem Buche." — (Bleek.)

Endlich das Buch Daniel. Daß es im Hebräischen Kanon nicht unter die prophetischen Schriften, sondern nur unter die Hagiographa gerechnet worden, ist nur ein Zeugnis dafür, daß es zur Zeit der Sammlung der kanonischen Schriften noch nicht vorhanden, oder wenigstens nicht bekannt war. Das hat aber mit seinem Charakter als prophetische Schrift nichts zu tun, der Verfasser ist ein echter Prophet gewesen, und mit Recht hat schon die Septuaginta ihm seine Stelle hinter Ezechiel gegeben. Ein Daniel, von dessen Lebensumständen allerdings nichts weiter angegeben wird, ist, wie Hesekiel 14, 14 u. 28, 3 zeigt, den Juden der Exilzeit als eine ehrwürdige Gestalt der Vorzeit bekannt gewesen. Auf diesen sind, wahrscheinlich nach einer älteren aramäisch geschriebenen Quelle, die Erlebnisse eines frommen Exulanten übertragen, und er wird als der Offenbarer der Geheimnisse des göttlichen Weltregimentes dargestellt. Den Verlauf der Weltgeschichte von der für Israels Lage bestimmenden Babylonierherrschaft an bis zum Ende der Tage schaut der Prophet als einen einheitlichen, gottgeordneten Prozeß an, der in die Herrlichkeit des Gottesreiches einmündet.

* * *

Der nur skizzenhafte Ueberblick über die Geschichte einzelner Personen und den Inhalt einzelner Schriften will vor allem die Tatsache zur Anschauung bringen, daß der Prophetismus Israels eine in der Völkergeschichte einzig dastehende Erscheinung ist. Analogien dazu werden sich in der Geschichte anderer Nationen aufweisen lassen, aber nichts Gleichartiges. Trotz der selbstverständlich vorhandenen und oft stark ausgeprägten individuellen Eigentümlichkeit der einzelnen Personen und der wechselnden Weltlage ist es ein einheitlicher Geist, der aus den Propheten redet, ein Grundgedanke, der von ihnen vertreten wird. Israel ist Gottes Volk, aber sein Verhalten entspricht seinem Berufe nicht, das Gericht steht vor der Tür, die Vorgänge in der Natur, Dürre, Feuer, Pest und dergleichen, sowie das Hereinbrechen mächtiger feindlicher Völker sind seine Werkzeuge, aber das Endziel Gottes ist nicht Vernichtung, sondern Rettung, seine eigene Verherrlichung in seinem Reiche. Der Geist, der in den Propheten wirkt, ist nicht das Erzeugnis des israelitischen Volksgeistes, nicht einmal des Prophetenstandes, der vielmehr der Verirrung und Entartung ausgesetzt ist, ja nicht einmal der der auserwählten Werkzeuge, die zur Führung des Kampfes berufen sind, sondern der Geist Gottes selbst. Ein Ueberweltliches und Uebermenschliches ragt in ihnen in das menschliche Geistesleben herein.

Diesen Gedanken durchzuführen sind die beiden andern Teile des Sellinischen Buches bestimmt, auf deren Inhalt wir nur kurz andeutend eingehen. Eine frühere Betrachtungsweise der prophetischen Schriften, als deren Repräsentant etwa Hengstenberg gelten mag, legt das Hauptgewicht auf die messianischen und eschatologischen Weissagungen. In etwas einseitiger Bezugnahme auf das Wort Petri: „Von diesem zeugen alle Propheten," wurde jede prophetische Schrift hauptsächlich darauf angesehen, welchen Beitrag sie zu dem vorausgeschauten Messiasbilde geliefert habe. Eine Wendung trat mit Chr. Hoffmanns epochemachender Schrift „Weissagung und Erfüllung" ein, durch welche darauf hingewiesen ward, daß die Propheten für ihre Zeit gewirkt haben, und ihre Schriften im Zusammenhang mit der Geschichte Israels verstanden werden müssen. Und wieder eine neue Wendung ist eingetreten, als durch die Wellhausensche Schule der Versuch unternommen ward, eben dieser Geschichte eine ganz von der bisherigen Tradition abweichende Gestalt zu geben, als es hieß: Der Prophetismus ist älter als der Mosaismus, die Propheten sind die Schöpfer des ethischen Monotheismus. Da mußte natürlich die Frage entstehen, wo haben nun die Propheten ihren ethischen Monotheismus her? Man sah sich darauf hingewiesen, die Entstehung und Fortbildung der prophetischen Ideen auf psychologischem Wege zu erklären, allerdings doch ohne die Einwirkung des göttlichen Faktors zu eliminieren, etwa in folgender Weise:

„Während der naive Volksglaube, wie er auch von der vulgären Masse der Berufspropheten geteilt und genährt wurde, Jehova als den Nationalgott Israels ansah, der nur über die Götter der andern Völker überlegen war, und während infolgedessen die Masse des Volks von der Unüberwindlichkeit der Nation und Unzerstörbarkeit seiner Heiligtümer überzeugt war, sind einzelne Männer mit verfeinertem moralischen Gefühl und infolgedessen mit schärferem Blicke für die Bedeutung der Zeitereignisse ausgestattet gewesen, sie haben die Sünde ihres Volks erkannt und sind von der Notwendigkeit der Bestrafung überzeugt; die Mittel der Bestrafung haben sie in dem drohenden Auftreten feindlicher Völker, zunächst Assyriens, später Babylons gesehen.

War aber so im engeren Kreise die Sünde des eigenen Volkes und das Gericht über dasselbe erkannt, so mußte sich allmählich der Blick erweitern, wenn die Sünde an Israel heimgesucht wurde, dann mußte sie auch an den Nachbarvölkern, und schließlich an den großen Weltmächten heimgesucht werden. Ferner tritt neben den Gedanken, daß Jehova dies sein sündiges Volk vernichte, die gewisse Erwartung eines neuen Israel, dem dann ein hohes Glück beschieden sein muß. So entstehen mit der Weissagung vom Untergange Israels die Ideen des Weltgerichts und der zukünftigen Welt. Der Weissagung, welche die Zukunft auf Grund der schon in der Gegenwart erkennbaren Zeichen vorherschaut, folgt die apokalyptische Eschatologie, welche die Ereignisse auf Grund theologischer Ideen postuliert. Sonach ist die prophetische

Schauung wesentlich ein Erzeugnis der Reflexion, und während dieselbe bei den älteren Propheten mehr spontan aus dem eigenen Innern hervorquellend ist, wird sie bei den späteren immer mehr literarisch beeinflußt, aus vorhandenen schriftlichen Quellen abgeleitet und ausgeschmückt."

Die Konsequenz dieser Gesamtauffassung war, daß an den prophetischen Schriften einer des Maßes entbehrenden Kritik Berechtigung eingeräumt wurde, die glaubte, vorschreiben zu können, was ein Prophet habe sagen können und was nicht. Was sich aus der psychologischen Reflexion nicht unmittelbar herleiten ließ, ward zum literarischen Erzeugnis der nachexilischen Zeit gestempelt.

Wie die „Welthausensche" Geschichtsauffassung sich überhaupt die Richtigstellung ihrer Prämissen hat gefallen lassen müssen durch die Ergebnisse der in den letzten Jahrzehnten gelungenen Ausgrabungen im Orient, so haben dieselben auch im Besonderen ein neues Licht auf den Inhalt der prophetischen Schriften geworfen, und dies ist die neueste Phase der theologischen Entwickelung inbezug auf dieselben, mit der das Sellinische Buch sich zu tun macht. Neuere Schriften, unter denen die von Duhm, Gunkel und namentlich Greßmann namhaft gemacht werden, haben darauf hingewiesen, daß in den Ideen der Propheten vielfach uraltes Material enthalten und verwertet worden ist, daß für die Entstehung derselben nicht erst auf das Auftreten der assyrischen Eroberungszüge gewartet zu werden brauchte. Nicht erst die Propheten oder gar erst die nachexilische Zeit haben die Gericht und Heil umfassende Eschatologie geschaffen, sondern eine solche lag seit Alters vor und ist von jenen nur geläutert. Unheils- und Heilserwartungen hat es auch in Aegypten und in Babel gegeben, und wie der individuelle Mensch, trotz der sich in ihm entwickelnden Eigenart doch von dem Environment beeinflußt ist, aus dem er hervorgegangen, wie er in der Sprache denken muß, die schon vor seiner Existenz Begriffe für ihn fertig gemacht hat, so geht auch das einzelne Volk aus dem Menschheitszusammenhange hervor und nimmt Ideen als Erbgut mit, die es dann selbstverständlich verarbeitet.

Während aber bei den genannten Gelehrten die Verwandtschaft der prophetischen Ideen mit denen anderer Völker in den Vordergrund gestellt wird, während sie in der israelitischen Eschatologie eine zwar schon lange palästinensisch-akklimatisierte, aber doch aus dem Auslande, aus dem Acker des altorientalischen Mythus hineingesetzte Pflanze erblicken, so verfolgt und erreicht Sellins Buch den Zweck, die absolute Eigenart der israelitischen Prophetie ins Licht zu stellen. „Wo war das altorientalische Volk, wo ist überhaupt das Volk der Erde, in dem wie in diesem Religion und Eschatologie unauflöslich vereinigt waren, in dem die Religion zugleich Hoffnung war, und die Hoffnung Religion, in dem das, was andere von Weltherrschaft und Glück geträumt haben, zu einer Erwartung der Gottesherrschaft und Gottesgemeinschaft

wurde, wo ist sonst auf der Erde aus der Eschatologie der Gedanke eines alle Völker, Himmel und Erde umspannenden Gottesreiches hervorgegangen, wo hat sie so wie hier ein den Glauben kräftigendes, das sittliche Vermögen steigerndes, in allen Leiden der Zeit aufrichtendes Ziel der Frömmigkeit geboten?"

Proselyten und Apostaten der neueren Zeit.

Skizzen aus der Leidensgeschichte der luth. Kirche in Livland und Esthland.

Von Pastor Th. Kugler.

(Schluß.)

Der Eindruck, den der Graf von der ganzen Lage der Dinge empfing, war ein auch für ihn persönlich recht deprimierender, was sich auch in nicht mißzuverstehender Weise in dem Schlußpassus seines Berichts an den Zaren kundgibt. In demselben drückt er sich nämlich folgendermaßen aus: „Majestät, sowohl als Mitglied der rechtgläubigen Kirche, als auch als Russen, hat es mich schwer bedrängt, mit eigenen Augen die Erniedrigung der Rechtgläubigkeit als Folge eines klar dargetanen Betruges sehen zu müssen. Nicht bloß die Klagen der unglücklichen Familien, die sich an Ihre Majestät mit der Bitte richten, ihre Religion nach dem Gefühl ihres Herzens wählen zu dürfen, sondern vor allem auch das Bewußtsein, daß solcher Gewissenszwang und der jedermann bekannte Gewissensbetrug die Ehre Rußlands und der Rechtgläubigkeit auf das Schwerste antasten, sind mir auf das Tiefste nahe gegangen."

So sachlich klar und genau, sowie unabweisbar wahrheitsgetreu dieser Bericht des Grafen Bobrinsky nun auch war, erbat sich jetzt doch noch der Erzbischof Platon die Erlaubnis, nun auch seinerseits eine Inspektionsreise unternehmen zu dürfen. Da ihm solches gewährt wurde, begann er dieselbe bereits schon im Sommer desselben Jahres. Diesmal gelang es den Geistlichen, die berechtigten Klagen an manchen Orten zu unterdrücken; an anderen jedoch auch wieder nicht. Allein an letzteren wurden die wohbegründeten Wünsche der Bevölkerung von dem Erzbischof auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Da der hohe Geistliche in seiner Erregung die Leute gar ausdrücklich aus der Kirche hinauswies, vermeinten die Petenten daraufhin zu einem Rücktritt aus der orthodoxen Kirche berechtigt zu sein. Infolge dessen ergingen diesbezügliche Petitionen an den Prokurator und auch an den Generalprokureur (welch letzteres Amt damals noch bestand,) bis nach St. Petersburg. Und nun endlich hieß es nicht nur wieder, daß die längst versprochenen oder doch mehr oder weniger verhüllt in Aussicht gestellten Lockvögel, nämlich jene eigenen Landgüter, ausgeteilt werden sollten, sondern es wurde auch wirklich damit der Anfang gemacht, die sogenannten Kronländereien, d. h. Regierungsland, unter Angehörige der griechisch-katholischen Kirche in bestimmten Parzellen frei zu verteilen.

Jedoch nun fruchtete auch dieses Mittelchen nicht mehr. Es war zu

spät, den bitter Enttäuschten und schwer Geschädigten, Landgüter als Ersatz für entzogene Glaubensgüter zu bieten. Die Konvertiten verschmähten die ihnen dargebotenen „Prämien des Glaubenswechsels" und so mußten schließlich nach stattgehabter und wirklich vollzogener Landverteilung verkommene Leute aus anderen Gegenden bewogen werden, diesen großartigen Lohn des Glaubensverrats entgegenzunehmen.

Daß die Uebergetretenen sich immer wieder an ihre früheren Seelsorger um Wiederaufnahme wandten, ist schon in Vorigem gesagt worden. Doch wie verfuhren letztere ihnen gegenüber? Die lutherischen Pastoren verlangten, daß jeder, der für sein Wiederaufnahmegesuch Aussicht auf Annahme erhoffen wolle, sich erst mit einer ausdrücklichen Austrittserklärung an den griechischen Geistlichen zu wenden habe. Diese unbedingte Forderung brachte allerdings die Abgefallenen in eine gar üble Lage. Denn vonseiten der Popen wurden sie meist mit Schmähreden empfangen und mit kirchlichen Strafen oder gar polizeilichen Maßregeln bedroht, die dann schließlich aber doch nicht ausgeführt wurden, da sie bei jenen entschlossenen Leuten ihres Zwecks durchaus verfehlten. Doch auch die lutherischen Geistlichen standen einem schweren Dilemma gegenüber. Daher wurde in ihren Kreisen, sowohl auf Konferenzen als Synoden die brennendste Frage jener Tage auf das Lebhafteste erwogen, wie man sich nämlich, angesichts des gesetzlichen Verbotes und des geleisteten Amtseides, den Bitten der Konvertiten gegenüber zu verhalten habe. Denn auch denjenigen, die keine Erlaubnis zum Austritt aus der griechischen Kirche erhielten, konnte man sich nicht völlig entziehen. Das geistliche Amt, das zwar auf Grund einer vocatio specialis verteilt wird, involviert eben doch auch eine allgemeine Berufung des Herrn, deren Aufgabe darauf geht, den Heilshunger derjenigen zu stillen, welche danach Verlangen tragen. Hierbei stand das Landesgesetz im Gegensatz zu Christi Gebot und war daher nicht absolut hinderlich; nur daß der geleistete Amtseid schwer auf den Pastoren lastete. Schließlich mußte aber doch der allgemein ethische Grundsatz geltend gemacht werden, daß auch eine eidliche Verpflichtung nicht zwingen dürfe, etwas Widergöttliches zu tun; außerdem verpflichte man sich bei der Ordination doch primo loco auf die Schrift, secundo loco auf das Bekenntnis und dann erst auf das Kirchengesetz, das gleichsam als Nachtrag hinzugefügt sei. Mithin werde kommenden Falles jeder für sich, nach seinem Gewissen, zu entscheiden und zu handeln haben. Eines aber erscheine durchaus geboten und dürfe man daher nicht unterlassen, daß man nämlich der kirchlichen Obrigkeit Anzeige mache, wenn man in diesem Konflikt der irdischen Obrigkeit nicht länger gehorchen könne, sondern nach dem Worte zu verfahren sich gemüssigt sehe: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

Das waren die Leitsätze, auf die man sich auf den pastoralen Versammlungen einigte. Demgemäß erklärte denn auch eine große Anzahl Geistlicher im Januar 1866, sie seien voraussichtlich nicht mehr in der Lage, bestimmte (von ihnen ausdrücklich namhaft gemachte) Punkte des

Kirchengesetzes fürderhin befolgen zu können. Das waren also die vorbereitenden Schritte, welche von den Pastoren ausgingen, um zunächst innerlich über ihre bevorstehende Verfahrungsweise klar zu werden und auch nach Oben hin ihr Gewissen zu entlasten. Danach aber mußten sie auch die vorkommenden Einzelfälle speziell ins Auge fassen und jeden besonders und auf das Genaueste prüfen. Dabei galt es wahrheitsgetreue Erkundigungen einzuziehen über die Antezedenzien, sowie den Charakter und Lebenswandel jedes Betreffenden, ehe man einen solchen wieder aufnehmen konnte. Ja, ein besonderes Proselytenkatechumenat wurde damals eingerichtet.

Daß es so peinlich genau mit der Wiederaufnahme gehalten wurde, mag allerdings möglicherweise wieder einem neuen Uebel Vorschub geleistet haben oder doch als Vorwand dazu benutzt worden sein. Es fand nämlich vonseiten etlicher der Uebergetretenen eine sogenannte Arreption statt; d. h. manche erschlichen sich in den lutherischen Kirchen das heilige Abendmahl, ohne vorher bei den betreffenden griechisch-katholischen Geistlichen abgemeldet und aus der griechischen Gemeinde entlassen zu sein. Das konnte bei der großen Anzahl der Kommunikanten nun zwar zumeist leicht geschehen; wurde aber doch von solchen, die mit jenen persönlich bekannt waren, bemerkt und bald auch von der Gesamtheit auf das Entschiedenste verurteilt und bekämpft. Denn das bedeutete ja nicht weniger als ein ungehöriges, heimliches Ansichreißen von Gütern, die man zuvor leichtsinnigerweise aufgegeben, und auf deren Wiedererlangung jetzt unbedingt ordnungsmäßig vorbereitet werden mußte. Darum traten nun die livländischen Pastoren samt ihren Gemeinden gegen diesen Mißbrauch mit aller Entschiedenheit auf und es bedurfte gewöhnlich auch nur eines einmaligen nachdrücklichen Untersagens, um diesen Uebelstand auf immer zu bannen, der ja eigentlich wieder auch nur eine Folge des jetzt geltenden schweren Strafverfahrens gegen den Rücktritt griechisch-orthodox Gewordener war. Da lag eben bei schweren Gemütern die Gefahr nahe, in unlauterer, versteckter Weise die große Rücktrittsbewegung mitzumachen.

Hatten dagegen die lutherischen Geistlichen sich von der Lauterkeit der Motive der jeweiligen Petenten überzeugt, so begannen sie mit ihnen jenes Katechumenat, für das jene auch bereits erwähnte Ordnung galt. Für die älteren Konvertiten, die schon lutherisch konfirmiert gewesen waren, also ihren Glauben tatsächlich, wenn auch mehr oder weniger vollbewußt, verleugnet hatten, wurden besondere Lehrstunden eingerichtet. In denselben wurde der zum Teil schon ganz vergessene Katechismus diesmal lehrhafter als zuvor betrieben und daneben auch das praktisch-erbauliche Element geltend gemacht. Es galt ja das Sündenbewußtsein und bei diesen Katechumenen zumal dasjenige der schwerschuldigen Verleugnung recht zu vertiefen und das Herz zu aufrichtiger Buße und Reue vorzubereiten. Wenn dann ein solcher Unterrichtskursus katechetischer Art zum Abschluß gebracht war, schien es unter den obwaltenden Umständen für geboten, doch auch zuvor eine besondere Prü-

fungszeit anzuberaumen, weil ja möglicherweise immer noch die Gefahr der Unlauterkeit vorliegen mochte. Andererseits wieder machten die vom Landesgesetz angedrohten Strafen und die im schroffsten Gegensatz dazu stehenden Lockmittel weltlicher Art diese Probezeit zu einer wahren Läuterungszeit und in den allermeisten Fällen erwies sich dieselbe denn auch tatsächlich als eine solche. Außerdem fühlte sich die große Mehrzahl der Pastoren gedrungen, auch ehe sie zu Rezeptionsschritten vorgingen, mit den Aeltesten der Gemeinde sich darüber zu beraten, wie sie im großen und ganzen sowohl, als auch in Einzelfällen verfahren sollten. Wenn nun auf Grund solcher gemeinsamen Beratung eine einmütige Beschlußfassung auf Grund allseitiger Uebereinstimmung erzielt war, konnten die Geistlichen um so freudiger auf dem bereits begonnenen Wege weiterschreiten.

Was nun die Rezeption selbst anlangt, so hatten sich verschiedene prinzipielle Arten herausgestellt, bis endlich die volle Rezeptionspraxis die anderen Modalitäten verdrängte. Bisher hatten nämlich manche Pastoren immer noch gemeint, von der völligen Rezeption müsse Abstand genommen werden: Auch heilsordnungsmäßig sei ja eine solche völlige Wiederaufnahme in die Kirche nicht erforderlich, vielmehr genüge die Zulassung zum heiligen Abendmahl, um welche Admission aber jedesmal neu einzukommen sei, ehe sie wiederholt werden könne, weil der jeweilige Pastor sich jedesmal davon zu überzeugen habe, ob er sich auch innerlich dazu verpflichtet fühle, den Betreffenden zu admittieren. Jedenfalls aber seien diejenigen Handlungen, die nur kirchenordnungsmäßig, nicht aber auch heilsordnungsmäßig geboten seien, vonseiten der lutherischen Geistlichkeit zu unterlassen, also Trauungen und Beerdigungen bei Konvertiten nicht vorzunehmen.

Diesem zwar etwas abstrakten, doch theoretisch berechtigten Standpunkte gegenüber wurde jedoch von anderer Seite her geltend gemacht, daß es ja gerade die volle Rückkehr in die verleugnete Gemeinschaft sei, welche die Betreffenden um ihres Seelenfriedens willen erstrebten, und daß ferner mit dem höchsten Recht der Kirche, dem Abendmahl, auch die übrigen Rechte derselben implicite zugesprochen erscheinen. Und doch, — wollte man nach letzterer Auffassung verfahren, so stellten sich dem auf praktischem Gebiete, namentlich, wenn es eine Trauung galt, die ernstesten Bedenken entgegen. Wollte man nämlich an deren Stelle irgend welche sonstige Art kirchlicher Benediktion eintreten lassen, so konnte wiederum eine solche Verletzung der üblichen Formen zu den verhängnisvollsten Folgen der Anlaß sein. Eben diese Bedenken trugen also mit dazu bei, daß allmählich überall die Praxis der völligen Rezeption durchdrang.

Natürlich konnte trotz solch einheitlicher Rezeptionspraxis die lutherische Kirche dennoch für dieselbe keinerlei staatliche Anerkennung erlangen. Zwar boten die Pastoren den endgültig Rezeptierten wieder volle Gnadenmittelgemeinschaft; diese aber auch bürgerlich geltend zu machen, blieb den einzelnen überlassen, die infolgedessen so mancherlei

Kämpfen, ja selbst Leiden und Verfolgungen ausgesetzt waren. Der eigentliche Rezeptionsakt nun war an den verschiedenen Orten auch etwas unterschiedlich gestaltet. Manche beschränkten sich auf die erstmalige Kommunion, ohne zugleich die damit sich vollziehende Tatsache voller Wiederaufnahme auch liturgisch hervorzuheben, da sie vorsichtigerweise nicht etwa die angedrohten Straffolgen herausfordern wollten. Aus demselben Grunde verfuhren auch diejenigen recht umsichtig, die einen besonderen Wiederaufnahmeakt vollzogen, — und das taten die meisten! — indem sie denselben privatim, aber vor Zeugen vornahmen. Der Akt blieb dabei doch so feierlich und ernst, als es die Verhältnisse verlangten. Eine besondere Beichte ging voran, die Bezug nahm auf den vollzogenen Abfall, wobei das Gelübde hinfortiger Treue gefordert wurde. Diese habe sich, mit dem wiedererlangten Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel, zumal zu beweisen in der Bereitschaft vorkommenden Falles auch willig etwaige Leiden um des Rücktritts willen zu erdulden. Erst hierauf erfolgte die spezielle Rezeption, die der Hauptsache nach in der Wiederaufnahme in die kirchliche Gliedschaft unter Handauflegung und Segen und in der Annahme zum heiligen Abendmahl bestand. Ein derartiger Gang des Katechumenats schien bei Erwachsenen durchaus indiziert.

Handelte es sich um jüngere Katecheten, also solche, die noch vor der Konfirmation gestanden oder gar erst nach dem Uebertritt der Eltern geboren, die also wohl mitleidend, aber nicht auch mitschuldig waren, so erschien ein besonderes Katechumenat nur ausnahmsweise geboten, nämlich nur in den Fällen, wo solchen die volle Erkenntnis der übrigen Konfirmanden mangelte. Denn die heranwachsende Jugend der Konvertiten wurde beizeiten in die lutherischen Gemeindeschulen gegeben, wo sie mit den übrigen Schülern denselben Religionsunterricht empfingen, desgleichen auch die Konfirmandenstunden mitbesuchten und dann schließlich auch an der Konfirmation der übrigen teilnahmen. Die Ausnahmestellung, die solche Konfirmanden trotz alledem etwa noch einnahmen, erheischte natürlich eine besondere seelsorgerische Pflege. Ebenso wurde solchen noch vor der Konfirmation der besondere Charakter ihrer Aufnahme nahegelegt, sowie ihre besonderen Pflichten, zumal diejenige des Zeugnisses, das sie auch ferner in der Tat und selbst im Leiden abzulegen hätten.

Wie verhielt sich dem allen gegenüber nun das Kirchenregiment? Dieses hatte anfangs eine abwartende Stellung eingenommen. In den ersten Fällen der Rezeption, wo die angedrohten Strafen auch richtig über die Pastoren ergingen, indem dieselben verklagt und eingesperrt wurden, fanden besondere Kirchenvisitationen statt. Als jedoch die innere Wahrheit der ganzen Rückbewegung sich je länger, je klarer herausstellte, trat das Kirchenregiment voll und ganz für die Interessen der geschädigten Kirche ein. Als im Jahr 1874 eine große Anzahl, ja fast alle livländischen Pastoren angeklagt wurden und das Konsistorium aufgefordert wurde, gegen diese, seine unterstellten Geistlichen, nun selbst rich-

tend einzuschreiten, da gab dasselbe eine eingehende Erklärung nach oben hin ab, in der es sowohl prinzipiell, wie auch die einzelnen Tatsachen beleuchtend, die ganze Angelegenheit entwickelte. Ja, das gesamte Kirchenregiment trat in den status confessionis ein und machte sowohl Stellung als Stand davon abhängig, ob man ihnen die Strafe der verklagten Pastoren erließ oder nicht. Diese seine negative Stellung ergänzte das Kirchenregiment sodann durch einen besonderen Erlaß, in welchem es die oben bereits berührte, sogenannte Arreption auf das Entschiedenste untersagte; den Pastoren wurde aufs ernstlichste eingeschärft, niemand dürfe ohne die ordnungsmäßige Vorbereitung zum Abendmahl zugelassen werden. Ein anderer Schritt zur Vermeidung von Unordnungen in der Kirche war ferner der Erlaß des Konsistoriums, in welchem den Pastoren in Erinnerung gebracht wurde, daß sie kirchliche Dokumente von Nachbarpastoren unbedingt anzuerkennen hätten, als da seien Kommunionscheine und andere. Das war es nun im wesentlichen, was das Kirchenregiment in dieser Sache tat, ja überhaupt tun konnte.

Aber auch die Staatsregierung konnte sich der Notwendigkeit einer Reform der kirchlichen Verhältnisse nicht dauernd verschließen. Schon unter dem 20. Mai 1865 wurde vom Kultusminister den lutherischen Geistlichen konfidentiell der kaiserliche Befehl kundgetan, in den Ostseeprovinzen bei Abschließung gemischter Ehen den sonst vor der Trauung auszustellenden Revers nicht zu fordern, der griechisch-katholische Taufe und Erziehung etwaiger Kinder des Paares zusicherte. Das geschah sehr bald nach jener Rundreise des Grafen Bobrinsky, dessen Bericht also doch vor demjenigen des Erzbischofs Platon (der durchaus einseitig griechisch-katholisch interessiert gehalten war), den Vorzug gefunden hatte. Zwar wurden dann nachher von den 1874 in Anklagezustand versetzten livländischen Pastoren 672 Geistliche doch noch tatsächlich zu Amtssuspension für ein und anderthalb Jahre verurteilt; doch wurde schon bald für alle, die sich in Untersuchung befanden, die Amnestie ausgesprochen. Somit war denn zunächst eine gar schwere Gewitterwolke verhältnismäßig doch noch gnädig über die Häupter der protestantischen Geistlichen und die übrige lutherische Kirche Livlands hinweggezogen. Sie hatte allerdings so furchtbar gedroht, daß so manche darin das nahende Ende der lutherischen Landeskirche, zugleich mit einem verdienten Strafgericht arger Unterlassungs- und Begehungssünden erblicken zu müssen vermeint hatten. Allein, so schmerzliche Verluste auch in Einzelfällen tatsächlich erlitten waren, war es doch immerhin noch im großen und ganzen eine gnädige Heimsuchung gewesen, aus der ein heiliger Ernst und geprüfte Treue, zumal auffseiten der Geistlichkeit, als kostbarer Lohn bitterer Stunden des Bangens und Ringens gezeitigt worden war.

Nachdem in Vorstehendem der Gang der Entwicklung jener Bewegung in Livland in seinen wesentlichen Hauptzügen wiedergegeben ist, möge zum Schluß noch ein Ueberblick gestattet sein über ähnliche Vorkommnisse, die sich nur etliche Jahrzehnte darauf sowohl in der nördli-

chen als südlichen Nachbarprovinz, also in Esthland und Kurland abspielten.

4. Die Bewegung von 1873.

Fast vierzig Jahre hatte die griechische Kirche ihre Propaganda eingestellt. Sie hatte wohl in Livland, infolge jenes zwar allbekannt gewordenen, doch allzuwenig erfolgreich gebliebenen „offiziellen Betruges" — wie der Emissär des Zaren, Graf Bobrinsky, sich auszudrücken beliebt hatte, — gewisse Erfahrungen gesammelt, die geraume Zeit nachwirkten, um ihr die Lust auf frische, leichte Beute vergehen zu lassen. Doch leider ist es auch mit dem Gedächtnis eine gar eigene Sache. Schon das Individualgedächtnis, dessen Erinnerungsvermögen doch sonderlich durch den fast sprüchwörtlich gewordenen, lebhaft repetierenden Leumund öfter recht umsonst aus dem „Schlafe des Gerechten" aufgerüttelt zu werden pflegt, und das man daher fast als genügend genährt und geschärft anzusehen sich geneigt fühlen möchte, soll ja trotzdem seinen mehr oder weniger selbstbewußten Inhabern nicht selten den fatalen Streich spielen, daß es zumal mit den zunehmenden Jahren, beim allmählichen Versagen der Leibeskräfte, eine Art von Sympathiestrike anzettelt. Allein selbst das, was man schwarz auf weiß hübsch beisammen hat oder gar bereits „wissenschaftlich exakt" in die Bücher der Chronika eingetragen, behufs erwünschten Sichbelehrenlassens durch die Erfahrungen früherer Geschlechter, die ja zuallermeist doch auch nur mit schwerem Lehrgelde erkauft wurden, — selbst all diese reichhaltigen historischen Vorratskammern, angefüllt mit vorzüglichen, leider aber nur vereinzelt bevorzugten Vorbeugungsmitteln gegen nationale oder parteiliche Gedächtnisschwäche, vermögen mitunter das Kollektivgedächtnis solcher Epigonen, — die, wenn sie auch nur erst Söhne oder Enkel jener Erfahrungssammler sind, sich aber doch schon für unvergleichlich klüger halten als ihre Vorfahren, — doch nicht daran zu hindern, gänzlich zu versagen, um es jenen Nachkömmlingen zu ermöglichen, der Väter Sünden womöglich noch zu übertreffen und einen noch steuerloseren Kurs einzuschlagen, als denjenigen, bei welchem letztere bereits Schiffbruch erlitten. Träte eine derartige Gedächtnisschwäche nicht immer wieder epidemisch auf, wie wäre dann z. B. jene eigentümliche, geradezu offiziell zu nennende, intime Freundschaft unserer Nation, ausgesucht gerade mit England, erklärlich? Haben etwa gewisse Vorkommnisse aus der Zeit unseres Revolutionskrieges, welche die abgrundtiefe Liebestreue des „fidelen" Albion so eigenartig bestätigten, als wie ein derartiges Liebesgetändel, das seinen adäquaten Ausdruck findet in den bündigen Worten: „Ich hab dich zum Fressen lieb!" — in den ultramontan editierten Geschichtsbüchern keine Aufnahme gefunden und gelten darum auch für unsere „freie" Nation als Geschichtslügen? — Denn „dieselbe Sprache" allein hat doch in dieser Sache nicht mitzureden! —

Doch, um wieder auf „russischem Boden" Fuß zu fassen, so wurde endlich, nach jahrzehntelangem Abwarten, also nachdem über jene alte Geschichte so manches liebe Mal Schnee gefallen und dann auch wieder

Gras gewachsen war, doch noch einmal, und zwar zuerst in Esthland und dann auch in Kurland, eine Invasion in Szene gesetzt, welche jener der vierziger Jahre sehr ähnlich war. Darum auch, weil letztere jener dem Wesen nach so ziemlich gleich war, sollen hier nur die Hauptmomente hervorgehoben werden, wodurch sich die neuere von der früheren doch noch unterschied. Im April 1883 wurde die Agitation in Esthland, und zwar im Kirchspiel Leal „in der Wieck" unter dem dortigen Landvolk durch ein verkommenes Indnviduum, namens Ado Päbo, ins Werk gesetzt. Während in der Folge auch sonstige Kirchspiele in Mitleidenschaft gezogen wurden, so beschränkte sich die Bewegung doch zumeist auf dasjenige in der Wieck. Wie aber war es denn nur möglich, daß verhältnismäßig schon so bald nach jener traurigen Verirrung der lutherischen Bauern Livlands und den allbekannten Erfahrungen und trüben Folgen der damaligen Bewegung, zu einer Zeit, wo noch übergenug Zeugen jener Tage lebten, etwas durchaus Gleichartiges sich hier in naher Nachbarschaft, um nicht zu sagen auf demselben Boden, ereignen konnte?

Nun, es war inzwischen doch bereits ein neues Moment hinzugekommen, eine die Köpfe verwirrende Macht, die wir in dem krankhaft übertriebenen Nationalismus erkennen, neben dem alles übrige nur untergeordnete Bedeutung fand. Aehnliches finden wir ja auch noch viel weiter östlich, — dort, wo Ost und West sich die Hände reichen, — in dem stolzen Erwachen des Nationalbewußtseins bei den Japanern, namentlich nach ihren siegreichen Kriegen gegen Rußland und China. In Rußland hatte die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Alexander II. den ehrenden Beinamen Zar-Befreier eingetragen hat, unter den dortigen Bauern, vor allem aber unter denjenigen der Ostseeprovinzen jenes nationale Selbstgefühl ins Dasein gerufen, das die Esthen und Letten jener Landstriche antrieb, die bisher auch nur „Hörige" gewesen waren, es fortan ihren allerdings mitunter recht überstolzen Herren möglichst gleichzutun; die zumeist deutscher, teilweise vielleicht sogar noch raubritterlicher hoher Abkunft waren und mit ihrem nationalen Stolze bisweilen auch zugleich noch einen Ahnendünkel verbanden, von dem Personen, die mit jenen Herren noch nie in nähere Berührung kamen, sich wohl schwerlich eine Vorstellung zu machen vermögen. Selbst das Durchschnittsverhalten der früheren „südlichen" Sklavenbarone ihren "hands" gegenüber ist wohl kaum hochfahrender gewesen, als das an Größenwahn grenzende Gebahren mancher baltischer „Herrenmenschen" ihren russischen, esthnischen und lettischen Mitbürgern gegenüber. Wenn jener in Nacht und Dunkel versunkene deutschländische Pastorensohn um Vorbilder für seine „Uebermenschen" verlegen gewesen wäre, er hätte sie wohl leicht dutzendweise dort finden können, wo bereits wenige Jahrzehnte nach Aufhebung der Leibeigenschaft der frühere Knecht „selber ein Ritter gern" gewesen wäre, schon um nur die satanisch stolze Selbstüberhebung seiner gewesenen Herren und Junker mit gleicher Münze und auf gleichem Fuße heimzahlen zu können. Zu Ende der siebziger Jahre waren Söhne noch leibeigen gewesener Väter auch tatsächlich schon in

der Zahl der Studenten, ja selbst unter den Dozenten, z. B. der Dorpater Universität, vertreten und kreuzten frisch und frei und mit unerschrockener Ausdauer die Klingen fleischlicher und geistiger Ritterschaft mit den Söhnen ihrer ehemaligen Herren.

Daß bei solch eifrigem Streben nach „kulturalem" Aufschwung alle nur irgendwie erlangbaren und zweckdienlich erscheinenden Mittel vielerorts nur allzuwillig aufgegriffen wurden, wird denjenigen nicht allzusehr wundernehmen, dem bewußt ist, daß dieselben Uebergangsstadien auch anderwärts schon vorkamen und noch immer wieder sich neu beobachten lassen, und dabei, trotz stets ein wenig veränderter lokaler Verhältnisse und Bedingungen, doch stets im großen und ganzen ziemlich ähnlich zu verlaufen pflegen. Hier nun in Esthland war es auch wieder ein Betrug, durch den Anhänger für die griechische Kirche gewonnen werden sollten. Auch diesmal wurden neue goldene Berge den zu Betörenden wie eine Fata morgana vorgegaukelt. Neuerdings war es das heißersehnte Ziel von Gleichberechtigung, ja Gleichstellung den früheren Herren gegenüber, das den Wagemutigen im Kreise der Bauernschaft in greifbare Nähe gerückt wurde. Auf einmal kursierte da unter den Landleuten ein Schriftstück, das ähnlich der goldenen Tafel Mormons, von gar geheimnisvoller Herkunft war; es sollte nämlich angeblich ein Vermächtnis des verstorbenen Volksführers C. R. Jakobson sein. In diesem Geschreibsel wurde in der unverhülltesten Weise zum Anschluß an die griechisch-orthodoxe Kirche, als an diejenige des Kaisers, gedrängt. Da hieß es, es komme vor allem darauf an, daß man sich der Kirche des Landes und des Landesvaters so eng wie möglich anschließe, um Recht und Schutz und alle Vorrechte, und dieselbe Pflege zu genießen, welche alle Orthodoxen, selbst die außerhalb Rußlands, auf der Balkanhalbinsel wohnenden, genießen.

Die hierin genannten Momente bildeten jetzt die leitenden Motive, welche durch die Volksagitatoren, teils in persönlichen Unterredungen und Ansprachen, teils durch derartige Schriftstücke, wie das oben erwähnte, geltend gemacht wurden. Diesem Treiben reichte auch hier wieder selbstverständlich die griechische Geistlichkeit Hand und Mund dar, indem sie neben der üblichen, mehr oder weniger direkten Versprechung von Land und sonstigen irdischen Vorteilen, noch besonders hervorhob, das Volk werde dann in der griechischen Kirche einen neuen Advokaten als Vertreter und Fürsprecher seiner Rechte finden. Das war der zündende Gedanke, der immer wieder tiefen Eindruck machte und wie der Funke im Zunder die böse Flamme des Abfalls zu hellem Lodern anfachte und viele Verführte jener schlimmsten Art der Untreue in die Arme trieb, die ihren eigenen Herrn am herbsten schlägt.

Was nun die Art und Weise dieser neuen Propaganda anlangt, so unterschied sich dieselbe von derjenigen der vierziger Jahre in Livland, gewissermaßen darin, daß jetzt alles nur noch viel wüster zuging und der Uebertritt noch unordentlicher und formloser stattfand. Es wurde nur eine formelle Anschreibung vorgenommen. Die betreffenden Ueberläu-

ser bekamen ihre Anschreibezettel auch ohne irgend weitere Umstände. Allerdings ward dann auch hier wieder vom Reichsverweser, dem späteren Kaiser Alexander III. eine sechsmonatliche Frist angeordnet, welche aber gar nicht beobachtet wurde. In noch größerer Hast, ja in geradezu „unanständiger Eile" fanden dann schnell noch die, die ganze Farce (um nicht zu sagen: Trauerspiel) abschließenden Firmelungen statt. Dabei wurde nach „berühmten Mustern" verfahren, ähnlich wie bei jenen schon früher in einem gewissen Flusse stattgehabten Massentaufen von Heiden, die zu letzterem Zweck gewaltsam hineingetrieben wurden. Denn diesmal übertraf die zelotischste Propaganda sich darin doch noch selber, daß überhaupt gar nicht mehr erst unterschieden wurde zwischen denjenigen, welche gefirmelt werden wollten, und solchen, die nur zuschauenshalber mitgekommen waren. Es wurde einfacher und kurzer Prozeß gemacht und alle wurden über einen Kamm geschoren, nach dem Sprüchlein: „Mitgegangen, mitgefangen!" Und zwar ersparte man sich dadurch wieder viel Zeit und Mühe, indem man eben wohl den guten Willen voraussetzen zu dürfen vermeinte und diesem die griechische Wohltat der Firmelung auf dem Fuß folgen ließ; statt erst lange vorher mit fruchtlosen Zeremonien sich aufzuhalten, etwa eine captatio benevolentiae erst noch zum Eingangspunkt vorauszuschicken und hierauf ein aktenordnungsmäßiges Resultat durch hochnotpeinliche Anfragen und langwierige Nachfragen, nach Art eines inquisitorischen Fragesystems zu erzielen.

So wurde denn vielmehr frisch und frei, ohne jedwede Vorfrage oder Vorprüfung, geschweige denn irgend einen Unterricht, — was zu fangen war, einfach gefangen, und wie sich dann später richtig herausstellte, fühlten sich ja auch die also aus einem Element ins andere Versetzten, oder aus einer Kirche ohne alle Umstände in eine ganz andere Herübergenommenen, tatsächlich so wohl und munter wie ein Fisch auf trockenem Lande. Darum ist es auch weiterhin gar nicht verwunderlich, daß man nachträglich in gar manchen Fällen den aktuellen und zugleich vorbedachten und gewollten Uebertritt des einen, von dem ganz unversehens und völlig unerwarteterweise passierten eines andern, ja sogar von einem überhaupt nur griechischerseits als vollzogen angesehenen eines dritten oder von einem überhaupt gar nicht stattgehabten durchaus nicht mehr zu unterscheiden oder die eigentliche Tatsache zu konstatieren vermochte. Da herrschten so „nette Zustände," daß nur die Philosophie eines gänzlich Unbewußten sich nur irgendwie hätte vermessen können, etwa im phantasiereichsten Traume schwelgend, sich auch nur einigermaßen hineinzudenken, geschweige zurecht zu finden und die Sachlage zurecht zu kombinieren. Ja, wer fände hier den Ariadnefaden aus diesem unentwirrbaren Labyrinth täppischen Machwerks und gänzlich verworrener Umtriebe, wo blinde Blindenleiter samt den durch sie Verblendeten und Irregeleiteten mit einander in die mehr oder weniger absichtlich betretene Grube fallen mußten!

Den lutherischen Geistlichen wurden keinerlei Verzeichnisse der

Uebergetretenen eingesandt; selbst nicht in den Fällen, wo solche Listen gefordert wurden. Dazu kam, daß die lehrhafte Vorbereitung, welche das griechische Kirchengesetz ausdrücklich vorschreibt, nicht nur nicht eingehalten, sondern dem esthländischen Generalsuperintendenten jede Intervention oder Appellation von Petersburg aus untersagt und abgeschlagen ward. Und diese zügellose Propaganda, die 1883 derartig in Esthland begonnen ward, wurde nun sowohl dortselbst als auch in Kurland in der nachdrücklichsten Weise fortgesetzt. In Livland wurde diesmal nur das Kirchspiel Lais in Mitleidenschaft gezogen, wo eine Anzahl Lutheraner zur orthodoxen Kirche übertrat, und zwar auch infolge einer künstlich inszenierten Agitation. Man bemühte sich nämlich, die dortigen Landleute davon zu überzeugen, daß der daselbst für die lutherischen Gemeinden zu unternehmende Kirchen- und Schulbau für alle dabei Interessierten mit ungewöhnlich hohen Kosten verbunden sei.

Seit dem Jahre 1885 kam dann doch eine gewisse Methode in das Chaos des bisherigen Vorgehens. Es erfolgten da nämlich auch gesetzgeberische Maßregeln, die ein gewisses planmäßiges Verfahren in dieser Sache verrieten. Am 27. Juli genannten Jahres wurde nämlich der alte Revers wieder eingeführt, der bei Einsegnungen gemischter Ehen nun aufs neue gefordert werden mußte. Damit war auch jene kleine, bisherige Wiedererstattung, in welcher man lutherischerseits schon den ersten Anfang einer Wendung zum Bessern, wenn nicht gar einer sich anbahnenden Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erblicken vermeint hatte, wieder aufgehoben. Dazu kam dann noch die Aufhebung der Realbesteuerung (Reallasten) Griechischkatholischer. Hierauf erschien das Verbot von Um- oder Neubauten lutherischer Kirchen, welchem gar das Expropriationsrecht von Häusern und Grundstücken nachfolgte, auf welche die orthodoxen Bratstwos (Brüderschaften nach Art der römischen Kolumbusritter?) Ansprüche machen sollten. Wo man also nicht gesonnen war, Haus und Hof freiwillig diesen religiösen Vereinen oder Gesellschaften zu überlassen, wurde man auf gesetzlichem Wege gezwungen, sein Hab und Gut denselben für einen gewissen Preis auszuliefern, ähnlich wie das namentlich Eisenbahnunternehmern gegenüber behufs notwendigen Wegerechts geschieht.

Zu böser Letzt erfolgte endlich noch die Unterstellung sämmtlicher Schulen unter den Minister der Volksaufklärung, also auch der kirchlichen Parochialschulen. All diese Wetterschläge waren bereits 1885 über die lutherische Kirche ergangen, als im Jahre 1886 die Verordnung des Gouverneurs erschien, nach welcher für die Konfessionszugehörigkeit der baltischen Bauern die griechisch-kirchlichen „Metrikbücher" entscheidend sein sollten. Mit all diesen „Kirchengesetzen" gingen fortan wieder Hand in Hand erneute Klagen gegen die Pastoren. So waren es in kurzem, schon allein in dem diesmal bisher noch am wenigsten in Mitleidenschaft gezogenen Livland, gegen siebzig evangelisch-lutherische Pastoren, die in Anklagezustand versetzt wurden, und zwar waren sie fast ausschließlich wegen Amtshandlungen an schon früher Rezipierten

verklagt. Da nun hierauf diejenigen Strafen sich bezogen, die im Kirchengesetz für Amtsvergehen vorgesehen sind, so gehörte diese Sache eigentlich von rechtswegen vor das Konsistorium; denn nach § 359 des Kirchengesetzes ist der Pastor in allen seinen amtlichen Funktionen ausschließlich den geistlichen Behörden, also den Konsistorien unterstellt. Allein auf Grund der früheren Erklärung eben dieser geistlichen Behörden nahm man diesmal von ihnen einfach Abstand und verklagte die erwähnten Geistlichen bei den weltlichen Behörden, wobei man auch die Anklagen dementsprechend umformulierte. Statt Konfirmation hieß es in denselben Verführung zum Uebertritt, wovon ja gar nicht die Rede war. Doch es mußten nun einmal Kriminalverbrechen konstatiert werden und daher auch Kriminalvergehen die Anklagepunkte bilden. Demgemäß hieß hier auch die Trauung eines gemischten Paares vonseiten eines lutherischen Geistlichen Schließung einer ungültigen Ehe, u. s. w.

Zwar protestierte auch diesmal das Konsistorium, doch vergebens. Schließlich gelang es dieser Behörde aber doch, es so einzurichten, daß ihr die Stellung eines Rechtsbeistandes für die Verklagten ermöglicht wurde. Unterdessen gingen die Anklagen immer weiter fort. Dieselben begannen vor dem Ordnungsgericht und gingen dann durch das Landgericht vor das Hofgericht. Das Verhalten der Bauern war dabei fast ausnahmslos ein durchaus korrektes, ja musterhaftes. Sie haben mit aller Entschiedenheit ihr Bekenntnis abgelegt und sich energisch geweigert, ihren Eid in der griechischen Kirche zu tun. Das Hofgericht, vor das schließlich die Fälle kamen, hat in denselben auch anfangs stets freigesprochen; und zwar auf Grund des Gesetzes, da ja die Pastoren die zur Rezeption Gedrängten waren, und man ihnen eine Initiative nicht nachzuweisen vermochte. Doch neben diesen, auf juridischem Wege vorgenommenen Fällen, sind auch direkte, sogenannte administrative Strafen verhängt worden. So wurde im Herbst 1885 ein Pastor Brandt auf ein Jahr nach Smolensk verbannt, welches Urteil durch Gendarme vollzogen wurde. Dasselbe Schicksal traf auch Pastor Christoph aus Esthland, der auf ein Jahr nach Astrachan verwiesen ward; während in seinem Falle der Kläger Zeugen beibrachte, wurde ihm nicht gestattet, auch seinerseits Zeugen zu stellen. Endlich, schon Mitte 1888, wurden die Pastoren Poorth und Harf auf zwei Jahre nach Smolensk verschickt; auf die Aussage von Gendarmen hin, daß die betreffenden aufwieglerische Reden gehalten hätten.

In diesem argen Notstande hatte das Konsistorium sich schriftlich direkt an den Zaren gewandt und im Herbst 1883 bemühte sich auch noch Generalsuperintendent Girgensohn in einer persönlichen Audienz bei demselben Machthaber und Oberhaupt der griechischen Kirche in freimütiger Aussprache um Abhilfe, — doch ohne allen Erfolg, wie denn schließlich auch noch das Eintreten der livländischen Ritterschaft vergeblich blieb.

Wie aber verhielten sich die protestantischen Geistlichen als Körperschaft und Gesamtheit unter diesen erschwerten Verhältnissen? Seit

1884 wurden wieder eingehende Verhandlungen über die vorliegenden wunden Punkte auf den Synoden gepflogen. Dabei stellte sich heraus, daß eine etwas laxe Praxis bei der Aufnahme der heranwachsenden Generation eingerissen war, die auf dem Wege der Schule und Lehre zum Teil wieder in die lutherische Kirche zurückkehrte. Sobald nämlich nach jener forcierten Uebertrittsbewegung von 1845 die heißersehnten Friedenstauben in Gestalt sich häufender Symptome einer mehr oder weniger auch schon von der Regierung anerkannten Gewissensfreiheit sich mehrten, hatte man, wie schon früher konstatiert, angefangen, in Schule und Konfirmandenunterricht dieselbe Praxis, wie ehedem zu verfolgen, d. h. man enthielt sich je länger desto mehr einer eingehenden Erklärung der Unterscheidungslehren zwischen der evangelischen und den katholischen Kirchen; was ja nicht gut angänglich gewesen wäre, ohne irgend eine, wenn auch nur moralische Verurteilung der letzteren. Das aber hätte ja nur zu leicht wieder Anlaß zu allerhand erneuten Drangsalierungen gegeben, da auch die prächtigen und sonst wahrhaft reichgesegneten baltischen Ostseeprovinzen mit andern Ländern an demselben schlimmen Uebelstande laborierten, daß nämlich auch dort die Wände manchmal Ohren hatten, und zwar mit ungemein starken und doch wieder sehr empfindlichen Trommeln versehen, die noch dazu so merkwürdig konstruiert sind, daß sie gerade nur ganz bestimmte Worte intensiv verstärkt wiedergaben, bei welcher superlativen Reproduktion es nur zu leicht ähnlich zugehen mochte, wie bei überlebensgroßer Wiedergabe winzig kleiner Originalphotographieen, — der Superlativ war nämlich positiv nicht mehr wahrheitsgetreu. So war es gekommen, daß man eben überhaupt keine Unterscheidungslehren mehr lehrte, da man schon aus böser Erfahrung notgedrungen gewohnt war, bei aller sonstigen Vermeidung der Unwahrheit, doch „klug wie die Schlangen" zu handeln. Leider aber erwies sich diese weise Vorsicht und allen Anstoß vermeidende Umsicht als über das Ziel hinaus geübte Nachsicht, zumal wo sich in diesem Falle ihr etwa noch das Versäumnis einer Erziehung zu heilig-ernster Glaubenstreue und zum unerschrockenen Bekennen nicht nur unter Verfolgungen, sondern auch zum Treubleiben allen Versuchungen gegenüber, beigesellte. Das alles rächte sich nun aufs schwerste und bewies aufs neue wieder, daß offen und unverzagt, stets standhaft Farbe zu bekennen, jederzeit die beste Politik gewesen wäre. Als nun die Bewegung in Esthland wieder begann, die ja auch in einen Teil Livlands hinüberspielte, beschloß die Synode der lutherischen Geistlichen, die bisher geübte Praxis zu revidieren.

Dr. Hoerschelmann, Professor der praktischen Theologie an der Dorpater Universität, erhielt den Auftrag, Vorschläge zu einer solchen Revision auszuarbeiten und vorzulegen. Dieselben bestanden der Hauptsache nach darin: Bei der heranwachsenden Jugend sich nicht auf den gewöhnlichen Unterricht zu beschränken und sie dann einfach, wie bei allen übrigen Konfirmanden üblich, durch die Konfirmation zu rezipieren, sondern vielmehr ein prüfendes Verfahren vorher eintreten zu

lassen; und nur, wenn zuvorgelaufene sorgfältige seelsorgerliche Pflege erweisen sollte, daß es den Betreffenden wirkliche Gewissenssache war, sollten sie aufgenommen werden.

Unterdessen waren erneute Konversionen vorgekommen und hatten auch die bisher neuerdings noch nicht direkt berührten Kreise erregt, als die Sprengelsynoden vom Frühjahr 1885 zusammentraten, auf welchen nun die vorgeschlagenen Regeln geprüft und angenommen wurden. So stand also die revidierte Ordnung schon in Kraft und Praxis, als jene bereits erwähnte Wiedereinführung des Reverses am 27. Juli desselben Jahres erfolgte. Da beschloß die Synode, die in dem genannten Jahre noch zusammentrat, bei dem schwankenden Verhalten des Volkes zunächst von der Vornahme neuer Rezeptionen Abstand zu nehmen, jedoch die bisher Rezipierten fortgehend kirchlich zu bedienen und ihnen nachgeborene Kinder zu taufen. Bei den sich zu Unterricht und Aufnahme Meldenden unter den Herangewachsenen aber nur nach sorgfältiger Prüfung zu verfahren. Die baltischen protestantischen Pastoren waren zu der Einsicht gekommen, daß sie aufs neue in Kampfeszeiten standen, wo Gerichte über Kirche und Land ergingen. Es bahnte sich jedoch die Ueberzeugung Raum, daß nur die Spreu verwehen, und was im Glauben wurzelt, bestehen werde. Die Treue des Volkes und der Diener der Kirche wurde auf die Probe gestellt, und nur, was in dieser Prüfung besteht und in der Anfechtung bewährt erfunden werde, sei fähig, den Sturm zu überdauern, weil im Glauben wurzelnd. Darum heiße es nun: „Leide dich, leide dich: Zion, leide ohne Scheu! — Zion, in dem letzten Kampf und Strauß, halte aus!" Wer treu zur Kirche Christi halte, dürfe doch mit der Zuversicht in die Zukunft blicken, die der Glaube verleiht, und dürfe darum getrost einstimmen: „Ein feste Burg ist unser Gott, . . . Das Reich muß uns doch bleiben!"

Wie endlich auch im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts und dem ersten des neuen, namentlich auch durch die Aufstände des sonderlich gegen die Deutschen der baltischen Provinzen verhetzten Landvolkes, die Lage der dortigen lutherischen Kirche fast andauernd eine schwierige geblieben ist, wird wohl den meisten Lesern unseres „Magazins" einigermaßen bekannt sein. Jene baltischen Geistlichen können bei alledem noch von Herzen dankbar sein und sich beglückwünschen, daß bei ihnen nicht, statt der griechischen, die nach Weltherrschaft allezeit lüsterne, sirenenhaft lockende und mit dem Lügenwort Toleranz im Munde, Politik machende — dabei aber durchaus nur sich selbst tolerierende und zugleich sich selbst am gründlichsten verrechnende, römisch-katholische Kirche das Ruder oder Heft in der Hand hat, — jene finstere Gesellschaft, die jede wahrheitsgetreue Geschichte leugnend und selbst das eigene schmähliche Fiasko in Italien selbst, in Frankreich, Portugal und teilweise in Oesterreich und Spanien ignorierend, sich leider in Deutschland und wohl noch mehr in den Vereinigten Staaten nach Herzenslust verstärken, ausbreiten und „in Politik machen" darf, bis sie „ihre Stunde" gekommen glaubt — oder aber bis „seine Stunde" gekommen ist, wo es unweigerlich heißt: „Bis hierher und nicht weiter!"

Christliche Sozialprinzipien.

Von Pastor A. Ruecker, A. M., B. D.

Es wurde der evangelischen Kirche und ihren Dienern von verschiedenen Seiten vorgeworfen, daß sie geflissentlich in Predigt und Lehre die soziale Frage umgingen.

Der Vorwurf hat einen Schein der Wahrheit, 1) weil wir wohl mehr oder weniger absichtlich technische Ausdrücke und Schlagworte vermeiden; denn mit Phrasen, die für den Uneingeweihten inhaltslos, für den Halbeingeweihten aber mißverständlich und irreführend sind, richtet man mehr Unheil und Geistesverwirrung an als Gutes. 2) Zum andern hat dieser Vorwurf den Anschein der Richtigkeit, weil wir uns prinzipiell in unseren Predigten nicht zu einer bestimmten, herrschenden Sozialphilosophie bekennen — weder zum Individualismus noch zum Sozialismus, weder zum Kapitalismus noch zum Kommunismus, und weil wir keiner politischen Partei das Wort reden.

Warum nehmen wir nicht definitive Stellung? Aus Gleichgültigkeit oder Feigheit? Nein, sondern weil wir es außerhalb der Befugnis des Predigers des Wortes Gottes ansehen. Als Privatmann und Bürger hat der Diener des Wortes das Recht und die Pflicht, zu diesen Fragen, die mehr oder weniger in das Gebiet der Adiaphora gehören, persönliche Stellung zu nehmen, und dieses Vorrecht läßt er sich auch nicht verkürzen. Auf der Kanzel aber ist er Verkündiger und Dolmetscher des Wortes Gottes und darf nur so weit in die modernen Probleme eingreifen, wie ihm das Wort Gottes Weisung und Richtung gibt.

Schließlich werfen wir weder mit vielsinnigen und irreführenden Schlagworten um uns, noch nehmen wir auf Kanzel und Katheder Stellung zu einer herrschenden Gesellschaftslehre aus einem eminent praktischen Grunde; nämlich, weil wir es für unklug und unweise halten, die politischen Geister, die wohl in jeder Gemeinde schwirren und ihr Wesen treiben, aufeinanderplatzen zu lassen. Die Geschichte so mancher Gemeinde sollte uns doch zur Genüge die Wahrheit des Dichterwortes Goethes lehren: „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los." (Der Schreiber redet aus Erfahrung.) Nicht umsonst hat der Herr die Weisung gegeben: „Seid klug wie die Schlangen."

Man mag uns diese vorsichtige Zurückhaltung von fanatischer Seite aus als Feigheit anrechnen. Das soll uns nicht stören, so lange wir der Richtigkeit unserer Stellung vor Gott gewiß sind. Solche Anschuldigungen können einen besonnenen Prediger nicht herausfordern, nun einmal alle Besonnenheit fahren zu lassen, sich aufs hohe Roß zu schwingen und kräftig darauf los zu schlagen, um ja den Eindruck der Feigheit bei seinen Zuhörern zu verwischen. Das kann ihn höchstens veranlassen, wie das in diesem Aufsatze geschieht, seine Zurückhaltung zu rechtfertigen.

Aber ich weise den Vorwurf, die sozialen Probleme geflissentlich

umgangen zu haben, für meine Person und wohl auch im Namen vieler meiner Mitbrüder als unberechtigt und unwahr entschieden zurück.

1. Weil ich w e i ß, daß ich in vielen Predigten die gesellschaftlichen Fragen erörtert und mit dem Worte Gottes beleuchtet habe, auch wenn ich nicht mit Schlagworten wie Sozialismus, Kapitalismus u. s. w., um mich warf. Die Sache wurde besprochen, und wer Ohren hatte, zu hören, der hörte und verstand auch, um was es sich handelte.

2. Zum andern bin ich überzeugt, daß jede evangelische Predigt indirekt der Lösung sozialer Probleme vorarbeitet. Die evangelische Predigt hat doch religiösen Inhalt, nicht wahr? Als Christ, nicht nur als Prediger, bin ich überzeugt, daß Religion die Grundlage aller Sittlichkeit, auch aller Sozialethik ist. St. Paulus zeigt uns auf der Schwelle zwischen dem theologisch-religiösen Teil und dem paränetisch-sittlichen Teil seines Römerbriefes (Kapitel 12, 1), daß die Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes die Voraussetzung jedes vernünftigen Gottesdienstes der Tat ist. Und die Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu ist doch sicherlich Kern und Stern unserer Christenreligion!? Jesus selbst läßt dem religiösen Gebot der Gottesliebe als „vornehmstem," das „andere" sittliche, ja sozial-ethische der Nächstenliebe als vernünftige Konsequenz folgen. Wenn darum die Predigt Religion im engeren Sinne des Wortes treibt, d. h. die Seele auf Gott weist und unter Mitwirkung des Geistes zu Gott führt, so legt sie eine feste Grundlage, aus welcher wahre Sittlichkeit und wahre Sozialethik spontan erwächst; denn wer einmal sich wahrhaft zu Gott bekehrt hat, seine Gesinnung erneuert hat, der h a t dadurch die Fähigkeit, Gottes Willen für sein und das Leben der Gesellschaft zu ergründen und zu befolgen. (Röm. 12, 2.) Wer darum der religiösen Predigt des Wortes Gottes andächtiges Gehör schenkt, der wird darin auch Winke und Anweisung finden, wie er sich im Wirrwarr der sozialen Meinungen zu stellen hat, der wird im lebendigen Glauben die Prinzipien einer christlichen Gesellschaftslehre finden. Der Heilige Geist soll uns in a l l e (praktische Lebens-) Wahrheit leiten, hat der Herr uns verheißen. Sollte darunter nicht auch die Wahrheit betreffs sozialer Probleme sein? Und Paulus sagt, daß der Geistbegabte a l l e s richte, d. h. in seinen religiösen Ueberzeugungen einen Maßstab für alle praktischen Probleme des Lebens finde. Sollte uns da unsere Religion angesichts der sozialen Probleme im Stiche lassen? Wir hoffen doch nicht. Wir glauben, im Worte Gottes das Schwert zu finden, das schließlich auch diesen gordischen Knoten, wenn auch langsam, so doch sicher, durchschneidet.

Doch, wenn wir erwarten, daß das Christentum, eventuell kraft der göttlichen Autorität der Schrift, uns einen fertigen, allseitig abgerundeten sozialen Plan auftische, der einfach in der Gesellschaft zur Geltung gebracht und konsequent durchgeführt werden müsse, um alle sozialen Uebel aus der Welt zu räumen, so werden wir bitter enttäuscht. Die Bibel ist kein wissenschaftliches Textbuch und will es auch nicht sein. Soziologie, Sozialphilosophie, Volkswirtschaft und Nationalökonomie

u. s. w., sind Wissenschaften, die sich mit den verschiedenen Phasen des Sozialkörpers befassen. Die menschliche Gesellschaft als ein „Leib“, ein Organismus ist veränderlich; Lebensverhältnisse und -Bedürfnisse ändern sich. Jede Wissenschaft wächst und wandelt sich je nach dem allgemeinen Stand der Forschung, und besonders im Maße des Wandels ihres Objektes und ihrer Daten. Das gilt besonders von den sozialen Wissenschaften. Die Bibel an und für sich wächst nicht, außer etwa in der Ausdehnung und Vertiefung ihrer Anwendung. Schlüge die Schrift nun ein genaues gesellschaftliches Programm oder gar ein fertiges System mit Konstitution, Nebengesetzen u. s. w., vor und verlangte, daß die Menschheit nach diesem Schema organisiert werden sollte, dann wäre dies nur zu bedauern. Denn dann wäre es religiöse Pflicht der Gläubigen, für die Durchführung dieser Pläne zu wirken, dann wäre Christentum gleich dem Islam politische Religion. Gelänge es, das System durchzusetzen, so würde dadurch entweder die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft eingeschränkt oder wohl ganz verhindert, wir stagnierten oder — was wohl eher einträfe — der soziale Körper, der spontan wächst und sich aus sich selbst heraus erneuert und wandelt, würde die aufgelegten Fesseln sprengen und — damit auch die Autorität der Schrift zerschmettern.

Was uns aber das Christentum in dieser Hinsicht bietet, sind nicht Formen, sondern dynamische Prinzipien:

1. Zunächst die großen Ideale, in deren Richtung sich die menschliche Gesellschaft entwickeln soll. Statt jeder Ausführung erwähne ich hier nur die wundervolle Idee Jesu Christi vom Reiche Gottes, eine Idee, die allen wahren Jüngern Jesu als Fackel vorleuchtet in sozialen Bestrebungen und Kämpfen. Dein Reich komme! Dann der Gedanke der allgemeinen Verbrüderung der Menschen, und anderes mehr. —

2. Zum anderen gibt uns die Schrift Grund- und Leitsätze, nach deren Fingerzeig jeder treue Nachfolger Christi jenen hehren Idealen zustreben soll. Da sind unter anderen die Grundsätze aller sozialen Gerechtigkeit: die goldene Norm des Herrn: „Was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch“ und die Summa christlicher Sittlichkeit: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

3. Und zum dritten bietet uns das Christentum die nötigen Motive und Triebkräfte, die uns anspornen, diese Grundsätze mehr und mehr im persönlichen Leben zu verwirklichen und im gesellschaftlichen Leben zur Geltung zu bringen, um dadurch jenen Idealen persönlich und gemeinschaftlich näher zu kommen. —

Und diese Triebkräfte, die wie der Dampf in der Maschine, allem Fortschritt zu Grunde liegen, sind eben rein religiöser Art. In einem Ausdrucke zusammengefaßt sind sie der Glaube, der durch die Liebe tätig ist. Das bringt uns wieder zurück auf die vorige Behauptung, daß aller sozialen Arbeit der Gläubigen, wie überhaupt allem sozialen Fortschritt schließlich die religiöse Predigt vom Worte des Lebens zu Grunde liegt.

Und der hilflosen Welt diesen Sauerteig christlicher Glaubensmotive, sittlicher Grundsätze und göttlicher Ideale darzureichen, ist der Kirche Pflicht und Vorrecht. — Der Kirche Pflicht und Recht? — Was hat denn die Kirche als Institut mit der sozialen Frage zu schaffen?

Was hat die Kirche mit der sozialen Frage zu schaffen? Gar viel. Die Kirche als Organisation der Gläubigen ist das große Erbgut, das Jesus Christus der Welt zwecks Lösung der sozialen Fragen hinterlassen hat. Die Kirche ist aktuelle, sichtbare Trägerin und Hüterin der eben aufgeführten geistigen Vermächtnisse des Christentums. Wenn die sozialen Prinzipien des Christentums durchführbar und lebensfähig sind, dann dürfen wir erwarten, daß sie in der Kirche als in der gesellschaftlichen Verkörperung des Christentums zum Ausdruck kommen. Nun sind aber nicht alle Glieder am Leibe Christi ideale Christen, und darum setzten sich die christlichen Gemeinschaftsprinzipien wohl zu keiner Zeit innerhalb der christlichen Kirche völlig durch. Trotz alledem beweist aber die Geschichte der Kirche, daß sie als Sondergemeinschaft innerhalb der großen menschlichen Gesellschaft sauerteigartig auf die sozialen Verhältnisse einwirkte. (Gegen die Hypothese H. Lecky's "History of European Morals.") Selbst stets unvollkommen, hat sie doch ihre soziale Mission teilweise erfüllt und wird sie wohl, so Gott will, noch weiter erfüllen. Was das Gewissen in der psychischen Verfassung des Einzelmenschen ist, das ist die Kirche in der menschlichen Gesellschaft. Sie ist gewissermaßen das Laboratorium, die Versuchsstation, in welcher die sozialen Prinzipien des Christentums zuerst erprobt und womöglich ausgeprägt werden, um dann durch sie der weiteren Gesellschaft, in der sie wirkt, übermittelt zu werden.

Da ist zum Beispiel:

a. Das sozial-politische Prinzip der Gleichheit, das sich zum erstenmal in der Weltgeschichte in der Kirche durchsetzte. Kein vorchristliches Staatswesen konnte dieses Prinzip verwirklichen, obwohl es als eine mehr oder weniger verschwommene Idee in manchem philosophischen System zu finden war. Doch finden wir gerade in der bedeutendsten vorchristlichen Abhandlung über politische Philosophie, in Plato's Republik, Klassenunterschiede. Und warum konnte dies Prinzip in keinem vorchristlichen Staate durchdringen? Weil keiner in sich eine Organisation barg, in welcher Gleichheit wirklich eine Tatsache, ja eine Tatkraft war. Die erste Organisation, in der alle Glieder grundsätzlich gleich waren, war die christliche Kirche. In ihr hatte der religiöse Grundsatz, daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt, den sozial-ethischen Niederschlag bedungen, daß alle Gläubigen unter einander gleich sind. „Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu" (Gal. 3, 28). — Wohl führte die katholische Kirche durch Akkomodation an bestehende Verhältnisse wieder Rangunterschiede in die Kirche selbst ein (Kleriker und Laien, Hierarchie) und begünstigte da-

durch Klassenunterschiede in der Gesellschaft. Wo die römische Kirche stark ist, fördert sie aristokratische Staatsformen. Sobald aber die Reformation mit der Hierarchie aufräumte und die allgemeine Priesterschaft der Gläubigen (religiöse Gleichstellung) proklamierte, zeigten sich auch die Früchte dieses Kirchenprinzips im politischen und sozialen Leben der protestantischen Nationen. In den meisten protestantischen Staaten brachen sich demokratische Regierungsformen die Bahn. In Schottland und England kamen sie als direkte Folgen der Reformation. Die demokratischen Regierungsformen der Vereinigten Staaten waren der notwendige Niederschlag des Geistes der Gleichheit, den die Pilgerväter mit sich zu unseren Gestaden brachten. Und in der Unabhängigkeitserklärung hören wir das religiös gestimmte Echo: "We hold these truths to be self-evident that all men are created equal."

b. Das Prinzip der Freiheit. Auch hier finden wir wieder als Grundlage eine rein religiöse Idee, den tiefsinnigen Begriff der „Freiheit der Kinder Gottes." Daraus erwächst der sozial-ethische Grundsatz: „Hie ist nicht Knecht noch Freier." Dieser Grundsatz steht in prinzipiellem Gegensatz zu aller Sklaverei. Wenn auch das Neue Testament nicht direkt gegen die bestehende volkswirtschaftliche Einrichtung der Sklaverei zu Felde zog, so legte es doch Prinzipien in die Kirche, die, wenn auf die Welt übertragen, die Sklavenfesseln sprengen mußten und auch wirklich sprengten. — Beachte: Paulus schickt dem christlichen Philemon seinen entlaufenen (nun bekehrten) Sklaven Onesimus zurück „nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder, sonderlich mir, wie viel mehr aber dir, beide, nach dem Fleisch und in dem Herrn." Damit sind im Prinzip die Ketten der Sklaverei zerschlagen, wenn es auch lange nahm, ehe sich dieser Grundsatz in der Gesellschaft durchsetzte.

Soziale Freiheit, d. h. der Genuß der Rechte, zu denen jeder durch Geburt, Erziehung und persönliche Errungenschaft berechtigt ist, hat uns das Christentum schon zum großen Teil errungen. Politische Freiheit, d. h. die Berechtigung, an der Gesetzgebung und Verwaltung der Gesellschaft teilzunehmen, erwirkt es überall, wo es wirklich biblisch ist. Die Kirche war die erste Körperschaft, in welcher Selbstregierung von Anfang an grundsätzlich im Schwange stand. Apg. 6, 1—6. (Noch im Mittelalter beanspruchten die Römer das Recht, ihren eigenen Bischof zu wählen.)

Noch hat das Christentum nicht vermocht, eine zufriedenstellende Form ökonomischer Freiheit zu schaffen, d. h. Zustände heraufzuführen, wo jeder die volle Frucht seiner persönlichen Arbeit genießen kann. An Versuchen, das wirtschaftliche Problem innerhalb der Kirche zu lösen, hat es nicht gefehlt. Schon in der ersten Gemeinde zu Jerusalem finden wir die Gütergemeinschaft als Lösungsversuch (Apg. 4, 32—35). Die Klostergemeinschaft mit ihrem Gelübde persönlicher Armut, ist ein solcher Versuch im engeren Kreise. In manchen Sekten spielte die Besitzfrage eine große Rolle. —

Eine ganz neue und verschärfte Problemstellung brachte die moderne Großindustrie mit den Großstädten und ihrem Massenelend. Da hilft kleine Experimentiererei im Laboratorium der Kirche nicht viel. Da gilt es eben kirchliche Prinzipien und Ideale in der Staatsgesetzgebung und in der Handhabung der Gesetze geltend zu machen. Ja, wird dann die Kirche relegiert, als unfähig auf die Seite geschoben? Leider finden wir selbst Prediger, die da sagen, die Kirche tue nichts für die Hebung der wirtschaftlichen Stellung des armen Mannes. Wie kurzsichtig, wie verkehrt! Die Kirche hat immer noch die Fundamentalarbeit zu tun. Es ist ihre Pflicht, das Licht christlicher Aufklärung auf die Uebel der Zeit zu werfen. Es ist ihre Pflicht, christliche Charaktere heranzuziehen, die in warmer Sympathie das Weh des Volkes fühlen und alle ihre Kräfte daran setzen, als Bürger an der Wahlurne, als Glieder vaterländischer und politischer Vereinigungen, oder gar als Volksvertreter und Beamte, in jedem Falle aber als Missionare einer ernsten Sache das Wohl des Volkes zu fördern.

Wie es von der Mutter im Sprichwort heißt: „Die Hand, die die Wiege schaukelt, ist die Hand, die die Welt regiert", so dürfen wir auch von unserer geistlichen Mutter, der Kirche, im übertragenen Sinne sagen: durch ihre Kinder führt sie die Gesellschaft. Sie soll nicht als Institut in die Sozialpolitik eingreifen; Kirche und Staat müssen geschieden sein. Aber sie soll Persönlichkeiten erziehen, die scharfes soziales Bewußtsein und Gewissen haben, die Glaubenskraft und Glaubensmut genug besitzen, an die Durchführbarkeit der christlichen Ideen auch im gesellschaftlichen Leben unserer Zeit zu glauben und dafür zu wirken. Unter welcher politischen Parteiflagge sie für die Verwirklichung der christlichen Sozialprinzipien arbeiten, bleibt sich schließlich gleich, wenn sie nur die persönliche Gewißheit haben, daß ihre politischen Ueberzeugungen mit ihrem Christenglauben nicht nur nicht im Widerspruch stehen, sondern gerade aus den christlichen Ueberzeugungen sich ergeben. Nur dann ist auch ihre Sozialpolitik ein vernünftiger, konsequenter Gottesdienst (λογικη λατρεια.) Was aber nicht aus dem Glauben ist, das ist Sünde. Politische Gesinnung, die aus der Selbstsucht, dem Partei- oder Standesgeist entspringt und sich geflissentlich vom Glauben nicht befruchten läßt, ist darum eines Christen unwürdig, ist Sünde.

Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten.

Von Prof. W. Baur.

1. Band.

Im Jahre 1912 erschienen im Verlag von Quelle und Meyer (Leipzig) zwei starke Bände aus der Feder des Halleschen Professors H. Achelis, die das obige Thema in eingehender und instruktiver Weise behandeln. Der Aufforderung, die treffliche Arbeit für die Leser des „Magazins" zu besprechen, kommt der Schreiber dieses mit Freuden nach, wenn auch ein wenig später, als er vor Jahresfrist gedacht.

Daß der Verfasser der üblichen Einteilung (apostolisches, nachapostolisches und altkatholisches Zeitalter) nicht folgt, sondern den Versuch macht, „eine neue Einteilung zu gewinnen, die aus dem Stoff herausgewachsen ist," wird alle die angenehm berühren, die gerne einmal altgewohnte und ausgetretene Geleise verlassen und neue probieren mögen. Auch die gewöhnlich vorausgeschickten Kapitel über vorchristliches Heiden- und Judentum fehlen: um so mehr wird das Interesse sofort auf die Sache selbst gelenkt.

Der erste Band führt uns in fünf Kapiteln folgendes vor Augen: 1. Die Gemeinde in Jerusalem. 2. Der Apostel Paulus. 3. Die heidenchristlichen Gemeinden. 4. Das Ende des Judenchristentums. 5. Die Ausscheidung des Heidentums.

1. Kapitel.

Das erste Kapitel behandelt die Sammlung, den Charakter und die Regierung der Gemeinde in Jerusalem; die Zukunftserwartung; die Sammlung der Evangelien und endlich die Ausbreitung und Verfolgung.

So beginnt der geehrte Verfasser „die Geschichte einer religiösen Gemeinschaft, welche durch ihre eigenen inneren Kräfte aus ihrer orientalischen Heimat in die weite Welt getrieben wurde, auf dem neuen Boden festwurzelte, die ursprünglichen Formen ihres Daseins von sich abstieß und sich dabei doch so viel kräftige Eigenart bewahrte, daß sie in dem vielen Neuen, was an sie herantrat, sich nicht auflöste, sondern als ein gesunder Organismus alles, was von außen kam, zu überwinden und zu neuen Kräften zu gestalten vermochte, so daß sie schließlich selbst bei ihrer Auseinandersetzung mit dem heidnischen Staat nach sechzigjährigem Kampfe Siegerin blieb."

Was nun zunächst die Sammlung der ersten Christengemeinde anbetrifft, so wird behauptet, daß es in den ältesten Teilen unserer Evangelien einige Hinweise darauf gebe (Mark. 14, 28; 16, 7; Luk. 24, 34), daß es schon vor der Gemeinde in Jerusalem eine solche in Galiläa gegeben habe; eine älteste Gemeinde, von der freilich die Evangelien nicht sagen, wann sie gegründet worden sei. Sie muß „den Zeitgenossen früh aus dem Gedächtnis entschwunden sein."

Das ist nun allerdings richtig: Matthäus berichtet, abgesehen von der Erscheinung Jesu vor der Maria Magdalena und den andern Frauen, nur noch eine solche in Galiläa auf einem Berge (28, 16 ff); Markus, bei dem wir nach 14, 28 und 16, 7 galiläische Erscheinungen erwarten sollten, berichtet von 16, 9 an allem Anschein nach nur judäische. Nun wird freilich gerade der Abschnitt Mark. 16, 9—20 von der Textkritik dem Markus vielfach abgesprochen. Er fehlt z. B. im Sinaiticus und Vaticanus. Euseb will von den genannten Versen nichts wissen; die meisten Handschriften hätten ihn nicht. Dagegen benützt Irenaeus, der ja bedeutend früher als Euseb lebte, den Schluß des Markus ganz unbedenklich. Neuerdings wird der Abschnitt einem gewissen Aristion zugeschrieben. Merkwürdig ist die Stellung von B.

Weiß: „Der heutige Schluß ..... gehört unserem Evangelium ..... unzweifelhaft nicht an." Und dann: „Daß das Evangelium ursprünglich einen anderen Schluß gehabt habe ....., oder unvollendet geblieben sei, ist unerweislich." Aber es ist doch ganz unwahrscheinlich, daß das Evangelium des Markus mit dem achten Verse seinen Abschluß gefunden habe.

Lukas erzählt die Geschichte von den Emmaus-Jüngern (24, 13 ff) und eine Erscheinung vor den Elfen, nachdem er auf eine vorhergehende kurz verwiesen (24, 34 und 36 ff). Er hat die Notiz: „Ihr aber sollt in der Stadt Jerusalem bleiben etc." Hieran ist wieder in der Apostelgeschichte erinnert (1, 4) und Johannes redet nur im Anhang (Kapitel 21) von einer galiläischen Erscheinung.

Die Hypothese von einem „Galiläa bei Jerusalem" würde allerdings das zweifellos vorhandene Problem recht einfach lösen. Aber soviel wir wissen, ist es eben eine Hypothese, d. h. ein Satz, „dessen Gültigkeit ohne notwendig bestimmende Gründe vorausgesetzt wird." Eine ähnliche Stellung muß man nach dem obigen Befund wohl auch der Behauptung gegenüber einnehmen, daß die älteste Christengemeinde in Galiläa existiert habe. Jedenfalls steht das fest, daß jene angebliche älteste Gemeinde in Galiläa für die weitere Verbreitung des Christentums nicht in Frage kommt. „In den kleinen Ortschaften Galiläas hat sich eine Gemeinde der Christgläubigen gewiß schnell begründen lassen, und sie hätte sich dort ungestörter entwickeln können. Aber es wäre ein Stilleben geblieben, von dem die große Welt nur schwer etwas erfahren hätte, und an dem die Weltgeschichte vorübergegangen wäre."

Wie soll man sich den Uebergang von Galiläa nach Jerusalem denken? Darauf fehlt natürlich jede sichere Antwort. Unser Autor stellt sich die Sache so vor: nur die Apostel sind nach Jerusalem zurückgekehrt. Dort haben sie sich mit den Anhängern Jesu vereinigt, die „ihm ihre Treue bis über den Tod hinaus bewahrt haben." Von den vierzig Tagen (Act. 1, 3) und von der Ausgießung des Heiligen Geistes samt der Taufe der 3000 (Act. 2, 41) ist auffallenderweise nicht die Rede. Rezensent empfindet dies als einen Mangel; der Herr Verfasser hätte sich doch mit diesen Daten auseinandersetzen sollen. Wenn die Apostel sich freilich bald nach Jesu Tode nach Galiläa begeben haben, dann bleibt für diese Dinge kein Raum. Der Umzug nach Jerusalem fand ja erst einige Jahre nachher statt (Seite 2). Wenn die Ansicht, daß das Act. 2 berichtete Pfingstfest den Geburtstag der Gemeinde Christi markiert, ein Irrtum ist, so darf man darüber nicht mit Stillschweigen hinweggehen.

* * *

In bezug auf den Charakter der Gemeinde zu Jerusalem bringt der zweite Abschnitt (Seite 4—6) manches Treffende. „Die kleine Schar war also nach zwei Seiten hin gebunden. Sie hielt am Alten und sie nährte das Neue. Wie immer in solchen Uebergangsstadien, werden sich die einzelnen je nach ihrem Naturell verschieden benommen haben. Die Jugend liebt das Neue, das Alter das Hergebrachte." Die

Gemeinde war echt judenchristlich, aber sie wies doch über sich hinaus und „lehrte eine Freiheit, die sich erst in späterer Zeit verwirklichen sollte."

* * *

Wir übergehen das über die Regierung der Gemeinde Gesagte, obwohl es des Interessanten genug bietet, und wenden uns ihrer „Zukunftserwartung" zu. Unwillig nur und mit geheimem Hasse trugen die Juden das römische Joch. Seit dem Jahre 44 stand das Land unter dem Zeichen des Aufruhrs: Propheten weissagten von dem endlichen Siege Israels, und manch ein Schwärmer wollte die Rolle des Messias spielen (z. B. Theudas). Die Christen erwarteten freilich von Christo den endlichen Sieg; allein es war doch die Gefahr vorhanden, „daß die junge Partei der Christenverehrer auf dem literarischen Wege in den Strudel hineingezogen würde." Aber gerade weil die Christen alles Heil eben von ihrem wiederkehrenden Herrn erwarteten, darum sind sie dieser Gefahr entgangen: das wird nicht mit diesen Worten gesagt, scheint aber aus dem ganzen Zusammenhang hervorzugehen. Den Umschwung der Dinge erwartete man in der nächsten Zukunft und man zog die vollen Konsequenzen daraus, zunächst in sittlicher Beziehung; dann aber auch mit Bezug auf die Wertschätzung der irdischen Güter. Diese „verloren ihren Wert zum guten Teil im Glanz der Zukunft." Hier folgt dann der Hinweis auf die sogenannte Gütergemeinschaft der ersten Christen; man müsse sich vor der Meinung hüten, als ob eine strenge Ordnung christlich-sozialer Art, eine allgemeine Gütergemeinschaft damals durchgeführt worden wäre. Die Wohlhabenden steuerten zum Unterhalt der Armen bei, weil sie überzeugt waren, daß sie ihren irdischen Besitz Christo darbrachten. Es war also nicht etwa nur der Gedanke an die demnächst zu erwartende Entwertung aller irdischen Güter, was die Christen dazu bewog, sich ihrer Habe teilweise oder ganz zu entäußern, sondern die Liebe zum Herrn. Es ist wichtig, daß dem Abschnitt von der Zukunftshoffnung dieser Hinweis nicht fehlt.

* * *

Der fünfte Abschnitt behandelt die Sammlung der Evangelien. Sie sind uns deshalb in diesem Zusammenhang von der größten Bedeutung, weil sie und nicht etwa die übrigens feinsinnige Darstellung der Apostelgeschichte uns das Bild der Christengemeinde vor die Seele malen, unbewußt und unabsichtlich, aber eben darum um so treuer und bedeutsamer. Doch gilt dies nur von den drei ersten. Es wird aber weiter auf diesen Unterschied nicht eingegangen. Es wird vielmehr zu verschiedenen Malen ausdrücklich auch das vierte mit verwendet.

Die Anfänge weisen nach Galiläa und Jerusalem. „Vieles wird in den Städten am See Genezareth aufbewahrt geblieben sein, nicht weniger in Jerusalem." Vieles ist uns verloren gegangen; was auf uns gekommen ist, genügt jedoch, um ein Bild von dem Leben und der Lehre Jesu zu gewinnen. Die Möglichkeit der Legendenbildung wird zwar

zugegeben; aber das „scheint nicht in der Sphäre des Judentums gelegen zu haben." Es sei nur sehr wenig von Legendenhaftem in die Evangelien gelangt, seines Wissens gebe es überhaupt nur einen Fall von eigentlicher „Lokalüberlieferung"; es ist die Erzählung von dem Blutacker, den man für das Blutgeld der dreißig Silberlinge gekauft habe, und auf dem Judas Ischarioth seinen Tod gefunden habe. „Das ist allerdings ein Zug echter Lokalsage, dem ich aber ähnliches nicht an die Seite zu stellen vermöchte." Dem gegenüber ist aber heute noch lesenswert, was Lange in seinem Kommentar zu Matthäus über diese Stelle ausführt. Im übrigen sagt auch unser Autor, daß wir allen Grund zur Befriedigung haben, daß die Keime der Evangelien von solchem Schlinggewächs verschont worden seien.

Wie hat man sich nun die Entstehung unserer Evangelien weiter zu denken? „Der Weg von der mündlichen Erzählung bis zur schriftlichen Aufzeichnung war damals so kurz wie heute; es ist gewiß sehr früh mancherlei aufgeschrieben worden, einzelne kleine Geschichten von Jesus, einzelne Worte und selbst kleine Zusammenstellungen von solchen. . . . . Man wird ursprünglich und in der Regel aramäisch geschrieben haben und den weiteren Schritt, den unsere Evangelienstoffe durchlaufen haben, die schwierige Umsetzung in die griechische Sprache, andern überlassen haben; es wird aber ebenfalls noch an Ort und Stelle gemacht sein. . . . . In Jerusalem wird jeder halbwegs Gebildete griechisch gesprochen haben, außerdem noch mancher andere, der durch seine Geschäftsbeziehungen auf den Verkehr mit Griechen und Römern angewiesen war. . . . . In der Gemeinde waren also zweisprachige Elemente genug vorhanden, und damit war die Möglichkeit gegeben, den Evangelienstoff ins Griechische zu übersetzen. . . . . Da hatten später unsere vier Evangelisten eine verhältnismäßig leichte Arbeit, wenn sie aus den schon geformten Stoffen Erzählungen vom Leben Jesu gestalteten, die den Anforderungen einer Biographie einigermaßen entsprachen. Unsere Evangelien sind später in der Heidenkirche verfaßt worden, die Stoffe dazu aber sind ihnen geformt und übersetzt worden in der Judenkirche von Jerusalem. . . . . Das Bild Jesu, des Stifters der Religion, ist damit für alle Zeiten erhalten geblieben. . . . . Die Gewähr ewiger Jugend war dem Christentum damit auf den Weg gegeben."

2. Kapitel.

Den Beschluß des ersten Kapitels macht der sechste Abschnitt über „Ausbreitung und Verfolgung." Wir müssen es uns versagen, darauf einzugehen, und befassen uns sofort mit dem zweiten Kapitel, das in fünf Abschnitten dem Apostel Paulus gewidmet ist. Der erste behandelt seinen Werdegang; der zweite bespricht das Apostelkonzil und das Apostteldekret; der dritte führt uns Paulus als Missionar vor Augen; im vierten wird des Apostels Lebensende und im fünften seine Bedeutung für die christliche Kirche abgehandelt. Wir greifen den ersten und den letzten Abschnitt heraus.

Die hergebrachte Meinung, der Apostel habe sich den Namen Paulus erst seit der Bekehrung des Sergius Paulus zugelegt (Act. 13, 7. 9), wird natürlich nicht wieder aufgewärmt. Es heißt vielmehr (Seite 38): „In der Familie des Paulus hat man, wie es scheint, ein Beispiel von charaktervollem Judentum, das aber sein Glück in der Welt gemacht hatte. Dieser Doppelcharakter ist auch in dem Namen vertreten, den der Sohn des Hauses trug. Denn er hieß wahrscheinlich von jeher Saulus und Paulus. Bei den Diasporajuden war es vielfach üblich, neben dem heimatlichen Namen einen griechischen zu tragen." Was sonst noch über des Paulus erste Jugend gesagt wird, ist wahrscheinlich und überzeugend. Dagegen erlauben wir uns mit Bezug auf den weiteren Gang seines Lebens einige Bedenken auszusprechen.

Zunächst will es uns scheinen, als ob man nicht so bestimmt, wie es Seite 39 und 41 geschieht, behaupten dürfe, Paulus habe Jesum nicht mehr lebend gesehen. Wir wollen uns dafür zwar nicht auf 1. Kor. 9, 1 (Hab ich nicht unsern Herrn Jesum Christum gesehen?) berufen, wohl aber auf 2. Kor. 5, 16 (Ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr); dieselbe Konstruktion mit εἰ καί findet sich z. B. 2. Kor. 4, 3 und 7, 8; zum mindesten müßte man die Frage offen lassen.

Und dann die Bekehrung des Apostels! Es ist ja zuzugeben, daß der Historiker seinen Stoff geschichtlich zu begreifen und demgemäß darzustellen hat; aber eine gewisse Zurückhaltung in der Behandlung von solchen Ereignissen, wie die Bekehrung Pauli uns z. B. eines bietet, braucht nicht von vorneherein für Ungeschick oder Vorurteil zu gelten. Doch hören wir einmal unsern Autor:

„Vor den Toren von Damaskus hatte Paulus eine Lichterscheinung, er hörte eine Stimme, die eindringlich mit ihm sprach, und er hatte die Gewißheit, daß es Christus selbst war, der ihn mit einem Machtwort in seine Gefolgschaft rief. Der Eindruck war so übermächtig, daß Paulus zu Boden stürzte und auf einige Zeit erblindete. Sieht man von dem letzten Zuge ab, der vielleicht in den Gesundheitsverhältnissen des Paulus begründet ist, so haben wir in der Erzählung eine typische Bekehrungsgeschichte, wie sie in der Geschichte der Religionen, und nicht am wenigsten des Christentums, seitdem tausendfach wiedergekehrt ist." Zu einem solchen Urteil kann man u. E. nur gelangen, wenn man die Bekehrung des Apostels etlicher ihrer eigentümlichsten Züge entkleidet. Christus selbst, der auferstandene und verklärte Gottessohn, erscheint dem bestürzten und erst gänzlich verwirrten Paulus. Er hat an diese Möglichkeit nie gedacht; er fragt sogar: „Herr, wer bist du?" (dieser Zug wird in allen Berichten erwähnt); erst allmählich erkennt er den wieder, den er allerdings dem Fleische nach gekannt (siehe oben) und von dem er gemeint, er sei mit seinem Tode gänzlich und glücklich unschädlich gemacht. Damit war die notwendige Einsicht verbunden, er selbst sei auf einem verkehrten Wege und habe seine religiösen Meinungen und was alles damit zusammenhing, gründlich zu revi=

dieren. Somit möchten wir hier geradezu eine einzigartige Bekehrung konstatieren, die eben nicht typisch für tausend andere ist. Die allgemeinen Züge einer Bekehrung finden sich natürlich auch hier, doch müssen wir auch dies noch modifizieren: es war eine plötzliche Bekehrung. Damit meinen wir nicht, daß der alte Lebensfaden mit einem Male abgerissen sei, oder daß in dem unbekehrten Paulus kein Punkt vorhanden war, an den die Gnade Gottes in der Bekehrung anknüpfen konnte. Aber man muß sich hüten, allzuviel von den Gedanken und Erwägungen, die sich erst nach der Erscheinung Christi in Herz und Kopf des Apostels eingestellt haben, schon in seinem unbekehrten Zustand nachweisen zu wollen. Wir wollen in kurzen Zügen das anführen, was nach unserem Autor schon vor der kritischen Stunde bei Damaskus den Christenverfolger auf seine Bekehrung vorbereitete.

„Ein solches Ereignis kommt nicht zustande, wenn nicht bestimmte psychologische Voraussetzungen vorhanden sind, denen wir auch bei Paulus nachfragen dürfen." Paulus fühlte sich vom Pharisäismus abgestoßen, ohne es zu wissen, und er brachte ebenso unbewußt dem Christentum manche Sympathieen entgegen, dem Christentum, dessen Anhänger er so grimmig verfolgte. Wie hat man sich das zu denken?

Paulus war jüdisch fromm und ängstlich auf das Halten der Gebote bedacht. Um sich dabei an äußerer Frömmigkeit genügen zu lassen, dazu war er zu religiös und zu sehr vom Geiste des Griechentums berührt. Er wollte Gottes Willen tun und merkte, daß er es nicht konnte (hierfür wird Röm. 7, 18 f zitiert). „Er bemerkte ein anderes Gesetz in seinen Gliedern, das in ständigem Kampf lag mit dem Gesetz seines Verstandes, das ihn gefangen nahm durch das Gesetz der Sünde, in seinem Leibe." In der Erinnerung an diese Zeiten habe der Apostel (Röm. 7, 24) ausgerufen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erretten von dem Leibe dieses Todes!" Im Pharisäismus fand er seine Herzensruhe nicht.

Dagegen berührte das Christentum verwandte Saiten seines Inneren. „Da er Jesum nicht selbst gesehen hat, müssen jene inneren Einflüsse von der Gemeinde in Jerusalem ausgegangen sein." Mit heimlicher Bewunderung erfüllten ihn der Bekennermut und die Martyriumsfreudigkeit der Christen. Entfesselte Jesus noch nach seinem Tode solche Kräfte, dann mußte er der Herr, der Lebendige, sein, der in Glorie wiederkommen wird. „Wir dürfen ferner vermuten, daß das trauliche Leben der intimen Gemeinde ihn sympathisch berührt hatte."

Der von den Christen verkündete Messias mußte ihn, den Pharisäer, zunächst freilich abstoßen; allein bei näherem Zusehen war der unpolitische Messias mit seinem Reiche der geistlich Armen u. s. w., dem kriegerischen der jüdischen Tradition doch vorzuziehen. War er vielleicht doch der Messias? Gerade die Verfolgung veranlaßte ihn, sich mit den einmal erfaßten Problemen immer aufs neue zu beschäftigen. „In einer Vision kam das alles auf einmal zum Durchbruch." Mit dem Ausrufe: „Saul, Saul, was verfolgst du mich! Es wird dir schwer

werden, wider den Stachel zu löcken," will ihm die Stimme Jesu sagen: „Gesteh es nur, du bist längst ein Christ!"

Soweit der Verfasser. Er möge uns die Frage erlauben, ob er da nicht mehr beweisen habe, als zu beweisen war? Die psychologischen Voraussetzungen sind hier zur Sache selbst geworden. Ferner: ist es psychologisch wahrscheinlich, daß den grimmigen Verfolger (cf Gal. 1, 13: „Wie ich über die Maßen die Gemeinde Gottes verfolgte und verstörete sie," cf Act. 8, 1. 3 und 9, 1) das trauliche Leben der intimen Gemeinde sympathisch berührte? Er ist eingefallen in die Häuser, der fanatische Mann, und hat niemand geschont! Etwaige Bedenken hat er mit der Ueberlegung niedergeschlagen: was du tust, ist nötig, um Gottes und seines Gesetzes willen. Was er auf dem Wege nach Damaskus gedacht hat, wissen wir nicht; wenn wir aber der Apostelgeschichte glauben dürfen, so hat er seinen Weg mit grimmiger Entschlossenheit angetreten. Für unsere Betrachtungsweise ist nur eine psychologische Voraussetzung nötig, nämlich, daß Paulus zwar ein fanatischer, aber doch ein ehrlicher und gottesfürchtiger Jude gewesen ist. Die Predigt von dem Auferstandenen hielt er für Betrug (wissentlichen oder unwissentlichen); nun ihm aber der Auferstandene selbst erschienen, da wußte er, Gott ist mit ihm, darum hat er ihn auferweckt. Jetzt gab es für ihn nur eines: ohne Verzug dem Willen Gottes nachzukommen. Etwas anderes, als Gottes Willen ausführen, wollte er ja auch mit seinen wütenden Christenverfolgungen nicht. Wie tief muß da seine Buße gegangen sein!

* * *

Wenden wir uns nun dem letzten Abschnitt des zweiten Kapitels zu: Pauli Bedeutung für die christliche Kirche.

Sein Leben war schwer; aber: „Wie wenig würde man aber sein Inneres treffen, wenn man ihm von einem schweren Leben gesprochen hätte." Christus war ihm ja alles in allem. Er half ihm, sein Erdenschicksal tragen, schenkte ihm Kraft, Weisheit und Geduld, und so wurde er der große Heidenapostel. Seine Wirksamkeit beschränkte sich eigentlich auf einen verhältnismäßig geringen Umfang, und andere heidenchristliche Missionare hat es neben ihm gegeben; er war keineswegs der erste, der diese Bahn beschritt; allein seine Persönlichkeit hat die andern in den Schatten gestellt. „Paulus ist der Schöpfer des Heidenchristentums und damit eines neuen Typus der Religion." Man mag überall versucht haben, das Christentum in die national-jüdische Bewegung hineinzuziehen, Paulus stellt sich dem entgegen mit seinem: „Jedermann sei untertan der bestehenden Obrigkeit." Er stieß sich nicht daran, daß die Beamten im römischen Reiche Heiden waren; das Gerichtswesen war gerecht; die Gerichte sind Gottes Werkzeuge; Christentum und römisches Bürgerrecht können neben einander bestehen. So hat er „die Vermählung vollzogen zwischen dem Christentum und dem Bürgertum des römischen Reiches."

Weiterhin war dies des Apostels Bedeutung für die christliche

Kirche: „Er hat der christlichen Mission die Richtung auf die Großstädte gegeben; nur auf diese Weise war die damalige Welt zu erobern.“ In seinen Gemeinden liegen die Wurzeln der christlichen Verfassung vor; seine Kämpfe haben geradezu symptomatische Bedeutung für die Folgezeit erhalten.

Durch seine Briefe hat er eine dauernde Wirkung auf die Entwicklung der Kirche ausgeübt. „Die Briefe verdanken ihren wunderbaren Erfolg, der in keiner Weise beabsichtigt war, gewiß zum guten Teil dem erstaunlichen Reichtum an Gedanken, der knappen, oft rätselhaften Kürze des Ausdrucks, der Gewalt ihrer Sprache u. s. w.“ Was hier noch weiter über die paulinischen Briefe gesagt wird, gehört u. E. mit zu dem Besten, was der Verfasser den Lesern bietet. Wir wollen nur noch die Schlußworte des Abschnittes hierhersetzen: „Welche Ströme von Segen sind von diesem Manne ausgegangen, von der Wahrheit und Energie seines Wesens, seiner Ueberzeugungskraft und seinem Opfermut, der Harmonie seines Lebens und seiner Weltanschauung. Er hat auf die denkenden Geister der Kirche gewirkt und Unzählige nach seinem Geist geformt. Was er gedacht und geschrieben, ist bis zum heutigen Tage eine Fundgrube für Theologie und Christentum.“

3. Kapitel.

Das dritte Kapitel ist sehr reichhaltig; es handelt von den heidenchristlichen Gemeinden in sieben Abschnitten: ihre Begründung und Verfassung, ihr Zusammenhang mit der Synagoge, die christliche Askese, die Gottesdienste, die Eschatologie, die feindliche Welt, die Ausbreitung des Heidenchristentums.

Dieser kurze Ueberblick gibt nur einen teilweisen Einblick in die Mannigfaltigkeit des behandelten Stoffes. Wir wollen einzelnes herausgreifen. Was wir heute für das erste Erfordernis einer erfolgreichen Missionstätigkeit halten, die einheitliche Leitung all der verschiedenen Kräfte, das hat anfänglich der christlichen Mission gefehlt; dagegen war das Arbeitstempo ein sehr lebhaftes. Es galt, „möglichst viel Weizen in die Scheuern zu bringen, ehe der Herr der Ernte erschien.“ Auch Frauen wurden mit in die Arbeit hereingezogen: „Das Christentum stellte ihre Gemütstiefe und ihre Werbekraft alsbald in seinen Dienst.“

Eine besondere Autorität kam den Propheten zu. Doch mußte man sich durch Worte und Taten stets aufs neue als solche ausweisen. Dabei haben sich dann freilich auch minderwertige Persönlichkeiten in den Vordergrund gedrängt, und es fiel den echten Aposteln oft schwer, sich von Charlatanen reinlich abzusondern. Und dann: „wenn die Geistesträger gegen einander standen, wem sollte man glauben?“ Immerhin gab es einen Prüfstein: den Lebenswandel, wenn man von dem, was an neutestamentlichen Schriften bereits allgemein anerkannt war, absieht. Es wird aus Euseb zitiert: „Färbt sich wohl ein Prophet die Haare? Bemalt sich ein Prophet die Augenlider und Augenbrauen?

Liebt ein Prophet den Putz? Treibt ein Prophet Brett- und Würfelspiel? Leiht ein Prophet Geld auf Zinsen?" Schließlich aber verschwanden die Propheten; sie hatten ihr Ansehen eingebüßt, und „niemand drängt sich in eine Rolle, die von allen mit Mißtrauen betrachtet wird." Um so mehr traten die Rechte der Gemeinde in den Vordergrund. Die Geistesträger haben den Gemeindebeamten Platz gemacht, mit denen sie früher zusammenwirkten. „Eine weitverzweigte Institution, wie die christliche Kirche schon damals war, war auf die Dauer nicht ohne Beamte zu regieren, konnte aber den 'Geist' entbehren, wenn man die größten Apostel hochhielt, deren Schriften man besaß, und so das geschriebene Wort an Stelle des lebendigen setzte."

Fehlte es zunächst der werdenden Kirche auch an der einheitlichen Leitung, so darf man doch von einer ideellen Einheit der Gemeinden reden. „Die Gemeinden standen in lebhaftem Verkehr mit einander, und vielleicht ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Christen mit einander niemals so stark gewesen, wie in der ältesten Zeit." Hier haben besonders die Apostel eine große Rolle gespielt. Die Apostel, Propheten oder Lehrer (die Geistesträger), waren die Väter, die Christen waren die Kinder; unter einander waren sie Brüder und Schwestern, und diese Namen kamen allen Christen in der ganzen Welt zu. Die apostolischen Briefe und die entstehende christliche Literatur haben das Gefühl der Zusammengehörigkeit befördert. Und dann das Bewußtsein: „Die Welt wird vergehen und die Christen werden Genossen des Reiches Gottes sein. . . . . So oft man des Herrn gedachte und seiner Zukunft, dachte man auch der einen Kirche, die sein Leib ist, und sich bald auf ewig mit ihrem Haupte vereinen wird."

* * *

Aus dem Abschnitt: „Ihr Zusammenhang mit der Synagoge" wäre manches Interessante zu berichten; wir beschränken uns auf einiges, das dem Rezensenten besonders wichtig geworden ist. Der Verfasser stellt es als „höchstwahrscheinlich" hin, daß die Taufe der Christen einem jüdischen Vorbilde folgt. Man habe (im Judentum) mit der Zeit dem Tauchbad größeres Gewicht beigelegt als der Beschneidung. Das hänge mit der Aufnahme von (heidnischen) Frauen zusammen, unter denen die Synagoge größere und augenscheinlichere Erfolge aufzuweisen gehabt habe. Das Heidenchristentum habe seit dem Apostelkonzil die Beschneidung verworfen, doch die Taufe übernommen.

Auf grund von 1. Kor. 15, 29 (Was machen sonst, die sich taufen lassen ὑπὲρ τῶν νεκρῶν, für die Toten) wird gesagt: „In den paulinischen Gemeinden konstatieren wir zu unserem Erstaunen die Sitte, daß sich Christen zum zweitenmal für einen verstorbenen Angehörigen taufen ließen. . . . . Paulus hat die Sitte geduldet, die Kirche hat sie später verurteilt und den Sekten überlassen." Dazu in einer Anmerkung: „In den religiösen Gemeinden der Orphiker konnten Reinigungen von den Nachlebenden für die verstorbenen Verwandten übernommen werden."

Somit hätte der Apostel eine heidnische Sitte in der Gemeinde geduldet. Oder sollte die Stelle anders auszulegen sein? Der Satz gehört jedenfalls zu dem dunkelsten, was Paulus über die Taufe sagt.

Aus der Didache wird die „katechetische Zusammenstellung" in extenso angeführt, die man dem Täufling zurief, „in dem entscheidenden Moment, ehe er ins Wasser hinabstieg, oder während er schon im Wasser stand, bereit sein Haupt unterzutauchen." Es ist das die bekannte Lehre von den zwei Wegen, dem des Lebens und dem des Todes; zugestandenermaßen stammt sie aus dem Judentum, „aus der Synagoge."

Aus dieser habe man auch manches für den Gottesdienst übernommen; doch den größeren Teil der jüdischen Ordnungen und Gebräuche habe man fallen lassen. Auch der Engelglaube stamme aus der Synagoge; doch habe die Kirche zunächst keinen Engelkult aufkommen lassen.

Der christliche Dämonenglaube sei im wesentlichen jüdischer Herkunft; die Vorstellung einer monarchischen Organisation der bösen Geisterwelt weise darauf hin. „Die Persönlichkeit des Satans stand jenen Generationen in voller Plastik und Drastik vor Augen." Unter ihm steht das Heer der Dämonen, sie treten unter harmlosen Verkleidungen auf, können fliegen u. s. w. Sie haben das Bestreben, sich mit einem lebenden Menschen zu verbinden: sie wollen in ihn fahren und ihn besessen machen. „Sie gehen in den Körper durch den Mund ein, gewöhnlich beim Essen." In diesem Zusammenhang wird dann auch auf Joh. 13, 27 (Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn) verwiesen; doch scheint die Stelle nicht ganz zu passen, da es heißt: nach dem Bissen, wir machen darum ein Fragezeichen dazu. Das folgende bestärkt uns darin: „Wer sich den Genüssen der Tafel hingibt, ist daher von den Dämonen besonders arg heimgesucht, und Fasten gehört zu den sichersten Mitteln, durch die man ihrer Herr wird." Judas Ischarioth war gewiß vom Teufel „arg heimgesucht"; aber das einfache Mahl und der einzige Bissen stehen dazu in starkem Gegensatz.

Ein längerer Abschnitt wird dem Kampf der Christen mit den Dämonen gewidmet. Nach der Anschauung jener Zeit war die Welt voller Dämonen: „So war also die Welt des Teufels." Doch seien die Christen auf diesem Gebiete von der Ueberlegenheit des Christentums fest überzeugt gewesen; denn Christus war gekommen, um das Reich des Satans und seiner Engel zu vernichten. Als Mittel, sich die Dämonen vom Leibe zu halten, habe man z. B. das Wasser angesehen, dann das Oel; hiefür wird neben Markus 6, 13 (Sie trieben viele Dämonen aus und salbten viele Kranke mit Oel und heilten sie) die bekannte Jakobusstelle (5, 14 f) angeführt, doch zeigt diese gerade den hohen sittlichen und religiösen Standpunkt der Schrift dem Aberglauben vielleicht vieler Christen aller Zeiten gegenüber in schönem Lichte, da es Vers 15 heißt: „Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen." Man vergleiche auch Vers 16. Dann habe auch das Salz zu diesen geistlich-körperlichen Präservativmitteln gehört; ebenso habe man ge-

glaubt, daß Lampen und Lichter die Geister abwehrten, nicht minder habe man dem Schellengeläute eine solche Wirkung beigelegt. „Ich zweifle auch nicht, daß, wie überhaupt der Gebrauch der Schelle im Gottesdienst, so vor allem die Erfindung der Kirchenglocken im letzten Grunde diesem Glauben ihren Ursprung verdankt.“ Aber wenigstens für die Glocken scheint die Absicht, zum Gottesdienste einzuladen, den Gebrauch hinlänglich zu erklären. Der Aberglaube, durch Läuten der Glocken Stadt und Gemeinde vor Unwetter schützen zu können, war dann eben später dazugetreten. Ferner habe der Speichel und der Hauch des Mundes eine Rolle gespielt, endlich auch das Fasten.

Schließlich habe dann das Christentum aus seinem eigenen Material die wirkungskräftigsten Mittel zu Abwehr und Angriff geschmiedet. „Die heiligen Handlungen, die man später Sakramente nannte, boten dazu den Stoff dar.“ Auf diesem Gebiete mag sich freilich der Aberglaube frühe gezeigt haben, so in dem Gebrauch Stücke des geweihten Brotes mit nach Hause zu nehmen, um sie morgens nüchtern zu genießen. Aber wo hier der Aberglaube begann, wird sich schwerlich nachweisen lassen.

Um den Wein vor dem Sauerwerden zu bewahren, habe Julius Africanus (lebte im zweiten und dritten Jahrhundert) angegeben, man solle auf das Faß das Psalmwort schreiben: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist,“ oder das Wort auf einen Apfel ritzen, den man in den Wein hineinlegen müsse. Die heiligen Schriften habe man als Amulette benützt und über alles sei das Kreuzeszeichen als kräftiges Abwehrmittel der Dämonen angesehen worden. Zum Schlusse wird dann noch auf das Gebet verwiesen. Wenn schließlich der Gebrauch des Namens Jesu in diesem Zusammenhang erwähnt wird, so geschieht es doch deutlich unter einem andern Gesichtspunkt, d. h. nicht unter dem Gesichtswinkel des Aberglaubens. „Man rühmte sich Heiden und Juden gegenüber, daß man nicht wie sie künstliche Beschwörungen, Räuchereien und Amulette verwende. Petrus heilt den Lahmen an der schönen Pforte des Tempels mit dem Wort: ‘Im Namen Jesu Christi des Nazareners wandle’..... Aehnliche Formeln gehen durch die ganze christliche Literatur; der Name Jesu Christi genügte, um jeden Dämon zu vertreiben.“

Im folgenden wird von den Wundern, besonders der Apostel, geredet. Gegen Ende heißt es: „Es wird durchaus den Tatsachen entsprechen, wenn die Apostelgeschichte von den Wundern der Apostel ihre Erfolge herleitet (14, 11 ff; 16, 30 ff).“ Der Siegeszug des Christentums durch die Welt lasse sich nicht verstehen, wenn man dieses Moment außer acht lasse. Rezensent hat sich eigentlich ein wenig verwundert, diesen Satz bald nach einem andern zu lesen, der auf der Seite vorher sich findet (Seite 146): „Man lese die Apostelgeschichte, um zu sehen, was man alles für möglich hielt.“ Die Berichte würden anders lauten, wenn sie von modernen Menschen aufgenommen und niedergeschrieben wären, die damalige Zeit habe anders gesehen und unter anderen Voraussetzungen

geurteilt, die Freunde sowohl wie die Feinde des Christentums. Gleich darauf heißt es dann doch: „Es fehlte nicht an aufgeklärten Spöttern, die die christlichen Propheten mit den Missionaren anderer Kulte verglichen und den einen so wenig trauten wie den andern. Darum meinen wir, es seien also mehr die sittlichen Kräfte des Christentums gewesen, wie sie aus der Gemeinschaft mit Gott durch Christum fließen, die die heidnische Welt überwunden haben; den Wundern konnte man mit einigem Scheine des Rechtes skeptisch gegenüberstehen."

* * *

Der dritte Abschnitt des dritten Kapitels handelt von der christlichen Askese. Hier ist die Rede von der Ehelosigkeit und dem Fasten. Jesus sei kein Asket gewesen, auch wenn er keine Ehe geschlossen habe. Vom Fasten habe er wenig gehalten; anders das pharisäische Judentum. Das sei in Wirklichkeit viel strenger als Jesus gewesen. Daß aber bestimmte Kreise, wie die Therapeuten und Essener, die Ehe verachtet hätten, beweise, daß manche Juden damals dem Hellenismus näher gestanden hätten, als je zuvor oder nachher. Es sei interessant, daß Paulus, der Diasporajude, ein Asket war (ehelos lebte), während die übrigen Apostel in der Ehe lebten. Sobald das Christentum in die Welt hinausgetreten sei, sei es von der asketischen Stimmung (die der Autor in jener Zeit für weit verbreitet hält) auf das stärkste ergriffen worden. Viel trug dazu die Erwartung des nahen Weltendes bei, und später hielt man die sogenannte „geistige Ehe" für besonders verdienstlich u. s. w.; am Schlusse heißt es: „Das Christentum ist an der Klippe der asketischen Weltanschauung nicht vorbeigefahren, ohne nur einen Zoll zu entrichten; wer aber beobachtet, welche Strudel sie anfangs erregte, wundert sich sehr darüber, daß der Preis so gering ausgefallen ist."

* * *

Der vierte Abschnitt bespricht die Gottesdienste und behandelt (zum Teil recht ausführlich) die nächtliche Zusammenkunft, die heilige Mahlzeit, die Zusammensetzung der Gemeinden und die Liebestätigkeit. Ueber diesen zuletzt genannten Punkt wollen wir einiges mitteilen.

Der Gottesdienst gab den wohlhabenden Gemeindegliedern Gelegenheit, sich ihrer armen Glaubensgenossen anzunehmen. „Schon die eucharistische Mahlzeit war eine Wohltat für viele Christen, die auf anderem Wege kaum dazu gelangt wären, ständige Gäste in einem reichen Hause zu sein." Außerdem gab man den Gästen noch von der übriggebliebenen Speise mit nach Hause. Reiche Leute pflegten damals mehr zum allgemeinen Besten zu spenden, als heutzutage üblich ist, und die Armen machten sich weniger Skrupel Wohltaten anzunehmen, als wir für anständig halten. Dazu komme dann noch der Umstand, daß beim Gedanken an das nahe Ende aller Dinge die irdischen Güter in den Augen der Christen ungeheuer im Preise gesunken seien. „Durch die ganze altchristliche Literatur tönt die Aufforderung, die irdischen Güter

preiszugeben zu Gunsten der himmlischen." Von Christus selbst sei die Parole über den Unwert des Reichtums ausgegangen („Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln" etc.); nie sei man dieser Aufforderung wohl so wörtlich nachgekommen, wie in der ältesten Zeit.

* * *

Im fünften Abschnitt ist die Rede von der Eschatologie. Obwohl nach dem Jahre 70 „viel Zündstoff verschwunden" war und „die Elektrizität der Erwartung" sich abgeschwächt hatte, ist der Glaube an das Ende der Welt ins Heidenchristentum hinübergepflanzt worden. Man wurde ungeduldig, und dies um so mehr, je schwieriger sich die Lage der Christen im römischen Reich gestaltete. „Der Jakobusbrief mahnt zum Ausharren und Abwarten (5, 7 ff)." Der Autor ist demnach von der späten Abfassung des Briefes überzeugt. Der zweite Petrusbrief verfolge geradezu den Zweck, die müden Zweifel zu beseitigen und das Feuer der Erwartung wieder anzufachen. „Die Offenbarung des Johannes glaubt genau sagen zu können, nach wie vielen Evolutionen im Himmel und Schrecknissen auf Erden das Ende aller Dinge kommt." Damit seien zwar die Jahre nicht bestimmt, aber doch die Zeiträume, und der aufmerksame Leser könne sich sagen, an welchem Punkt des Weltendramas er sich im Augenblick befinde. Die frohe Zukunft habe man sich teilweise sehr realistisch ausgemalt. Schon Paulus habe dagegen protestiert, wenn er sage: „Das Reich Gottes ist kein Essen und Trinken, sondern" etc. Er habe eine geistige Auferstehung gelehrt. Es will dem Rezensenten scheinen, als wäre dieser Ausdruck mißverständlich; man denke doch z. B. an 1. Kor. 15, 35 ff. Daß Paulus die grobsinnlichen Vorstellungen abweist, ist richtig; er legt alles Gewicht auf das Geistliche; er redet sogar von einem geistlichen Leib (1. Kor. 15, 44), aber doch von einem Leib.

4. Kapitel.

Wir übergehen den sechsten und siebenten Abschnitt und wenden unsere Aufmerksamkeit dem vierten Kapitel zu. Es bespricht in drei Abschnitten „das Ende des Judenchristentums." Der erste behandelt „Die jüdischen Aufstände und das Christentum," der zweite „Das spätere Judenchristentum" und der dritte „Die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Synagoge." Wir beschränken uns auf einiges aus dem dritten Abschnitt. Sobald das Heidenchristentum Erfolg in der Welt hatte, begann es „in einem andern Ton mit der Synagoge zu reden." Man zog allmählich die Konsequenz aus der Tatsache, daß die Juden ihre Hände mit dem unschuldigen Blute Christi befleckt hatten. Jerusalem, die heilige Stadt, wurde ein Sodom und Aegypten (Off. 11, 8); der Judenname wird die Bezeichnung des gottlosen Volkes, mit dem niemand Gemeinschaft haben will. Das Jahr 70 brachte die gerechte Strafe für den großen Frevel des jüdischen Volkes. Man fing an, auch das Alte Testament in Wahrheit für die Christen in Anspruch zu nehmen. Vielleicht habe gerade der Gebrauch, den die Christen von der

griechischen Uebersetzung des Alten Testaments (der Septuaginta) gemacht hätten, dazu beigetragen, daß man jüdischerseits von ihr abgekommen sei. Das Judentum der Diaspora verlor seinen Einfluß, und „alles, was das Judentum bei diesem Rückzuge aus der Diaspora zurücklassen mußte, wurde eine Beute des Christentums." Schon Justin unterscheide zwischen der Septuaginta und „eurer (der jüdischen) Uebersetzung." Die Kirche sei unbestrittene Eigentümerin der Septuaginta geworden, die doch einst für die jüdische Weltmission geschaffen worden sei. Das und anderes habe darin resultiert, daß das Christentum nach noch nicht hundertjähriger Existenz das Bewußtsein gehabt habe, das Judentum an Zahl der Mitglieder überflügelt zu haben und viel mehr noch an Werbekraft und geistigem Einfluß. Das Judentum habe freiwillig seine Mission unter den Heiden aufgegeben.

5. Kapitel.

Das letzte (fünfte) Kapitel des ersten Bandes befaßt sich mit der „Ausscheidung des Heidentums." Es ist natürlich der Gnosis gewidmet. Die beiden Abschnitte (Der Charakter der Gnosis und Der Kampf gegen die Gnosis) bilden einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des Gnostizismus, ohne freilich auf die einzelnen Systeme ausführlich einzugehen. Dieses Kapitel setzt vielmehr die Kenntnis der Gnosis voraus.

Den Schluß des ersten Bandes bildet eine Anzahl von Exkursen, die manches im Text Besprochene noch deutlicher erscheinen lassen und als eine interessante und instruktive Beigabe gewürdigt werden müssen.

* * *

Der zweite Band enthält nur zwei Kapitel, wieder mit einer Fülle von Exkursen. Das erste handelt von der katholischen Kirche (Seite 1 bis 232) und das zweite von dem Staat und der Kirche (Seite 233 bis 415). Vielleicht kommen wir auf diese Dinge in einer späteren Nummer des „Magazins" zu sprechen.

Rezensent glaubt aber schon jetzt sagen zu dürfen, daß es niemand bereuen wird, sich selbst in die Lektüre des anregenden und manche neue Erkenntnisse vermittelnden Werkes zu vertiefen. Wenn die obigen Ausführungen recht viele der Leser des „Magazins" dazu anspornen, so wird er seine Arbeit doppelt belohnt sehen. Den ersten Lohn, den eine solche Arbeit unmittelbar in sich selbst trägt, hat er bereits erhalten, und der ist allerdings von der Aufnahme, den dieser Artikel bei den Lesern des „Magazins" findet, nicht abhängig.

Honorificabilitudinitatibus,

oder

Mundus vult decipi ergo decipiatur.

Um dem Leser den Schrecken vor dem vorstehenden Wortmonstrum in etwas zu benehmen, wollen wir zunächst verraten, daß es mit kleinen

Auslassungen ein alter lateinischer Hexameter ist, der richtig eingeteilt, also zu lesen ist:

Fulget hon/orifi/cabili/tudini/tatibus iste.

Das erste und letzte Wort fällt weg, und bleibt das obenanstehende mit siebenundzwanzig Buchstaben. In diesem Wortmonstrum verbirgt sich das Geheimnis über den Verfasser der dramatischen Werke W. Shakespeares.

Ein englischer Baron, Edwin Durning-Lawrence, hat in einem Buch: *Bacon is Shakespeare* der Welt den Schlüssel geliefert zur Lösung des Geheimnisses. Er weist nach, daß sich in jenem Wort die Lösung findet. Die siebenundzwanzig Buchstaben richtig gesetzt ergeben den lateinischen Satz: Hi ludi F. Baconis nati tuiti orbi. Englische Uebersetzung: These plays F. Bacon's offspring are preserved for the world. Das heißt: Bacon ist der Autor der Spiele. Der Verfasser weist nach, daß W. Shakespeare unmöglich der Verfasser der berühmten dramatischen Werke sein könne. Denn er war ein durchaus ungebildeter Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte und nur um teuren Preis eingewilligt hat, daß sein Name als Pseudonym vor Bacons Werke gesetzt wurde.

Es war zu jenen Zeiten lebensgefährlich, die Laster der Fürsten und Großen im Theater bloßzustellen, und das wird als Ursache angegeben, warum Sir Fr. Bacon, der Kanzler und königliche Großsiegelbewahrer seinen Namen vor der Welt zu verbergen suchte. Shakespeare gehörte zu der verachteten Kaste der clowns, die man des Hängens nicht wert achtete, sondern ihnen höchstens Ohren und Nase abschnitt!! Wir sind auf diese interessante Enthüllung geführt worden durch das Februar-Heft (1914) des „Türmers", dem wir nun weiter das Wort gönnen in einem vom „Türmer" dafür dargebotenen Abschnitt.

Dieser Shakespeare als Dichter ist Schwindel, wie sein Denkmal und die Bilder von ihm. Sein Denkmal in der Kirche zu Stratford mit der Feder und dem Papierbogen ist eine Fälschung, die erst nach 1709 angefertigt ist, denn das im Jahre 1656 gedruckte Buch "Antiquities of Warwickshire" von Sir William Dugdale zeigt eine andere Figur. Sie hält keine Feder in der Hand, sondern drückt einen Wollsack oder ein Kissen mit beiden Händen gegen den Magen. Diese selbe Büste ist 1709 in Rowes "Life of Shakespeare" wieder abgebildet. Wenn auch das Gesicht ein wenig verschönert ist, ward doch die Kleidung in allem Charakteristischen genau wiedergegeben. Das Bild bei Dugdale zeigt einen gemeinen Gesichtsausdruck und hat Anspruch auf Porträtähnlichkeit. Die jetzige Büste, die mir selbst in der Tracht nicht zur Zeit zu stimmen scheint, dürfte nach dem angeblich authentischen Porträt angefertigt sein, mit dem die Folioausgabe von Martin Droeshout geziert ist. Dieser Künstler kann den Mann von Stratford in seinem Leben nie gesehen haben. Dies wahrhaft authentische Bild ist der ärgste Humbug von allem. Mit den guten Nachbildungen weist Durning-Lawrence aufs klarste nach, daß Droeshout gar kein Porträt,

sondern eine Maske mit einem Hemdkragen und einem ausgestopften Rock darunter gezeichnet hat. Jeder oder jede — ich habe den Versuch angestellt — mit einigem Verständnis für Schneiderei — viel gehört ja nicht dazu — erkennt sofort, daß dieser Rock zwei linke Aermel hat.

„Linkshändig schreiben" bedeutet aber im Englischen soviel wie unter einem Pseudonym schriftstellern.

Die Bedeutung von „linkshändig" tritt mit voller Klarheit hervor auf dem Titelbilde zu Bacons berühmter Schrift über die „Erweiterungen der Wissenschaften", die 1645 in Holland erschien. Bacon mit wenig Porträtähnlichkeit, aber doch erkennbar, zeigt mit der rechten Hand auf ein aufgeschlagenes Buch. Mit der Linken hebt er einen Schauspieler auf einen Felsen, der von einem Tempel (des Ruhmes) gekrönt ist, empor. Der Mime hält in der Linken ein durch zwei Schließhaken verschlossenes Buch in der Hand, auf dessen Deckel ein Emblem gezeichnet ist, welches den „Spiegel der Natur" bedeutet — eine gute Bezeichnung für Bacons Dramen. Der Schauspieler ist als Mime im altgriechischen Stil durch seine Kleidung aus Bocksfell kenntlich gemacht, denn die Darstellung von Tieren ist ethnologisch als Anfang der Schauspielkunst jetzt über den Erdball nachgewiesen. Das griechische Wort für Bock heißt Tragos, wovon Tragödie als Bezeichnung von Trauerspielen im Volksmund von Hellas sitzen geblieben ist.

Ich dächte, klarer hätte das Verhältnis auf einem Bilde nicht angedeutet werden können. Bacon muß diese Darstellung bei Lebzeiten angeordnet haben. Er starb am 9. April 1626.

Das Bild der Folioausgabe von 1623 besagt mit vollster Deutlichkeit, daß der „edle" Shakespeare eine Maske für einen verborgenen Dichter ist. Ganz dasselbe erzählt, richtig gelesen, das B. J. unterzeichnete Gedicht an den Leser, das vermutlich von Ben Jonson herrührt, der mit der Geheimschrift Bacons vertraut war und sie hier auch anwandte, denn die Auszählung der Buchstaben ergibt dieselbe Summe wie in Loves labours lost das lange Wort, nämlich 287.

Durch mehrere Faksimiles erweist Sir Edwin, daß der Mann von Stratford ein richtiger „Bauer" (clown) war, der nicht einmal den Anfangsbuchstaben seines Namens schreiben konnte. In den wenigen Schriftstücken, die vorhanden sind, ist ersichtlich die angebliche Unterschrift von der Hand des gerichtlichen Schreibers gemacht.

Das ist für ein palaiographisch geschultes Auge zweifellos erkennbar, obwohl diese Nachbildungen nicht ganz auf der Höhe stehen, welche die Geschichtswissenschaft jetzt zu fordern berechtigt ist. Immerhin mag man sich mit meiner Anerkennung zufrieden geben, denn ich habe sehr viele Urkundenfaksimiles gepaust und nach der Pause drucken lassen und kenne auch die Schwierigkeiten, die sich dem Photographieren entgegenstellen. Als der sogenannte Shakespeare mit Bacons Geld New Place im Stadtgebiet von Stratford am Avon für sechzig Pfund gekauft hatte, wohnte bei ihm ein Notar im Hause, denn ohne Hilfe hätte er den Brief des Richard Quiney — es ist das einzige erhaltene Schriftstück an

Shakespeares Adresse — nicht lesen können. Der Inhalt ist die Bitte um eine Anleihe von dreißig Pfund am 25. Oktober 1598. (Seite 51.)

In demselben Jahre schreibt Abraham Sturley an einen Freund in London über eine Aufnahme von Geld bei Shakespeare auf ein paar Stücke Land. (Seite 52.) Am 4. November desselben Jahres schreibt dieser A. Sturley an den genannten R. Quiney, daß ihr Landsmann Shakespeare ihnen Geld verschaffen würde.

Um 1598/90 schreibt Adrian Quiney an seinen Sohn Richard: „Wenn du handelst mit William Shakespeare oder Geld dabei bekommst, bringe dein Geld nach Hause."

Kein einziger Brief existiert, der sich auf Shakespeare als Schauspieler oder Dichter bezieht! Kein Buch ist in seinem Nachlaß gefunden. — Aus gerichtlichen Protokollen geht folgendes Dichterbild hervor:

Im Jahre 1600 verklagte Shakespeare John Clayton in London wegen sieben Pfund und gewann den Prozeß; auch verklagte er Philip Rogers aus Stratford wegen eines Darlehens von zwei Schillingen.

Im Jahre 1604 verklagte er Philip Rogers wegen einiger Scheffel Malz, die er ihm zwischen März und Ende Mai in diesem Jahre verkauft hatte. Die Gesamtsumme dieser Schulden belief sich auf ein Pfund und fünfzehn Schillinge.

Im Jahre 1608 verklagte er wegen einer Schuld von sechs Pfund John Addenbroke und dessen Bürgen Hornebh. — Ein verurteilter Schuldner ward damals ins Gefängnis geworfen und war somit verhindert, seine Familie zu ernähren und die Schuld durch redliche Arbeit und deren Erlös abzutragen.

Wäre ich Schauspieler und sollte Shylock darstellen, ich würde Maske machen nach der Büste Shakespeares bei William Dugdale!

Da werden allerlei deutsche Honorificabilitudinitates wohl oder übel daran müssen, ihre Kolleghefte zu ändern und ihre Weisheiten als falsch zu bezeichnen. Denn es ist doch nicht angenehm, sich von einem so berühmten Staatsmann wie John Bright sagen zu lassen: „Jeder Mensch, der glaubt, daß William Shakespeare von Stratford Hamlet oder Lear geschrieben habe, ist ein Narr!" (Is a fool.) Grob aber wahr!

Auf Seite 178—182 stellt Durning-Lawrence eine Reihe von Aeußerungen von sehr verschiedenen Männern zusammen, welche die Autorschaft des Mannes von Stratford leugneten. Lord Palmerston sprach von der „Explosion der Shakespeare Illusion." Lord Houghton, früher R. Monkton Milnes, erzählte Palmerstons Worte an Dr. Appleton Morgan mit dem Zusatz: er selber glaube auch nicht länger an Shakespeare als Verfasser der Dramen. Von Amerikanern werden genannt: Ralph Waldo Emerson, John Greenleaf Whittier, Dr. W. H. Furneß und Mark Twain. — Aus Deutschland nennt Sir Edwin nur einen Mann, dessen Ansicht aus einer großen politischen Erfahrung heraus kommt, die ihm wohl niemand abspricht.

Im Jahre 1892 sagte Fürst Bismarck zu Sidney Whitman: „Ich

kann nicht verstehen, wie es möglich sein kann, daß ein Mann, wie hochbegabt auch mit genialen Intuitionen, das geschrieben haben könne, was man Shakespeare zuweist, es sei denn, er wäre in Berührung gekommen mit den großen Staatsangelegenheiten, hinter die Kulissen des politischen Lebens und zugleich vertraut mit all den sozialen Höflichkeiten und Verfeinerungen des Denkens, die in Shakespeares Zeiten allein zu finden waren in den höchsten Zirkeln."

Wir fügen dann noch bei, daß Sir Durning-Lawrence in seinem Buche auch Aussprüche genauer Kenner des alten englischen Rechts beibringt, welche bezeugen, daß in den Dramen solche feine Spezialkenntnisse des Rechts niedergelegt seien, daß nur ein Mann, der sehr vertraut war mit den damaligen Rechtsverhältnissen, der Verfasser dieser Dramen sein könne. Nur genaue Kenner der Dramen können natürlich sich darüber ein Urteil bilden. Wir andern werden gut tun, den Zeugnissen genauer Shakespeare-Forscher Glauben zu schenken, die uns sagen: Der Mann von Stratford kann nicht der Verfasser sein!

Die Riesengeschlechter Kanaans.

Bekanntlich berichtet die Bibel, daß im Lande Kanaan, zur Zeit der Einwanderung Israels in das Land, Riesengeschlechter östlich und westlich vom Jordan wohnten. Als die Kundschafter diese Riesen sahen, bekamen sie solchen Schrecken vor ihnen, daß sie bei der Rückkehr berichteten: „Es wohnt ein starkes Volk darinnen, wir sahen Enaks Kinder daselbst. — Wir vermögen nicht hinaufzuziehen gegen das Volk, denn sie sind uns zu stark. — Wir sahen auch Riesen daselbst, Enaks Kinder von den Riesen. Und wir waren vor unsern Augen als die Heuschrecken; und also waren wir auch vor ihren Augen." (4. Mose 13, 29. 32. 34.) Auf der Ostseite des Jordans waren die Emim (5. Mose 2, 10. 11), da hauste in Basan der König Og, von dem es heißt: „Allein der König Og zu Basan war noch übrig von den Riesen. Siehe sein eisern Bett ist zu Rabba der Kinder Ammon, neun Ellen lang und vier Ellen breit nach eines Mannes Ellenbogen. (5. Mose 3, 11.) Diese Maße würden beiläufig eine Länge von vierzehn Fuß und Breite von sechs Fuß ergeben. Auch zu Sauls und Davids Zeiten gab es noch viel gefürchtete Riesen bei den Philistern, von denen der Name Goliaths ja jedem Kind bekannt sein mag oder doch sollte.

Diese Berichte mögen manchem Spötter als weit übertrieben erscheinen. Doch nur Nichtswisser können darüber ihren Spott haben; denn solche Abnormitäten in menschlicher Form und Gestalt gab es wohl zu allen Zeiten, wenn auch nur als vereinzelte Ausnahmen. Und noch bis auf den heutigen Tag gibt es solche Ausnahmen im menschlichen Körpermaß, die allgemeines Aufsehen erregen. Vor uns liegt ein Blatt einer Sonntagsnummer der Hauptzeitung in Spokane. Dieses Blatt gibt eine durch X-Strahlen genommene Photographie der Hand

eines noch lebenden fünfzehnjährigen Knaben in ihrer natürlichen Größe. Von der Fingerspitze des Mittelfingers bis bis nach hinten zu den Handknochen mißt dieser Finger neun Zoll. Die drei Knochen des Daumens bis zum hintersten Gelenk messen sechs Zoll. Der Knabe ist jetzt schon sechs Fuß und sieben Zoll groß und noch immer im Wachsen. Dasselbe Blatt gibt ein Bild eines Mannes, dessen Maße nicht angegeben werden, der aber 700 Pfund schwer ist.

Während man nun bisher diese Monstrositäten der Natur nur verständnislos angeschaut und solche Menschen gebraucht hat, um aus ihrer Unnatur Geld herauszuschlagen, indem man sie in Schaubuden umher führte und der Neugier der Menschen preisgab, ohne das Entwürdigende solches Tuns zu empfinden, fängt die neuere Heilkunde an, den Ursachen nachzuforschen, die diesen Abnormitäten zu Grunde liegen.

Die Nachforschungen haben zu der erstaunlichen Entdeckung geführt, daß die Ursache solchen abnormen Wachstums zu suchen sei in irgend welchen krankhaften Störungen der Zirbeldrüse, die ihren Sitz unten an der Basis des Gehirns hat genau in der Mitte. Der englische Name dafür ist hypophysis or pituitary body. Sie sondert ein Sekret aus, das irgendwie dem Blut zugeführt wird, und hat einen mächtigen Einfluß auf das ganze System. Nicht nur das übermäßige Wachstum, sondern auch die unnatürliche Fettigkeit eines Menschen wird neuerdings in Verbindung gebracht mit irgend welchen krankhaften Störungen, Entartungen oder Wucherungen der Zirbeldrüse. Während man früher die Funktionen dieses Organs nicht kannte, hat doch schon der Philosoph Kartesius die Vermutung ausgesprochen, daß die Zirbeldrüse der Sitz der Seele sei. Die Zeitung sagt dazu: Seine Vermumutung bestätigt sich wenigstens im physischen Sinne, denn die Drüse wird jetzt erkannt als der kontrollierende Faktor jedes Wirbels. Die Aerzte versuchen nun diese Abnormitäten teils durch innere Mittel, teils durch chirurgische Operationen an der Zirbeldrüse wenigstens zum Stillstand zu bringen. Wir können auf das Einzelne hier nicht eingehen, da es außer unserer Sphäre liegt.

Was uns bewog hierüber überhaupt zu schreiben, ist der Gedanke, daß den riesigen Monstrositäten im alten Kanaan ohne Zweifel auch eine gewisse krankhafte Entartung der Zirbeldrüse zu Grund lag, die sich damals als Familieneigentümlichkeit von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, so daß damals die Riesen nicht als eine nur äußerst seltene Abnomität auftraten, sondern sich durch verschiedene Generationen erblich fortpflanzten, und die Riesengeschlechter als Kinder Enaks und als Emimiter weithin bekannt und gefürchtet waren.

(Nach „Spokesman Review", 13. Juli 1913.)

Der Kaufmann von Venedig.

Der berühmte englische Dramatiker Shakespeare hat bekanntlich ein Drama geschrieben mit dem Titel: "The Merchant of Venice." Die deutsche Uebersetzung hat dafür den Titel: „Der Kaufmann von Venedig." Wir wissen nicht, ob viele unserer Leser mit dem Stück, sei es in deutscher oder englischer Sprache, bekannt sind oder nicht. Wir vermuten, das letztere mehr als das erste. Nun haben wir ja weder Beruf noch Aufgabe, auf Shakespeare'sche Dramen uns einzulassen in unserm Magazin. Was uns jedoch veranlaßt, unsere Leser auf dieses genannte Stück aufmerksam zu machen, das ist die starke Beleuchtung, welche das Stück darbietet zu etlichen wichtigen Aussprüchen des Herrn und seiner Apostel.

Jakobus schreibt 2, 13: „Es wird ein unbarmherzig Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat; und die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht." Mit welchen Worten der Herr selbst mahnt zur Barmherzigkeit, wissen wir und wollen nur einige Hauptstellen andeuten: Luk. 6, 36, Matth. 18, 23—35. An verschiedenen Stellen kehrt der Spruch wieder: Mit eben dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben. (Luk. 6, 38; Markus 4, 24; Matth. 7, 2.) Die letztere Stelle hat besonders das G e r i c h t s m a ß im Auge, d. h. den Maßstab, den jemand bei Beurteilung seiner Brüder anwendet. Paulus zeigt in dem Römerbrief, daß der auf sein Recht pochende und auf das strenge Gesetz sich steifende Mensch notwendig dem Urteil eben dieses Gesetzes verfällt und — nicht bestehen kann in solchem Gericht, sondern dem Tode oder der Gnade des Richters verfallen ist.

Alle diese christlichen Gedanken und Ideen haben in dem „Kaufmann von Venedig" eine höchst ergreifende, hochdramatische Darstellung bekommen. Wir möchten unsere Leser einladen, dieses Stück in der Originalsprache zu lesen; wollen aber in möglichster Kürze die Schlußgedanken des Dramas skizzieren, in welchen eben die obengenannten christlichen Ideen ihre Darstellung finden. Die Hauptpersonen, auf die es uns hier ankommt, sind Antonio, der Kaufmann von Venedig, Bassanio, sein Freund, und Schylock, ein Jude von Venedig. Der Kaufmann, augenblicklich ohne Geldmittel, borgt für seinen Freund Bassanio die Summe von $3000 Dukaten für drei Monate. Diese Summe will Schylock jedoch nur borgen mit der unmenschlichen und unbarmherzigen Bedingung, daß nach Ablauf von drei Monaten, wenn die Summe nicht bezahlt sei, Schylock ein Pfund Fleisch aus dem Leibe Antonios schneiden dürfe möglichst nahe beim Herzen. Antonio hat eine ganze Anzahl Handelsschiffe auf dem Meer, die demnächst eintreffen sollen und rechnet sicher, daß er in kürzester Zeit die Schuld bezahlen könne. Darum geht er unbedenklich auf diese grausame Bedingung ein. Aber die Ankunft der Schiffe verzögert sich über die Zeit hinaus. Bas-

sanio, der sich unterdessen mit einer reichen Braut verehelicht hat, eilt mit der dreifachen Summe, die Antonio dem Juden schuldet, so schnell als möglich herbei. Der Jude hatte Antonio schon ins Gefängnis werfen lassen und forderte nun im Gericht „sein Pfund Fleisch.“

Man macht alle möglichen Anstrengungen, den Juden von dieser Forderung abzubringen und ihn zur Barmherzigkeit zu bewegen. In die Gerichtsverhandlung greift Bassanio ein und bietet dem Juden das Doppelte, ja das Dreifache der 3000 Dukaten, nur daß er von der unmenschlichen Forderung abstehen soll.

Der Jude will von nichts wissen als Gerechtigkeit, was der Schuldbrief sagt: „Ein Pfund Fleisch.“ Der Richter, der Doge von Venedig, ist ratlos. Der Rechtsfall ist klar und unwidersprechlich: Der Jude hat das Recht auf ein Pfund Fleisch vom Herzen Antonios.

Mitten in die hochgespannte Situation greift die neuangetraute Frau Bassonios ein, die unter Verkleidung von allen, auch ihrem Gatten unerkannt, sich einführt und empfiehlt als Rechtskonsulent und von dem Dogen mit Freuden als Richter anerkannt wird. Auch sie versucht zuerst den Juden zur Barmherzigkeit umzustimmen. Er aber sagt, Barmherzigkeit lasse sich nicht erzwingen. Er rufe das Gesetz an, die Strafe für das Verfallen des Schuldscheins. Der Richter fragt: Kann die Schuld nicht bezahlt werden? Bassanio sagt zwei- bis zehnfach könne sie bezahlt werden; der Richter solle ein Urteil abgeben, daß der Jude das Geld nehmen und das Leben Antonios schonen müsse. Doch das wäre Rechtsbeugung, die schlimme Folgen nach sich ziehen müsse, erklärt der Richter. Der Jude ist entzückt über die Unbeugsamkeit des Richters, nennt ihn einen Daniel. Der Richter fordert Einsicht in den Schuldschein und bittet nochmals den Juden, doch die dreifache Summe des Geldes anzunehmen. Der Jude sagt, er habe sich verschworen, nichts anzunehmen, als was der Schuldschein sagt.

Nachdem nochmalige Bitte des Richters um Barmherzigkeit erfolglos geblieben, schickt sich der Richter an, das Urteil zu sprechen. Er stellt fest, daß nach dem unbeugsamen Recht der Jude ein Pfund Fleisch nächst dem Herzen Antonios auszuschneiden berechtigt sei. Er fragt den Juden, ob er eine Wage zur Hand habe. Antonio ist bereit, den Tod zu leiden für den Freund. Der Jude hat schon das Messer gewetzt und hofft nun, seinen tötlichen Haß wider Antonio befriedigen zu können.

Doch im Augenblick höchster Spannung nimmt die Sache eine Wendung. Der Richter gibt zwei wichtige Erklärungen ab: 1. Der Schuldschein spricht nur vom F l e i s ch, das der Jude berechtigt ist zu nehmen, nichts vom B l u t. Du darfst keinen Tropfen Christenblut vergießen bei dieser Operation, sonst ist dein ganzes Vermögen dem Staate Venedig verfallen! Ist das das Gesetz? fragt der Jude. Der Richter: Du sollst selbst die Gerichtsakte einsehen. Denn da du G e r e ch t i g k e i t f o r d e r s t, sei versichert, d i r s o l l G e r e ch t i g k e i t w i d e r f a h r e n, m e h r a l s d i r l i e b i s t.

Jetzt ist der Jude umgestimmt, er verzichtet gern auf sein Recht und will zufrieden sein, wenn man ihm die dreifache Summe bezahlt. Und Bassanio will schon eiligst das Geld hinlegen. Aber der Richter erklärt: Nein, er soll nichts haben, als was das Gesetz erlaubt: Sein Pfund Fleisch! (Ohne Blut!)

2. Aber noch eine zweite Bedingung wird daran geknüpft: Du darfst auch kein Gram mehr oder weniger als genau ein Pfund wegschneiden. Sonst mußt du sterben und dein Vermögen wird konfisziert. Der Richter treibt also hier den Buchstaben des Schuldscheins bis auf die Spitze und äußersten Konsequenzen, um den auf sein Recht bestehenden Juden schachmatt zu setzen.

Dieser in seiner Verzweiflung ruft jetzt: Gebt mir das Kapital und laßt mich gehen. Bassanio will wieder eiligst es darlegen.

Der Richter erklärt: Er hat in offenem Gericht erklärt, er wolle nichts als sein Recht und sein Pfund Fleisch. Sonst kann er nichts bekommen! Der Jude: Soll ich nicht einmal das Kapital haben? Der Richter: Nichts als dein Pfund Fleisch so genommen, wie dir gesagt ist, mit Gefahr deines Lebens. Der Jude: Dann mag's ihm der Teufel segnen! Ich will nichts mehr davon wissen. Er will gehen.

Jetzt aber kommt die ernsteste Wendung des ganzen Stücks. Der Richter erklärt ihm, das Gesetz hat einen andern Halt an dich Jude! Das Gesetz von Venedig sagt, daß wenn es erwiesen ist, daß ein Ausländer einem Bürger von Venedig direkt oder indirekt nach dem Leben trachtet, so hat der von ihm angefeindete Bürger das Recht, die Hälfte des Vermögens seines Feindes zu beanspruchen. Der Staat bekommt die andere Hälfte, und das Leben des also überführten Feindes ist verfallen und von der Gnade des Fürsten abhängig: Auf die Kniee, Jude, vor dem Dogen und bitte um dein Leben! Das war für alle im Gericht eine unerwartete Wendung.

Haben wir nicht in höchst dramatischer Handlung hier eine Darstellung der Aussprüche des Herrn und des Paulus und Jakobus? Ein unbarmherziges Gerichtsurteil erging über den unbarmherzigen Juden und nur der sogar noch unerbetenen Gnade des Dogen verdankte er sein Leben. — Diese Skizzierung mag manchem unserer Leser Lust machen, den „Kaufmann von Venedig" in Deutsch oder Englisch zu lesen.

Zur Verbalinspiration.

Orthodoxe Eiferer werden nicht müde, die Welt zu versichern: Die Bibel *ist* Gottes Wort, nicht sie *enthält* Gottes Wort. Wenn wir bloß sagen, sie *enthält* Gottes Wort, so sagen wir damit: nicht alles, was in der Bibel steht, ist in Wirklichkeit Gottes Wort. Geben wir das zu, so fragt es sich: Wer entscheidet nun, oder wer sagt es uns, *was* Gottes Wort sei und *was nicht*?

Mit solchem Argument glauben diese Eiferer ihre Sache bewiesen zu haben und meinen, damit jeden Widerspruch niederschlagen zu können. — Das ist und bleibt aber eine törichte Rede, die eben bloß der dogmatische Geist hervorbringt, der da glaubt, mit lauter dogmatischen Aussprüchen jeden Widerspruch niederschlagen zu können. Dieser Geist möchte jeden noch so geringfügigen Ausspruch in der Bibel als dictum probans benützen, um damit irgend eine Lieblingslehre bekräftigen zu können, ganz einerlei, ob der Zusammenhang dafür spricht oder nicht. So habe ich einst das Wort Mosis als Beweis für die Wiederbringungslehre anführen hören: „Es soll nicht eine Klaue dahinten bleiben!" (2. Mose 10, 26). Der dogmatische Geist bringt alles fertig und beweist euch jede x beliebige Sache aus der Bibel!

Wir wollen diese Frage mit einem selbsterlebten Ereignis beleuchten. Ich brachte einmal aus einer gewissen Gegend eine Anzahl Weizenähren nach Hause, um zeigen zu können, was für Weizen da wächst. Hätte ich diese Aehren irgend einem Menschen mit common sense vorgelegt und gefragt: Was ist das? so hätte er geantwortet: Das ist Weizen! und die Antwort wäre ohne allen Widerspruch angenommen worden, obgleich die Aehren ja nicht lauter Weizen waren, sondern sie enthielten nur den Weizen in dem Gehäuse oder Behältnis der Aehren und man mußte schließlich den Weizen noch absondern von der Spreu.

Doch dieses Geschäft der Absonderung habe ich nicht selbst besorgt, sondern die Mäuse! Als nämlich die Aehren einige Tage im Pult gelegen waren, fand ich auf einmal einen Haufen Spreu zerstreut. Als ich genauer nachsah, waren die ganzen Aehren zerstört, alle Weizenkörner aufgefressen und die Spreu allein lag noch da! Wer hat denn die Mäuse gelehrt, Weizen und Spreu zu unterscheiden?

Ihr verbohrten Fanatiker, die ihr solch törichten Kampf führt, daß jedes Wort der Bibel Gottes Wort sein müsse, sonst könne man ja gar nicht wissen, was Gottes Wort ist. Sind denn schließlich die Mäuse klüger als die Menschen, daß sie unterscheiden können, was Speise ist und was Spreu? Ist nur der Mensch so dumm, daß er den Unterschied nicht herausfindet?

Dieser Kampf zwischen ist und enthält wäre gar nicht entstanden, wenn man nicht in übertriebener Weise behauptet hätte: Die Bibel ist Wort für Wort als Gottes Wort zu betrachten und wir dürfen da gar keinen Unterschied zulassen und anerkennen, wenn die Seelen zur Gewißheit kommen sollen. Es bedarf freilich etwas mehr als gemeinen Mäuseverstand, um in der Bibel zu unterscheiden zwischen dem, was Seelenspeise ist und dem, was nur zur Form und Schale gehört, in welcher der Schöpfer uns die Seelenspeise darreicht. Aber die zu Gott geschaffene Seele kann, soll und muß lernen, diesen Unterschied zu machen. Wo man den Unterschied nicht lernt, da ist ein

Defekt vorhanden. Beim ungelehrten Volk könnte man schließlich diesen Defekt entschuldigen; wenn aber gelehrte Theologen und Kirchenlehrer nicht weiter kommen, und fortwährend die Form und das Gehäuse, in welchem die göttliche Wahrheit enthalten ist, für identisch halten mit der Wahrheit selbst, so ist das nicht mehr so leicht zu entschuldigen, sondern es zeigt, daß sie auch noch keine geübte Sinne haben zur Unterscheidung von Form und Inhalt, also noch nicht einmal den richtigen höheren Mäuseverstand haben, der sie lehrt, was Speise sei und was nicht.

Gold ist Gold, ganz einerlei, ob es in einer Grube in Montana oder in California gefunden wurde, ob es aus dem Rheinsand gewaschen oder aus einer Grube in Süd-Afrika zutage gefördert wurde. Es kommt auch nicht darauf an, wer der Mann war, der es zutage förderte, ob er Paul Krüger, oder Karl Friedrich, oder John Smith geheißen hat. So sagt nun der Herr: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jeglichem Wort, das aus Gottes Mund geht." Wie ist das nun zu verstehen? Redet er denn direkt zu uns, so daß jedes Wort Gottes uns direkt aus Gottes Mund zukommt? Nein, er redet durch Menschen zu uns. In der Bibel glauben wir, Gottes Wort zu finden, geredet und geschrieben durch Menschen. Aber es bleibt dem Unterscheidungsvermögen des nach göttlicher Speisung verlangenden Menschenherzen überlassen, auszufinden, was in der Bibel ihm zur Seelenspeise dienen kann und was nicht. Der Mensch, durch den Gott geredet hat, ist für uns gleichgültig, ob er Moses oder Jesaja hieß, oder welchen menschlichen Namen er trug, und ob er in Aegypten, oder Palästina oder Babel lebte. Uns genügt, daß er ein Werkzeug des Geistes Gottes war, durch welches das Gold göttlicher Wahrheit für sündige Menschen geoffenbart wurde. Wir rechnen also zur Form alles, was zur Frage des Verfassers, der Abfassungszeit, des Wohnorts der Redaktion eines biblischen Buches gehört. Diese Formfragen haben mit der Seligkeit der Menschen nichts zu tun. Ob eine biblische Erzählung aus der Tradition des Volkes geschöpft ist und vielleicht Züge enthält, die nicht ganz wörtlich sich so zugetragen haben, das hat mit der Seligkeit des gläubigen Christen an sich nichts zu tun. Der Mensch selbst hat es nur mit seinem Gott und dem Heiland der Seelen zu tun. Das bloße Fürwahrhalten erzählter Tatsachen kann ihn nicht selig machen, wenn er sich nicht dadurch antreiben läßt, die lebensvolle Verbindung mit dem Gott zu suchen, welchen die Männer der Bibel selbst erlebt und von ihm berichtet haben.

— Die ungläubige Wissenschaft, die von dem Schöpfungsbericht der Bibel nichts wissen wollte, hat sich, freilich ohne Erfolg, bemüht, den Beweis zu erbringen, daß der Mensch von niederen Tierarten, vom Affen herstamme. Alles, was man aber darüber gefaselt hat, ist unbegründete Hypothese. Die neuen Nachforschungen ergeben, daß der ur-

sprüngliche Mensch ein weit höher stehendes Wesen gewesen sein müsse, als man nach der Darwinischen Entwickelungstheorie angenommen hat, und daß er seinem modernen Abkömmling nicht weit nachgestanden haben könne. So versichert uns das wissenschaftliche Blatt „The Scientific American“, das gewohnt ist, solche Gegenstände in einem modernen und wissenschaftlichen Geist zu behandeln. Ein englisches Wechselblatt bemerkt dazu, daß die Wissenschaft zugeben müsse, daß das erste Buch Moses der Wahrheit viel näher steht, als Darwin oder Huxley zugeben, und wir davon überzeugt sein können, daß kein Widerspruch ist zwischen den Offenbarungen Gottes in seinem Wort und in seiner Welt.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Der Schaden kirchlicher Zersplitterung.

Im Januarheft d. J. brachten wir Seite 49 ein Stück mit der Ueberschrift: "Why the Rural Church decays." Wir haben in einer beigefügten Erklärung gesagt, daß die trostlose Zersplitterung der Kirche in so viele kleine Parteien und der Fanatismus, der sich der Vereinigung verschiedener Denominationen so hartnäckig widersetzt, zum großen Teil mit daran schuld ist, daß die Kirche hier in Stadt und Land hinter sich geht.

Diese Wahrheit scheint allmählig auch in den Kreisen aufzudämmern, wo der Fanatismus bis jetzt am meisten dazu beigetragen hat, Christen zu entzweien, die gar keine rechte Ursache hatten zu solchen Differenzen.

Im englischen Organ der United Norwegian Lutheran Church fand sich ein Aufsatz mit der Ueberschrift: „Die Verschwendung des Schismas“ (The Wastefulness of Schism). Das Iowa-Mag.: Die „Kirchliche Zeitschrift“ vom Dezember 1913 nahm davon Notiz und bemerkt dazu, das sei eine „Ausführung, die nach unserer Ueberzeugung auch für manche Kreise der Deutschlutherischen Kirche Amerikas Erwägenswertes enthält.“

In dem betreffenden Aufsatz wird ausgeführt, daß es die Norweger eine große Summe Geldes kostet, das Schisma aufrecht zu erhalten. Es seien etwa 1400 Pastoren erforderlich um 500,000 Leute zu bedienen. „Die Hälfte könnte die Arbeit tun. Fast überall, wo Norweger wohnen, seien zwei bis drei, zuweilen vier Pastoren, um die Arbeit zu tun, die einer oder zwei tun könnten. In Norwegen seien nicht halb so viel Pastoren wie hier um fünfmal mehr Leute zu bedienen.

Natürlich handelt es sich hier nicht nur um den Unterhalt der Pastoren, sondern auch um das Kircheneigentum, das erforderlich ist, um eine Zerspaltung aufrecht zu halten und durchzuführen. Der Schreiber meint, es koste jährlich ½ Million Dollars mehr für Unterhalt der Pastoren, als nötig wäre ohne die Zerspaltung. 1½ Million rechnet er für überflüssige Kirchen, und ebenso viel für überflüssige Pfarrhäuser.

Um einen Gott mißfälligen Zustand aufrecht zu erhalten, zahlen wir, sagt der Schreiber, jährlich eine Million Dollars, to perpetuate a condition of church affairs which in itself is sinful and hurtful to the advancement of the Christian life among us.

Dazu kommt der Schaden, der dadurch entsteht, daß so viele christliche Arbeiter hier in der Zersplitterung festgelegt sind, die anderswo im Gebiet der Innern und Aeußeren Mission gute Dienste tun könnten.

Der Editor von K. Z. fügt hier bei, was wir am liebsten in seinen eigenen Worten geben: **Rev. Smedal's argumentation may sound a little too businesslike and unspiritual to some people; but who shall say, that his point of view is not well taken? We are so accustomed to emphasize doctrinal divergence as the all-absorbing argument for church division, that we are perhaps become too engrossed in heresy hunting to consider with due respect and care the expense of schism in cold cash. Counting the cost of schism, pecuniarily and spiritually, is very wholesome business, and we appreciate Rev. Smedal's point of view. He himself would be the last to disregard vital difference of faith and confession; but the divergence must be really vital and fundamental, to justify schism or continued separation. The cost of schisms is so outrageous; the waste so palpable; the whole proceeding of party spirit so reckless financially and otherwise, that schisms and church divisions should be healed as soon as possible for material reasons also.**

Wenn doch ein solcher Geist richtiger und klarer Selbstbesinnung das ganze amerikanische Kirchentum ergreifen wollte und namentlich die vielen deutsch-lutherischen Kirchen unsres Landes, die den gemeinsamen Namen Lutheraner für sich in Anspruch nehmen und doch sich z. T. gegenseitig exkommunizieren und in Bann und Acht erklären wegen geringfügiger Lehrdifferenzen, die ihre Scholastiker ausgedüftelt und zu wichtigen Streitpunkten erhoben haben.

An die 60 selbständige lutherische Synoden soll es hier geben, deren Wege zum Teil weit auseinandergehen und die sich gegenseitig bekämpfen und Konkurrenz machen, alle natürlich auf Grund „der reinen Lehre," oder wegen Verfassungsfragen.

Das Volk als solches würde mit Leichtigkeit sich auf die gemeinsamen Hauptpunkte der reformatorischen Lehren hin vereinigen und verständigen. Aber leider, es gibt so viele Fanatiker im Lehramt, die ihre Kinder lehren, „Wenn ihr in eine Stadt kommt, wo ihr eure Kirche nicht findet, da dürft ihr nicht zum Heiligen Abendmahl gehen!"

Welche schwere Versündigung gegen den Herrn, gegen seine Kirche und gegen das Gewissen der Kinder enthält doch solche fanatische Irrlehre, die von der intellektuellen Erklärung des Heiligen Abendmahls den Segen des Heiligen Abendmahles abhängig machen will und lieber die Zersplitterung aufrecht hält, als eine Annäherung der Christen auf Grund des gemeinsamen Glaubens an den Heiland der Sünder zulassen.

Hier schließt sich passend an, was wir in „Chr. d. Chr. W." fanden.

Ja, wenn die streitenden, rechthaberischen Theologen nicht wären, so wäre die Einheit der Kirche gar bald herbeizuführen unter brüderlichem Zusammenwirken der Laien, denen das Christentum Herzenssache wäre.

Die Zukunft der Kirche.

In einem längeren Artikel „Unsere Stellung zur Kirche" (Grüne Blätter, 1913, 3. Heft) schreibt Johannes Müller zum Schluß:

Meines Erachtens hängt das Heil und die Zukunft der Kirche wesent-

lich davon ab, daß endlich einmal die Laien in ihr zur Geltung kommen, daß sie die Kirche tragen und den Herd ihres inneren Lebens bilden, mit anderen Worten: daß endlich einmal die Kirche aufhört, Priester- und Theologenkirche zu sein, denn das steht in unvereinbarem Gegensatz zum Reiche Gottes. Das allgemeine Priestertum, von dem unsre Glaubenslehre redet, muß Wirklichkeit werden, die Bevormundung der Laien durch die Theologen muß aufhören, denn das ist für die einen wie für die anderen von Schaden. Er führt die Theologen zur Ueberhebung und zu der Meinung, sie verstünden als Theologen etwas vom Reich Gottes, und die Laien zu einer Unterwerfung unter fremde Meinungen, die sie innerlich haltlos macht. Man kann in dieser Beziehung heute geradezu noch haarsträubende Dinge erleben, wie z. B. daß ein Pfarrer einem Fabrikanten sagt: ebensowenig wie er, der Pfarrer, etwas von Litzen und Borten verstehe, verstehe er, der Fabrikant, etwas von religiösen Fragen. Statt dessen kann der Laie das erlebt haben, was der Theologe nicht einmal theoretisch begreift. Das Studium der Theologie gibt jedenfalls nicht das geringste Verständnis für das Reich Gottes, sondern nur das Erlebnis, daß man von neuem geboren wird. Der einfache Bauer und Weber, der etwas von einer inneren Stimme vernimmt und ihr gehorcht, steht ihm näher, als der Theologe, der die ganze Dogmatik klar vor Augen hat, auch wenn sich das innere Schauen bei dem Bauer in die kuriosesten Vorstellungen kleidet; denn die Vorstellungen sind ganz belanglos.

Was aber die Laien in der Kirche zur Geltung bringen sollen, ist Reich Gottes und die Richtung des gesamten kirchlichen Lebens nach den Normen des Reiches Gottes und nach dem Ziel seines Kommens in empfänglichen Seelen. Dann wird nicht nur alle religiöse Praxis ausgeschieden werden, die dem Reiche Gottes fremdartig ist, sondern auch alle Herrschaftsgelüste, alle dogmatischen und kirchenpolitischen Streitigkeiten des Klerus und ihres Anhangs, der Unfug, die Machtmittel dieser Welt, Agitationen und Kämpfe politischer Art für religiöse Angelegenheiten zu verwenden, immer mehr als Schande und Schaden empfunden und verdrängt werden.

Vor allem aber sollen sich die Laien, in denen das neue Wesen gärt und sich schöpferisch entfaltet, untereinander und mit ihrem Pfarrer in der freien Verbindung gemeinschaftlichen Lebens der neuen Art, wo man z. B. nicht mehr übel nimmt und nachträgt, wo einer des andern Last trägt, jeder den andern zu Diensten lebt, zusammenschließen, um als ein Sauerteig des neuen Wesens im Leben mit den andern Ortsgenossen unmittelbar durch Dasein und Leben das kommende Reich Gottes zu offenbaren, und sich gegenseitig ein Rückhalt und Antrieb sein, sich überall in dem Jesuswesen zu behaupten und seiner Art treu zu bleiben. Dann wird die unsichtbare Gemeinde der Nachfolger spürbar, sichtbar, wirksam werden und aller erziehenden, bewahrenden, erweckenden und anleitenden Tätigkeit der Kirche als die Veranschaulichung, Darlebung, Erfüllung dessen, was sie letzten Endes will, zu Hilfe kommen. Ohne diese Gemeinschaft lebendiger Jünger Jesu ist jeder Pfarrer, in dem der Theologe dem neuen Menschen Platz gemacht hat, beinahe ein verlorener Posten, der sich in seiner Einsamkeit kaum selbst behaupten, geschweige wachsen kann in dem, was in ihm angebrochen ist. Darum brauchen die Pfarrer die Laien für sich und für ihren Beruf viel mehr als die Laien die Pfarrer und deshalb wäre es unrecht, wenn sie sich

von der Kirche trennen wollten, so sehr sie unter ihrer Verweltlichung leiden mögen. Gerade dieses Leiden erst befähigt sie, in der Kirche das Reich Gottes zur Geltung zu bringen.

Hat der Sonntag und die Kirche einen Wert für das Volk?

Ueber diese Frage äußerte sich ein englischer Pastor in folgender Weise. Er führte aus, daß der Staat Californien die meisten Verbrecher im Vergleich zur Kopfzahl habe, einen Staat ausgenommen; und er glaubt, daß diese traurige Tatsache zum guten Teil zurückzuführen sei auf den Widerruf der Sonntagsgesetze. Er sagte: Der schwerste Schlag, den ein Staat, Nation oder Regierung (er hätte auch sagen können: ein Individium), erleiden kann, ist der Verlust der Selbstachtung; und das Volk muß Fühlung, Kontakt, mit Gott bekommen durch die Kirche, um zur Selbstachtung zu kommen. Die Kirche ist das Erziehungsinstitut für die jenseitliche Schule.

Vor langen Jahren hob Frankreich seine Sonntagsgesetze auf und wollte alle 10 Tage einen Ruhetag dafür einsetzen. Das Ergebnis war, daß die Nation so unmoralisch wurde, daß seine hervorragenden Staatsmänner die Rückkehr zur alten Ordnung forderten und durchsetzten. — Der wirkliche Wohlstand einer Nation ist nicht in der Region des Geldes zu suchen, sondern in seiner Druckerpresse, den Schulen und in der Kirche.

Ein anderer hob hervor, daß die Gemeinschaft in der Kirche den Menschen emporheben kann und soll aus der engen Umgebung des alltäglichen Lebens; wobei nicht zu vergessen ist, auch abgesehen von dem heilsamen Einfluß auf den Leib, daß der Kirchenbesuch auf Erden uns in nahe Verbindung mit der oberen Kirche bringt.

Wieder ein anderer meinte: Es ist harte Arbeit für Gott, einen Menschen aus der Gemeinheit (slum) zu retten, aber noch härter, ihn aus einem Palast zu retten. So wie manche Menschen von Umgebung sprechen, könnte man meinen, die Millionäre seien Heilige, — den Rest geben wir lieber im englischen Wortlaut.

"Other people want to rectify humanity in the same way pigs and cattle are brought up to the standard. I believe in heredity and radical eugenics. But I have seen the grace of God do wonderful things with bad blood, and I have seen it fail with refined blood.

"It is not enough for a church to dole out alms—either as soup or old clothes. Nor is it enough for it to denounce social wrongs, for there are none. They are all personal sins with social consequences. The church must bring men and Jesus together."

Eine Erklärung.

Es gibt gewisse Leute, die mit dem Glauben und der Lehre der Evangelischen Kirche trostlos zerfallen sind, die aber trotzdem noch als Glieder dieser Kirche gelten wollen und sogar das Recht beanspruchen, ihre eigenen Lehren in den Blättern und Organen der Kirche ungehindert publizieren zu dürfen, obgleich diese Lehren auf völlige Leugnung der Hauptlehren des Christentums hinauslaufen. Solche Leugnung findet der Kenner christlicher Lehre in der sozialistischen Schrift „Sozialismus und Kirche," die s. Z. um

dieser Leugnung evangelischer Grundlehren willen von uns zurückgewiesen wurde.

Der Verfasser jener Schrift meinte, weil wir die Freiheit des Gedankens schon oft und energisch geltend gemacht haben, müsse es auch einem Manne erlaubt sein den Grund des Hauses stürzen zu dürfen, ohne daß man seinem herostratischen Unternehmen ein Halt entgegen rufen dürfe.

Als solchen Grund des Hauses betrachten wir das in der Heiligen Schrift uns dargebotene Wort Gottes, das uns zum Heil und Leben gegeben ist.

„Das Wort sie sollen lassen stahn," — damit halten auch wir es. Wer nun die Grundwahrheiten dieses Wortes leugnet und es als ein Recht beansprucht, solche Leugnung in unsern synodalen Blättern abdrucken zu lassen, der soll wissen, daß wir solches Recht nicht anerkennen. Wo der gemeinsame Boden des Glaubens fehlt, da wird alle Verhandlung zu nutzloser Debatte, mit der wir andere Leute verschonen wollen. Die Anklage der Parteilichkeit läßt uns kalt. Wir sind der Kirche unsrer Wahl absolute Treue schuldig und können grundstürzende Zusendungen nicht publizieren, ohne die Treue zu brechen. Wer mit der Lehre und den Grundsätzen der Kirche seiner Wahl zerfallen ist, dem steht es ja frei, auszutreten und seine Verbindung mit ihr zu lösen. Ist er ausgetreten, so mag er Mittel und Wege finden, diese Kirche zu bekämpfen, von der er sich geschieden hat; er darf aber nicht erwarten, daß ihm dafür die Organe der Kirche zur Verfügung stehen.

Der sog. „Pastor" Russell hat ein neues Mittel gefunden, um seine Irrlehren unter das allgemeine Publikum zu bringen. Er hat in einigen Städten käuflich ein Theatergebäude erworben und in anderen auf viele Wochen hin große Säle gemietet. In diesen bringt er in Wandelbildern sein „Drama der Schöpfung" zur Darstellung. Der Eintritt ist frei und die Bilder sind auch in manchen Beziehungen belehrend und interessant. Wenn auch in Verbindung mit diesen Bildervorträgen die Irrlehren Russels verborgen bleiben, so sieht man doch dazu, daß die Herbeigelockten gut versehen werden mit der Literatur der sogenannten „Internationalen Bibelforscher-Gesellschaft." Es ist nachgewiesen worden, daß diese Gesellschaft gar keinen internationalen oder interdenominationellen Charakter besitzt, sondern lediglich aus Pastor Russel und einigen seiner Anhänger besteht. Die Irrlehren des Russellismus sind in einem Traktat von Rev. A. P. Mihm wie folgt dargestellt: 1. Daß Jesus in seinem vorweltlichen Dasein nur ein geschaffenes Wesen gewesen sei; 2. Leugnung der gottmenschlichen Person Jesu; 3. Jesu Versöhnungswerk sei nur ein menschliches Werk gewesen; 4. Jesus sei erst nach seiner Auferstehung göttlich geworden; 5. Die Wiederkunft Christi habe stattgefunden im Jahre 1874; 6. Unbiblische, materialistische Auffassung von der Seele und dem Tode; 7. Eine zweite Probezeit für alle ungeretteten Menschen nach der Auferstehung; 8. Leugnung der Hölle und der Verdammnis; 9. Vernichtung der Gottlosen. Br. Mihm schließt seine Abhandlung mit den Worten: „Ein System, das dem Herrn Jesu seine vorweltliche Herrlichkeit rauben möchte, das seine Menschwerdung auf Erden und seine Menschheit im Himmel entstellt, das seinen stellvertretenden Tod in eine Vernichtung verwandelt, das seine Auferstehung tatsächlich zur Fabel macht und seinen gekreuzigten Leib in Gas auflöst, ein System, das der Gemeinde die glorreiche Hoffnung seiner Zukunft nimmt und den Gottlosen eine falsche Hoffnung vorhält; ein solches System muß man als eine fürch-

terliche Verdrehung der Wahrheiten der Heiligen Schrift bezeichnen." Dieser Traktat kann von der German Baptist Publication Society, 3804 Payne Ave., Cleveland, O., bezogen werden. Preis 5c per Stück oder 25 für 50c. (Chr. Apol.)

Ausland.

Wer ist Positiv?

Ein, wie es dem Fernestehenden scheint, recht unschöner Hader ist ausgebrochen in der Gruppe der „Positiven Union," durch heftige persönliche Angriffe auf leitende Männer innerhalb dieser Gruppe. Der Betreffende sucht einen Unterschied zwischen „Radikal Positiven" und „Gemäßigt Positiven" zu statuieren und strebte darnach die „Radikal Positiven" in ihrem Einfluß auf die Gruppe der „Positiven Union" lahm zu legen. Die Organe der Gruppe: „Reformation" und „Positive Union" hatten in den letzten Monaten viel über diesen Streit zu berichten. Wir wollen auf das Einzelne hier nicht eingehen. Doch ist eine Erörterung über die Frage: „Wer ist positiv?" gewiß auch für unsere Kreise von Interesse.

Pastor Bunke, der frühere Herausgeber der „Reformation," gab in der Zeitschrift „Dienet einander" im Juliheft 1913 eine Ausführung, von welcher wir hier mitteilen, was wir in „Pos. Un." davon finden. Die „P. U." schreibt:

Bunke bietet in seinem Artikel eine grundsätzliche Erörterung über den Begriff „Positiv," die nicht nur durch ihre nüchterne und ruhige Form angenehm berührt, sondern auch in sachlicher Hinsicht einen dankenswerten Beitrag zur Klärung der kirchlichen Lage bietet, welch letztere durch die oben kurz mitgeteilten Behauptungen einer gewissen Unsicherheit und Verdunkelung anheimzufallen im Begriff steht. Er stellt die Frage: Wer ist positiv? und beantwortet sie in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Verständnis der Gegenwart folgendermaßen:

„Wer das biblische Zeugnis von Jesus Christus, dem menschgewordenen, gekreuzigten, auferstandenen, erhöhten und lebendigen Heiland, unserm Herrn und Gott, bejaht; mit andern Worten, wer sich das allgemein-christliche Bekenntnis aneignet, wie es seinen klassischen Ausdruck in dem zweiten Artikel und der lutherischen Erklärung dazu erhält. Daß damit auch die Bejahung des ersten und dritten Artikels, in denen das allgemeinchristliche Glaubensbekenntnis an den dreieinigen Gott Ausdruck findet, verbunden ist, braucht nicht besonders betont zu werden."

Bunke geht dann näher auf die bekannte Tatsache ein, daß unter Theologen — auch positiver Richtung — eine große Verschiedenheit in betreff der Ausführung dieses biblischen Bekenntnisses besteht, betont er in völlig selbstverständlichen Ausführungen, daß ein positiver Theologe bei aller Weitherzigkeit andern gegenüber doch selber fest auf dem einigen Grunde des Glaubens an den biblischen Christus stehen müsse und dies auch in der Praxis des kirchlichen Lebens zu bewähren habe. „Positiv ist der Theologe, bei dem Kopf und Herz eins sind in der Bejahung des biblischen Zeugnisses von Jesu Christo." Hierauf fußend folgert Bunke ganz richtig:

Es liegt am Tage, daß man von Gemäßigt-Positiven und Radikal-Positiven gar nicht sprechen kann. Man ist als Christ entweder positiv oder nicht positiv. Man ist als Theologe positiv oder nicht, noch nicht oder nicht mehr positiv. Dabei besteht die Pflicht, das eigene menschliche Urteil über die Herzensstellung des einzelnen zu Jesus Christus und Gott zurückzuhal-

ten, denn Herzenskündiger ist Gott und er allein. Aber was der einzelne als Theologe vertritt, öffentlich bekennt, das unterliegt auch der Beurteilung.

Als eigentlichen Anlaß, der zur Offenbarmachung des Zwiespalts unter den Positiven geführt hat, nennt Bunke „die Frage nach der Stellung der Kirche als Vertreterin der göttlichen Wahrheit gegenüber den Theologen im kirchlichen Amt, die nicht, noch nicht, nicht mehr, durchaus nicht den positiven Christenglauben bejahen, bekennen und gelten lassen." Es ist nichts Neues, sondern eine allbekannte Tatsache, die aber gerade jetzt wieder betont zu werden verdient, wenn B. in diesem Zusammenhange schreibt:

Es hat von lange her Theologen und Kirchenmänner gegeben, die persönlich positiv waren und sind, aber für die Kirche nicht den positiven Glaubensgrund und das positive Bekenntnis als allein geltend anerkennen wollten und wollen. Sie haben sich stets zu den andern in einem bestimmten Gegensatz befunden, die nicht nur für die eigene Person positiv sein wollten, sondern auch für die Kirche. Darüber ist es in den Anfängen der preußischen Synodalverfassung zur Spaltung zwischen der Positiven Union und der Evangelischen Vereinigung (Mittelpartie) gekommen.

Die Forderung des Sup. Brüssau nach Gleichberechtigung der beiden großen theologischen Richtungen unter Ausschluß der radikalen Strömungen weist B. als unannehmbar ab, ebenso die Behauptungen des Lic. Eckert, sehr viele Positiven seien der Meinung, „daß wir die liberale Richtung der Theologie in unserer Kirche zum Fortschritt gar nicht entbehren können, weil sie uns die Probleme zeigt, die zu lösen sind und selbst beachtenswerte Beiträge zu ihrer Lösung liefert." Zutreffend weist Bunke darauf hin, daß dies nicht die Stellung der Positiven Union sei, wie sie geschichtlich gegeben ist, und noch weniger die der konfessionellen Gruppe der preußischen Lutheraner. Er erinnert daran, wie „die gegenwärtige Krisis in unserer Kirche — so weit möchten wir weder im Urteil noch im Ausdruck gehen, wenn wir auf den in Rede stehenden Anlaß hinblicken, der unsere kirchliche Lage kennzeichnet — dadurch entstanden ist, daß die Bestreitung des Evangeliums im biblischen und reformatorischen Sinne sich als gleichberechtigt in der Kirche gebärdet." Er faßt sein Urteil über die Kirchlich-Positiven und über die sogenannten Gemäßigt-Positiven in die Sätze zusammen:

Grade weil sie (die Kirchlich-Positiven) an der Kirche hängen, deshalb machen sie ihre positive Stellung auch für die Kirche geltend. Wer das nicht tut, mag persönlich so positiv sein wie ein anderer, in seiner Gemeinde, wie in freier Missionsarbeit durchaus positiv arbeiten; kirchlich-positiv ist er nicht. Er unterliegt hinsichtlich seiner Stellung zur Kirche der mittelparteilichen Stimmung. Auch hier gibt es nicht den Unterschied von Gemäßigt- oder Radikal-Positiven, sondern es muß heißen: entweder kirchlich-positiv oder nicht.

Im Augustheft der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Dienet einander!" (S. 344 bis 352) hat nun Lic. Eckert einen Artikel veröffentlicht, in dem er die Frage: „Wer heißt und wer ist Positiv?" von seinem Standpunkt aus beantwortet. Der Aufsatz enthält in seinem ersten Teile eine ausführliche Auseinandersetzung mit den von uns besprochenen Aufstellungen, die Bunke über den Begriff „Positiv" gemacht hat. Hier finden sich manche Ergänzungen, die von dem aufmerksamen Leser gewiß ohne weiteres als Bereicherung des Gedankenaustausches über den in Rede stehenden Gegenstand begrüßt werden dürften. Dahin gehört z. B. folgende Begriffsbe-

stimmung: „Positiv ist, wer ein persönlich-lebendiges Verhältnis zu dem in der Bibel als auferstandenen und verklärt bezeugten Jesus Christus hat; wer mit ihm in Lebensgemeinschaft steht und aus dieser seine eigene persönliche Frömmigkeit speist." Aber im ganzen lehnt Lic. E. die Auffassung ab, die Bunke über den Begriff „Positiv" vorträgt. Und seine Ausführungen machen trotz des Bemühens, objektiv zu schreiben und zu urteilen, doch vielfach den Eindruck des Gereizten und Persönlichen, was ihnen natürlich nicht zum Vorteil gereichen kann.

Mit ganz bestimmter Absicht haben wir vorstehenden Aufsatz an hervorragender Stelle eingefügt. Es will uns dünken, daß auch wir uns darüber klar werden müssen, ob ein Pastor der Synode kirchlich-positiv ist in dem vorstehend erörterten Sinne oder nicht. Unserer Synode stehen die christlichen Hauptwahrheiten, wie sie im Apostolikum zusammengefaßt sind, unerschütterlich fest. Wenn ein Pastor wagt, öffentlich im Druck zu erklären: „Sie, (die Christen) warten vergeblich auf das persönliche Wiederkommen Christi," so liegt darin eine solche Verleugnung einer von uns geglaubten evangelischen Grundwahrheit, daß doch jedem, der darüber nachdenkt, klar sein muß: Der Mann ist mit dem Glauben der Schrift, mit dem Glauben der Apostel und ersten Christen und mit dem Glauben unserer Kirche in unlösbarem Widerspruch und kann ein Lehramt in unserer Kirche nicht mehr bekleiden. Wir wollen keine Ketzerrichterei haben in unserer Mitte und Schreiber dieses ist weit entfernt davon, ihr das Wort zu reden. Aber das sagt ihm doch sein Gewissen und sein Verstand, daß wenn die Kirche solche freche Leugnung einer Grundwahrheit des Evangeliums bei ihren Pastoren duldet, sie bereits in Gefahr ist, auf die schiefe Bahn zu geraten, wo das Abrutschen beginnt und kein Halt mehr zu finden ist. Sie muß dem Leugner sagen: „Du magst noch als Glied in einer evangelischen Gemeinde geduldet werden, aber ein Lehramt kannst du bei uns nicht länger bekleiden." Das ist kein Dogmenzwang, der den einzelnen Christen bedrückt, sondern es ist Bekenntnistreue, die die Kirche ihrem Herrn und sich selbst schuldig ist, wenn sie nicht dem traurigen Verfall anheimfallen will, den wir leider gewahr werden bei allen den Kirchen, wo das Kirchenregiment nicht den Mut hat, den Leugnern biblischer Wahrheit kräftig entgegen zu treten.

Am 8. Dezember waren in Berlin 3000 bis 3500 Männer und Frauen versammelt, die nach eindringlichen Reden von S. Keller und D. Philipps einstimmig folgende Entschließung annahmen, die an den Oberkirchenrat und das Konsistorium, die Generalsynode und andere beteiligte Instanzen gehen soll: „Mit tiefem Bedauern nehmen die etwa 3500 auf Einladung des Positiven Verbandes Berlin I in der Brauerei Friedrichshain versammelten evangelischen Männer und Frauen davon Kenntnis, daß das Kirchenregiment sich nicht in der Lage sieht, auf Grund der geltenden Kirchengesetze den bekenntnistreuen Gliedern der Landeskirche das ihnen von Gottes und Rechtes wegen in jeder der Landeskirche zugehörigen Gemeinde zustehende Recht auf bekenntnisgemäße Erbauung und geistliche Pflege zu gewährleisten. Sie sehen in der gegenwärtigen Lage nicht nur eine schwere Gefährdung der Landeskirche, welch letztere überhaupt nur als Bekenntnisgemeinschaft für evangelische Christen den Wert einer Kirche haben kann, sondern auch die drohende Gefahr, daß ein immer größerer Teil der evangelischen Bevölkerung, insbesondere der heranwachsenden Jugend,

dem Einfluß des Evangeliums vom gekreuzigten und auferstandenen Christus entzogen wird. Unter diesen Umständen fordern sie von allen in Betracht kommenden gesetzgebenden Faktoren eine schleunige, dem Charakter der Landeskirche als Bekenntniskirche entsprechende Aenderung der bestehenden Gesetze. Für den Fall aber einer Abänderung der agendarischen Bestimmungen die Verhütung jeder Abschwächung der Stellung, welche das Apostolische Glaubensbekenntnis in Gottesdienst und kirchlichen Handlungen einnimmt. Vom Kirchenregiment erwarten sie die nachdrücklichste Handhabung des Gesetzes vom 16. März 1910 betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen sowie die sorgfältigste Verhütung des Uebergangs solcher nichtpreußischen Geistlichen in ein Amt der preußischen Landeskirche, welche nicht die Bürgschaft bieten, das Bekenntnis der letzteren zu vertreten. Endlich fordern sie alle gläubigen Gemeindeglieder auf, einmütig mit allen gesetzlichen Mitteln dahin zu wirken, daß in die kirchlichen Körperschaften und Synoden nur bekenntnistreue Männer gewählt werden."

Dieser vorstehend mitgeteilte Beschluß zeichnet sich besonders aus durch das *Bewußtsein des guten Rechts der Christen, solches zu fordern* von denen, die im Kirchenregiment sitzen. Nicht der kriechende Untertänigkeitston, wie er früher oft zu hören war, gebührt sich in solcher Sache. Die Herren vom Kirchenregiment sind die Untreuen, die ihre Pflicht versäumen, *für die rechten Glieder der Kirche das Heimatrecht* zu wahren gegen den Ansturm des Liberalismus und Unglaubens. Ihnen mit aufrechter Stirn frisch entgegen zu treten, das ziemt sich für die echten Bekenner des Evangeliums.

„*Sozialdemokratische Gewissensfreiheit.*"

Da diese „Gewissensfreiheit" zu ihrem aufrichtigen Bedauern noch nicht im Besitz der Staatsgewalt und in der Lage ist, Galgen oder Scheiterhaufen aufzurichten, so behilft sie sich vorläufig kümmerlich mit der wirtschaftlichen *Erdrosselung Andersgesinnter.* Lic. Dr. Violet-Berlin erzählt darüber in der „Preuß. Kirchenztg.":

„Wie soll man folgende Erfahrungen beurteilen? Ein Vater von Konfirmanden kam zu mir und sagte: Glauben Sie nur nicht, daß ich kein Christ bin, weil ich nicht zur Kirche gehe! Ich kann es nicht, *die Sozialdemokraten würden meinen Laden boykottieren,* und dann wäre ich in dieser Gegend *verloren.*" Ein anderer meldet die Trauung seiner Tochter an, bat aber, sie möchte ganz heimlich getraut werden, weil ihm *sonst der geschäftliche Ruin sicher sei.* Ein braver Junge trat aus dem Jugendverein aus, weil sein Vater und er sonst zu sehr *von den Sozialdemokraten gepeinigt würden.* Ein Fabrikarbeiter erzählte davon, daß sozialdemokratische Genossen ihm in der Fabrik *durch Einschieben von Hölzchen an unsichtbarer Stelle die Maschine verdürben* oder zu zeitweiligem *Stillstande* brächten, er dürfe sich nicht offen an der Kirche beteiligen, weil ihm sonst *dieser Streich wieder gespielt* werden und er *seine Stelle verlieren* würde. Wir haben *Trauungen spät abends ansetzen müssen, damit sich sozialdemokratisch bewachte Paare im Dunkeln zur Kirche stehlen könnten.* — Solche Fälle erlebt *jeder* Pfarrer in Groß-Berlins Arbeitervierteln."

So weit also ist es gekommen, daß Christen nur noch im Dunkeln, in der Nacht, zu Christus sich „stehlen" können, weil sie sonst von Wegelagerern beschlichen und dem „Gericht," der Kreuzigung, ausgeliefert werden! — Eine Partei, unter deren Schild das geschehen darf, sollte den traurigen Rest von Schamgefühl wenigstens noch aufbringen können, aus diesem Schilde schandenhalber die Devise: „Religion ist Privatsache" mit Scheidewasser auszumerzen. — Das nennt sich „Sozial-Demokratie?!!"

Aus dem von Frhrn. v. Grotthuß herausgegebenen „Türmer" (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart).

Um die Weihnachtszeit kehrte der „Vorwärts" einmal wieder sein wahres Gesicht heraus. Er überschrieb seinen Weihnachtsartikel: „Kampf auf Erden" und sagte: „Statt Weihnachtsliebe brauchen wir Weihnachtshaß, denn jene Liebe duckt den Nacken und löscht das Feuer des Trotzes in Blicken und Herzen; aber dieser Haß richtet den Kopf empor und füllt die Adern mit Mut; der Haß macht frei! Der Haß ist der rechte Erlöser." Das ist die Weihnachtspredigt, welche die Führer der Sozialdemokratie ihren Genossen hielten.

Und das ist die vielgerühmte Freiheit und Bruderliebe der Sozialdemokraten, die uns weiß machen wollen, wenn sie die Herrschaft bekommen, werde die Menschheit in wahrer Liebe schwelgend vereinigt werden.

Bekommen die die Oberhand, was wird's dann erst werden? Ist's angesichts solcher unleugbaren Tatsachen ein Wunder, wenn manche ernst gesinnte Leute dafür halten, daß hier in dieser Partei sich jenes Reich anbahnt, dessen Herrscher mit abgrundsmäßigem Toben gegen die Bekenner des Namens Jesu wüten und sich erheben wird über alles, was Gott oder Gottdienst heißt. Man lese doch Offb. 13, 16. 17, die Worte vom Malzeichen des Tiers! Ist nicht die Gliedschaft in der Sozial-Demokratie jetzt schon ein solches Malzeichen? Man lese auch Matth. 24, 24 und man wird verstehen, welche Verführungsmacht der Geist des Abgrunds entfaltet.

Die Intoleranz des Unglaubens.

Daß Glauben und Unglauben nicht gut neben einander Platz haben, trotz allen Phrasen und Geschwätz des Liberalismus, ist eine altbekannte Tatsache. Sie bekämpfen sich wie Feuer und Wasser. Daß aber der Unglaube schon sich zu solcher Frechheit im Kirchenregiment erhebt, wie das in Ungarn der Fall zu sein scheint, hätten wir nicht gedacht.

In der neuen Christoterpe für 1914 wird uns Seite 335 Folgendes erzählt: „Im kirchlichen Leben Ungarns spielt der Wunsch eine große Rolle, in Deutschland als „modern" und in jeder Hinsicht auf der Höhe stehend angesehen zu werden. Zu welchen wunderlichen Folgerungen das führt, zeigt ein Vorkommnis, von dem ich sprechen hörte. Wurde da doch ein evangelischer Pastor vom Kirchenregiment mit 30 Kronen bestraft, weil er in einem Zeitungsartikel die Wirklichkeit des Teufels betont hatte! „Hoffentlich liest man das in Deutschland nicht, daß ein solcher Aberglaube bei uns noch existiert," schrieb darauf ein kirchliches Blatt; „das wäre doch eine große Schande für uns; man wird dann in Deutschland denken, wir seien noch sehr weit zurück in der Kultur!" Als der Pastor sich auf Calvin berief, erhielt er die Antwort: „Ja, wir sind aber moderne Calvinisten." Diese Geschichte bot den Anlaß zu einem regelrechten Kesseltreiben in kirchlichen Kreisen gegen die Gemeinschaften und das mit ihnen geistesverwandte Diakonissenhaus. Das hat aber dem Diakonissenhaus nichts geschadet; es hat

vielmehr gerade in letzter Zeit beträchtliche finanzielle Beihilfen vom Staat erhalten."

Evangelisches von den Südslaven.

Aus der „Wartburg."*)

Die Balkanereignisse haben die Blicke auf die südslavischen Völker gelenkt. Heute sind sie, in derselben Weise, wie die andern der Orthodoxie angehörigen Gebiete, für evangelisches Leben fast ausgeschlossen. Aeußerste Unkirchlichkeit der gebildeteren Schichten geht dort Hand in Hand mit einem toten Formendienst und Festhalten am überlieferten Kirchentum, das im Orient überall zugleich Ausdruck des Volkstums ist. Schreiber dieses weilte im August 1912 im Robert-Kollege in Konstantinopel, wo in einer großen Schulstiftung eines nordamerikanischen Wohltäters von hugenottischer Abstammung hunderte von südslavischen Jünglingen in streng protestantischem Geiste erzogen werden. Ein Lehrer der Anstalt versicherte, daß trotz dieser Erziehung in evangelischer Luft auch nicht ein einziger Fall eines „Abfalls" von der Orthodoxie bekannt geworden sei, worauf übrigens das ganze Unterrichtssystem auch in keiner Weise abziele.

Trotzdem haben auch die Südslaven eine evangelische Geschichte gehabt, die freilich nach Anastasius Grüns Wort nur wie ein Meteor geleuchtet hat, um dann fast spurlos wieder zu verschwinden. Vielleicht hat die deutsche Reformation nirgends so weitaus schauende, kühne Missionspläne verfolgt, wie hier im Südosten Europas, während das Luthertum sonst sich nur allzu sehr auf seine ursprünglichen Sitze beschränkte und die Ferne sich selbst überließ. Es sei daher gestattet, auf die Reformationsgeschichte der Südslaven einen Blick zu werfen.

Wenn vom Evangelium unter den Südslaven die Rede ist, wird man in erster Linie an die edle Gestalt des krainischen Reformators Primus Truber denken, der wohl der „slowenische Luther" genannt wird. Gewiß bewegte sich die Tätigkeit dieses edlen, ganz im deutschen Geiste lebenden Mannes fast ausschließlich unter den dem deutschen Reiche und deutscher Kultur angehörigen Slowenen. Aber der Missionsblick nach dem Balkan hinaus fehlte ihm nicht. Zeugnis hierfür gibt noch seine letzte Reise aus dem württembergischen Exil nach der fernen Heimat. Im Juni 1567 erschien Truber mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs von Württemberg in Laibach. Er war von Freunden in Württemberg um genaue Erkundigung über den Koran ersucht worden und besprach sich deshalb mit dem von dem berühmten protestantischen Kriegshelden Herbart von Auersperg bei Novi (1566) gefangenen und auf dem Schloß zu Laibach gefangen gehaltenen Usraim Bey, Pascha von Bosnien und mit einem türkischen Priester zu Reifnitz, während er andre gefangene Türken zu Tschernembl durch einen Amtsbruder ausforschen ließ. (Elze, Superintendenten in Krain S. 26 f.)

In den Dienst der südslavischen Propaganda trat vor allem das Werk des „krobatischen Bücherdrucks" in Urach in Württemberg, welches mit der Gestalt des protestantischen Bekenners Hans Ungnad Freiherr von Sonegg eng verknüpft ist. Aufs wärmste interessierte sich für dieses protestantische Missionsunternehmen der Habsburger König, nachmals Kaiser Maximilian der II., der es mit ansehnlichen Mitteln förderte, wohl

*) „Die Wartburg," ein von Arwed Strauch in Leipzig herausgegebenes Wochenblatt, dient den Interessen des Deutsch evang. Bundes und der Förderung der evang. Kirche in Oestreich. Prs. fürs Ausland ¼ jährl. 2.15 M.

der deutlichste Beweis, wie gut evangelisch gesinnt dieser Monarch zeitweilig gewesen ist. Vor allem aber stellte Ungnad seine reichen Einkünfte in den Dienst der Sache. Im Jahre 1560 ließ er in Nürnberg „glagolische" Lettern für die neue Druckerei herstellen. Es sollten also Bücher in der altslavischen Kirchensprache, der Glagolica*) gedruckt werden, um auch an jene Slaven, die der lateinischen Schrift nicht kundig waren, heranzukommen. Aus dieser Druckerei gingen 31 Werke in „krobatischer" Sprache hervor, teils mit glagolitischen, teils mit cyrillischen, teils mit lateinischen Lettern gedruckt (Herzog-Hauck, Realenzyklopädie, Bd. 20, S. 138). Es ist eine seltsame Verkettung der Umstände gewesen, daß dieser erste Versuch, evangelisches Leben nach dem Balkan zu tragen, schließlich zum Nutzen der „Congregatio de propaganda fide" (der Vereinigung zur Ausbreitung des römischen Glaubens) dienen mußte. Während des dreißigjährigen Krieges gelangte die Ungnadsche Druckerei nämlich nach Rom, nachdem sie von der Inquisition aufgestöbert und durch Vermittlung des päpstlichen Nuntius Caraffa nach der Residenz des Papstes geschafft worden war. Dort wurde zum „Reformator der geistlichen Bücher in illyrischer Sprache" der Franziskanermönch Levakovic aus Istrien bestellt, der als erstes Buch einen Katechismus mit glagolitischen Buchstaben druckte und ihn dem Uracher ähnlich ausstattete, um ihm leichteren Eingang unter dem Volke zu verschaffen. (Josef Pindor, Die evangelische Kirche Kroatien-Slavoniens, Essegg 1903).

Ueber die Erfolge der reformatorischen Propaganda bei Kroaten und Serben schreibt ein berufener Beurteiler (Pindor a. a. O.) „Im Volke fanden die (evangelischen) Bücher fast gar keinen Eingang, was unbedingt hätte geschehen müssen, wenn die Reformation für die Kroaten von anhaltender Wirkung hätte werden sollen. Der Kreis der kroatischen Intelligenz war ein viel zu geringer, und auch hier wurde die Glagolica und Cyrillica nur in bekchränkten Kreisen verstanden. Das Volk selbst aber war des Lesens und Schreibens völlig unkundig und durch die Türkennot zu sehr in Anspruch genommen, um außer der Sorge fürs tägliche Brot auch noch für andere Dinge Interesse zu haben. Es hätte darnach getrachtet werden müssen, daß sich ständige Gemeinden bilden und man hätte ein geordnetes Schulwesen ins Leben rufen müssen, wie dies in Krain der Fall war. Aber so weit sollte es in Kroatien gar nicht kommen. Die Reaktion machte sich allzubald geltend."

Während also bei dem südslavischen, aber eng an deutsche Kultur angeschlossenen Volke der Slowenen ein blühendes evangelisch-kirchliches Leben Wurzel fassen konnte, blieben die Versuche, die evangelische Fahne auch über Save und Kulpa hinaus zu tragen, ohne durchschlagenden Erfolg. Trotzdem kann nicht gesagt werden, daß das serbokroatische Volk keinen Anteil am reformatorischen Leben des 16. Jahrhunderts genommen hätte. Schon der eine Name des großen Theologen Mathias Flacius Illyricus (Flatschitsch), eines Kroaten aus Istrien, beweist, daß auch die Südslaven von evangelischen Einflüssen berührt gewesen sind. Gilt doch Flacius als der begabteste, wenn auch streitsüchtigste Nachfolger Luthers. Fast ebenso berühmt ist sein Landsmann Mathias Garbicius Illyricus (Garbitsch). Der

*) Gerade gegenwärtig berichten die Blätter wieder von einer Protestbewegung der katholischen Geistlichkeit Dalmatiens gegen den Versuch des Papstes, diese Glagolica abzuschaffen.

südslavischen evangelischen Prediger ist eine große Zahl. Aber nicht bloß die Theologen schlossen sich in Kroatien der reinen Lehre des Evangeliums an. Sie wurde von der ganzen Intelligenz aufs freundlichste begrüßt. Hierzu gehörte der Adel, die Geistlichkeit und das Militär. Zwei der berühmtesten Banusse Kroatiens, der durch Theodor Körner unsterblich gewordene Graf Nikolaus Zriny, und Graf Peter Erdödy waren treue Protestanten. Der letztere rief aus: „So viel ich schützen und schirmen werd' mögen, soll an mir nichts fehlen, sondern das göttliche Wort und desselben getreue Diener jederzeit gefördert werden, damit dieses elende Land auch durch den schlechten und geringen Anfang also zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit und mehr Glücks und Siegs wider den Erbfeind kommen möge." Mit ihnen war ein großer Teil des Adels evangelisch.

Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die große Masse des kroatischen Volkes nie von der evangelischen Wahrheit berührt worden ist. Noch viel weniger ist das natürlich bei Serben und Bulgaren der Fall gewesen. Die Anfänge des evangelischen Lebens, wie sie im Norden des Balkans zu verzeichnen waren, wurden sehr bald und sehr gründlich von der Gegenreformation beseitigt. Wie stark sich der Fanatismus geltend machte, ergibt sich aus dem Ausspruch des Grafen Thomas Erdödy, Banus von Kroatien (eines Nachkommen und Nachfolgers jenes „guet evangelischen" Banus Peter Erdödy), der auf dem Preßburger Landtage 1609 mit gezücktem Schwerte erklärte: „Mit diesem Eisen werden wir die lutherische Pest unter uns ausrotten. Wir haben drei Flüsse: die Save, die Drau und die Kulpa; aus einem derselben werden wir den neuen Gästen zu trinken geben. Ich will mich lieber mit dem ganzen Königreich von der ungarischen Krone losreißen, als eine solche Pest in meinem Lande haben."

Es wirft auf die menschenfreundliche Gesinnung der Habsburger kein glänzendes Licht, daß die einzigen Ueberreste evangelischen Glaubens bei den Südslaven sich durch den Halbmond gerettet haben. Bis 1699 stand Slawonien unter türkischer Herrschaft und hier blieben die Erfolge der Gegenreformation unvollständig, sodaß sich dort die evangelische Lehre ununterbrochen behaupten konnte. Als das Land unter östreichische Herrschaft kam, setzte auch hier die Bedrückung stärker ein. Der 26. Gesetzesartikel vom Jahre 1791 brachte zwar den ungarischen Protestanten völlige Religionsfreiheit, bestimmte aber in § 14: „In Dalmatien, Kroatien und Slawonien dürfen die Evangelischen weder Grund noch Boden besitzen, noch ein Amt bekleiden; nur die Evangelischen in Nieder-Slawonien dürfen nicht gestört werden." Während der französischen Revolution noch ein solcher Druck! Bis auf den heutigen Tag besteht in Kroatien-Slawonien das berüchtigte Konkordat von 1855, das „gedruckte Kanossa" ruhig weiter. Man schließe hieraus, wie fortgeschritten dort die Verhältnisse noch jetzt sind. —

Die furchtbaren Greuel, mit denen sich die Südslaven zur Schande der Menschheit, während der letzten Balkankriege befleckt haben, beweisen deutlich, wie äußerlich das bei ihnen herrschende Christentum geblieben ist. Möchte auch ihnen einmal das Licht einer reineren Gotteserkenntnis leuchten, dessen erste Strahlen schon im 16. Jahrhundert an ihre Grenzen gedrungen sind.

Dr. Ottmar Hegemann.

Rom und die Bibelverbreitung.

Rom bleibt in seinen Anschauungen immer gleich, es lernt nicht zu und will nicht lernen, es will auch seine Irrtümer und Verkehrtheiten nicht zuge-

ben, nicht einsehen, nicht davon abtreten. Dafür ist ein neues, schlagendes Beispiel, was der ultramontane „Freiburger Bote“ in Nr. 183 in einem Artikel „Protestantische Preßpropaganda“ über die Wirksamkeit der englischen Bibelgesellschaft in Asien und Amerika schreibt: „Diese statistischen Angaben geben viel zu denken und müssen ein apostolisches Herz mit tiefer Wehmut erfüllen. Der protestantischen Bibelgesellschaft ermöglicht ihr Reichtum eine so verheerende Propaganda (von uns gesperrt. D. R.), und wir Katholiken stehen weit dahinter zurück.“ Diese Bezeichnung der Verbreitung der Bibel unter heidnischen Völkern als „verheerende Propaganda“ durch ein stramm katholisches Blatt, unter den Augen des Erzbischofs erscheinend, ist ein starkes Stück. Evangelische Bibelverbreitung ist den Römischen aus guten Gründen unerwünscht, darum sperren sie in katholischen Ländern die Bibelboten ein oder verbieten ihre Tätigkeit; sie selbst aber inhibieren, wie am Sitz des Papstes geschehen, die Ausgabe einer katholischen Bibel und rühren keine Hand, ihrerseits das Wort Gottes unter das Volk zu bringen. Bibel und Rom: da liegen eben doch klare Unstimmigkeiten. Darum muß Bibelverbreitung „verheerende Propaganda“ heißen, weil Rom sich davor fürchten muß.

Vergötterung des Papstes.

In dem katholischen Pfarrblatt "Semaine religieuse" von Périgueux vom 7. Dezember heißt es in einem Artikel über den „weinenden Papst“: „Für uns ist der Papst ein Sakrament, das heißt, der wiederum fleischgewordene Jesus, der im Herzen seiner Kirche lebt, um sie zu behüten und zu leiten. ‚Ich bin mit dir, Petrus, bis an der Welt Ende.‘ Dies Wort ist von Jesus. Da es ebenso bestimmt ist, warum sollte es nicht dasselbe wirken, was die Formel der eucharistischen Weihe tut: ‚Dies ist mein Leib?‘ Darum, wenn der Papst weint, so sind seine Tränen die Tränen des Heilandes selber.“ In ähnlicher Weise hat neuerdings Bischof Mermillod über die dreifache Fleischwerdung Christi gepredigt: 1. im Schoß der Jungfrau Maria, 2. im Abendmahl, 3. im Papst. George Tyrrell berichtet im „Medievalism“, Seite 211, über den Traktat De la Dévotion du Pape, den der französische Pfarrer Arsène-Pierre Millet im Jahre 1904 veröffentlicht hat. Darin wird Mark. 12, 30 auf den Papst angewendet: Du sollst ihn lieben von ganzem Herzen u. s. w. Der Traktat schließt mit den Worten einer andern ähnlichen Schrift: „Alle Verehrung, zu der uns das Licht unsers Glaubens treiben kann gegen Jesus, den Priester, Hirten und Vater, gipfelt in Wirklichkeit und der Wirkung nach in der Verehrung des Papstes. Wenn man die Engel verehrt — der Papst ist der sichtbare Engel der ganzen Kirche. Wenn man die Heiligen verehrt — der Papst ist auf Erden die Quelle der Heiligung und heißt „Seine Heiligkeit“. Wenn man die Heilige Schrift verehren will — der Papst ist die lebende und sprechende Bibel. Wenn es unsere Pflicht ist, die Sakramente zu verehren — ist nicht der Papst das Sakrament Jesu, da er doch sein Stellvertreter ist?“ Diesem Traktat hat der Erzbischof von Tours sein Imprimatur erteilt, und Pius X. hat den Verfasser durch den Kardinalstaatssekretär wissen lassen, das Büchlein sei ganz durchtränkt mit dem Geist jener Einsicht und Frömmigkeit (intelligente affetto), die den wahren Katholiken und den musterhaften Priester kennzeichnet. — Das sind tolle Blüten der Papstverehrung, in denen aber doch eine gewisse Konsequenz nicht zu verkennen ist. Man wird gut tun, auch diese Seite des Katholizismus und die dahinter vermutete Jesuitenarbeit nicht aus den Augen zu verlieren.

Literatur.

Von der Vaterländ. Verlags- und Kunstanstalt Berlin, kam uns zu:

„Die Auferstehung des Fleisches" von Pastor Sam. Keller. Mit dem Untertitel: Ein Beitrag zur biblischen Auffassung von den letzten Dingen: Leben nach dem Tode, Höllenstrafen, Wiederbringung, Seelenvernichtung und ewiges Leben. 190 S., Kart. 2.50 M.; geb. 3 Mrk.

Schon der volle Titel zeigt, daß hier ein Gegenstand behandelt ist, der mit Recht das größte Interesse beansprucht. Kein Pastor im Amt sollte seines Amtes warten, ohne sich voll und klar bewußt zu sein, welche Stellung er in diesen Fragen einzunehmen hat.

Freilich mancher wird schnell fertig sein mit der Antwort: Er muß die Lehre der Bibel voll und unverkürzt, ohne eigene Meinung vortragen. Und gar mancher ist unerschütterlich der Meinung: Die Verdammnis und Qual ohne Ende ist die unbestreitbare Lehre der Heiligen Schrift. Es mag völlig nutzlos sein, mit Leuten, die diese Ueberzeugung haben, weiter zu argumentieren. Und wir können verstehen, warum Pastor S. Keller vor einiger Zeit in den Geruch des Abfalls gebracht wurde von solchen, denen die unaufhörliche Höllenqual der Verdammten ein unerläßliches Merkmal der rechten Orthodoxie ist. Wir möchten trotzdem unsere Leser bitten, diese Fragen nicht leichthin beiseite zu schieben, sondern an der Hand des vorliegenden Büchleins einer gründlichen und allseitigen Erwägung zu würdigen. Wir wollen nur so viel verraten, daß der Verfasser sowohl die Wiederbringung als die unendliche Höllenqual ablehnt, und geneigt ist, mit vielen ernsten theologischen Forschern die **Selbstvernichtung** als das letzte Ende der Verlorenen anzunehmen.

Vom Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin, kam uns zu:

Bonwetsch & Seeberg, Neue Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche. XIX. Stück, Elert: Die voluntarische Mystik Jakob Böhmes. Ladenpreis 5 Mk.

Ueber diese Schrift hoffen wir im nächsten Hefte referieren zu können.

Sein 50jähriges Jubiläum darf der „Geisteskampf der Gegenwart," herausgegeben von Prof. D. Pfennigsdorf, in diesem Jahre begehen. Gewiß eine bemerkenswerte Begebenheit im deutschen Blätterwald! Manches hat sich an ihm im Laufe der Jahrzehnte geändert, aber sein Ziel — Vertiefung des christlichen Glaubens in der Geisteswelt der Gegenwart — ist dasselbe geblieben. Eine große Zahl gebildeter Männer und Frauen aus allen Berufskreisen hat sich um diese „Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung" geschart und sichert ihr einen weitreichenden Einfluß. Durch seine klare, entschiedene Stellungnahme zu den Weltanschauungsfragen, durch die offene, ehrliche Auseinandersetzung und die unbefangene Würdigung auch der abweichenden Anschauungen ist der „Geisteskampf" seinen Freunden unentbehrlich geworden. Wer ihn noch nicht kennt, nehme ein Probeabbonnement (Januar bis März 1.50 M., mit Postgeld 1.80 M.) oder lasse sich vom Verlag (C. Bertelsmann in Gütersloh) ein Probeheft kommen.

Der Editor dieser Zeitschrift schreibt:

1. Aufgabe und Leserkreis.

Mit dem 1. Januar 1914 trat „Der Geisteskampf der Gegenwart" in das 50. Jahr seines Bestehens ein, ein Jubiläum, wie es einer Zeitschrift

nur selten zu feiern vergönnt ist. Zwar hat sich vieles an dem alten „Beweis des Glaubens“ geändert: Der Titel und das äußere Gewand sind anders geworden, die Herausgeber haben gewechselt. Aber das Ziel der Zeitschrift, Vertiefung des christlichen Glaubens in der Geisteswelt der Gegenwart, ist dasselbe geblieben und die Bedeutung dieser Aufgabe ist, wie der Leserkreis zeigt, von weiten Schichten unseres Volkes anerkannt und gewürdigt worden. Der Leserkreis hat sich in den letzten Jahren versiebenfacht.

Heute wird die Zeitschrift nicht bloß von Theologen, sondern auch von Lehrern und Oberlehrern, von Juristen, Kaufleuten, Ingenieuren und anderen Berufsangehörigen gelesen. Sie ist für nicht wenige zu einem werten Freund und Berater in den geistigen Kämpfen der Zeit geworden.

Die alles bewegende Frage der Gegenwart ist: Soll der christliche Glaube seine Herrschaft an die Kulturmächte dieser Zeit abtreten oder hat er noch eine Aufgabe an unser Volk und jeden einzelnen? Auf diese Frage hat „Der Geisteskampf“ ein entschiedenes Ja! Gerade in den schweren geistigen Kämpfen der Zeit wird sich zeigen, und zeigt sich schon jetzt, daß allein der Glaube, der in dem biblischen Evangelium gründet, einen sicheren Halt gibt, daß er allein die Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung bietet, die allen Tatsachen der Natur und Geisteswelt gerecht zu werden vermag.

In diesem Sinne kämpfen wir gegen die falsche Alternative „Wissenschaft oder Glaube,“ „Christentum oder Kultur,“ kämpfen für die „Vereinigung von Christentum und Geistesbildung.“ Wir hoffen so den Modernen das Verständnis des Christentums und den Christen das Verständnis des gegenwärtigen Geisteslebens zu erschließen. Wir arbeiten mit an der Ueberbrückung der Gegensätze, an der Heilung des Risses, der Christentum und moderne Kultur zum schweren Schaden unseres Volkes auseinanderreißt.

2. Inhalt.

Demgemäß gedenkt der Geisteskampf auch im neuen Jahre seine Aufgabe anzufassen. Von den Beiträgen, die zu erwarten sind, seien nur einige angeführt.

An der Behandlung wichtiger Weltanschauungsfragen werden sich u. a. beteiligen die Herren Professoren D. Dunkmann, Dr. Bertling, D. Dr. Hunzinger, D. Schäder und Dr. Kinzel, Stadtpfr. Dr. Walther, Studiendirektor Lic. Döhring, Pfr. Dr. Ernst, Lic. Dr. Ehlert. D. Schäder wird über das Verhältnis von Gottesglaube und Weltanschauung aufklären, Dr. Bertling das jetzt so viel verhandelte Problem der Kausalität und der Naturgesetzlichkeit beleuchten, Dr. Kinzel über „Die Apologetik im Roman“ berichten. Der Herausgeber gedenkt die Debatte über Theosophie und Christentum im Februarheft fortzusetzen und später sich über „Die Philosophie der Bibel“ sowie über „Die Metaphysik des Christentums,“ Lic. Dr. Ehlert über die Wunderfrage, Dr. Ernst über das Verhältnis des religiösen zum philosophischen Erkennen und Lic. Dr. Döhring sich über den praktischen Wert des Monismus auszusprechen. Neben diesen Fragen der Weltanschauung wird die Zeitschrift aber auch den Problemen des persönlichen Lebens ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Herr Hofprediger Dietrich Vorwerk wird uns Blicke in die Kinderpsychologie tun lassen und (gegenüber dem Mißbrauch) über den wahren Wert des Gebets, Herr Dr. Pudor über die Pflege des Gemütes sich äußern. Außerdem wird

der Herausgeber bemüht sein, in den einleitenden Artikeln fortgesetzt den Bedürfnissen des persönlichen Glaubenslebens Rechnung zu tragen.

Von den großen Persönlichkeiten werden uns beschäftigen Paulus als Apologet (Dr. Samtleben), Goethe, ob er Monist war, auch seine Stellung zur Ehe. Auf dem Gebiet der Literatur und Kunst wird Herr Ludwig Jakobskötter uns über neue Wendungen in der literarischen Moderne unterrichten, während Herr Dr. Trübe uns weiter Skizzen inhaltsreicher zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller zeichnen wird. Den Fragen, welche seitens der neueren Naturwissenschaft an uns herantreten, wird besonderes Interesse zugewandt werden. Zunächst wird Herr D. Dr. Friedrich Selle uns weiter über den Neovitalismus unterrichten, während für die Gebiete der anorganischen Naturwissenschaft sowie der Biologie und Naturphilosophie Herr Astronom Riem und Dr. med. Hauser ihre Mitwirkung zugesagt haben. Auch über die Frauenfrage, namentlich über die Stellung der Frau zu den geistigen Kämpfen der Zeit liegen wertvolle Aufsätze vor.

Schließlich dürfen wir hinweisen auf die Rundschau im Geisteskampf, die über die wichtigsten Fragen des geistigen und kirchlichen Lebens, der Innern und Aeußern Mission, sowie der sozialen Bewegung orientiert. (Im letzten Jahre in 24 Artikeln.) Dann auf die Rubriken „Verschiedenes“ und „Mitteilungen und Besprechungen,“ unter denen ein reiches Material von Einzelzügen zur Charakterisierung des gegenwärtigen geistigen und christlichen Lebens, sowie der Einblick in die neueste Literatur geboten wird. Der jetzt immer lebhafter benutzte Sprechsaal gibt Gelegenheit, Anfragen zu stellen oder selbst seine Ansicht zu den Aufsätzen der Zeitschrift kurz zu äußern und ermöglicht so ein näheres Verhältnis der Leser zu den Mitarbeitern.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4. Mk 50 Pfg., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Märzheftes: Die Ursache der Frauenbewegung. Von Dr. M. Ritzenthaler. — Dem unbekannten Gott! Von Timm. Kröger. (Schluß.) — Das Naturgesetz. Von Wilhelm Bruhn. — Aus Taulers Tagen. Novelle von Friedrich Lienhard. — Summum ius. Von Friedrich Beyer. — Die Scharte. Von Josephine H. Nebinger. — Eine Quelle des Seelenwanderungs-Glaubens. Von Dr. R. Henning. — Der alte Blücher und die preußische Verfassung. — Kultur und Talent. — Vom deutschen Buchgewerbe. — Wo liegt die Gralsburg? — Bewährt sich der Verbrecher im Kriege? — Die Militärsausgaben Deutschlands für 1914. — Die Sprachenfrage im Elsaß und Frankreich. — Ersatz für Auskunfteien. — Türmers Tagebuch: Umlernen! Unter Garnisonsrecht. Der sympatische Obrist. Unrecht muß doch Unrecht bleiben. Trommel und Krückstock. Süddeutschlands Antwort. Kolonialer Sondergeist gegen Reichsgeist. Ein Interview mit Fichte. Es war einmal! Ein kleiner Ausschnitt. Idealismus ist strafbar. Altpreußens königliche Sprache. Ein Volk, ein Vaterland! — Schönfärben und Schwarzsehen in der Sprache. Von Dr. Fritz Rose. — Bibel und Babel. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Die Lobgesänge des Claudian. Von Erich Schlaikjer. — Schlagt ihn tot! Von Hermann Kienzl. — Michelangelo. Von Karl Storck. — Die Bildnisse des Michelangelo. Von K. St. — Kino-Musik. Von Fritz Droop. — Eine neue Mission der Geige. Von Karl Storck. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Michelangelo). — Notenbeilage.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 16. Band. St. Louis, Mo. Juli 1914.

Moderne Psychologie.

Von Prof. em. E. Otto.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Da wir, der Leserkreis unsers theologischen Magazins, hier „unter uns“ sind, so dürfen wir ohne weiteres sagen: was wir ererbt haben, das ist unser christlicher Glaube, den wir zu verkündigen berufsmäßig übernommen haben. Wir dürfen absehen von den individuellen Nüancierungen, in denen unser gemeinsames Erbgut von uns aufgefaßt wird; wie der liebe Gott auf der Basis der allgemein gleichen Menschennatur doch in unendlicher Mannigfaltigkeit einem jeden seine besondere leibliche Organisation gegeben hat, so daß wir unserer Länge nicht eine Elle oder Spanne zuzusetzen vermögen, und wie in jedem Kopfe sich die Welt besonders spiegelt, so müßte es mit Wunderdingen zugehen, wenn diese Mannigfaltigkeit der Individualisierung sich nicht auch auf unsere geistige Organisation beziehen und somit in der individuell eigentümlichen Auffassung und Verwaltung des gemeinsamen Glaubensgutes sich äußern sollte. Ja, die individuelle Besonderheit des gläubigen Denkens und Handelns wird um so mehr hervortreten, je mehr der Glaube das wird, was er sein soll, eine auf Erfahrung gestützte innerste Ueberzeugung; beobachten läßt sich ja dies leicht an besonders hervorragenden geistigen Größen, an Helden des Glaubens, beispielsweise seien Luther und Melanchthon genannt, bei aller Einheit im Glauben welche Verschiedenheit in der Beurteilung des einzelnen, sie waren eben verschieden geistig organisiert, was aber bei hervorragenden Charakteren deutlich hervortritt, das findet weniger bemerkbar auch bei uns unbedeutenden Persönlichkeiten statt, wir haben jeder seine besondere geistige Organisation, die aber unsern gemeinsamen Anteil an dem Erbgut des Glaubens nicht hindert, sondern ermöglicht. Wir brauchen also, was wir von den Vätern ererbt haben, nicht lange zu definieren, sondern sagen einfach, es ist unser evangelisch-christlicher Glaube, den wir kennen.

Was heißt aber, das erwerben, was wir besitzen? Da müssen wir ja allerdings zunächst an die Weisung denken, die der Herr gibt, wie es

zu dem rechten Innewerden kommt, ob seine Lehre von Gott sei. Es ist der praktische Weg des ernsten sittlichen Wollens, das wohl seine eigene Ungenügendheit entdeckt und zu der Erkenntnis führt: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht," aber doch unentbehrlich ist, um Vollbringung des Guten in höherer Kraft zu finden. Aber von diesem praktischen Wege des Erwerbens soll hier nicht die Rede sein, wir haben's nur mit der Art des Erwerbens zu tun, die der Dichter bei Aufstellung seines Postulates zunächst im Sinne hatte. Daß nämlich der Inhalt des Glaubens es verlangt, nicht nur auf Autorität hin angenommen, sondern mittels selbsttätiger Prüfung erkenntnismäßig angeeignet zu werden, wie das schon in dem alten Motto "credo ut intelligam" ausgesprochen ist. Wer zu erwerben sucht, darf nicht so tun, als habe er schon, und in diesem Sinne hat es mit dem oft wohl mißbräuchlich angewandten Worte von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft seine Richtigkeit. Freilich bringt jeder Forscher zu der von ihm anzustellenden Forschung seine eigene geistige Natur als Voraussetzung hinzu und ist stets in Gefahr, mit Vorurteilen zu operieren, aber dabei bleibt es doch richtig, daß jeder wissenschaftlich, das ist erfahrungsmäßig aufgedeckte Tatbestand geprüft und gewürdigt werden muß, nicht darnach, ob er mit überkommenen religiösen Anschauungen übereinstimmt, sondern nur darnach, ob er durch richtige Beobachtung festgestellt worden ist. Diese Voraussetzungslosigkeit ist ja die Basis, auf der sich die protestantische Theologie im Gegensatz zur römischen aufgebaut hat, dieser sich freuend, kann der protestantische Theologe von den Ergebnissen aller Forschung Notiz nehmen und sich in dem ihm gegebenen Maße an der Prüfung beteiligen. War man früher geneigt und gewohnt, Dinge, die sich nur auf historischem Wege feststellen lassen, in dogmatischer Weise durch logische Deduktion aus für feststehend geltenden Prämissen festzustellen, so hat wenigstens die protestantische Theologie der historischen Forschung und der literarischen Kritik freie Bahn gegeben, es dieser überlassend, sich auf ihrem Gebiete mit ihren eignen Mitteln zu orientieren und Ueberstürzungen zu korrigieren, ohne mit dogmatischen Postulaten dazwischen zu fahren, und auch auf katholischem Boden hat die jansenistische Richtung den Grundsatz verfochten, daß die Lehrautorität des heiligen Stuhles sich nicht auf "questions du fait" erstrecke, höchstens sich derselben gegenüber zu einer silence respectueuse verpflichtend, wie dies noch heute durch den Modernisteneid gefordert und erzwungen wird.

Forschung nach Tatsächlichem auf allen Gebieten ist die Signatur unserer Zeit, und zwar Forschung, wenigstens vielfach, rein um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf den eventuellen Nutzen oder praktischen Gebrauch, der von ihren Ergebnissen gemacht werden könne. Das mag vielfach nicht der reine Wissenstrieb sein, der dazu veranlaßt, sondern die Freude am Sport, an der Entfaltung der Kräfte und Geschicklichkeiten im Widerstande gegen Schwierigkeiten und Gefahren, aber ein Rest von Forschertätigkeit bleibt doch zweifellos, der nur auf den Wissens-

trieb zurückzuführen ist, der sich bemüht, das Gebiet des Ignoramus et ignorabimus immer mehr einzuschränken.

Was könnte nun die Theologie mehr interessieren, als von den Forschungen Notiz zu nehmen, die sich auf das Gebiet unseres Seelenlebens beziehen? Wie einst Kant beim Hinundherwogen des Streites zwischen Orthodoxie und Aufklärung, zwischen Rationalismus und Supernaturalismus zum γνῶθι σεαυτόν als zu dem vorerst Notwendigen zurückrief, weil, ehe man über Gegenstände der Erkenntnis streitet, man erst das Werkzeug kennen muß, mit dem man erkennt, so ist heute mit Fug und Recht das Interesse auch der theologischen Wissenschaft der Frage zugewendet: was wissen wir von unserer Seele, dem Organ, mit dem wir denken und glauben. Andere von uns mögen besser Bescheid wissen, worauf die Behauptung sich stützt, daß in der gegenwärtigen theologischen Bewegung die Psychologie die bedeutendste Rolle spiele, d. h. sie mögen mehr theologische Schriften gelesen haben oder wenigstens durch den Bericht der Literaturzeitungen von ihrem Erscheinen in Kenntnis gesetzt sein. Einsender dieses Artikels verdankt Anregung und zu gutem Teile das Material zu demselben einer Schrift von Prof. D. Wilhelm Schmidt, Breslau 1909 (Verlag von Bertelsmann, Gütersloh), auf die er die Leser aufmerksam machen möchte, nachdem sie schon im Maihefte des „Theologischen Magazins" (1913) angezeigt worden ist. „Der Kampf um die Seele" bietet keine leichte Lektüre, sind es doch zum Teil sehr abstrakte Gedankengänge, denen der Verfasser Schritt vor Schritt nachgeht. Der Titel sagt uns, um was es sich handelt: es sind Meinungen ausgesprochen, Tatsachen entdeckt und in dem Sinne gedeutet worden, daß aus ihnen hervorgehen soll, der Mensch habe keine Seele, daß es sich mit dem alten Sprachgebrauche, nach dem man von einem Ich, von einer Seele redet, ähnlich verhalte, wie etwa mit dem Sprachgebrauche auf anderm Gebiete, nach dem man harmlos von einem Aufgehn und Untergehn der Sonne redet. Die Kinderwelt und der gemeine Mann möge den Augenschein als Wirklichkeit nehmen, der Wissende unterscheidet zwischen Augenschein und Wirklichkeit, sieht sich aber nicht genötigt, die alten Termini fortan zu meiden, sondern behält sie der Bequemlichkeit wegen bei, obwohl er sich etwas anderes dabei denkt. So möge auch der moderne Gebildete, um sich mit seinem Nebenmenschen verständigen zu können, fortfahren, von einem Ich und Wir und Selbst zu reden, während er doch seiner eigentlichen Erkenntnis nach nur von „Empfindungs- und Vorstellungs-Complexen" zu sagen habe. Daß derartige Anschauungen mit dem, was wir von den Vätern ererbt haben, in diametralem Gegensatze stehn, braucht ja nicht gesagt zu werden, und so möchte der gemeine Mann, oder was dasselbe ist, möchten die meisten von uns am liebsten von vornherein sagen: was geht uns das an, was soll man sich mit solchen unvernünftigen Ansichten herumschlagen, wer sie hat, der habe sie, wer so wenig Vernunft hat, daß er so etwas behaupten kann, den kann man auch mit Gründen nicht widerlegen, und uns wird er nun einmal nicht zu seinen Theorien bekehren, also lassen

wir lieber die Herrn Naturforscher und Philosophen wirtschaften, wie sie wollen, wir bleiben bei dem, was wir gelernt haben, und damit Punktum. Indes Professor Schmidt sagt mit Recht: Was würde daraus werden, wenn jeder sich hinter seiner eignen Ueberzeugung verschanzen und die Berufung auf dieselbe als Freibrief ansehn wollte, der es ihm erspare fremde Ansicht zu prüfen oder von ihr Kenntnis zu nehmen, und wer könnte der eignen Ueberzeugung froh werden, wenn er sie nicht der fremden gegenüber zu verteidigen vermöchte? Im Kampfe der Geister bereichert sich das Verständnis zunächst derer, die ihre eigne Position von neuem zu durchdenken genötigt sind, aber in weiterem Verfolge doch auch das aller Mitdenker. Niemand kann sich innerlich zu einer ihm bekannt gewordenen gegenteiligen Welt- und Lebensanschauung so verhalten, als existierte sie für ihn gar nicht.

Der vorliegende Artikel hat sich nicht die gleiche Aufgabe gestellt wie Prof. Schmidts Buch, den Kampf um die Seele selber zu führen, sondern nur Recognoszierungsdienste zu tun und von den Waffen und Streitkräften zu berichten, die zur Bestreitung der Seele ins Feld geführt werden. Der Inhalt jenes lehrreichen Buches kann daher etwas vereinfacht wiedergegeben werden, da der Verfasser desselben sich die Aufgabe gestellt hat, mit jedem der einzelnen Gegner selber die Waffen zu kreuzen, wobei Wiederholungen nicht wohl vermeidbar sind.

Zuerst ist ein historischer Rückblick benötigt auf die Entwickelung des modernen Geisteslebens, um zu zeigen, auf welchem Wege wir dazu gekommen sind, heutzutage die Kontroverse über die Existenz der Seele führen zu können. Der Unterschied zwischen mittelalterlicher und neuerer wissenschaftlicher Denkweise läßt sich wohl dahin bestimmen, daß die erstere die Aufgabe verfolgte, das, was als Wahrheit durch Autorität festgestellt war, im Zusammenhange darzustellen und mit den Mitteln der Vernunft zu begründen. Daran hat auch im ganzen die Reformation nichts geändert, nur daß die Autorität, der man folgte, auf dem wichtigsten Gebiete eine andere war. An der Herbeiführung der Wendung haben viele Namenlose mitgearbeitet, die Nötigung dazu lag ja sozusagen in der Luft, doch lassen ja sich einzelne hervorragende Bannerträger namhaft machen. Am bemerkenswertesten und frühsten hat sie sich auf dem Boden Englands vollzogen. An den Einfluß des genialen Franz Bacon knüpft sich der bedeutendste Umschwung. Er sondert die Gebiete des Glaubens und des Wissens, für ersteres mag die Offenbarung die Erkenntnisquelle sein, für letzteres allein die Beobachtung der Natur und eigne Prüfung; so ist er ein Bahnbrecher der modernen Denkweise gewesen. Seinem berühmten Ausspruche: "philosophia labiis libata a deo abducit, penitus exhausta ad deum reducit," hat er allerdings im praktischen Leben schlecht Ehre gemacht, aber zu den Größen unter den Denkern gehört er doch, wenn er auch nicht der eigentliche Autor der shakespearischen Dramen gewesen sein mag.

Speziell auf das Gebiet der Psychologie hat John Locke († 1704) den Empirismus Bacons angewendet. Im Gespräch unter Freunden

über ein philosophisches Thema kann man sich nicht einigen, und Locke wundert sich darüber, da doch alle Teilnehmer klare Denker sind. So fand er es notwendig, vor aller Diskussion erst unsere eigenen Fähigkeiten zu prüfen und festzustellen, was für Gegenstände unser Erkenntnisvermögen zu behandeln und mitzuteilen imstande ist, und welche nicht. So entstand sein Lebenswerk, der Essay concerning human understanding. Er leugnet die Existenz angeborener Begriffe und behauptet, daß alle unsre Vorstellungen aus äußerer oder innerer Erfahrung stammen, aus äußerer durch Vermittelung der Sinne (sensation) oder aus innerer (reflexion) aus der Wahrnehmung von Vorgängen in uns, z. B. Schmerz oder Lust. Er ist der Begründer des sogenannten Empirismus geworden, dessen Grundgedanke es ist: "Nihil est in intellectu, quod non antea est in sensu." Wohl hat schon Leibniz die korrigierende Ergänzung hinzugesetzt: "nisi ipse intellectus," aber der Grundgedanke Lockes, so weit er eine unbestreitbare Tatsache aufdeckt, ist doch das Leitmotiv für alle psychologische Forschung bis heute geblieben. Beobachtung und Erfahrung führen ja wohl unbestreitbar zu dem Schlusse, daß ein Menschenkind, dem von Geburt an keine Eindrücke aus der Außenwelt durch die Sinne zugeführt würden, und unfähig wäre, von den Zuständen seines Inneren etwas zu empfinden, auch nicht dazu kommen würde, Vorstellungen zu bilden und Gedanken zu fassen. Eine Helene Keller, der die Außenwelt verschlossen war, würde ein geistiger Krüppel geblieben sein, wenn ihr nicht die fehlenden Eindrücke auf künstlichem Wege zugeführt worden wären. Insofern hat das "antea" in Lockes Satze seine Richtigkeit; es fragt sich nur, wie es zu deuten ist.

Auf dem Wege Lockes geht weiter David Hume († 1776) in seinem treatise concerning human understanding. Auch er erwartet Aufschluß über das Erkenntnisproblem nur von der Erfahrung auf dem Wege der Beobachtung. Auch für ihn gibt es keine angebornen Ideen, alle unsere einfachen Ideen, d. h. solche, die eben nicht als zusammengesetzte sich aus dem einfachen herleiten lassen, gehen von Sinneseindrükken, Impressionen, aus. Es gibt Impressionen der Empfindung und solche der Reflexion. Die ersteren entstehen der Seele aus unbekannten Ursachen. (Hieraus geht also hervor, daß die sogenannte Außenwelt für Hume ein unbekanntes Ding ist. Wie der Säugling Impressionen empfängt, von denen er nicht weiß, woher sie kommen, warum es hell oder dunkel, warm oder kalt ist, so ist für Hume auch für den erwachsenen nachdenkenden Menschen die sogenannte Außenwelt erst recht eine terra incognita, er weiß nichts von dem „Ding," er weiß nur von Impressionen, die er empfangen hat.) Aus diesen ursprünglichen Impressionen leiten sich die der Reflexion oder die "ideas" ab. Von der Impression nimmt der Verstand, mind, eine Kopie, die dieselbe überdauert und aufbewahrt, kehrt dieselbe in die Seele zurück, so entstehen neue Eindrücke von Lust oder Unlust, Furcht oder Hoffnung, und so setzt sich das innere Spiel fort, jeder einzelne Eindruck hinterläßt ein Erinnerungsbild in der Seele. Enthielten nun diese Erinnerungsbilder nichts

anderes als den jeweiligen Einzeleindruck, so würden sie zusammenhanglos in der Seele liegen, tatsächlich aber verbinden wir sie und setzen das Zusammengehörige zu einander, und was ist es, das uns dazu führt, das Zusammengehörige zusammen zu ordnen? Hume antwortet: Die Gewohnheit. Wir finden, daß, wo der eine Eindruck vorhanden ist, auch der andere nicht weit davon entfernt zu sein pflegt, und so verbinden wir zwei oder mehrere verwandte, d. i. sich in der Regel zusammen einstellende Impressionen zu einem Begriffe, wie z. B. die Impressionen der schwarzen Farbe, der viereckigen Gestalt, einer bestimmten Größe, der Wärme oder Kälte, weil sie immer nebeneinander erscheinen, sich zum Vorstellungsbilde eines Ofens vereinigen. Womit aber der Geist operiert, das sind nach Hume doch alles nur innere Data, von der Außenwelt oder der eigentlichen Wirklichkeit weiß er nichts. Was uns im Laufe der Zeit nach und nach impressioniert ist, das sammeln wir als Schatz der Erfahrung, und darin schalten und ordnen wir ganz vernünftig von den kleinsten Gedankenverbindungen an bis zu den kompliziertesten Systemen, aber von dem eigentlichen Zusammenhange der Dinge wissen wir nichts, Gewohnheit, Gedächtnis, Vererbung hat uns in den Stand gesetzt, uns in der Welt leidlich zurecht zu helfen, so weit unser Bedürfnis es erfordert, „aber," sagt Hume, „läßt sich wohl ein schlagenderes Beispiel für unsere erstaunliche Unwissenheit denken, als daß uns eine so wichtige Kenntnis wie die von Ursache und Wirkung, auf die sich doch all unser Denken über Tatsachen gründet, sowie alle Sicherheit über Gegenstände, die dem augenblicklichen Zeugnisse des Gedächtnisses und der Sinne entrückt sind, so verborgen ist?" So ist Hume der Begründer des philosophischen Skeptizismus geworden, immerhin nur eines gemäßigten Skeptizismus, da er selbst erklärt hat, daß mit den Prinzipien des Skeptizismus im praktischen Leben nicht auszukommen sei, und in seinem sittlichen Leben sich als einen Mann von festen Grundsätzen bewiesen hat. Der Empirismus und Skeptizismus der englischen Philosophie, als deren Vertreter noch manche andere genannt werden könnten, steht in Wechselwirkung mit der das kirchliche Leben durchziehenden Richtung des Freidenkertums und des Deismus, die als Reaktion gegen die Intoleranz des Staatskirchentums erklärlich ist.

Andere Quellen und andern Charakter hatte die auf dem Boden Frankreichs sich entwickelnde sensualistische Philosophie. Die Tatsache, daß das menschliche Geistesleben sich nur im Rapport mit der Außenwelt, wie er durch die Sinne vermittelt wird, entwickelt, daß wir eher die Dinge der Außenwelt durch die Sinneseindrücke wahrnehmen, ehe wir zum Selbstbewußtsein kommen, wird dahin umgedeutet, daß alles Geistesleben auf materiellen Vorgängen beruhe, der Sensualismus schlägt in Materialismus um. Alles Geistesleben reduziert sich auf materielle Vorgänge, deren Hauptorgan das Gehirn ist, wie die Leber Galle absorbiert, so das Gehirn Gedanken, wie der Leib motorische Muskeln hat, so das Gehirn Gedankenmuskeln, Seele ist nur ein ande=

rer Name für Gehirn, was uns von den Tieren unterscheidet, ist nur die bessere Organisation, wie wir organisiert sind, so sind wir von Natur. So abstoßend aber der Eindruck der nackt ausgesprochenen materialistischen Prinzipien auf das naive, d. h. in diesem Falle das wahrhaft natürliche menschliche Denken und Empfinden wirken mag, und so abschreckend die praktischen Folgen sich herausgestellt haben, so daß die wohlwollenden Illusionen der Philosophen von dem glückverheißenden Zeitalter der Vernunft der in der Revolution hervorbrechenden Bestialität gegenüber kläglich zuschanden geworden sind, so ist doch in der materialistischen Denkweise ein Moment der Wahrheit anzuerkennen und insofern ihren Vertretern ein Verdienst zuzusprechen, das erst eine spätere Zeit mit anderen Mitteln recht zu würdigen imstande gewesen ist, das Verdienst, auf den Zusammenhang des leiblichen und des seelischen Lebens nachdrücklich hingewiesen zu haben.

Es soll natürlich nicht gemeint werden, daß in England und Frankreich nicht auf deutsche Weise gedacht worden sei und umgekehrt in Deutschland auf englische und französische Weise, dennoch läßt sich gegenüber der empiristischen und der materialistischen Denkweise die idealistische als in Deutschland heimatberechtigt in Anspruch nehmen. Wenn Kant in seiner Kritik der „reinen Vernunft" derselben das Vermögen abspricht, über das Gebiet der „Erscheinungswelt" hinaus Schlüsse zu ziehen und Behauptungen aufzustellen, da wir „die Dinge oder das Ding an sich" nicht kennen, sondern mit unseren Grundanschauungen von Raum und Zeit und dem Schema unserer Verstandeskategorien nur auf die geistige Durchdringung der Welt, wie sie uns erscheint, eingerichtet sind, so muß man dabei berücksichtigen, daß auch der große originale Denker zeitgeschichtlich bedingt ist, und daß er unter „reiner Vernunft" eine solche verstand, wie er sie eben im Gebrauch seiner Zeit geübt vorfand, indem man mit „reinen Vernunftgründen" über Dinge räsonnierte, über die man doch nur durch Beobachtung und Erfahrung würde zur Entscheidung kommen können, also, ob es einen Gott gibt oder nicht, ob die Welt ewig sei oder einen zeitlichen Anfang habe, ob die Höllenstrafen ewig seien oder nicht, und dergleichen. Im Gebiete der Erscheinungswelt traut ja Kant der Vernunft das weitgehendste Vermögen zu, zu beobachten, zu sammeln, zu gruppieren, zu schließen, hier räumt er der Anwendung des Kausalitätgesetzes die strengste Geltung ein, hat er doch parallel mit Laplace die bekannte Theorie über die Bildung der Sternenwelt aufgestellt, aber auf das Gebiet des Transscendenten reicht ihm die Anwendung des Kausalitätgesetzes nicht hinüber. Man möchte freilich in aller Einfalt fragen: warum nicht? Wenn wir doch nach ihm von dem Ding an sich, von der Welt der Noumena, nichts wissen, wie können wir dann von ihr behaupten, daß sie mit der Erscheinungswelt in der Weise verbunden oder unverbunden sei, daß man von der einen aus keine Schlußfolgerung auf die andere machen könne? Auf der einen Seite scheint sich Kant durchaus auf die Seite der Empiriker zu stellen: wir haben's mit unserm Er-

kennen bloß mit dem Gebiete der Erscheinungswelt zu tun, das der Beobachtung und der Schlußfolgerung zugänglich ist, auf ein Weiteres ist unser Intellekt nicht eingerichtet. Aber doch beweist sich der Idealismus Kants schon in seiner Kritik der reinen, der denkenden Vernunft, die transszendente Welt, von der wir nichts wissen, ist ihm ohne weiteres ein Noumenon, eine Welt der Noumena, das ist eine Welt des Gedachten, der Gedanken, des Geistes, und daß der Schluß von einem Gedachten auf einen Denker unvernünftig sei, hat er zu beweisen nicht unternommen. Vollends aber bricht sein Idealismus hervor, indem er der reinen Vernunft, der Intelligenz, die praktische Vernunft zur Seite stellt. In der Tiefe des menschlichen Innenlebens offenbart sich eine Gewißheit jener aus der Erscheinungswelt gewonnenen ebenbürtig und überlegen, der kategorische Imperativ, das unbedingte: Du sollst! und aus ihr leiten sich die keinem Beweise aus der „reinen" Vernunft zugänglichen und keines bedürftigen Ideen Gott, Freiheit, das ist sittliche Verantwortlichkeit, Unsterblichkeit, ab.

Es würde zu weit führen, hier den Gang der deutschen Philosophie durch Herbart, Jacobi, Fichte, Schelling, Hegel bis zu Schopenhauer und v. Hartmann weiter zu verfolgen, genug, so verschieden die aufgebauten Systeme sind, so kann doch gesagt werden, daß sie alle von der Grundanschauung ausgehn, die Welt sei die Erscheinungsform eines seinem Wesen nach überweltlichen Seins, und daß sie insofern als idealistisch zu bezeichnen sind. Ihre psychologischen Aussagen über die Seele stehn in Abhängigkeit, sind der Reflex ihrer Aussagen über das Geistige überhaupt, über Gott oder das Absolute oder das Unbewußte, oder wie es sonst genannt sein mag. Am meisten als Vorläufer des heutzutage vielgestaltig sich kundgebenden Monismus sind wohl Schelling mit seinem Identitätssystem und Schopenhauer mit seiner Reduktion der Welt auf Wille und Vorstellung anzusehn.

Hatte bis ungefähr in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Philosophie dominierenden Einfluß ausgeübt, so trat, unbeschadet der Würdigung natürlich, die philosophische Berufslehrer verdienen, eine gewisse philosophische Stagnation ein, das Interesse an der Philosophie verlor sich und wendete sich der eifrigen Kenntnisnahme von Untersuchungen anderer Art zu. Die Welt glich, wie Ed. von Hartmann es ausdrückt, dem Jungen, der auf dem Kirchhofe zu pfeifen anfängt, weil er durch die Töne das Herantreten unheimlicher Empfindungen zu verscheuchen hofft, so wünschte man auch jetzt den schwerfälligen und unliebsamen Gedanken über den letzten Grund aller Dinge aus dem Wege zu gehen. Und in der Tat gab und gibt es ja Erscheinungen, Beobachtungen und Tätigkeiten genug, welche imstande waren, das Interesse und das Nachdenken von abstrakten philosophischen, psychologischen, theologischen Fragen abzulenken. Die ganze Erscheinungswelt, von deren Beobachtung seit Bacon alle Erkenntnis hergeleitet werden soll, hat eine neue Gestalt gewonnen, ist gewissermaßen zum zweiten Male geistig erobert worden. Es kommen da vor allem die großartigen Entdek-

kungen der Naturforschung, soweit sie sich auf die Durchforschung des leiblichen Organismus beziehen, in Betracht. Durch das Mikroskop, durch die erstaunliche Verfeinerung der Maß- und Wägeinstrumente für Zeit- und Raumverhältnisse sind Beobachtungen ermöglicht worden, auf die frühere Philosophie keine Rücksicht nehmen konnte. Zur Erklärung von beobachteten Vorgängen werden Hypothesen aufgestellt, bewähren sich die Hypothesen zur Erklärung einer größeren Anzahl von Vorgängen, so erkennt man sie als Regeln an, wenn eine Regel alle bekannten Erscheinungen und Vorgänge umfaßt, für alle gleichartigen gültig und durch Zahlen ausdrückbar ist, so nennt man sie Gesetz. So das Gesetz von der Erhaltung der Substanz, zuerst von Lavoisier in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts durch überzeugende Versuche experimentell festgestellt: „Bei der Zerlegung zusammengesetzter Körper in ihre Bestandteile, wie umgekehrt bei der Vereinigung von Elementen zu zusammengesetzten, findet nie ein Gewichtsverlust oder eine Gewichtsvermehrung statt, das Gewicht der resultierenden Körper ist stets gleich der Summa der Gewichte der einwirkenden Körper." So das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, zuerst von Dr. Fr. Mayer 1842 durch spekulative Betrachtungen erschlossen, dann experimentell bestätigt: „Die elementaren Kräfte der Masse, Attraktion, Repulsion, Kohäsion, Elektrizität, Wärme, Licht, u. s. w. gehen nie verloren, sondern werden nur in einander umgewandelt. Wärme kann in mechanische Kraft, in Elektrizität etc. umgewandelt werden." Diese Gesetze bilden die wesentliche Grundlage alles Naturerkennens. Auf ihrer Basis baut sich die gegenwärtig von allen Naturforschern als Theorie anerkannte Hypothese von der Existenz der Atome auf. Alle Materie besteht aus äußerst kleinen (aber nicht unendlich kleinen) nicht mehr trennbaren Teilchen. Die Atome der verschiedenen Elemente haben verschiedene Gewichte, aber alle Atome ein und desselben Elements haben dasselbe Gewicht und sind einander gleich. Durch Aneinanderlagerung der gleichen elementaren Atome entstehn die kleinsten Teile der zusammengesetzten Körper, die Moleküle. Die Atome, ohne deren Annahme keine Wissenschaft der Chemie möglich wäre, sind ja allerdings eigentlich nur Postulate, gesehen hat sie doch kein Mensch. Wohl wird gesagt, daß verschiedenartige Betrachtungen zu dem gleichen Schlusse führen, daß (ungefähr) der zehnmillionste Teil eines Millimeters die Maßeinheit bilden würde, nach der das Volumen dieser Dingerchen zu messen sein würde, aber was hilft uns das, unsichtbar bleiben sie doch, auch für das schärfste Mikroskop. Zudem beweist auch schon ihre Gewichtsverschiedenheit, daß auch sie nicht als das letzte Unteilbare angesehen werden können, und so weisen physikalische und chemische Beobachtungen auf noch kleinere Bestandteile hin, die man Elektronen nennt, damit ist man dann bei Raumgrößen oder Kleinheiten angekommen, die keine Raumgrößen mehr sind, weil sie gar keine Ausdehnung mehr haben. Es gibt aber noch ein anderes Postulat, mit dem die Naturwissenschaft operiert und ohne das sie nicht auskommen kann, das ist die Existenz des Aethers, von dem man vollends nicht weiß, ob man ihn

noch einen Stoff nennen soll, als Substanz betrachtet, muß er sich gleichfalls in Atome zerlegen. Während die Körperatome vermöge der Kohäsion und Attraktion gewissermaßen zusammenströmen und zusammenschmelzen würden, ermöglichen die zwischen allen auch noch so festen Körperatomen zwischengelagerten Aetheratome mit der ihnen anhaftenden Repulsionskraft die Trennbarkeit und Beweglichkeit der Körper, der Aether ist sonach das Prinzip aller Bewegung, also auch alles Lebens.

Wie die Naturwissenschaft das alles beweist, das muß der Laie ihr überlassen, man kann und muß es eben nur dahin nehmen, so gut wie man Peary und Amundsen glauben muß, daß an den Polen kein eisfreies Meer zu finden ist. Auf Grund der so gestalteten Anschauung der Materie baut sich nun speziell die naturwissenschaftliche Betrachtung der menschlichen Leiblichkeit auf. Die sensualistisch-materialistische Lebensansicht, nach der das ganze Menschenleben in den Prozessen der sinnlichen Organisation aufgeht und mit dem Zerfall des Leibes alles aus ist, hat ja allerdings zu keiner Zeit gefehlt, wurde aber doch mehr gehegt und praktisch betätigt von den oberflächlichen, rohen Gemütern, die zu einer Selbsterkenntnis weder Neigung noch Fähigkeit haben. Nachdenken und Versenkung in das eigne innere Leben hat doch die zurechnungsfähige Menschheit, auf deren Urteil allein Wert zu legen ist, von jeher gelehrt, daß in ihrem Inneren sich Vorgänge vollziehen, die mit den leiblichen nicht auf gleicher Stufe stehn, und daß für dieselben ein verursachendes Sein vorhanden sein muß, das von der Leiblichkeit verschieden ist, "cogito ergo sum." Je mehr man sich der Eigentümlichkeit dieses Innenlebens bewußt war, desto weniger war man geneigt, das Menschenleben als ein einheitliches geistleibliches anzusehen, die dualistische Betrachtungsweise herrschte vor, den Leib, sagte schon die griechische Philosophie, haben wir mit den Tieren, den Geist mit den Göttern gemein, jedes von beiden führte seine eigne von dem andern unabhängige Existenz, den Leib betrachtete man gewissermaßen als ein Futteral, in welchem die Seele eingehüllt, oder als einen Kerker, in welchem sie gefangen lag, die Seele denkt, will, fühlt auf ihre Weise, wie sie das anfange, und wie sie den Leib dazu gebraucht, das ließ man dahingestellt. Da ist nun, wie der vorangehende geschichtliche Ueberblick skizziert hat, die Wendung eingetreten, und die vorherrschende Richtung der naturwissenschaftlich Interessierten ist heutzutage monistisch, Seele und Leib in Einheit und Bezogenheit auf einander auffassend. Daß dabei die Berücksichtigung des leiblichen Lebens in den Vordergrund getreten, den leiblichen Funktionen das Uebergewicht, ja sozusagen das alleinige Existenzrecht eingeräumt worden ist, der Monismus also als Materialismus aufgetreten ist, alles auf Kraft und Stoff zurückgeführt werden soll, mag und muß ja allerdings als Verirrung verurteilt und beklagt werden, aber erklärlich ist es doch durch den überwältigenden Beitrag, welchen die physikalischen Forschungen zur Erweiterung der menschlichen Erkenntnis geliefert haben, der gewissermaßen die Geister berauscht hat;

die materialistische Denkweise so vieler Naturwissenschaftler allein, wie den praktisch interessierten Materialismus der rohen Masse, auf ethischen Defekt zurückzuführen, wäre doch schweres Unrecht.

Der Tatbefund, von dem alle theoretische Kontroverse auszugehn hat, ist der durch unzählige Beobachtungen konstatierte Zusammenhang von Leib und Seele oder der materiellen und der geistigen Funktionen. Von diesen Beobachtungen kann der eine in eingehenderer der andere in geringerer Weise Notiz nehmen, aber widerlegt können oder könnten sie nur durch andere Beobachtungen werden, und so lange man sie nicht widerlegen kann, muß man sie als Basis der Argumentation dahinnehmen. Als unbestreitbar muß die Behauptung angesehen werden, daß geistige Funktionen nur entstehen unter Anregung durch materielle Prozesse. Wir hören durch in unsern Gehörgang sich fortsetzende Luftschwingungen, das ist noch am ehesten zu kontrollieren, weil man es hier mit einem auch sonst der Sinneswahrnehmung zugänglichen Medium zu tun hat. Unsere Gesichtseindrücke sollen verursacht sein durch Wellenschwingungen der Aetheratome, und wir müssen's glauben, denn die Aether-Hypothese oder Theorie macht die durch Experiment feststellbaren Erscheinungen erklärbar. Die durch den Tastsinn vermittelten Eindrücke sind auch nicht so einfach zu erklären, wie „der gemeine Mann" anzunehmen pflegt; woher kommt es, daß Blinde die Nähe eines vor ihnen stehenden harten Gegenstandes oft schon fühlen, ehe sie ihn eigentlich berühren können, daß die Fledermaus die ihren Flug hemmende Wand unfehlbar zu vermeiden weiß? Geruch und Geschmack werden die chemischen Sinne genannt, womit ausgesagt ist, daß chemische, also physikalische den Gesetzen der Materie unterworfene Verhältnisse der Substanzen, die sich ebenfalls auf Bewegung reduzieren lassen, durch diese Sinne der Wahrnehmung zugeführt werden. Bewegung, Schwingung der Materie demnach ist alles, was sich in unser Inneres fortpflanzt, ohne welches Fortpflanzen die Elemente des Seelenlebens, die Empfindungen von Tönen, Farben, Hartem oder Weichem, Süßem oder Bitterm und dergleichen, die inwendig zu Vorstellungen von Gegenständen kombiniert werden, nicht entstehen könnten. Freilich wird als Ergänzung hinzuzufügen sein, was ja wohl von keiner Seite bestritten werden kann, daß alle materielle Bewegung der Welt nicht imstande sein würde, eine Empfindung in unserm Inneren zu wecken, wenn nicht die Anlage zur Empfindung vorhanden wäre; aber schon das Wort „An-Lage" zeigt, daß man gar nicht umhin kann, zur Bezeichnung geistiger Begriffe auf materielles Substrat zurückzugreifen, An-Lage deutet auf eine Lagerungsweise von substantiellen Bestandteilen hin. Die materialistisch monistische Denkweise betrachtet eben als solche Anlage die besondere Beschaffenheit und Gruppierung der Materie, durch welche unser menschliches Hirn und Nervensystem gebildet wird, gebraucht also statt des allgemeinen Ausdrucks: es gäbe keine Empfindung ohne innere Anlage, den besonderen: es gäbe keine Empfindung ohne Gehirn und Nerven, was man ja wohl auch, wenigstens für unser diesseitiges Da-

sein, wenn nicht beweisen, so doch unbeanstandend hinnehmen kann. Da nun unbeschadet des Satzes von der Erhaltung der Kraft, wonach eine materielle Kraft in die andere umgesetzt werden kann, doch das allgemeine Gesetz übergeordnet ist, daß Gleiches nur Gleiches hervorbringen kann, so schließt man wohl mit Recht, und in gewissem Grade wird sich's ja auch wohl experimentell nachweisen lassen, daß die Art, in welcher sich die materiellen Schwingungen der Außenwelt in das Innere fortpflanzen, auch wieder als Bewegung aufzufassen sein, daß also zur Hervorbringung der Sinneseindrücke eine Bewegung in Nerven und Hirn stattfinde, wie ebenfalls Nervenbewegung die Bedingung für Muskelbewegung ist, was experimentell leichter nachzuweisen ist. So geht der Strom des allgemeinen Lebens, der sich durchweg auf Atombewegung reduzieren läßt, durch den Menschen hindurch, bringt durch das sensible Nervensystem in ihn hinein und durch das motorische, welches Muskelbewegung nicht bloß hervorbringt, sondern auch hemmt, wieder hinaus. Soweit geht das Gebiet der Beobachtung, der Naturforschung oder Naturwissenschaft, die wie alle Wissenschaft ihren eigenen Wert hat. Nun aber beginnt das Gebiet des inneren Wissens, der Ueberzeugungen, der Philosophie und der Religion. Wir finden Realitäten, die sich nicht auf Bewegungen reduzieren lassen. Unsere Empfindungen von Farben, Tönen, Größen, Entfernungen u. s. w. sind keine Bewegungen, unsere Vorstellungen sind nicht blau, laut, hart, süß u. s. w., unsere Urteile und Schlußfolgerungen haben mit mechanischem Druck oder chemischer Verwandtschaft nichts zu tun, es sind geistige Realitäten. In welchem Verhältnisse die beiden Reihen von Realitäten stehen, darüber kann die „Wissenschaft" nicht allein entscheiden, sie kann wohl um ihr Zeugnis abgehört werden, aber Urteil zu sprechen ist Sache der Ueberzeugung. Etliche Naturforscher sagen mit Du Bois Raymond: ignoramus et ignorabimus, andere sagen mit Ostwald, kein Naturforscher glaube eigentlich an diesen Satz, denn alles Forschen setze den Glauben an die Erreichbarkeit des noch unerreichten Zieles voraus. Etliche Naturforscher nehmen an, daß jeder psychischen Aktion, Empfindung, Vorstellung, Urteil, Entschluß u. s. w. ein physischer Vorgang correlat sei, daß also das ganze sogenannte Seelenleben mit seinem Denken, Wollen und Fühlen sich in einer ununterbrochenen Kette von Nervenprozessen vollziehe. Das ist bis jetzt nur eine Hypothese, eine conclusio a minori ad majus, weil bis zu einem gewissen Grade die Entstehung von Empfindungen und ihre Qualität sich als von materiellen Prozessen abhängig nachweisen läßt (wie z. B. eine Lichtempfindung sich durch elektrischen Reiz auf den Sehnerv hervorrufen oder durch Einnehmen einer Medizin sich das Gelbsehen verursachen läßt), so schließt man, müsse es durchweg bis in die geheimsten Regionen des Innenlebens der Fall sein. Das ist, wie gesagt, nur unerwiesene Annahme, des Beweises harrende Hypothese, die Geneigtheit zur Annahme derselben ist ja wohl erklärlich, da überhaupt anfängliche Erfolge in einer Richtung zu der Hoffnung reizen, bei

Fortsetzung des Weges Gleiches zu erfahren. Professor Verworn sagt: „Die Zeit, als man noch glaubte, daß in die Reihen des objektiven körperlichen Geschehens im Gehirn oder sonstwo psychische, d. h. unkörperliche Glieder als Ursachen eingeschaltet sein könnten, ist heute vorbei, die exakte Wissenschaft hat längst den Standpunkt eingenommen, daß körperliche Vorgänge (also Muskelbewegungen, Handlungen), ihre Ursachen immer nur in andern körperlichen Vorgängen haben können, und daß die Kette des objektiven körperlichen Geschehens nirgends durch ein subjektives psychisches Glied unterbrochen sein kann.“ Diesen Standpunkt darf man die exakte Wissenschaft ruhig einnehmen lassen, wenn sie ihr Gebiet reinlich beschränkt, etwa in der Weise, wie Professor Ziesen es ausdrückt: „Die physiologische Psychologie beschäftigt sich ausschließlich mit denjenigen psychischen Erscheinungen, für welche sie hirnphysiologische Parallelvorgänge als gegeben und erwiesen ansieht, alle psychischen Prozesse, für welche ihre hirnphysiologische Vorgänge als nicht denkbar gelten, läßt sie außer Betracht.“ Gesetzt, die Hypothese wäre richtig und es ließe sich wirklich durch exakte Forschung schließlich nachweisen, daß alle unsere seelischen Regungen, unsere tiefsten Gedanken, unsere freiesten Entschlüsse, unser innigstes Fühlen und unser Beten sich durch mechanische, elektrische, chemische Nervenprozesse vermittelten, so würde sich doch nur vor unsern Augen der Abgrund des Wunders vertiefen, das wir überall wahrnehmen, wo der Geist die Materie beherrscht. Er drängt ja sich nicht in Lücken ein, ihren Kausalnexus durchbrechend, ihre Gesetze aufhebend oder ergänzend, sondern er verwendet den ganzen Komplex von Stoffen und Kräften und Gesetzen zu seinem Dienste. Nicht zum Lücken ausfüllen ist nach unserm guten alten Glauben der Geist in der Welt und die Seele im Menschen da, sondern um das ganze zu tragen.

Mag die Naturforschung ihren „Standpunkt einnehmen,“ das ist ein Akt freier Wahl, dem man die Berechtigung nicht absprechen darf, mag sie forschen und weiter forschen. Unberechtigt aber und sich selbst widerlegend ist das Verfahren, wenn unter der Maske oder unter der Flagge der Natur*forschung* Natur*philosophie* vorgetragen wird. Professor Mach sagt: „Ich bin gar kein Naturphilosoph, ich bin nur ein Naturforscher, und als solcher komme ich in meiner Welt- und Menschenbetrachtung ohne *Metaphysik* aus, d. h. nach der einmal gebräuchlichen Deutung des von Aristotales ursprünglich anders gemeinten Ausdrucks „Metaphysika; *hinter* der physischen Erscheinungswelt (die sogenannten seelischen Erscheinungen, Empfindung, Vorstellung, Wille u. s. w. hierbei eingeschlossen), kenne ich nichts, alles ist physisch.“ Die Art, wie er das menschliche Personleben anzuschauen lehren will, läßt sich etwa in einem Bilde veranschaulichen. Wenn man an einem Strome steht, so sieht man in der Nähe des Ufers kleine Wirbel, die sich im allgemeinen Wasserflusse gewissermaßen individuell absondern und doch dem allgemeinen Strome zugehören, immer neue Tropfen treten in sie ein und andere scheiden aus, sie sind eben fortwäh-

rend im Flusse, sie entstehen, erhalten sich eine Zeitlang und lösen sich wieder auf, oder genauer, sie werden erhalten und werden aufgelöst, denn eigne Aktivität haben sie ja nicht. Ein solcher Wirbel gewissermaßen im allgemeinen Strome der psychophysischen Materie ist der Mensch, ein Komplex von besonders organisierter Substanz. An diese organisierte, hirnbegabte Substanz, die Leiblichkeit des Menschen, sind zugleich sogenannte seelische Eindrücke und Funktionen, Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle, Begehrungen u. s. w. gebunden, die man eben in Einheit zusammenfassend das Ich, die Seele, zu nennen beliebt, die aber selbstverständlich mit der Auflösung der Substanz aufhören zu existieren. Wie durch den Stoffwechsel immer neue Bestandteile in den Leib aufgenommen und alte ausgeschieden werden, so daß nach Verlauf von Jahren im herangewachsenen Menschenkinde keine Faser mehr von der Körpersubstanz übrig ist, mit der es als Säugling auf die Welt gekommen, so wechseln auch die Bewußtseinsinhalte, die eine Zeitlang durch das Gedächtnis in Kontinuität gehalten werden, aber mit der Zeit in den allgemeinen Strom des monistischen psychophysischen Menschenlebens aufgehen. Die Verschiedenheit etwa zwischen einem Manne und einer Frau, oder einem Neger und einem Kaukasier kann nicht größer sein als die, welche zwischen ein und derselben Person im Kindes- und im Greisenalter stattfindet. Der Mensch, welcher außer oder neben oder hinter dieser vorübergehenden Kontinuität der Bewußtseinsinhalte noch ein besonderes den Wechsel überdauerndes Ich zu haben beansprucht, ist dem Grönländer zu vergleichen, der eine Unsterblichkeit ohne Renntiere und Seehunde dankend ablehnt.

Die skizzenhafte Darstellung des Machschen Monismus ist natürlich grob gezeichnet, ich weiß auch nicht, ob Mach das Bild von dem Wirbel im Strome selbst gebraucht hat, aber im ganzen ersetzt es wohl richtig eine ausführliche Wiedergabe der antimetaphysischen monistischen Weltanschauung. Woran dieselbe scheitert und hoffentlich einmal für immer zu Grunde gehen wird, ist in erster Linie ihre praktische Undurchführbarkeit fürs Leben. Es ist einmal so, wie schon Kant erwiesen oder als selbstverständlich vorausgesetzt hat, der Mensch hat nicht zwei nebeneinander herlaufende Vernunften, eine theoretische und eine praktische, sondern *eine* nicht bloß theoretische, sondern, was ebenso wesentlich ist, praktische Vernunft, und wo diese wesentliche Qualität nicht zu ihrem Rechte kommt, da ist eben Unvernunft. Nach den Prinzipien und Konsequenzen des psychophysischen Monismus gibt's keine Freiheit, keine sittliche Verantwortlichkeit, Seele und Leib werden vereinerleit, die Kontinuität der Bewußtseinsinhalte ist an die Kontinuität der Leibessubstanz gebunden und diese ist den Gesetzen des physischen Mechanismus unterworfen, der Mensch lebt nicht, sondern wird gelebt. Von diesen Prinzipien kann in der Praxis des Lebens kein Mensch konsequenten Gebrauch machen, und wenn er's tut, gibt's ungesunde Auswüchse wie z. B. den Mißbrauch der Statistik, nach dem behauptet wird, daß naturgesetzlich so und so viel Morde und Ehebrüche aufs Tausend kommen

müssen, jeder Verbrecher als ein Opfer verkehrter Organisation oder ungünstiger Umstände anzusehen sei. Der Monismus ist eine Lebensanschauung für die Studierstube, leicht konstruiert sich ein System, „leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Leben stoßen sich die Sachen." Wie die Monisten nicht umhin können, um sich unter einander und mit ihren Mitmenschen zu verständigen, die althergebrachten Ausdrücke Ich und Wir und Selbst zu gebrauchen, so können sie auch nicht umhin, im praktischen Leben sich von den der Menschheit eigenen metaphysischen Ideen Gott, Freiheit, Unsterblichkeit beeinflussen zu lassen. Wenn nun die exakte Wissenschaft ihren Standpunkt eingenommen hat, so hat die idealistische, die Theologie, auch Recht und Pflicht, den ihren einzunehmen und nicht mit dem Monismus zu sagen: ich werde gelebt, ich bin ein Komplex von naturgesetzlich verlaufenden Prozessen, sondern mit Umkehrung des schönen Wortes: "cogito, ergo cogitor — a deo" zu sagen, was gleichfalls richtig und axiomatisch ist: "cogitor a deo — ergo cogito." Neue Data zur Berücksichtigung und Verwertung sind ihr geliefert und neue Probleme gestellt, neue Schwierigkeiten, Antinomien vor ihr aufgetaucht, so daß das Stückwerk unseres Wissens ja deutlicher erfahrbar wird, aber sie braucht sich von der exakten Wissenschaft nicht für abgetan ansehen zu lassen und weiß, daß ihr eingenommener Standpunkt mindestens ebenso vernünftig ist wie der jeder monistischen Naturphilosophie. Ein Versuch, das gute Recht der alten Metaphysik, die „naive" Annahme von der Existenz der Seele zu verteidigen, ist auch das genannte Buch von W. Schmidt, das Lesern, die vor einer etwas Anstrengung erfordernden Lektüre nicht zurückschrecken, hiermit empfohlen wird.

Der Monismus in der Gegenwart.

Von Pastor R. Schimmelpfennig, Ph. D., Westboro, Mo.

Wer an die heutige monistische Literatur herantritt, könnte zunächst den Eindruck gewinnen, das Einheitsbedürfnis der menschlichen Vernunft, ihr Bestreben, die verwirrende Fülle der Erscheinungen auf ein gemeinsames Prinzip zurückzuführen und so als ein übersichtliches Ganzes darzustellen, sei erst in unsern Tagen hervorgetreten. Und doch ist dieses Bestreben und Bedürfnis so alt wie das griechische Denken selbst. Von den Eleaten zu Spinoza, von Heraklit zu Fechner, von Anaxagoras zu Helmholtz laufen feine Fäden frappanter Gedankenverwandtschaft, nur mit dem Unterschied, daß bei den alten Hellenen geniale Intuition die Perspektiven eröffnete, welche in neuerer Zeit durch die Triumphe der Naturwissenschaft aufgetan wurden. Wenn aber niemals in der Geschichte der Philosophie ein spekulativer Begriff so gewaltig auf die Massen des gebildeten Volkes gewirkt hat, wie in den letzten Dezennien der Name „M o n i s m u s," so erhebt sich die Frage: Was ist das Charakteristische an diesem modernen Monismus? Die Antwort ist überraschend. Was heute als die Weltanschauung der

Zukunft ausgerufen wird, ist kein Monismus und keine Philosophie, sondern Eklektizismus, und kann deshalb keine Zukunft haben. Wenn wir Arthur Drews ausnehmen, welcher mit E. v. Hartmanns konkretem Monismus ein in allseitiger Orientierung an der philosophischen und naturwissenschaftlichen Arbeit des letzten Jahrhunderts ausgebautes System übernommen hat, so wird kaum einer der Rufer im Streite mit seinem Monismus die kritische Probe auch nur an den philosophischen Fragestellungen der großen Zeit des deutschen Idealismus bis auf Kant zurück bestehen. So ziemlich alle aus Naturforscherkreisen hervorgegangenen Systeme scheitern an dem modernen Zentralproblem, daß sie in erkenntnistheoretischem, naivem Realismus die Vorstellungen ohne weiteres mit den Dingen unmittelbar identifiziren, ein Standpunkt, der durch Kants Kritizismus unrettbar überwunden ist, ja welchem schon in der aristotelischen Lehre vom "intellectus agens" der Todesstoß versetzt wurde. Das Geburtsjahr des Monismus im modernsten Sinn ist 1890; damals gründete Paul Carus in Chicago „The Monist," der noch jetzt erscheint. Der Deutsche Monistenbund ist im Jahre 1906 unter der Aegide Häckels entstanden. Er will mit seinem Organ: „Der Monismus" die Anhänger einer einheitlichen Lebensanschauung sammeln und in Verbindung setzen. Bis Asien und Afrika hat der Bund seine Ortsgruppen vorgeschoben. Eine gewaltige Pionierarbeit hat dem Bunde dabei Häckels Welträtselbuch geleistet, welches in 15 fremden Sprachen und in 300,000 Exemplaren der deutschen Ausgabe verbreitet ist, ein unerhörter Erfolg. Zu der einschneidenden Kritik, welche von theistischer Seite (Loofs, Wobbermin, Schell, Reinke) und von ideal-kritizistischer Seite (Paulsen, Adikkes, Hönigswald, Eisler) an diesem System geübt wurde, kam in neuester Zeit ein heftiger Vorstoß von A. Drews: „Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter." Auch dieses Werk ist voll unversöhnlicher Widersprüche. Doch ist dem unter Drews Führung marschierenden Jungmonismus vollständig feststehend, daß der Monismus ein "lucus a non lucendo" ist. — Auch Rudolph Eucken hat hingewiesen, daß Naturalismus und Monismus unversöhnliche Gegensätze sind. Der Materialismus läßt nirgend ein Ganzes und ein Wirken aus dem Ganzen zu, sondern kennt nur individuelle und elementare Kräfte. Was sich an Einheit findet, ist nur Einheit der Zusammensetzung, und daher nicht Prinzip, sondern Ergebnis. Der innere Widerspruch liegt dem ganzen naturalistischen Monismus seit Kant im Blute. Der Name Monismus bedeutet keine einheitliche Weltanschauung, sondern er befaßt unter sich Gedankensysteme, von denen kein einziges wesentlich neu ist. Wesentlich einfacher ist die Sachlage, wenn wir nach der Stellung des Monismus zu den höchsten, religiösen, sittlichen und ästhetischen Idealen der Menschheit fragen. Der landläufige Naturalismus aller Formen wirft diese Frage gar nicht auf. Entweder eifert er mit Schopenhauer dagegen, daß der Name Gottes überhaupt in irgend einer Form noch genannt werde oder gar Gegenstand eines

Kultus sei; oder er setzt etwas anderes an Stelle der Religion. Nur Fechner hat es unternommen, einen prinzipiellen Ausgleich der Grundlagen seiner Weltanschauung mit der christlichen Religion selbst zu versuchen. In dem Programmwerk von Drews unternimmt es Fr. Steudel, den Nachweis zu bringen, daß Monismus und Religion wohl vereinbar seien. Steudel geht aber dabei von einer sehr morschen Grundlage aus, die sich weder zur Kritik der bisherigen Religionsformen noch zum Aufbau einer modernen Religion eignet. Die Begriffsbestimmung der Religion unternimmt er nicht etwa dem Gottesbegriff des Augustinus oder Thomas, oder eines Luthers, wo der Theismus in seiner Tiefe dargelegt und innerlich durchlebt ist, sondern dem seichten Rationalismus eines Feuerbachs. Er nennt Religion den „in der Phantasie befriedigten Glückseligkeitstrieb des Menschen." Das Gefühl für den Beglückungswert einer religiösen Vorstellung, so folgert der Kritiker von seiner falschen Prämisse aus, sei die geheime Triebfeder für die Erhaltung von Vorstellungsgebilden, über die eine bessere Erkenntnis längst vorgeschritten sei, z. B. für den Glauben an eine auch nach Auflösung unsers Organismus nocht forteristierende Seele. Nun bedeute Monismus nichts anderes, als die radikale Leugnung des Wunders, die radikale Ausschaltung des transzendentalen Faktors aus jedem Versuch, eine Einzelerscheinung innerhalb der erfahrbaren Welt erklären zu wollen. Damit sei das Zugeständnis vereinbar, daß das Wesen der Einheit, die uns in unendlicher Vielheit erscheint, für immer unzugänglich bleiben muß. Das Monon, das wir bei der denkenden Verarbeitung des Wirklichen abstrahieren, bleibt suprarational. Transcendent bleibt auch der Grund, warum das Vielfache der Beziehungen, worin die Dinge uns erscheinen, nicht bloß als endlose Variation gleichartiger Phänomene, sondern vielmehr als ein Wille zum Aufbau immer höher gearteter Erscheinungsformen sich uns darstellt. Unsere exakt bestimmbare Erkenntnis der chemischen und physikalischen Eigenschaften des Stoffes reicht nur an die Oberfläche des Wesens der Dinge an. Der Aufbau der organischen Welt bis hinauf zum Menschen, läßt sich daraus nicht ableiten. Alles Nachdenken hierüber muß immer wieder bei der Transcendenz der Ursächlichkeit dieser Erscheinung landen. Natur ist Vernunft, ist Wille immer reicherer Formentfaltung durch Organisation der Kräfte, die das Wesen aller Dinge ausmachen. Wenn ich mich retrospektiv als Endglied einer Entwicklung erlebe, muß ich unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit, der ich als zeitlich bedingte Erscheinung angehöre, mich auch wieder als Anfang einer weitergehenden Entwicklung auffassen. Dies ist der Punkt, wo die Religion des Monismus einsetzt. Indem der individuelle Glückswille schon auf der niedrigsten Stufe des instinktiven Wollens im Genusse der Liebe an ein anderes Wesen gebunden ist, weitet er sich notwendig zum Kulturwillen aus, d. h. zu den bewußt gewollten, sozialen Assoziationen verwandter Wesen. So ist Religion Bejahung der Entwicklung, Kulturwille, Be-

jahung des sittlichen, d. h. schöpferischen Könnens im Menschen. „Die Religion des Monismus ist eine Religion der Kraft und Lebensbejahung.“ Prüfen wir die Grundlagen dieser neuen Religion, von welcher Steudel behauptet, sie sei die Religion schlechthin, so erleben wir seltsame Ueberraschungen. Von Spinoza bis Schopenhauer und Hartmann hörten wir den Ruf des Monismus, wer das Glücksverlangen des Menschen in seine sittlichen und religiösen Vorstellungen mit aufnehme, bleibe im Vorhofe der edlen Sittlichkeit stehen; und nun soll der nackte Egoismus die innerste Wurzel der wahren Religion sein, auch die sympathischen und altruistischen Gefühle sollen auf die Wurzel zurückgehen, nämlich auf die Erfahrung, daß der Mensch des Menschen zu seiner Lust bedarf, und die in der natürlichen Liebe als lusterzeugend sich manifestierenden Sympathierungen in den bewußt gewollten Ordnungen und sittlichen Gesetzen einer gewaltigen Steigerung fähig sind? Dieser Standpunkt ist schon dadurch gerichtet, daß Feuerbach ihn benutzte, um die Unmöglichkeit und Unvernünftigkeit jeder Religion zu behaupten. — Einen ungeheuren Gedankensprung vollführt sodann der Konstrukteur der monistischen Religion dadurch, daß er das Hartmannsche Mysterium der finalen Kausalität ohne weiteres mit dem Zwang identifiziert, mit welchem unser individueller Glückswille zum Kulturwillen sich ausweitet, d. h. zur altruistischen und sozialen Sittlichkeit. Eine logische Vermittlung der beiden heterogenen Sphären wird gar nicht angedeutet. Steudel geht ohne Zweifel von Hartmanns Schrift: „Ueber das Problem des Lebens“ aus. Und von dieser Grundlage aus gelangt er zu einer Religion des Lebensbejahung, und unter dem Schild von Drews geht diese „chemisch reine“ Religion des Monismus in die Welt hinaus. Im Widerspruch mit Hartmann wird nur bewiesen, daß es nichts mit dem Pessimismus sei, daß ein ungeheures Vertrauen zum Leben jede monistische Religion auszeichnen müsse. Lebensbejahung ist nach Steudel der Herzschlag jeder monistischen Religion. Allein die edelste Prärogative des Geistes ist doch die Sittlichkeit. Kann aber der Mensch in der monistischen Religion einen großen Antrieb und Zweck des sittlichen Handelns gewinnen, wie ihn die christliche Religion in Gott dem Allerheiligsten enthält? So ergibt sich uns, daß von der metaphysischen Grundlage des Monismus aus durchaus keine Religion im Sinne eines eudämonologischen Optimismus sich gewinnen läßt, sondern nur ein teleologischer Optimismus, d. h. eine Weltansicht, welche das Leben verneint, in jedem Seienden ein nicht sein Sollendes sieht und im Weltprozeß als letztes Ziel eine möglichst hohe Steigerung des Bewußtseins zu dem Zwecke erblickt, um die Unseligkeit des Seins zu erkennen und den Willen zum Nichtsein auszulösen. So hat denn auch Nietzsche, der ursprünglich von Schopenhauer ausging, geendet bei der Annahme, von welcher er wie von einer Inspiration sich überwältigt fühlte, bei der Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Dann wird aber die Negativität des Endziels zur Unerträglichkeit und der Riesenkampf des Daseins zur entsetzlichen Farce. Es ist

merkwürdig, mit welcher Oberflächlichkeit der Monismus über die Kernfrage der Religion hinweggeht, die darin liegt, daß das menschliche Gemüt das unabweisbare Bedürfnis fühlt, an eine unendliche Kraft und Gnade, Liebe und Heiligkeit in persönlichem Herzensverkehr sich anzuschließen, um daraus die innere Befähigung für seine edelste Aufgabe, die Erfüllung des Willens Gottes, als des höchsten Sittengesetzes zu gewinnen. Was ist Sittlichkeit, wenn es nicht ein Ideal dieser Sittlichkeit gibt? Ein unendlich ehrwürdiges, ewig verpflichtendes und beseligendes Gesetz und Zielgut, für welches der menschliche Geist mit seinem ganzen Denken und Lieben verpflichtet werden kann, weil er darin die edelsten Kräfte seines eigenen Wesens in unendlicher Vollkommenheit wiederfindet? Die Weltsubstanz des Monismus kann dies Ideal nicht sein, denn ihr mangelt alles, was der Geist Wertvolles in sich selbst findet, und was ihn zum Ideale, Christus drängt. Ja, der christliche Theismus ist die einzige spekulative Grundlage der Persönlichkeit, die vom modernen Empfinden praktisch als kostbarster Kulturschatz hochgehalten und in der Kunst gefeiert, dagegen vom modernen Denken des Monismus verleugnet wird. Als Hegel die Einheit des Christentums mit seiner Philosophie herstellen wollte, bestimmte er das Wesen des Christentums als Monismus, d. h. als Einheit des Göttlichen und Menschlichen, aber in einem, wie er meinte, verschwindenden Punkte, in der Persönlichkeit Christi. Die Persönlichkeit verglich er mit dem Punkt, also dem Beschränktesten im Raum, während tatsächlich das Wesen der Persönlichkeit in der Innerlichkeit liegt, in der schrankenlosen Anlage für das Gute und Edle und Wahre. Wie nun schon Hegel die Gottmenschheitsidee auf die ganze Gattung ausdehnte, so ist auch dem Monismus, wie Leonhardt Bech verkündet, nur die Funktion des Alleinen, die zwar eine gewisse Beständigkeit hat, aber mit der Auflösung der auf sie gerichteten Strahlen des Alleinen wieder verschwindet. Mit Schelling vereinigt er ein leibliches und geistiges Prinzip in der Persönlichkeit. Aber das leibliche ist nur ein Bild der Atomtätigkeit, das geistige nur Summationsphänomen der auf die organischen Individuen gerichteten physischen Funktionen. Das Ich ist Pseudosubstanz, nur Abbild der Individualseele, die selber nur ein Bild der einen Substanz ist. Ist also die Persönlichkeit nach dem Monismus kein schöpferisches Prinzip, sondern nur das Medium der vom objektiven Logos empfangenen, schöpferischen Ideen, dann ist dem in unserer Zeit besonders auf religionsgeschichtlichem Boden wieder zu Ehren gekommene Prinzip Hegels die Tür geöffnet, wonach die Faktoren menschlicher Entwicklung lediglich die Ideen sind und die originale Kraft führender Geister keine Rolle spielt, wonach die Persönlichkeiten nur der Aufwuchs eines jungen Waldes sind, mit Notwendigkeit und Regelmäßigkeit auf die großen Flächen zugleich aufgeschossen, und nicht die geheimnisvollen Quellen, die den Strom der Geschichte speisen. Von diesem Standpunkt aus muß für den Monismus immer wieder die Versuchung auftauchen, die geschichtliche Existenz jener Persönlich-

keit zu leugnen (Jesu Christi), aus deren göttlichem Grunde die mächtigste geschichtliche Wirkung erfolgt ist. Und in der Tat versucht haben es Bruno Bauer und Hartmanns Schüler Drews, der den Zweifel seines Meisters an der Existenz Jesu zur These erhob — aber strenge zurückgewiesen wurde durch das Plebiszit der öffentlichen Meinung. — Der Theismus braucht sich über die verschärfte monistische Propaganda nicht aufzuregen. Auch diese taube Blüte des Menschenfündleins wird abfallen und in die Rumpelkammer kommen, wegen ihrer Signatur innerer Verlogenheit und praktischer Nutzlosigkeit. Es wird sich auch an diesem Schirlingstrank des Unglaubens das Wort Jesu erfüllen: „So sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden."

Segensspuren eines alten Liedes.

Nachfolgende Zeilen entnehmen wir dem Basler Heidenboten. Sie erklären sich selbst.

Befiehl du deine Wege!

Ein Beitrag zur Reise von Inspektor Dipper nach Indien und China.

Der folgende Artikel: „Aus der Lebensgeschichte eines alten Liedes" findet sich in No. 39 des „Schweizerischen Protestantenblattes" vom 27. Sept. 1913, und hat zum Verfasser Herrn Pfarrer J. G. Birnstiel in Basel. Ohne zu wissen, von wem der Gesang kam und wem er galt, schildert der Verfasser Eindrücke, die das Singen des Liedes „Befiehl du deine Wege" durch die Missionszöglinge bei der Abreise von Inspektor Dipper und Missionar Fr. Müller nach China im Bundesbahnhof zu Basel auf Unbeteiligte gemacht hat. Den Abdruck des Artikels hat uns die Redaktion des „Schweiz. Protestantenblattes" gütigst gestattet.

Aus der Lebensgeschichte eines alten Liedes. (Ein Reiseerlebnis.)

Im Bahnhof von Basel war's, in der Frühe des 2. September 1913. In den Hallen standen die Morgenzüge. Siedende Kessel, leise pustende Rohre, dampfende Ventile, hallende Schritte, rufende Stimmen, schreiende Signale, zugeworfene Türen, all diese Dinge einten sich zum Morgenkonzert des großen Bahnhofs. Viel Prosa und wenig Poesie, viel Lärm und wenig Weihe.

Dennoch kam die Weihe. Selbst an den scheinbar weihelosesten Ort kam sie. Ganz unverhofft tritt sie wie auf Engelsfüßen zuweilen an den Menschen heran und findet ihn, wo er vermeint, gar nie von ihr gefunden zu werden.

Wir saßen im Wagen. Viele beisammen und doch fast jeder für sich allein, allein mit seinen Plänen, seinen Sorgen. Da horch! In einer andern Halle, dahin unser Auge nicht reichte, hebt ein Singen an, erst leise, dann kräftiger, ein Singen wie von vielen Männerstimmen. Ein Lied, wie von Menschen, die von einem weit, weit fortreisenden Menschen Abschied nehmen. Noch ist der Lärm des Bahnhofes mächtiger als der Gesang, noch kennt man nicht Text, nicht Melodie. Doch

betroffen lauschend schaut man sich an: „Was für ein Lied? Was soll's? Wem gilt's?"

Auf einmal geht es wie ein Leuchten da und dort über ein Gesicht. Und in Augen, die fragend oder nichtssagend drein geschaut hatten, erst noch gehalten vom Bann des Rätsels, kam plötzlich ein Glanz des freudigen Verstehens und sie mußten andere Augen suchen in der Runde, fragend: „Habt ihr's gehört? Habt ihr sie wieder erkannt, die alte Weise aus Kinder- und Kirchentagen? Ist's nicht das alte herzandringende: „Befiehl du deine Wege?"

In der Tat, so war's. Es war das fromme, alte Lied, zu ungewohnter Stunde gesungen am ungewohnten Ort. Jetzt wie ein verirrtes Kind in kaltem, fremdem Haus. Aber doch wie ein Himmelskind, das Segen bringt, wohin es kommt. Ein Weihegeschenk, mitten im weihelosen Weltgetümmel. So wurde es zum Zeugen für die Wahrheit, daß das Ewige überall hineinragt in das Zeitliche und daß den Lichtstrahlen der oberen Welt kein Platz der Erde zu unrein ist, ihn zu verklären und kein Mensch zu niedrig, ihn emporzuziehen durch Rauch und Dunst des Alltags zum Morgenglanz der Ewigkeit. Der Bahnhof, dessen Glasdach eben aufflammte im Morgensonnenschein, weitete sich für einen Augenblick aus zum Tempel, und auch dem Geschäftstag ward zugerufen: „Dies ist der Tag des Herrn."

Was die Menschen hüben und drüben in den Wagen fühlten? Wer mag das wissen. Viele fühlten nichts und andere schauten verlegen drein, als hätte sie etwas berührt, aus dem sie nichts zu machen wußten. In einer Ecke unseres Wagens saß eine kranke Frau, die sich ganz erfolglos anstrengte, ihren aufsteigenden Schmerz vor Menschenaugen zu verbergen. Was an Rührung oder Trost hinter scheinbar harten Gesichtern wohnte, das ermaß kein Mensch. Vielleicht aber nahm mehr als einer seine Tagfahrt leichter, und wer weiß, ob nicht einige jener reisenden Menschenkinder noch am Abend den Vers jenes andern Liedes an sich erfahren haben: „Mir aber ging's nach — den ganzen Tag!"

Einer der Wanderer, die nach dem Verklingen des Liedes im brausenden Zug davon gefahren waren, erhielt ein paar Tage darauf einen Brief von einem treuen Menschen, der ihm vor der Abfahrt das Geleit gegeben hatte und zurückgeblieben war. In diesem Brief stand unter anderm geschrieben: „Als ich mich von Dir gewandt, einsam und mit beschwertem Gemüt, da kam ich, im Begriff, den Bahnhof zu verlassen, vorbei an einer Schar von Menschen. Die umstanden einen Menschen, wie Brüder einen Bruder, und sangen aus jugendlichen Kehlen: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt." Ich kannte das Lied und habe es doch zum erstenmal so recht erlebt. Es traf mich wie ein Ruf von oben. Ich hörte es, als wär's zu mir, zu niemand als nur zu mir gesungen. Dann ging ich viel froheren Mutes meinen Weg." Also: den Scheidenden nicht nur, nein auch den Bleibenden war's zum Trost geworden, das alte, liebe Lied.

Wer hat es dort unter dem Bahnhofdach gesungen? War's ein

städtischer Verein, der zur Ausnahme an Stelle des weltlichen Liedes die fromme Weise setzte? War's ein Kirchenchor oder die Abordnung einer frommen Schule? Einerlei! Es soll jenen Sängern unvergessen sein, daß sie den Mut hatten, auch am weltlichen Ort ein geistliches Lied zu singen. Sie haben mit ihrem Singen mehr gewirkt, als sie ahnen. Die Wirkungen frommen Tuns gehen viel weiter als des Menschen Wille. Einem einzigen Scheidenden hat's gegolten, und es hat vielen wohl getan. Nicht an Steinwänden und Eisengerippen ist's abgeprallt, nicht mit dem Rauch der Lokomotiven ist es fortgeflogen, in Seelentiefen ist es eingedrungen wie eine Saat, und was daraus geworden ist oder noch werden kann, das weiß Gott allein.

Wer hat jenes Lied zuerst gesungen? Ein Mensch des fernsten Altertums, der Sänger des 37. Psalmes. Die Jahrtausende haben es nicht zum Schweigen gebracht. In den Wirren des 30jährigen Krieges stimmte ein deutscher Protestant es mit machtvoller Stimme aufs neue an, so machtvoll, daß es Millionen Herzen im Sturm gewann. So lang es deutsche Protestanten gibt, wird es nicht aufhören Wunder zu tun, nicht nur in Kirchen und Betsälen, nicht nur in heimeligen Stuben, in denen neben der Bibel das Gesangbuch liegt, sondern auch dann und wann einmal mitten im Getrieb der Welt, wo die Kessel sieden und die Räder rollen; denn die Welt muß für Gott gewonnen werden. Wir wollen es in Ehren halten, das alte und ewig junge Lied: „Befiehl du deine Wege!"

Und wie viele solche Segensspuren ließen sich finden, wenn man sie aufsuchen und ihnen nachgehen wollte. Unser l. Br. Dr. F. Mayer erzählt in der „Neuen Zeitung" von seinem ersten Zusammentreffen mit einem alten Achtundvierziger, der als Revolutionär fliehen mußte aus der Heimat. Er galt als religionslos. Wir geben einige seiner Worte wieder, wie Br. Mayer sie mitteilt.

„Herr Pastor, ich geh in keine Kirche, aber ich bin nicht gottlos; ich habe gebetet zu dem allmächtigen Gott, als ich auf dem Meere kreuzte; ich habe im Krieg ihn als Helfer angerufen vor dem Feinde; ich habe, Sie mögen mir glauben oder nicht, für jene vier Mörder Lincolns, deren Tat ich verabscheute, ja haßte, Fürbitte eingelegt vor Gottes Thron. Oft bei Nacht schaute ich durch mein Fenster hinauf zu den Sternen und denke an Gott."

Er hielt inne, aber als ob er meiner Antwort im voraus entgegnen wollte, fuhr er plötzlich mit erhöhter Stimme fort:

„Als ich anno Achtundvierzig floh, schlich ich mich in die alte Kirche zu Pfalzgrafenweiler, ich wollte ein Wort hören, das mir Trost und Kraft geben sollte zu meiner Reise und meinem Gang in eine finstere Zukunft. Die Gemeinde sang ein Lied mit den Strophen:

Der Wolken, Luft und Winden, Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden, Da dein Fuß gehen kann.

Herr Pastor, das Wort hat Gott mir vom Himmel geschickt, mir stürzten die Tränen aus den Augen. Aber nach dem Gesang stieg der

Prediger auf die Kanzel und fing an eine politische Rede zu halten, so bitter und innerlich unwahr, daß ich an mich halten mußte, nicht laut zu fluchen beim Herausgehen. Was hat denn die Politik auf der Kanzel zu tun?"

„Das war in Deutschland, in der Staatskirche," warf ich ein, „hier in Amerika ist das anders, hier ist die Kirche frei."

„Anders," donnerte er, „haben nicht alle Yankeepfaffen im Süden gegen Lincoln gepredigt und die Sklaverei verteidigt? Ich war nach der Hinrichtung der Verschworenen gegen Lincoln in eine Kirche Washingtons gegangen. Was hat der Mensch auf seiner Kanzel geschnaubt und getobt. Kein Wort von Erbarmen kam über seine Lippen. Hier tragen die Yankeepastoren ihre Predigt in die Zeitung, soll ich Ihnen erzählen, worüber sie alle am letzten Sonntag gepredigt haben: „Tariff," „Bier im Park," „Frei Silber," „Frauenstimmrecht," unser „Scheriff," „Bürgerpflicht" u. s. w. Es ist nichts anders als der alte Mist, den wir jeden Tag in der Zeitung lesen.

Sobald wir eine Kirche haben, in welcher die Pastoren Gott wieder zum Worte kommen lassen, dann bin ich auch dort. Kommen Sie in mein Haus. Ich zeige Ihnen meine alte Bibel. 'S ist kein Prahlen, Gott weiß es, aber den 91. Psalm und den 51. dazu kann man fast nicht mehr lesen, 's ist verwischt vom Gebrauch und auch von Tränen, oder Johannes 14—17, oder das letzte Kapitel von dem lebendigen Strom. Herr Pastor," seine Stimme zitterte, „dort redet Gott, dorther kommt Kraft, dort ist meine Predigt. In die Kirche gehe ich Achtundvierziger nicht, weil ich keine Politik hören will, aber zeigen Sie mir eine Kirche, wo man Gott schauet, ein Pniel, wie ein Alter es nannte, dann ist ihr Landsmann dabei. Noch sind Sie jung, predigen Sie, zeigen Sie den Leuten Gott und ihre Erlösung und ihr Heil, dann können Sie rechnen auf ihren Landsmann, den Achtundvierziger in Amerika." Damit war er auch schon zur Türe hinaus. — —

Und da klagt man über den Verfall der Kirche und will dem Volk eine bessere Moral beibringen durch immer neue Gesetzesparagraphen, die das ganze Volk unter Staatsvormundschaft stellen sollen bis ins Haus hinein. Das Unwürdige solcher Gesetzgebung scheinen diese Leute nicht zu fühlen.

Die Geschichte von Jonas Walfisch

im Lichte neuerer Naturerkenntnisse.

Diese Geschichte ist von jeher von Kritikern von allerlei Art angegriffen und lächerlich gemacht worden. Das taten nicht nur Naturforscher, sondern auch Theologen, die vor dem Popanz der sog. „höheren Kritik" ihren Bückling machen wollten. Sogar der wohlbekannte Dr. Lyman Abbott behandelte die Geschichte in der Gemeinde in einer Weise, daß er große Heiterkeit erregte und zu Ausbrüchen des Gelächters Anlaß gab. Er versicherte freilich nachher, daß das nicht

beabsichtigt war, er wollte bloß zeigen, daß die ganze Geschichte eine Erdichtung sei. — (Vielleicht hat das dann Herrn Gäbelein ins andere Extrem getrieben, wie wir an anderer Stelle unter Rundschau berichten.) Vor uns liegt nun ein Zeitungsabschnitt mit der Ueberschrift: "Why I believe the Whale swallowed Jona." An ingenious and scientific defense of the biblical story by a minister on the lines of the higher criticism.

Das Zeitungsblatt gibt eine phantasievolle Zeichnung eines großen Fisches, der nach seinen wirklichen inneren Größenverhältnissen nicht nur eine ganze Anzahl Menschen beherbergen, sondern sogar eine menschliche Wohnung mit drei kleinen Zimmern und einem Badkabinet aufnehmen könnte. Abgebildet ist: Die Badwanne mit Brause und elektrischem Licht; der Kochofen mit dem kochenden Teekessel und einem Ablauf für Abwasser; ein Eßzimmer mit Tisch, Stuhl und elektrischer Lampe; ein Studierzimmer mit rücklehnendem Stuhl, einen Gelehrten darin liegend, der seine Füße auf den vor ihm stehenden Tisch streckt, auf dem eine feine elektrische Lampe steht. Neben ihm ein Graphophon von dem Typus bekannt unter dem Namen „Victrola." Das alles hat bequem Platz in dem Innern des Fisches vom Schwanz bis zur Halsöffnung. Ferner ist abgebildet ein großer offener Fischrachen, vor dem ein Mann steht und mit ausgestrecktem Arm nach oben greift, um den oberen Kinnbacken zu erreichen. Ein zweiter Fischrachen zeigt rechts im Winkel einen Mann sitzend, neben dem noch eine Anzahl Platz haben würden und nach oben noch reichlich Raum für halbe Mannshöhe. — Das sind natürlich phantastisch ausgedachte Bilder, aber berechnet auf wirkliche, natürliche Größenverhältnisse von Fischen, die in Museen gefunden werden.

Es würde uns zu viel Raum einnehmen, den ganzen Aufsatz zu übersetzen, der in der Zeitung bezeichnet ist als eine abgekürzte Darstellung eines Aufsatzes von Luther T. Townsend, L. L. D., erschienen in "The Bible Champion."

Verfasser weist darauf hin, daß die negative Kritik grundlos, sogar die Person und Sendung des Propheten Jona geleugnet hat, was natürlich eine reine dogmatische Behauptung ist, die durch nichts bewiesen werden kann. Auch die Existenz der Stadt Ninive wurde seiner Zeit ganz geleugnet, bis durch Ausgrabungen die Lage und die Größenverhältnisse der Stadt Ninive unwidersprechlich bewiesen wurde.

Natürlich sind das nur untergeordnete Punkte in Jonas Geschichte. Wenn auch Jona und Ninive geschichtlich zu beweisen sind, so richtet sich die Kritik gegen folgende Punkte.

1. Es wird behauptet, daß der Hals des Wals zu eng sei, um einen ganzen Menschen zu verschlucken.

2. Und selbst diese Tatsache als möglich zugegeben, so sei es doch unmöglich für einen lebenden Menschen, im Bauch des Fisches lebend und bewußt zu bleiben, sogar drei Tage, und nachher ausgespieen zu werden, um dann einen Auftrag auszurichten, wie ihn angeblich Jona

vollführte. Gegen diese Haupteinwände richten sich die Ausführungen des Verfassers.

Es wird vor allem betont, daß das hebräische Wort dahg gathol durchaus nicht mit Wal übersetzt werden muß. Es kann bedeuten irgend ein großes Seeungetüm, das unter Gottes Leitung natürlich nicht extra zu dem Zweck geschaffen wurde, um den Jona zu verschlingen, sondern eben gerade in der Nähe des Schiffes war, als Jona ausgeworfen wurde. Dem Wortlaut nach konnte es ein Wal, ein Haifisch, eine Seeschlange oder Seelöwe, oder irgend ein Seeungetüm sein. Aber selbst wenn es ein Walfisch war, so gibt es so große Exemplare z. B. des Sperm-Wals, daß ohne Schwierigkeit ein Mann durch die engste Rachenpartie kommen kann. Ein großer und schwerer Walfischfänger von New Bedford, Mass., versicherte, er sei oft durch Maul und Schlund eines Spermwals hindurchgegangen, und die „Bowhead"-Wale seien noch viel größer, so daß sie nicht nur Menschen ganz verschlingen können, sondern sogar ein Pferd oder Kuh. Prof. Ray Matthews bemerkt jedoch in einem Bericht über die japanischen Fischereien, daß nach seiner Meinung weder ein Sperm-, noch ein BowheadWal es war, der Jona verschlang, obgleich der Hals beider groß genug wäre es zu tun, sondern es war ein richtiger Wal und Jona wurde von dem Fisch nicht in den Speisemagen befördert, sondern in d i e L u f t k a m m e r des Wals, die groß und bequem genug war, um dem Propheten als Zuflucht zu dienen. Um diese Hypothese glaubhaft zu machen, wird gesagt: Ein großer Wal kann ungefähr so viel wägen als 800 Mann und braucht also so viel Luft zur Respiration als 800 Mann und zwar für 20 Minuten, (so lange der Fisch unter Wasser bleibt). Sein Maul hat Raum für 10 aufrecht stehende Männer. Während der Wal durch die See hinstreicht, schluckt er kleine Fische und anderes Getier rasch und ohne weiteres in den Speisemagen; ein größerer Gegenstand jedoch, wie z. B. Jonas Leib, würde in die Luftkammer gehen.

Hier konnte Jona wohl bewußt bleiben, über seine Lage nachdenken, zu Gott beten und über Nacht schlafen. Aber obgleich das für Jona nicht gerade sehr unbequem wäre, so würde doch der Fisch wohl recht übel fühlen und Erleichterung suchen, indem er den Prophet auf trockenes Land ausspustete.

Mit Recht mag der Kritiker behaupten, daß ein in den S p e i s e m a g e n verschlungener Mann da selbstbewußt bleiben und später halbverdaut ausgespieen, wieder zum Bewußtsein kommen konnte, ist unglaublich und — vom natürlichen Standpunkt aus — unmöglich.

Der Artikelschreiber schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten: Wir schließen uns völlig der Meinung des Kritikers an und bekennen, daß wir von keiner irdischen Kraft (agency) wissen, die den ungehorsamen Propheten hätte retten können vom Tode im Speisemagen des Fisches, wenn er darin drei Tage und Nächte zugebracht hätte.

Das aber, fährt er fort, ist das evangelische Glaubensbekenntnis: Wir glauben an die Erzählungen und Wunder der Bibel, weil nach

wissenschaftlichen Forschungen, sie möglich sind; weil sie unterstützt werden von Umstandsbeweisen, monumentalen und anderen unbestreitbaren Gründe und weil Absichten von göttlicher Größe erreicht werden sollten, die ein göttliches Eingreifen rechtfertigen.

Wir glauben, daß die Kinnladen des Seeungeheuers sich öffneten und schlossen über den ungehorsamen Propheten. Aber Gott hat eingegriffen, und ihn errettet, damit er um so treuer die göttliche Botschaft ausrichten sollte, und daß das Volk von Ninive um so aufmerksamer und gehorsamer auf seine Botschaft hören möchte. Ferner sollte Jonas Befreiung ein prophetisches Zeichen für die Auferweckung Christi sein, und ein Zeichen, daß Gott seine Kinder, obwohl tot, doch in Sicherheit bewahren kann bis zum Auferstehungsmorgen.

Etwas zur Abwechslung.

Seit Darwins Theorie der Ableitung des Menschen vom Affen eine so weltweite Zustimmung bei vielen gefunden hat, die wenigstens nicht als rückständig gelten wollen in dieser Frage, ist der alte religiöse Glaube der direkten Erschaffung des Menschen aus Gottes Hand sehr in Mißkredit gekommen. Viele weltliche Zeitungen reden in dieser Sache so, als ob der alte Glaube hier gar nicht mehr in Betracht kömmen könne.

Doch zur Abwechslung wird jetzt auch einmal der Stil umgedreht und ein Gelehrter beginnt die These zu verteidigen, daß die Affen vom Menschen abstammen, degenerierte Menschen sind. Das Affengeschlecht dürfte wohl dieser Theorie kaum froh werden, daß sie von so hohen Ahnen abstammen, so lange die gelehrten Herren nicht ein Kommunikationsmittel erfinden, um den Herren Affen die frohe Kunde so hoher Abstammung beizubringen. Erst wenn das gelingt, dürfte Hoffnung vorhanden sein, die Degenerierten nach vielleicht 500,000 Jahren zu dem Adel ihrer früheren Abstammung zurückzuführen.

Wir geben hier die Zeitungsnotiz, auf welche vorstehender Aufsatz sich gründet.

Ancient Skulls Tend to Prove Ape Descended from Primitive Man

Dr. J. Leon Williams of London, an ancient authority on anthropology and geology, arrived today from Liverpool with fifteen skulls of prehistoric man, one of which he estimated to be 500,000 years old. This skull was found by workmen near Folkestone, England, in strata that dated back before the pleistocene era and its discovery has confirmed Dr. Williams in the belief that mankind is at least half a million years old.

Dr. Williams said the finding of these ancient skulls and other human bones did not disprove, in his opinion, the popular theory of evolution, but altered it in some degree. Instead of man being a descendant of the ape, Dr. Williams said these skulls tend to confirm the belief that the anthropoid ape was an offshoot of primitive man.

One of the chief distinctions between these skulls and those of apes, he said, was to be found in the teeth.

Lutherische Einigkeit.

Von Pastor J. H. Steger, Ph. D.

Wie der Unionsgedanke die verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften mächtig bewegt, so tut sich auch unter den Lutheranern ein Zug zur Einigkeit kund. So wahr und bezeichnend es ist, wie einer der bekenntnistreuen Lutheraner sich dahin äußert, daß es eine „lutherische Einigkeit nie gab, nicht gibt und nie geben wird," so sind sich doch viele auch der bitteren Wahrheit bewußt, daß auch die lutherische Kirche trotz des scheinbar äußeren Erfolges wüste wird, dieweil sie mit sich selbst uneins ist. Konferenzen, die eine solche Einigung unter den bekenntnistreuen Genossen herbeiführen sollten, gehören rühmlichst bekannt der Geschichte an, aber bis zu dieser Stunde ist das Bekenntnis, welches das Einigungsband bildet, nicht gefunden, es sei denn, man nimmt die dreizehn Sätze der modernen Flacianer an, wie sie lauten.

Von Ohio geht der Vorschlag zu einer einstweiligen lutherischen Föderation aus, da für eine völlige Einigung keine Aussicht vorhanden ist. Wie weiland auf dem Fürstentag zu Naumburg die kirchlichen Wirren durch gemeinsame Anerkennung und Unterschrift auf die invariata oder variata geschlichtet werden sollten, so sollen durch das Zustandekommen einer lutherischen Föderation, deren Glieder sich zur Augustana bekennen, die Streitäxte begraben werden. Der Zweck dieses lutherischen Schutz- und Trutzbündnisses soll die Vertretung der Interessen sein, die den Lutheranern gemeinsam sind, nämlich: „Die Stellung gegen Rom, die Stellung dem Staate gegenüber, die Stellung gegenüber der Sektenwelt und viele gefährliche Erscheinungen für die lutherische Kirche." Eine solche Föderation sollte zugleich zur Gehilfin werden, um die trennenden Differenzen unter den Lutheranern hinwegzuräumen. Wahrlich, eine Herkulesarbeit. Wenn in den Herzen der synodalen Vertreter dieser erhofften Föderation der „rechte Geist" wohnt, dann hofft man auf „manch wertvolle Frucht."

In einem „Iowaer" aber ist den hadernden Lutheranern ein Friedensbote entstanden, der den Einigungsgedanken unter den bekenntnistreuen Namensbrüdern in einer Weise zu beleben sucht, wie man es im lutherischen Lager nicht gewohnt ist. Es muß dem Herausgeber*) zugegeben werden, daß er trotz manch falscher Begriffe, in seiner Schrift einen Ton angeschlagen hat, der seiner Synode zur Ehre gereicht, da das Büchlein auf den Bußton gestimmt ist: „Die lutherische Kirche steht durch ihre Uneinigkeit vor Gott in einer furchtbaren Sünde."

Die Spaltungen und die Kunstprodukte der hadernden lutherischen Streittheologen unseres Landes sind hinlänglich bekannt, aber um so mehr muß es freudig begrüßt werden, wenn die schreckliche Zerrissenheit der lutherischen Kirche den führenden Geistern selbst zur lauten Anklage wird, die ihnen die Notwendigkeit der Einigung ans Herze legt. Auch

*) Kirchliche Einigkeit, eine Notwendigkeit für unsere lutherische Kirche, W. Reinecke, Pastor. Zu haben: Wartburg Publishing House, Chicago, Ill.

der „Jowaer" ist sich bewußt, „daß Kirchentrennung vom alten Erzfeind kommt, wodurch nur der Teufel profitiert." Als das Fundament der wahren Einigkeit gilt ihm nach der Weise des Apostels 1. Kor. 3, 11: „Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus." Für ihn ist es auch gewiß, daß es für den Christen Fragen gibt, über die man wohl Meinungen, aber keine völlige Klarheit haben kann. Ja, er ist so „kühn" zu behaupten, daß selbst die Differenz in der Gnadenwahlslehre für Luther kein Trennungsgrund gewesen wäre, aber trotzdem findet er es für „recht, daß Luther 1529 dem Schweizer Zwingli die Bruderhand verweigerte, da ja das „bedeutet" eine solch grundstürzende Irrlehre war, die fast jeder Konfirmand begreift." Statt, daß der „Jowaer," wie er bei den Aposteln getan, den gemeinsamen Glaubensgrund hervorgehoben hätte und trotz der Verschiedenheit der Gaben und der Erkenntnis der menschlichen Werkzeuge des göttlichen Reformationswerkes die Einheit in Christo betont hätte, verfällt er, da er noch im Banne einer falschen Orthodoxie befangen, in denselben Fehler, den er andern vorwirft. Während man vor der Reformation mit dem eisernen Schwerte kämpfte, ersieht er in dem Produkt, der „unermüdlichen Friedensarbeit" (?) des Jakob Andreae, das papierne Schwert, das den Streit schlichtete (?) und doch muß er zugeben, daß „keine Einigkeit besteht." Die Formula Concordiae gilt ihm als die „autorisierte, rechte Auslegung" (?) der Bibel, bei welcher Auslegung aber auch die Bekenntnistreuen nicht geblieben sind, denn es existieren heute „Auslegungen der Auslegung der Auslegung." Die Bekenntnisschriften der lutherischen Orthodoxie reichen nicht mehr aus, und als einzige Rettung bleibt für den Friedensboten aus Jowa ein "Consensus" (?) Da aber auch durch diesen modernen consensus repetitus fidei vere Lutheranae kein dauernder Friede ins lutherische Lager käme, sintemal jeder „seinem Standpunkt Geltung zu verschaffen sucht" und der Streit wieder aufs neue beginnen würde, so ist in dieser Beziehung sein Friedensplan ziemlich aussichtslos, da er nicht imstande ist, den unheilvollen Schaden, der durch das papierne Papsttum unter seinen bekenntnistreuen fratres hervorgerufen, zu heilen.

Er untersucht nun vorerst die Ursache der mancherlei Spaltungen derer, die auch einen total andern Geist haben, als der Geistesmensch, nach dessen Namen sie sich seinem eigenen Wunsche zuwider, nennen. Durch diese seine Untersuchung hat er, wie aufrichtig zu wünschen ist, hoffentlich den lutherischen Sektierern den Star gestochen. Der Kardinalfehler der elenden Zerrissenheit der lutherischen Kirche liegt nicht an dem Mangel nicht existierender Bekenntnisse, da selbst „eine Reihe von 100 dicken Bänden symbolischer Bücher wie die Erfahrung zeigt, nicht imstande ist, die Einigkeit zu erhalten," sondern er liegt in „der verkehrten Gesinnung," und darum fragt der Jowaer „ist es denn recht, den Leib Christi (ist die lutherische Kirche der Leib Christi?) auseinander zu reißen, die Kirche Christi auf Erden zu zertrennen um Fragen willen, welche die wahre Kirche Christi trotz rechter christlicher Schulung in ihrer

übergroßen Majorität gar nicht versteht (horribile dictu) und noch dazu um Fragen willen, welche zur Seligkeit nicht zu wissen oder zu verstehen nötig sind?" Aus der verkehrten Gesinnung, deren er die Lutheraner anklagt, sind größtenteils auch die Fragen hervorgegangen, die zu der jammervollen Zerrissenheit und dem Hader im lutherischen Lager führten. Es sind dies die sogenannten praktischen Fragen: die Logenfragen, die Kanzelgemeinschaftsfrage, die Altargemeinschaftsfrage und die Kirchenzuchtsfrage. Daß es sich in praxi mit diesen Fragen totaliter — aliter verhält, ist auch dem bekenntnistreuen „Jowaer" nicht verborgen. Die Hauptunterschiede aber finden sich in der Lehre, da ja das Papier hier noch viel geduldiger ist, die Praxis keine weitere, wohl aber die Gelahrtheit der lutherischen Streittheologen eine um so größere Rolle spielt. Die Bekenntnistreuen halten einander keine Treue von wegen der Bekenntnisfrage (ob Augustana oder mehr), der Frage über Kirche und Amt; der Frage, inwieweit der Inhalt der Bekenntnisschriften bindende Kraft habe; der Frage, ob der Papst der Antichrist sei oder nicht; der Frage über Offenbarung Joh. 20; der Frage, ob es „offene Fragen" gäbe oder nicht; der Frage über die Auserwählung. Wer keine offenen Fragen hat, ist allwissend, oder, da er nichts zu fragen hat, gibt die Armut seines Geistes keinen Anlaß zu offener Frage,

Drum wohl dem, der nicht fragen tut,
Er hübsch im Schoß Missouris ruht.

Weit größer als das Aergernis dieser praktischen und theoretischen Fragen, die den lutherischen Fanatikern als Objekte theologischer Disputation dienen, um die Separation aufrecht zu erhalten, ist das Aergernis, das durch diesen Fanatismus inmitten in die Gemeinden, ja selbst zuweilen auf den „Friedhof" getragen wird. Und viel größer als die äußere Verwüstung ist die innere Verwüstung, die durch „Mißtrauen, Verketzerung, Fanatismus" und pharisäischen Vollkommenheitsdünkel der lutherischen Separatisten hervorgerufen wurde. Es ist daher auch begreiflich, daß der Jowaer sich mit herzbeweglichen brüderlichen Worten an die richtet, die trotz dieser lutherischen Streitigkeiten noch unverbitterten Gemütes sind. „Lutheraner, wollt ihr noch weiter durch eure unselige Uneinigkeit der Welt zum Gespött dastehen und dem großen Friedensfürsten Schande machen. Die Einigkeit (luth.?) ist eine Sache, die unseres höchsten Fleißes wert, ist eine Sache, die viel mehr Segen stiftet als schwere Denkarbeit und subtile Abhandlungen über die strittigen Punkte in der Lehre von der Gnadenwahl (das „Wie" im Abendmahl) und andre so heiß disputierte Fragen. Darum, Lutheraner — mehr Demut, mehr Liebe, mehr gegenseitiges Vertrauen, mehr Versöhnlichkeit, mehr Gesinnung Jesu und seiner Apostel."

Wir gehören nicht zu den lutherischen Zweiflern, die da sagen „Was kann aus Jowa Gutes kommen," sondern begrüßen mit Freuden die Stimme eines Friedenskindes aus dieser Synode. Zwar hat er selbst „die Grundlinien für eine wahre Union enger gezogen als sie von Gottes Wort gezogen sind," indem er aufs neue das komplizierte Lehr=

system jener Formel, welche zur Vernichtung aller evangelischen Union wurde, auf der Jünger Hilfe laden möchte, und so einen vergangenen Glaubens- und Lehrstand nachzuahmen sucht. Geblendet von einer Einheit der Kirche, die auf dem mechanischen Wege der Wiederholung der von früheren Geschlechtern erworbenen Erkenntnis hergestellt wird, ist es ihm auch nicht gelungen, das Motto aller evangelischen Union Eph. 4, 4—6, das er sich zum Leitmotiv seiner Ausführungen gemacht hat, konsequent durchzuführen. In herrlicher Weise aber spricht aus ihm der Geist des Friedens zu all denen, die durch „ein Eifern mit Unverstand" die Bitte des Herrn der Kirche mißachten.

Nachwort des Herausgebers.

So sehr die verschiedenen Versuche, eine Einigkeit zunächst unter den Lutheranern zu schaffen, mit Freuden zu begrüßen sind, — es liegt uns noch eine Schrift eines Bruders der Iowa-Synode vor, die wir in Literatur zur Anzeige bringen*), — so hoffnungslos und aussichtslos sind alle diese Versuche. Es liegt ihnen allen ein Grundirrtum zu Grunde, eine traurige Verwechslung oder Vermengung von Glaube und Lehre. Der evangelische Glaube läßt sich in eine ganz kleine Nußschale bringen; die lutherische Lehre erfordert dicke Bände. Das Konkordienbuch hat nicht die Einigkeit der Lutheraner bewirkt, so dick es auch ist, sondern ist nur zu einem Streitobjekt der Theologen geworden, an dem sie ihren Scharfsinn und ihre Belesenheit in theologicis beweisen wollen.

Wir geben eine Illustration, um mit einem Schlage klar zu machen, daß lutherische Einigkeit nicht von Theologen zustande gebracht wird. Man zersäge eine massive Holzkugel in zwei gleiche Hälften. Jede dieser zwei Hälften hat nun eine ganz ebene Fläche und eine konvexe. Es ist klar: wer die zwei Hälften wieder fest und bleibend vereinigen will, der muß die zwei ebenen Flächen zusammenfügen und ein festes Bindemittel mit starkem Druck von außen anwenden. Die ebenen Flächen berühren und decken sich Punkt für Punkt und es wird nicht schwer sein, eine bleibende Vereinigung herzustellen. Wir würden aber jeden als einen Toren verlachen, der es versuchen wollte, die zwei Hälften irgendwo an den konvexen Flächen vereinigen zu wollen. Hier ist immer nur ein kleiner Berührungspunkt. Und sobald man die Vereinigung auch auf andere Punkte ausdehnen will, springt's da wieder auseinander, wo man glaubte, die Vereinigung bewerkstelligt zu haben. Das ist vergebliche Sisyphusarbeit, an die ein klar denkender Kopf sich gar nicht macht. Solche Arbeit aber versuchen — ehrlich meinende lutherische Theologen, wenn sie glauben, durch Vergleichung und Besprechung der Differenzpunkte in der Lehre zu einer Einigung zu kommen. Wer geben hier noch einen kurzen Zeitungsausschnitt:

*) „Zur Einigung der amerikanisch-lutherischen Kirche," von Prof. Geo. J. Fritschel. Man sehe unter Literatur Seite 319.

Evening Wisconsin: The autobiography of Thomas Jefferson contains the following: "I served with General Washington in the legislature of Virginia before the Revolution," wrote Jefferson, "and, during it, with Dr. Franklin in Congress. I never heard either of them speak ten minutes at a time, nor to any but the main point which was to decide the question. They laid their shoulders to the great points knowing that the little ones would follow of themselves. If the present Congress errs in too much talking, how can it be otherwise in a body to which the people send 150 lawyers, whose trade it is to question everything, yield nothing, talk by the hour? That 150 lawyers should do business together ought not to be expected."

Das ist gerade derselbe Fall, wie wenn Theologen zusammenkommen, um Einigkeit zu schaffen; Theologen, whose trade it is to question everything, **yield nothing,** talk by the hour! Der Fall ist ebenso hoffnungslos, wie wenn man zwei Halbkugeln auf den konvexen Flächen zusammenbringen will. Zwei Flächen haben diese Halbkugeln: Je eine ebene, wo sie in allen Punkten sich decken, und eine konvexe, wo nur je ein kleiner Berührungspunkt vorhanden ist. Die **ebene** Fläche: das ist die große Breitseite der religiösen Erfahrung im christlichen Glauben; das ist der praktische Herzensglaube jedes echten evangelischen Christen, sei er nun ein Lutheraner oder Reformierter, ein (schlicht) Evangelischer oder Methodist oder Baptist, oder wie er sonst heißen mag. Wir alle stehen auf dem einen Punkt der Einigkeit: Seligkeit allein durch den Glauben an Jesum Christum ohne Verdienst der Werke. Wer von unseren Lesern das Predigtbuch Ludw. Hofackers besitzt, lese doch die dreizehnte Predigt am Sonntag nach dem Neujahr: „Von der freien Gnade Gottes in Christo." Wir glauben, kein echt evangelischer Christ wird sich weigern, anzuerkennen, daß hier der evangelische Glaube mit einer solch festen Bestimmtheit dargelegt ist, daß auf diesem Boden eine sehr breite Berührungsfläche als Grundlage der Einigkeit gegeben wäre. Wir können's in wenige Verse zusammenziehen.

„Wer nur ein Sünder ist in seinem Wesen,
Und nicht aus eignen Kräften will genesen,
Und liegt zu Jesu Füßen als erstorben;
Von solchen ist kein einz'ger noch verdorben."

Da haben wir die Nußschale, von der wir oben sprachen. — Oder nehmen wir ein anderes echt evangelisches Lied:

„Ich weiß von keinem andern Grunde,
Als den der Glaub in Christo hat.
Ich weiß von keinem andern Bunde,
Von keinem andern Weg und Rat,
Als daß man elend, arm und bloß
Sich legt in seines Vaters Schoß."

(Wie ein kleines hilfloses Kind.) (Man lese die übrigen Verse.)

Gewiß, wer mit uns nicht auf diesem Grunde stehen kann und stehen will, der mag sich ja einen andern Grund suchen, auf dem er Posto fassen kann, wir werden uns nicht verlocken lassen, ihm auf jenen andern Grund zu folgen. Wir halten's mit E. M. Arndt:

> Ich weiß, an wen ich glaube,
> Ich weiß, *was fest besteht!*

Töricht jeder, der von diesem Fels sich ablocken läßt auf den schwankenden Moorboden, *den die Theologen uns als Grund zur Einigung darbieten wollen.*

Also wie gesagt: der feste evangelische *Glaube*, wie er zur allgemeinen Herzenserfahrung geworden ist und noch immer werden kann bei aufrichtigen Christenmenschen — das ist die *breite ebene Fläche*, die leicht sich zusammenfügen läßt. Alle aufrichtigen Christen in allen evangelischen Denominationen sind darin einig, da ist kein Streit, keine hundertfach verschiedene Meinung. Auf dieser Grundlage kann christliche und kirchliche Einigkeit mit Leichtigkeit bewerkstelligt werden. Das Christenvolk in den Gemeinden, soweit es überhaupt religiöse Erfahrung gemacht hat und in Demut, Buße und Glauben sich zu Gott naht, darf die Erfahrung machen, daß uns aus Gnaden in Christo die Sünden vergeben werden und wir die Versöhnungsgnade Gottes in Christo erlangen durch den Glauben.

Wie das nun theoretisch zu verstehen und theologisch zu deuten ist — das gehört nicht mehr zu der ebenen Fläche. Das ist *Sache der Erkenntnis*, des denkenden Verstandes. Die Erkenntnis aber jedes einzelnen Menschen ist verschieden von der seiner Mitbrüder. Die Erkenntnisseite ist die konvexe Fläche an der Halbkugel, wo's immer nur kleine Berührungspunkte gibt. Diese konvexe Fläche kann nie und nimmermehr den Grund und Boden zur Einigung bilden. Das ist der Grund, warum lutherische Theologen nie die Einigkeit zustande bringen, solange sie als *Theologen* mit einander verhandeln. Erst wenn die Theologen sich mit ihren Gemeindegliedern auf *eine Bank* setzen in dem Bewußtsein: Obgleich ich ein hochgelehrter und hochstudierter Theologe bin, so bin ich doch auch nur „ein verlorener und verdammter Mensch" wie alle meine Brüder. Ich habe trotz aller meiner Gelehrsamkeit absolut nichts voraus vor dem ärmsten, unwissendsten Knechtlein in meiner Gemeinde. — Auf solcher gemeinsamen Basis wäre kirchliche Einigkeit sicher nicht allzu schwer zu erreichen.

Da hört aber auch die geistige Knechtschaft, die Unmündigkeit der Glieder und deren Bevormundung auf, die sich die lutherischen Theologen anmaßen über ihre Mitbrüder. Ein solcher in sich gedemütigter Christ schreit und zetert nicht über *Unionismus* und *Glaubensmengerei*, wenn Christen verschiedener Kirchen sich die Bruderhand reichen und zu *einer* schlicht evangelischen Kirche vereinigen, die die alten Sondernamen beiseite setzt, und von theologischen Spitzfin-

digkeiten nichts wissen will. Er wagt auch nicht das „lutherische"*) Abendmahl anderen Christen zu verweigern, weil sie intellektuell die Lehre anders fassen, obgleich sie doch auch nur als arme Sünder im Glauben zu dem Mahl der Gnaden herzukommen und nichts begehren als Vergebung, Leben und Seligkeit im Sühnopfer Christi. Die Breitfläche, Brüder, die Breitfläche ist der feste Grund der Vereinigung, nicht die konvexe Fläche der intellektuellen Seite, die so wenig feste Berührungspunkte darbietet, die immer wieder voneinanderspringen.

"The Inside of the Cup."

Kritik des Romans von W. R. Churchhill.

Von Pastor Th. Munzert.

Dies ist der Titel eines Romans aus der Feder des bekannten, und äußerst gewandten, amerikanischen Schriftstellers Winston Churchill. Das Buch ist ein Versuch zur Lösung des kirchlichen Problems unserer Zeit und, zugleich (wie der auf Matth. 23, 25—28 sich gründende Titel andeutet) eine scharfe Geißelung des heuchlerischen Pharisäertums, das sich auch in der Kirche so oft vordrängt und das große Wort führt, weil es ja die Mittel dazu hat, das aber ebensowenig von Gewissensskrupeln darüber, wie es sein Geld mache, weiß wie die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Jesus so scharf gegeißelt hat. Wie sehr das Buch zeitgemäß ist, dafür ist wohl der beredteste Beweis die einfache Tatsache, daß es seit Mai 1913, wo es zuerst erschienen ist, nicht weniger als 19 Auflagen erlebt hat, meist zwei, und einmal sogar drei Auflagen in einem Monat. Die Public Library hier in Buffalo hat sechs Copien, von denen jede nur auf eine Woche ausgeliehen wird, also nicht erneuert werden kann. Dennoch muß, wer es haben will, seine Applikation darum einreichen und dann warten bis er an die Reihe kommt. Jedermann hier hat es entweder gelesen, oder will es lesen. Verschiedene amerikanische Geistliche haben eine Serie von Sonntagabendpredigten darauf gegründet.

Das Buch erscheint im Verlag der Mc Millan Publ. Co., New York. Der Preis ist $1.50. Zu haben ist es wohl in jeder englischen Buchhandlung.

Nachstehende Arbeit bis zum Nachwort ist im Auftrage der Stadtkonferenz evangelischer Pastoren in Buffalo, N. Y., gemacht und in der Konferenz am 1. Montag im März verlesen worden.

1. Skizze der Geschichte.

Der Held der Geschichte ist ein Geistlicher der Episkopal-Kirche, der nach einer zehnjährigen, erfolgreichen und gesegneten Wirksamkeit,

*) Wie widersinnig, unberechtigt und absolut grundlos schon der Anspruch auf ein „lutherisches" Abendmahl ist und wie energisch er zurückgewiesen werden muß, haben wir in einem Aufsatz dargelegt, den wir schon im Jahr 1908 im Novemberheft veröffentlicht haben.

die ihm die Liebe seiner Gemeinde, wie auch die Achtung der ganzen Stadt Bremerton eingetragen hat, vom Osten unseres Landes an die reiche St. Johns-Gemeinde in einer großen Stadt des mittleren Westens berufen wird, und zwar auf die warme Empfehlung eines reichen Korporationsanwalts und Mitgliedes des Vorstandes der vakanten Gemeinde hin, der in der Gemeinde in Bremerton eine Schwester hat und so gelegentlich eines Besuchs Dr. Hodder, und seine Arbeit, wie auch seine Stellung in der Gemeinde und der Stadt kennen gelernt hat, und ganz von ihm begeistert worden ist. Er ist fest davon überzeugt, daß Dr. Hodder der Mann dazu ist, in jeder Weise den Verlust, den die Gemeinde durch den Tod ihres früheren Pastors, der 40 Jahre lang zu allgemeiner Zufriedenheit sein Amt an St. John verwaltet hat, und für den einen Ersatz zu finden allerdings nicht leicht ist, zu ersetzen, ein Mann von echtem Schrot und Korn, gesund in der Lehre, durchaus konservativ, nicht beleckt von der höheren Kritik, nicht neuerungssüchtig, nicht sozialistisch angehaucht, wie er den behufs Besetzung der Stelle versammelten Kirchenrat versichert, der alle die Qualifikationen in sich vereinigt, die Herr Parr (der reichste, einflußreichste und schwerstzubefriedigende Mann in der Gemeinde) eben genannt habe.

So wird denn Herr Langmaid beauftragt, nach Bremerton zu reisen und Dr. Hodder zu berufen. Seine Bemühungen (die eines gewandten Anwalts) sind von Erfolg gekrönt. Dr. Hodder nimmt den Ruf an, nicht weil er etwa zu wechseln nötig hätte, oder ihn nicht vieles an Bremerton und seine bisherige Gemeinde bände, oder man ihn nicht zu halten suchte, sondern weil er die Kraft in sich fühlte zu größerer Arbeit und ihm die St. Johns-Gemeinde ein Feld, wie er sich's gewünscht, bietet.

Und siehe, er kann sagen mit Caesar: "Veni, vidi, vici!" Er macht sofort einen höchst günstigen Eindruck durch seine ganze Erscheinung und sein Auftreten. Seine Predigten gefallen, und nach Verlauf des ersten Jahres hat er sich die Herzen der ganzen Gemeinde erobert, selbst solcher, die nicht gewohnt sind, in die Kirche zu gehen, weil sie ihnen nichts bietet und als von hinterstelliger Zeit vorkommt, sowohl was ihre Lehren, als auch was ihre Methoden anbetrifft. Selbst Herr Parr, der sehr schwer zu befriedigen ist, und von dessen Befriedigung die Stellung des Pastors abhängt, weil er hauptsächlich die finanzielle Stütze der Gemeinde ist, — selbst Herr Parr ist nicht blos mit ihm zufrieden, sondern scheint großes Gefallen an ihm zu finden, nach den Einladungen, die er an ihn ergehen läßt, und nach der Gemeinschaft, die er mit ihm pflegt, zu schließen. Mit Staunen nimmt die Gemeinde wahr, wie ganz Herr Parr von Herrn Dr. Hodder eingenommen ist, und fragt sich erfreut: Wie hat er es nur fertig gebracht? Ja, was die Gemeinde nicht weiß — er hat es sogar fertig gebracht, Herrn Parr in dem Maße zu gefallen, daß er ihn zum Vertrauten seiner intimsten Familienverhältnisse machte, ihn in die Einsamkeit seines Herzens und Lebens hinabblicken läßt und ihm erklärt, wie es

komme, daß er, wiewohl er einen erwachsenen Sohn, der sein Abgott ist, und eine erwachsene Tochter habe, die er nie recht habe verstehen können, in dem großen, palastartigen Hause so allein wohne.

Trotzdem ist Herr Dr. Hodder nach Verlauf des ersten Jahres seiner Wirksamkeit an St. John nichts weniger, als befriedigt. Er hat das Gefühl, daß bei all seinem Predigen, trotzdem man ihm stets ehrfurchtsvoll und aufmerksamst zuhörte, und manche auch seine Predigten loben, wenig herauskommt, daß sie, faktisch wirkungslos vorübergehen, und daß unter seinen Zuhörern einzelne sind, besonders eine Dame ist, die er nicht überzeugt, in deren Seele unter seinen Predigten sich Zweifel und Widerspruch regen. Das bedrückt ihn und er wagt natürlich darnach, an die ihm anvertrauten Seelen heranzukommen, sie innerlich zu erfassen und — ihnen ein Wegweiser zur Wahrheit, zum Frieden und zum Heil werden, und — die Gemeinde, wenigstens einzelne in ihr, fühlten es ihm ab, daß er eine Botschaft für sie hat, die er an den Mann bringen möchte und dabei doch nicht recht weiß, wie er es tun sollte.

Diese Unsicherheit, die ihm früher gar nicht eigen war, hat ihre verschiedenen Ursachen. Er ist gelegentlich seiner pastoralen Besuche und auf seinen Amtsgängen hie und da auf Dinge gestoßen, die ihm viel zu denken gegeben und ihm die Erkenntnis aufgedrängt haben, daß das kirchliche Leben in der Großstadt, und in der Gesellschaft, in der er verkehrt, wie in der Umgebung, in der er wirkt, voll ernster Probleme ist, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hat. Jene oben genannte Zuhörerin, kommt zu ihm in seine Sakristei, um offen ihm gegenüber ihre Zweifel und Bedenken an manchen Lehren der Kirche, namentlich auch an der Geburt Jesu von einer Jungfrau, auszusprechen, die sie mit ihrer Vernunft nicht vereinigen könne. Er wird gelegentlich eines Besuches „vis-a-vis“ mit der Ehescheidungsfrage gebracht auf eine Weise, die der Lehre seiner Kirche schnurstracks zuwiderläuft, und er sucht den Standpunkt, die Lehren seiner Kirche in beiden Fällen zu verteidigen, aber, was er gehört, läßt doch einen Stachel in seinem Herzen zurück. Er kann die Einwände, die man erhoben hat, so ohne weiteres nicht von sich abweisen. Er kommt auf seinen Gängen durch einen Stadteil, ganz in der Nähe seiner Kirche, in dem das Laster und die Armut und das Elend sich in einer solchen Weise seiner Beobachtung aufdrängen, daß er nicht umhin kann, sich zu fragen, wie eine christliche Gemeinde das ruhig mit ansehen könne, und nichts tun, um Wandel zu schaffen. Er trifft eines Tages in jenem Distrikt auf eine Frau und ihr Kind, einen Knaben von 6—8 Jahren, der ein wahres Jammerbild des Elends ist. Er erfährt, daß, was dem Kind, das früher ein gesunder und allerliebster Knabe und die Freude und das Glück seiner Eltern gewesen ist, fehlt, weiter nichts ist, als gesunde Nahrung und Luft. Er sagt der Mutter, der er in das dritte Stockwerk zu ihrer Wohnung, in der die tiefste Armut ihm sofort in die Augen fällt, nachgefolgt ist, daß das Kind in die Behandlung des Dr. X

gegeben werden sollte, eines berühmten Spezialisten, und er erbietet sich, Dr. X, der ein Kernmensch sei, herbeizurufen. Es kommt der Gatte und Vater hinzu, und, wie er seiner ansichtig wird, bricht der ganze verhaltene Grimm, der sich in seinem Herzen angesammelt hat, wider die Kirche und alles, was mit ihr zusammenhängt, in einem wilden Wutausbruch zutage. Er will keine Hilfe von ihm, dem Priester. Lieber soll das Kind sterben. Der Mutter will das Herz schier brechen. Sie winkt Hodder zu gehen und ihren Mann nicht weiter zu reizen. Da tritt eine hehre, vergeistigte Gestalt, ein alter Herr mit schneeweißem Haar, dem die Güte und das Wohlwollen aus den Augen leuchten, dazwischen und beruhigt den Mann. Dieser alte Herr Bentley, so heißt er — nimmt sich des Kindes an und verspricht, dafür zu sorgen. Während Hodder noch da ist und die Mutter zu trösten suchte, und das Kind wimmert, und die Mutter sagt: Ach, wenn doch nur die Person mit ihrem Klavierspiel und ihrem Singen aufhörte, die daneben wohnt! So lange das Kind noch nicht so krank war, da hat es die Musik gern gehört, aber jetzt kann es sie nicht mehr vertragen. Hodder verspricht, dafür zu sorgen, und geht hin, und trifft — eine Prostituierte, die noch die Spuren vergangener Schönheit an sich trägt, und redet mit ihr und bittet sie, um des Kindes willen, sich des Vergnügens, zu spielen, zu versagen. Er sagt ihr auch, wer er sei und wie er dazu komme, sich einzumischen. Sie kann es trotzdem nicht fassen, und meint, er müsse gekommen sein, um sie zu besuchen. — Er erfährt um diese Zeit, daß der Mann, der Vater jenes Kindes, der den wütenden Ausfall gegen ihn gemacht, vor wenigen Jahren ein kleines Grocery-Geschäft betrieben habe, das gut gegangen sei, und daß er mit seiner Frau und seinem Kinde höchst glücklich gewesen sei, daß er aber dann alle seine Ersparnisse, die er, weil der reiche, und als Finanzier und Kirchen- und Vorstandsmitglied höchst vorteilhaft bekannte Herr Parr daran beteiligt war, in einem gewissen Unternehmen, eine Konsolidation der elektrischen Bahnen, angelegt, verloren habe, demselben Unternehmen, durch das auch Herr Bentley fast alles verloren habe, was er besaß, und auch viele andere, von dem aber Herr Parr sich beizeiten zurückgezogen und durch ein schlaues finanzielles Manöver unendlich zu bereichern verstanden habe. Er erfährt, daß es so mit dem armen Menschen schnell abwärts gegangen sei, er auch sein Geschäft verloren habe, und, verbittert, wie er war, keine Arbeit habe finden können und so mit den Seinen habe hungern müssen. Der Mann verschwindet kurz hierauf und man findet später seine Leiche.

Hodder vernimmt ferner, daß jene Prostituierte die Geliebte von Parrs Sohn gewesen sei, der sie habe heiraten wollen, was aber Parr hintertrieb dadurch, daß er sie aufsuchte und mit $3000 abzufinden wußte, weil sie ihrem Geliebten nicht schaden wollte. Aus Rücksicht auf ihren Geliebten sei sie nach einer andern Stadt verzogen, aber bald wieder, da sie's nicht aushalten konnte und auch die Ungerechtigkeit der Zumutung Parr's fühlte, zurückgekommen und dann schnell, von Stufe

zu Stufe immer tiefer ins Laster gesunken. Hodder erfährt so, daß alle diese Armen, und Gott weiß, wie viele andere Opfer Parrs sind und seiner Habsucht, wie auch, daß Parr die meisten Häuser in dem Distrikt eignet und reichen Gewinn davon hat und — ihm nie der Gedanke kommt: "olet!"

Hodders Unterredungen mit Gliedern seiner Gemeinde über die Lehrsätze seiner Kirche haben seinen Glauben ernstlich erschüttert. Er, der bis dahin ängstlich den profanen Wissenschaften und der höheren Kritik aus dem Wege gegangen ist, fühlt, daß er sich mit den neueren und neuesten Errungenschaften der Wissenschaft vertraut machen und auseinandersetzen muß, um sich seinen Glauben zu erhalten und um den Argumenten, die ihm entgegengestellt werden, begegnen zu können. Er geht in die öffentliche Bibliothek und lernt dort den Bibliothekar kennen, der ein auf allen Gebieten beschlagener Deutscher ist, welcher ihm als Wegweiser dient, sodaß er mit einem ganzen Pack neuester theologischer und sozialer Werke beladen herausgeht, in die er sich nun in seinen Mußestunden vertieft. Das Resultat ist, daß er fühlt, als ob ihm der Boden unter den Füßen weiche, und daß ihm alle Freudigkeit an seinem Berufe abhanden kommt. Schon hat er seine Siebensachen gepackt, um zunächst in die Ferien zu gehen, irgendwohin, wo er allein sein und das Gleichgewicht seiner Seele wieder finden kann. Doch ehe er geht, hat er mit seinem Gehilfen, einem alten Schotten, der wenig sagt aber offenbar viel denkt, und der durch seine stille Berufstreue Hodder des öfteren schon Achtung abgenötigt hat, eine Unterredung, aus der hervorgeht, daß McCrea ihn im Stillen beobachtet hat, und mit ihm sympathasiert; ja, ihm zu verstehen gibt, daß er sich der Hoffnung hingebe, daß er, Hodder, tun werde, wozu er, wie wohl er es längst für notwendig erkannt, nicht das Zeug habe. Das Resultat dieser Unterredung ist, daß Hodder in der Stadt bleibt (trotz der dringenden Einladung, die ihm Mr. Parr hat zugehen lassen, zu ihm ans Meer zu kommen und seine Vakanz mit ihm auf seiner Yacht zuzubringen), aber er amtiert nicht, wohl aber verkehrt er viel mit Herrn Bentley und einer seine Gehilfinnen, wie auch mit jenen Unglücklichen, die er mit hat retten helfen. Er gewinnt das Vertrauen jener Prostituierten, der er um diese Zeit in einem Restaurant an einem Abend, wo sie zum Sterben hungrig ist, eine gute Mahlzeit, alles, was sie essen und trinken will, kauft, selbst den besten teuersten Champagner, nachdem es sie gelüstet — so daß sie ihm ihr ganzes Herz ausschüttet, die ganze Geschichte ihres Falles erzählt. Er lernt in dieser Zeit auch die Tochter Parrs kennen, und beide fühlen sich zu einander hingezogen und tauschen ihres Herzens Gedanken über die kirchlichen und sozialen Probleme, die sie umgeben aus, und das Resultat der langen Vakanz ist, daß Hodder, der sich bereits mit dem Gedanken getragen hat, sein Amt aufzugeben, sich vornimmt, im Amt zu bleiben und den Kampf für seine gewonnene Ueberzeugung aufzunehmen.

2. Kritik des Buches.

Das Buch ist ein ungemein interessant, hinreißend interessant geschriebenes Buch, das sich der Lösung einer brennenden Frage der Gegenwart zur Aufgabe gestellt hat, die Lösung des kirchlichen Problems unserer Zeit — der Verfasser ist offenbar kein Feind, sondern vielmehr ein Freund der Kirche, der sie lieb hat, und die Stelle wieder einnehmen sehen möchte, die sie einst in der Vergangenheit eingenommen hat,, und von Gottes- und Rechtswegen einnehmen sollte, aber leider aus verschiedenen Gründen nicht mehr einnimmt.

Er nennt die Mängel und Gebrechen, die die Ursache davon sind, daß sie die Macht auf die Massen verloren hat — zum Teile. Er sieht sie teilweise darin, daß sie hinterstelliger Zeit geblieben ist, daß sie nicht Schritt gehalten hat mit dem Fortschritt in der Erkenntnis, den die Welt gemacht hat, daß sie sich ängstlich ablehnend gegen denselben verhält, mit bornierter Zähigkeit an Dingen festhält, die unhaltbar geworden sind, daß sie sich mit Dogmen herumschlägt, für die das Geschlecht unserer Zeit einfach kein Verständnis mehr hat, und daß sie darum auch an die Herzen der Massen nicht mehr herankommt. Er sieht sie (die Mängel und Gebrechen der Kirche, die an dem Verlust ihres Einflusses die Schuld tragen) ferner darin, daß die Leute, die zu ihr gehören, von dem Geist des Herrn und Stifters der Kirche, keine Spur in sich haben, daß sie durch ein solches System, durch Kindertaufe und Konfirmation, in sie hereingekommen sind, ohne von der Wahrheit, zu der sie sich bekennen, durchdrungen und von ihrem Geist berührt zu sein, wie ferner darin, daß die, die das große Wort in ihr führen, die sind, die sie finanziell stützen, und die doch durch die himmelschreienden Ungerechtigkeiten, deren sie sich infolge ihres Mammonsgeistes schuldig gemacht haben, die, die draußen sind, draußen halten und die Besseren, die drin sind, hinaustreiben.

So sehr viel Wahres nun aber auch, ohne allen Zweifel, an dem, was der Verfasser an der Kirche auszusetzen findet, sein mag, so hat er doch meines Erachtens die Hauptursache des gegenwärtigen Zerfalls der Kirche nicht erkannt. Die scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß die Welt trunken geworden ist von ihrem Wissen und darum in ihrem Dusel glaubt, über die Wahrheit und Weisheit, wie sie in Gottes Wort enthalten ist, erhaben zu sein. Infolge ihres Fortschrittes in der Erkenntnis sodann, der sich ja hauptsächlich auf die materielle Welt beschränkt, und in dieser besonders so gewaltige Umwälzungen hervorgerufen hat, die die ganze Gestalt des Lebens verändert und das ganze Augenmerk auf sie gerichtet haben, sind die Menschen materiell geworden in ihrem Sinn, ist der Gott, den sie anbeten, der Mammon geworden und das, was man mit ihm kaufen kann, und hat man über dem Streben nach diesen Dingen, die den Himmel auf Erden ausmachen, wenig Verlangen mehr nach dem Himmel. der droben ist. Das, was sichtbar ist, hat das, was unsichtbar ist, aus dem Gesichtskreis der Menschen verdrängt. Und die Zeitungen, die täglichen und die sonntäglichen, die, ehe sie noch

trocken und kalt sind, wie heiße Semmeln ergriffen und verschlungen werden, die sorgen dafür, (wieder um des elenden Mammons willen), daß das arme Volk gar keine Zeit zur Besinnung auf etwas Besseres bekommt.

Es mag sein, daß es hier und da Leute gibt, die in der Kirche die große Rolle spielen, die besser draußen wären, als drinnen sind, oder die doch besser im Hintergrunde blieben, aber so ist es denn noch lange nicht überall. Es mag sein, daß es hie und da solche gibt, die nicht mehr in die Kirche gehen, weil sie nicht mehr an die Bibel glauben, in der Dinge sind, die sie mit ihrer Vernunft nicht vereinigen können, aber doch gewiß nur darum. weil sie sie nicht verstehen. Aber das sind denn doch triviale Einwendungen gegen Dinge, auf die doch niemand in der Kirche besonders Gewicht legt, oder gar das Eine davon abhängig macht.

Es mag sein, daß es hier und da Kirchen und Kirchengemeinschaften gibt, die auf trockene und veraltete Dogmen Gewicht legen, aber ich bezweifle, daß das die Ursache ist, weßhalb die Massen nicht mehr in die Kirche gehen. Es ließe sich vielleicht eher das Gegenteil beweisen und zeigen, daß es gerade diese Kirchen sind, die ihre Leute halten. Eher scheint mir die Ursache darin zu liegen, daß man geglaubt hat, um die Massen halten zu können, ihnen allerlei Neues, Interessantes und Sensationsvolles bieten müssen, darin, daß man alles Mögliche auf die Kanzel gebracht hat, und nicht das Brot des Lebens,, und zuletzt aber nicht zum mindesten darin, daß wir, wir Pastoren, vielfach stumme Hunde geworden sind, die nicht mehr bellen und Lärm schlagen, wo wir Lärm schlagen sollten.

Der Held der Geschichte, Dr. Hodder, ist eine erfrischende Gestalt, ein ganzer Mann, der durch die Erfahrungen und Beobachtungen, die er in der Großstadt machte, fast dahin kommt, daß er sein Amt aufgibt, hart am Scheidewege jedoch zu dem Entschluß gelangt, auf seinem Posten, komme, was da wolle, auszuharren, und für die von ihm gewonnene Erkenntnis und Ueberzeugung mit Daranwendung von allem einzutreten, und der dann das ahnte und sich dadurch viele, die ihm ehedem gewogen waren, entfremdete, aber dafür auch anderseits wieder die Achtung und Freundschaft vieler, die sonst der Kirche ablehnend gegenüberstanden, gewinnt. Aber gerade hier läßt uns der Verfasser im Stich, indem er das Schicksal Hodders in der Schwebe läßt. Gerade darin liegt die Schwäche des Buches. Aber vielleicht wollte der Verfasser nicht sagen, was —— er nicht sagen konnte und ist er darum zu entschuldigen.

So schätzenswert dieser Versuch eines Laien ist, ein Problem von so großer Tragweite zu lösen, so unbefriedigend ist es auch.

3. Nachwort.

Schade, daß sich ein Mann von der Begabung des Verfassers nicht noch ein wenig tiefer, eingehender und ernster auf diese so überaus wichtige und so tief ins Volksleben eingreifende Frage eingelassen hat, und

daß er seine so ernste Geschichte mit einem Liebeshandel, der Verlobung Hodders mit Miß Parr enden läßt, so daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß ihm doch mehr als das Loos des Volks und der Kirche, der Erfolg und Absatz seines Buches und der damit verbundene Gewinn bei seiner Abfassung am Herzen gelegen hat.

Ich habe oben auf die Vermaterialisierung des ganzen gegenwärtigen Geschlechts hingewiesen, die die ganz natürliche und unausbleibliche Folge des ja überwiegend auf die materielle Welt gerichteten Denkens der geistigen Führer unserer Zeit ist. Ich möchte dem, was ich oben gesagt und der Buffaloer-Stadtkonferenz unterbeitet habe, noch einiges hinzufügen, in der Hoffnung, daß vielleicht der eine oder der andere der lieben Amtsbrüder dadurch angeregt wird, weiteres Licht in das Dunkel dieser so wichtigen Frage zu bringen.

Eine weitere Hauptursache des Zerfalls des kirchlichen und religiösen Lebens unserer Zeit scheint mir die geradezu schreckliche Vernachlässigung der Jugenderziehung zu sein. Wenn irgendwo, so scheint mir, ist hier der Punkt wo alle Hebel angesetzt werden sollten, um eine Aenderung und Besserung der Dinge herbeizuführen, die der Sache auch wirklich auf den Grund geht.

Ich bin mit den Verhältnissen, wie sie drüben in Deutschland liegen, nicht vertraut genug, um mir ein Urteil darüber zu erlauben, aber ich glaube doch nicht weit irre zu gehen, wenn ich annehme, daß die traurigen Früchte, die der Unglaube und der Sozialismus drüben gezeitigt haben, z. B. in Berlin und auch an anderen Orten, gar nicht möglich wären, wenn der Unglaube, der auf den Hochschulen und auf den Gassen das große Wort führt, nicht auch in die Volksschulen eingedrungen wäre und die Herzen der Lehrer, vieler wenigstens, ergriffen hätte, und daß es somit drüben an einem Lehrerstand vom alten Schrot und Korn fehlt, der nicht bloß das nötige Wissen besitzt, sondern auch das Herz auf dem rechten Fleck hat und sich der Wichtigkeit und Verantwortlichkeit seines Berufs lebendig bewußt und von der Erkenntnis durchdrungen ist, daß die Kinder, die er vor sich hat und deren Charakter er zu modeln hat, und in dessen Leben er bestimmend einzugreifen berufen ist, nicht blos einen Verstand haben, der bildungsfähig ist, sondern auch ein Herz und einen Willen, und das Herz und Willen in die rechten Bahnen zu leiten unendlich viel wichtiger ist, als den Verstand einseitig zu bilden. Ja, ich glaube nicht weit irre zu gehen, wenn ich behaupte, daß was unserer Zeit hüben und drüben fehlt, solch ein Lehrerstand ist, der von dem Geiste wahrer Frömmigkeit und Liebe durchdrungen, der Jugend wieder einen Charakter aufprägt.

Doch wir haben es ja hier nicht mit Deutschland, sondern ausschließlich mit Amerika zu tun und den Verhältnissen, wie sie hier liegen, wenn auch nach dem Grundsatz: Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit, das kirchliche Schicksal Deutschlands uns als solchen, die drüben geboren sind, oder von drüben gebornen Eltern ab-

stammen, nicht gleichgültig sein kann, sondern uns alle auf das tiefste mit berührt.

Was nun die Erziehung der Jugend hierzulande anbetrifft, wenigstens die religiöse, so kann wohl kaum ein Zweifel daran bestehen, daß sie geradezu im Argen liegt. Unsere religionslose „öffentliche Schule," was immer auch zu ihren Gunsten als des Hauptborts der Freiheit und wegen ihrer Leistungen auf intellektuellem Gebiet gesagt werden mag, ist eine grobe unverantwortliche Versündigung an den Kindern, die ihr anvertraut werden, weil sie die Seele, den wichtigsten Teil der menschlichen Persönlichkeit, ganz aus dem Auge läßt und so das Kind nicht für den Hauptzweck, zu dem es da ist, für Gott, erzieht, in dem es allein Genüge finden kann, und damit zugleich für die Kämpfe und Versuchungen des Lebens, in denen sich sein Charakter zu bilden hat, so ausrüstet, daß es als Sieger aus denselben hervorzugehen vermag.

Aber haben wir nicht die Sonntagschule? Die Sonntagschule? Was ist die anders, als, aller Agitation der Freunde und Befürworter derselben zum Trotz, ein jammervoller Notbehelf. Was kann sie auch, angesichts der kurzen Zeit, die ihr wöchentlich zur Verfügung steht und der unkompetenten Kräfte, über die sie verfügt, mehr sein? Daß dies kein ungerechtes Urteil ist, das beweist die Tatsache, daß unsere angloamerikanischen Kirchen, die bisher die stärksten Befürworter der Sonntagschule gewesen sind, wo sie die Mittel dazu haben, eine nach der andern, neben dem Hauptgeistlichen, noch einen zweiten Geistlichen anstellen, dem der religiöse Unterricht untersteht. Aber was ist das wieder anders, als ein kümmerlicher Notbehelf. Die Aufgabe dieses soll es sein, die Lehrer und Lehrerinnen für ihr Amt an der Sonntagschule auszurüsten. Das ist ja schön und gut; aber kann dadurch eine Jahre lange systematische Vorbereitung, wie sie ein Lehrer, wenn er tüchtig sein sollte, nötig hat, ersetzt werden? oder ein Dilettant oder eine Dilettantin einen Lehrer von Fach ersetzen? Nimmermehr! Und wenn sie es könnten, so kann doch auch der beste Lehrer in einer Stunde wöchentlich nicht leisten, wozu mindestens 5—6 Stunden nötig sind.

Nur ein täglicher, systematischer, gründlicher Unterricht in der Religion von berufener Seite kann den Schaden, den die Kirche sich selbst zugefügt hat damit, daß sie sich die Erziehung der Jugend hat nehmen lassen, wieder gut machen. Und auch dazu gehören viele Jahre treuer, unermüdlicher Arbeit, wie auch große Opfer an Geld. Wird die Kirche das erkennen lernen und solche Opfer zu bringen bereit sein? Wehe ihr, wenn sie es nicht tut. In dem Fall ist sie verloren. Doch davon kann keine Rede sein. Kommt Zeit, kommt Rat. Die Kirche des Herrn hat die Verheißung, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwinden sollen. Die Not der Selbsterhaltung wird zuletzt die Kirchen aller Denominationen zwingen, statt ihre Kraft und Mittel zu verschwenden und zu verklempern, bis auf diesen einen Punkt zu konzentrieren und eine gründliche Reform, nein, mehr als das, eine religiöse Umgestaltung, Erneuerung, Wiedergeburt herbeizuführen.

Das sind so einige flüchtig hingeworfene Gedanken, die keinen Anspruch darauf erheben, diese so wichtige Frage auch nur von ferne zu lösen, aber doch Anregung geben möchten zu ernstem Nachdenken über dieselbe und zu einem Gedankenaustausch über sie.

Die Religion der Zukunft.

Unter der obigen Ueberschrift hat Dr. Charles Eliot, der gewesene Präsident der Harvard Universität in Boston und zur Zeit Präsident der Generalkonferenz der Unitarier in den Vereinigten Staaten, ein Pamphlet herausgegeben, worin er sich die vorherrschende Religion der Zukunft zurechtschmiedet. Das ist ein Pläsierchen, welches sich ja jedermann erlauben darf, der daran seinen Gefallen findet. Es scheint aber, daß es fast ausschließlich die Apostel des Unglaubens oder die Christusleugner sind, welche sich mit dieser müßigen Frage abgeben. Gläubige Christen haben keinen Anlaß, darüber viel Zeit zu verlieren. Sie finden genug in der Lehre Jesu Christi und in der göttlichen Kraft, welche seinen Worten innewohnt, um ihr Herz völlig zu befriedigen und ihre intellektuellen Fähigkeiten vollauf zu beschäftigen. Sie haben nicht den geringsten Zweifel daran, daß die reine Lehre des Evangeliums über alle menschliche Philosophie den Sieg davontragen wird. Kein noch so großer Fortschritt des menschlichen Wissens wird die Weisheit Jesu Christi jemals überragen. Im Laufe der Weltgeschichte wird ein System der Philosophie das andere modifizieren und verdrängen. Aber wenngleich Himmel und Erde vergehen, so werden die Worte Christi nicht vergehen.

Und welch ein jämmerliches Zukunftsbild der Religion ist es, welches der gelehrte Vertreter des Unitarianismus uns vormalt! Die moderne Theologie maßt sich in ihrem Gelehrtenstolz eine Sicherheit und Unfehlbarkeit an, welche die päpstliche Unfehlbarkeit weit in den Schatten stellt. Wie verächtlich reden ihre Vertreter vom „Dogma"! Und doch, wo findet man den dogmatischen Geist stärker ausgeprägt, als in ihren stolzen Worten von der maßgebenden Geltung des „wissenschaftlichen Denkens!"

Was sind nun die Hauptzüge der „Religion der Zukunft," wie Dr. Eliot sie zeichnet? Nun, der „Independent" skizziert sie etwa wie folgt: Dr. Eliot beginnt (1.) mit der Bemerkung, daß sich die theologische Wissenschaft in den letzten hundert Jahren bedeutend verändert hat. Die Wissenschaft auf dem Gebiete der Geologie und der Biologie läßt heute die Geschichte von der Weltschöpfung im 1. Buch Mose zwar als eine wertvolle religiöse Erzählung, eine Art Dichtung, aber nicht als tatsächliche Geschichte gelten. „Heute denken wir," sagt er, „nicht so sehr von Gott als dem Schöpfer, der, nachdem er die Welt geschaffen hat, sie ihren Lauf nehmen läßt, wir stellen ihn uns vielmehr als den Gott vor, der innerhalb der Natur ewig herrscht und in derselben sich offenbart." Zu seinem Gottesbegriff gehört ferner

(2.) die Lehre von Gottes Allvaterschaft. Mit dem Wachstum der Demokratie haben wir so ziemlich aufgehört, von Gott als einem König in seinem Reiche zu denken, sondern er ist vielmehr der Vater seiner Kinder. „Die moderne Welt," sagt er, „achtet viel weniger als es früher der Fall war, auf Glaubensbekenntnisse und das Dogma. Sie interessiert sich mehr für praktische Religion als für die Lehrsätze der Theologie. Es kommen heutzutage keine Kirchenverhöre wegen Häresie mehr vor."

(3.) Das nächste Zeichen der Religion der Zukunft ist, daß das Wunder davon ausgeschlossen sein wird. „Die Männer der Wissenschaft," sagt er, „haben heute wenig Glauben an magische Kräfte oder Wunder. Unser Glaube hängt heute nicht so viel von den Wundern der Schrift ab, wie das bei unseren Vorfahren der Fall war. Und einige dieser Wunder sind uns eher ein Hindernis als eine Hilfe. Aber die moderne Kritik und die moderne Wissenschaft haben uns geholfen, uns über die Wunder hinwegzusetzen."

(4.) Als ein viertes Merkmal, welches die Religion der Zukunft auszeichnen wird, führt Dr. Eliot den Geist der brüderlichen Hilfe in der Gesellschaftsordnung an. Er ist aber redlich genug, um zuzugestehen, daß diese schöne Frucht nicht der Einwirkung der modernen Wissenschaft noch der modernen Kritik zuzuschreiben ist, sondern aus der biblischen Lehre von der Vaterschaft Gottes und der Bruderschaft der Menschen hervorgegangen ist. In dieser Verbindung verherrlicht Dr. Eliot den Einfluß Jesu und sagt, daß „seine Lehre sich als die unsterbliche Wurzel alles dessen erwiesen hat, was seitdem er lebte, in der Geschichte der Menschheit von höchstem Wert gewesen ist." Wir sehen aber, daß Dr. Eliot hier Jesum bloß als einen sterblichen Menschen verehrt, der zwar einmal in Palästina lebte, aber längst im Grabe liegt.

Man gelangt zum Kern der Darstellung dieses Unitariers, wenn man an seine Definition von der sogenannten „Religion der Zukunft" kommt. „Sie ist," sagt er, „eine Form des Christentums, welche die Freiheit der Autorität vorzieht; sie sieht in den Kräften und Prozessen der Natur weder Götter noch Dämonen; sie vergöttert keine menschlichen Wesen (hier bezieht er sich offenbar auf Jesum); sie hat keinen Raum für irgend welche Sühnopfer oder stellvertretende Leiden; sie befreit den Menschen von seiner unvernünftigen Furcht und beruht auf Vernunft und Hoffnung; sie wird zwar Seelsorger und Prediger, aber keine vermittelnden Priester haben." Zum Schlusse sagt er: „Die Kirche der Zukunft wird die Persönlichkeit Jesu je länger je mehr verehren, und die außerordentliche Beschaffenheit seiner Lehren, welche sich während der letzten neunzehn Jahrhunderte durch ihre historischen Wirkungen bewährt haben, bewundern."

Die „Zukunftsreligion" der Menschheit wird also, nach Dr. Eliot, nicht die christliche Religion sein. Er wagt es auch nicht, sie so zu nennen. Er könnte das nicht tun und ehrlich sein. Und wenn er es auch täte, so wäre es ein entleertes Christentum, das er der Welt anpreist.

Es wäre nicht „das Christentum Christi." Denn Dr. Eliots fabrizierte Religion beruht nicht auf göttlicher Offenbarung, sondern auf der wechselvollen und ungewissen Weisheit der Menschen. Sie ist eine reine Vernunftreligion, welche nicht auf dem Glauben an einen göttlichen Heiland beruht, der uns mit seinem eigenen Blut auf Golgatha erkauft hat, „begraben wurde und am dritten Tage auferstanden ist von den Toten und gen Himmel gefahren, sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten," sondern sie beruht auf einer blinden „Hoffnung," die weder Grund noch Anker hat, und so wenig Substanz hat wie der Nebel, den die Sonne verscheucht. Sie ist eine Religion, welche keine höhere Autorität kennt als den Eigendünkel des einzelnen Herzens. Sie ist der reinste Egoismus, welcher bekennt, keine Menschenvergötterung zu treiben, und doch sich selbst vergöttert. Alle höhere Autorität von sich abweisend, erhöht sie die Willkür der eigenen Vernunft zu ihrer Göttin.

Es ist die Stimme der alten Schlange, die aus dieser „Zukunftsreligion" herausklingt. „Macht euch los von aller Autorität, dann werdet ihr sein wie Gott." Der Psalmist schon hat diese „Zukunftsreligion," welche keine Autorität anerkennen und Gottes eingeborenen Sohn vom Throne reißen will, gekannt, als er schrieb: „Warum toben die Heiden und reden die Leute so vergeblich? Die Könige im Lande lehnen sich auf und ratschlagen miteinander wider den Herrn und *seinen Gesalbten*: Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile. Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Habe ich doch *meinen König* eingesetzt auf Zion, meinem heiligen Berge! .... Du bist *mein Sohn*, heute habe ich dich gezeuget! Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der *Welt Enden zum Eigentum*."

Dr. Eliot hat seine selbst-erdachte Religion weislich nicht als die Religion der *Gegenwart* bezeichnet, sondern ihre Verwirklichung in die unbestimmte *Zukunft* verlegt. Dort, in nebelhafter Ferne, wird sie auch bleiben, wenn ihre gegenwärtige Stärke und ihr Wachstum (?) als Maßstab ihrer zukünftigen Entwickelung angesehen werden darf. Der maßlose Egoismus dieser selbstberufenen Religionspropheten und Apostel des Unglaubens angesichts des stetigen Wachstums des evangelischen Christentums und des stetigen Rückgangs des Unitarianismus übersteigt in der Tat alle Begriffe. Man blicke nur auf den erstaunlichen Fortschritt des Christentums in der modernen Heidenwelt als direkte Frucht der Missionsarbeit der evangelischen Kirchen, und schaue dann auf den schwindenden Einfluß des Unitarianismus und auf seinen fast gänzlichen Mangel an jedweder Missionstätigkeit, und man wird sich über die Maßen darüber verwundern, wie diese Leute den Mund so voll nehmen können.

Nach der letzten Religionsstatistik zählten die Unitarier im Jahre 1912 in den Vereinigten Staaten 533 Prediger, 492 Kirchen und 70,542 Kommunikanten. Und im Jahre 1913 lautete die Statistik wie

folgt: 527 Prediger, 476 Kirchen und 70,542 Kommunikanten. Also in der Zahl der Prediger eine Abnahme von 6, in der Zahl der Kirchen eine Abnahme von 16 und Zuwachs an Gliederzahl 0. Und diese Leute wollen uns glauben machen, daß ihre Religion die zukünftige Weltreligion sein wird!! („Der Christliche Apologete.")

Christlicher Sozialismus.

Von Pastor F. Schär.

Wie fast jedes Zeitalter seine Schlagwörter hatte, ist auch in unsern Tagen eins laut geworden: christlicher Sozialismus. Er geht natürlich nur in christlichen Kreisen um, denn der eigentliche Sozialismus verbittet sich den Anhang „christlich," weil er weiß, daß es so etwas nicht geben kann für seine Forderungen. Das sollten die sozialistisch angehauchten christlichen Kreise auch wissen, denn der Inhalt der christlichen Religion ist „D i e n st" und „L i e b e," zwei Dinge, die der Sozialismus nicht kennt. Wozu gebrauchen christliche Kreise überhaupt dem gottlosen Sozialismus angeblich menschenfreundliche Ideen zu entlehnen, die in sich eine Lüge sind, da doch die christliche Religion nicht nur sporadisch, sondern als ganzes weiter nichts will, als zeitlich und ewig beglücken. Und das ist etwa nicht nur ihre gute Absicht, sondern sie allein ist imstande, die Absicht zu verwirklichen. Man braucht nur nach dem Heilandswort zu leben: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst," dann ist die Sache gemacht. Doch da höre ich den Einwand: Wo geschieht das und wer kann das? Wenn das nicht möglich ist, dann lasse man die Finger von dem christlichen Sozialismus, denn was in ihm berechtigt ist, kann nur seine Verwirklichung in dem erfüllten Heilandswort finden.

Wie wahr es ist, daß es einen christlichen Socialismus nicht geben kann, erkennt man leicht aus den schriftlichen Abhandlungen christlich-sozialer Propaganda. Sie alle spannen das Pferd hinter den Wagen statt davor und stellen Forderungen in den Vordergrund, die in der christlichen Religion kaum erwähnt werden — Essen und Trinken. Trotzdem der Heiland sagt: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein." Oder: „Der Mensch lebt nicht davon, daß er viele Güter hat," klingt es durch ihre Schriften hindurch, als ob man die Seligkeit eressen und ertrinken könne. Sie scheuen sich sogar nicht, Bibelstellen eine Deutung zu geben, die sie nicht haben, nur um die Leute glauben zu machen, daß Besitz Diebstahl ist. Von rabiaten Sozialisten ist das zu begreifen, denn sie fürchten keinen Gott und keinen Satan, aber christlich Soziale sollten das Bibelwort anders behandeln. Wie kann man z. B. die im ersten Gebot bemerkte Ausführung aus dem Diensthause Aegyptens so deuten, daß Gott nur ein Gott der Sklaven, Unterdrückten, Enterbten und nicht auch ein Gott der Könige und Reichen sein könne. Es kommt doch gewiß nicht auf die soziale Stellung an, die man einnimmt, sondern darauf, wie man sie ausfüllt. Hat Abrahams großer Reichtum an Vieh,

Gold und Silber und die Tatsache, daß er 318 in seinem Hause geborene Knechte hatte, ihn zu einen Gottverlassenen gemacht? Hat der Segen Isaaks auf Jakob, der ihm Völker zu Füßen legt, diesen zu einem Gottverworfenen gemacht mit der Zuwendung des Segens? War das Bekenntnis Labans, daß Gott ihn um Jakobs willen gesegnet habe, eine sogenannte fromme Lüge? Zu welch einem Verworfenen muß da Jakob selbst geworden sein durch den gewaltigen Reichtum, den er im Dienste Labans erworben. Oder sind die Mitteilungen der Bibel, wonach Frommen Reichtum an irdischen Gütern als ein besonderer Gottessegen zugewendet wurde, eine beabsichtigte Lüge? Und nun die Könige. Die Bibel erzählt, daß wenigstens zwei, Saul und David, durch den Propheten Samuel, einen Knecht Gottes, gekürt wurden. Salomo geschah dasselbe, als er zum Erbauer des Tempels ausersehen wurde. Und was meint die Bestätigung des Hauses Davids im Besitz der königlichen Würde? Zeigt das, daß eine über andere erhabenere soziale Stellung schon an sich das Weggeworfensein seitens Gottes in sich schließt?

In der Bezeichnung „Guter Hirte" sieht derselbe Schriftsteller als erste Aufgabe des guten Hirten die Sorge für Essen und Trinken. Ist das korrekt, dann war Jesus nicht der gute Hirte, denn nachdem er in der Bergpredigt alles, was man unter diesen Begriff zusammenfassen kann, genannt hat, sagt er: „Nach solchem allen trachten die Heiden. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Was aber das Reich Gottes ist, darüber läßt uns die Bibel auch nicht im Dunkeln, sie sagt: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist."

In den Seligpreisungen nach Luk. 6, 20 sieht er den Klassengegensatz zwischen Reich und Arm, wie der Sozialismus ihn darstellt. Da es in Matthäus heißt „sind," in Lukas „seid," ist das Seligsein doch ein bereits vorhandener Zustand. Die Armen, Weinenden, Gehaßten sind also trotzdem selig, also viel besser dran als die mit dem Wehe belegten Reichen und Satten. Ist es deshalb angängig, die Seligpreisungen mit äußerlicher Armut oder äußerlichem Reichtum in Verbindung zu bringen? Aeußerlicher Reichtum scheint ihm nur möglich, wenn man sein Haus mit Sünden bauet und seine Gemächer mit Unrecht, wenn man seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt und gibt ihm seinen Lohn nicht. Aus dem Worte: „Die Erde ist des Herrn" und den auf Landbesitz und Zinsnahme vorgesehenen Verordnungen im fünften Buch Mose wird gefolgert, daß das Land Volksbesitz im kommunistischen Sinne bleiben solle. Tatsache ist jedoch, daß es dadurch als Familienbesitz erhalten bleiben soll. Das Nichtzinsnehmen, Hypotheken, u. s. w. ist doch wohl leicht verständlich in folgenden Worten erklärt 3. Mose 25, 14: „Wenn du nun etwas deinem Nächsten verkaufst, oder ihm etwas abkaufst, soll keiner seinen Bruder übervorteilen, sondern nach der Zahl vom Halljahr an, sollst du es von ihm kaufen, und was die Jahre hernach tragen mögen, so hoch soll er dir's verkaufen. Nach der Menge der Jahre sollst du

den Kauf steigern und nach der Wenige der Jahre sollst du den Kauf ringern, denn er soll dir's, nachdem es tragen mag, verkaufen." Wer daraus das Verbot der Zinszahlung folgert, mag es tun, Tatsache bleibt, daß die erwartete Frucht bis zum Halljahr jedenfalls beides einschloß, Kapital und Zinsen, wenn auch nur spekulativ. Mißernten drückten freilich nur den Wohltäter. Das bleibt jedoch eine selbstverständliche Erwartung, daß zwischen wirklichen Christen eine wirkliche Not nicht durch ein verzinsliches Darlehen, sondern durch eine freie Gabe gehoben werden sollte. Ein Mißbrauch solcher Gesinnung ist da ausgeschlossen.

Hier wird die Frage gestellt: „Welcher Prediger hat heute den Mut, aufzutreten wie jene (die Propheten) gegen die Wucherer und Mammonsdiener in seiner Gemeinde? Eine Predigt zu halten wie Amos 8? Und Forderungen zu stellen wie Nehemia?" Ei, warum denn nicht? Der Fragesteller darf nur nicht erwarten, daß man seiner Anschauung über Wucher und Mammonsdienst zustimmt. Wenn freilich der über das Notwendige hinausgehende Besitz Diebstahl ist, dann hätten wir keine christlichen Gemeinden mehr und wohl auch keine Aussicht, solche zu gründen. Ich fürchte sogar, daß die allermeisten Pastoren unter das Wort kämen: „Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Arge, und dann siehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest."

Damit kein Mißverständnis über Reichtum aufkommen kann, heißt es in der christlich-sozialen Schrift: „Wehe, euch Reichen!" Und dabei macht er noch nicht einmal einen Unterschied zwischen moralisch guten oder schlechten Reichen, deutet auch mit keiner Silbe an, wie groß der Reichtum sein muß, um unter sein Wehe zu fallen! Aber ebenso wenig macht er einen Unterschied zwischen würdigen und unwürdigen Armen; predigt auch den Armen nirgends Geduld, oder macht auch nur mit einer Silbe das Zugeständnis, daß Armut eine Verordnung Gottes sei! Der Verfasser stellt also die Reichen, oder vielmehr die Besitzenden in Bausch und Bogen unter das „Wehe," und die Armen ebenso allgemein unter das „Selig."

Nun entsteht die Frage: Hat der Herr Jesus, als er den Haushalter selig preist, der dem Gesinde ihr Gebühr zu rechter Zeit gibt, gottwidrige Verhältnisse einfach akzeptiert, oder sie als gottgewollt stillschweigend hingenommen? Da es nach der Schrift schon vor dem Sündenfall Fürstentümer gegeben hat und auch nach der Schrift die Klarheit oder Herrlichkeit der Seligen verschieden sein wird, wie die von Sonne, Mond und Sterne, so dürfen wir annehmen, daß auch das gottgewollt ist, daß Arme und Reiche beieinander wohnen sollen, und Arme immer der Schmuck der Erde sein werden. Was Gott aber außerdem gewollt hat, ist das Feld für Liebe und Dienst, denn er läßt uns sagen: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes." Wo wollten und sollten wir mit der Liebe hin, wenn nicht Unterschiede in den Existenzverhält-

nissen wären? Konnte doch nicht einmal Gott in der Selbstliebe verharren, sondern schuf eine Welt, die er lieben wollte. Und der heilige Gottessohn, was sagt er? „Des Menschensohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. Ja, die ganze Schöpfung ist auf Dienst eingerichtet, vom Kleinsten hinauf zum Größten und vom Größten herunter bis zum Kleinsten. Und in der Tat, das wirkliche Leben verlebt sich nicht im Nehmen, sondern im Geben, nicht im äußerlichen Genießen, sondern im Erfreuen, nicht im erzwungenen, sondern im liebegedrängten Dienst einer für den andern. Wer nur genießen will, vegetiert nur.

Nun ist es wahr, daß es an diesem gegenseitigen Dienst fehlt, aber nicht bei den Reichen allein. Trotzdem bleiben die Reichen Haushalter Gottes, bewußt oder unbewußt, gewollt oder ungewollt. Ihr „Selig" hängt aber nicht davon ab, auch ihr „Wehe" nicht, daß sie mehr haben als andere, sondern davon, ob sie dem Gesinde ihr Gebühr ausreichend und zu rechter Zeit geben. Von der Entrechtung der Menschen als Gesinde kann gar nicht die Rede sein. Ist Gott der Herr der Welt, woran hoffentlich kein christlich Sozialer zweifelt, dann hat er das Recht, mit dem Seinen zu tun, was er will. Es hat ihm nicht einmal jemand etwas drein zu reden, wenn er die Menschen nicht nach der Stunde belohnt, sondern nach freier Gnade. „Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so bauen umsonst, die daran bauen, und wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst." Ist das wahr oder nicht? Ist es wahr, nun, dann überlasse man dem Herrn doch weiter die Verteilung seiner Güter. Er gibt und nimmt, nicht nach unserer Rechtsanschauung, sondern nach seinen Weisheitsplänen, wonach er noch nie etwas versehen hat in seinem Regiment. Das schließt zwar den Gleichheitsfall aus aber nicht die Uebung in Dienst und Liebe. Dazu sollen wir uns gegenseitig ermuntern mit Wort und Tat und es nicht vergessen: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Darin steht und fällt ein jeder seinem Herrn.

Nun frage ich: Gibt es einen christlichen Sozialismus? Gibt es für Christenmenschen eine andere Quelle wahrhaften Glücks auch auf Erden, außer in der Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist? Das Glück liegt doch nicht außer uns, sondern in uns. Es liegt nicht in Essen und Trinken, nicht in Geld und Gut, nicht in Ehre und Ansehen, sondern in der Gesinnung, worin man diese Dinge hat und genießt. Warum sind so viele Reiche unglücklich und so viele Arme unzufrieden? Man erkundige sich bei Paulus, den trotz aller Drangsale das Seligkeitsgefühl nicht verließ, ja erst recht beseelte, angesichts eines gewaltsamen Todes. Man forsche nach in dem Leben derer, die unter dem Kreuz der Armut und der Leiden noch Jubellieder singen. Der christlich Soziale, den ich mit diesen Zeilen im Auge habe, behauptet, daß einer geistlichen Erweckung eine vollständige Umwandlung der Gesellschaftsordnung vorausgehen müsse in der Richtung des Kommunismus. Wie war es doch mit den zehn Aussätzigen? Wie ist es mit den aus Armut

Emporgekommenen? Wie ist es mit jenem Manne, des Feld wohl getragen hatte? Glaubt er, daß mit der Zuwendung von etwas Wenigerem die Begehrlichkeit mit Stumpf und Stiel beseitigt wird? Wie sagt doch der Dichter:

„Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Sorgen still."

Ich halte es mit dem Herrenwort: „Es sei denn, daß der Mensch von neuem geboren werde, konn er nicht in das Reich Gottes kommen." Nie zu der Freude und dem Frieden im Heiligen Geist. Und wer bewirkt die Neugeburt? Etwa der nackte Sozialismus, oder der christlich sein sollende Sozialismus? Die gläubige Predigt des Wortes Gottes und die vielfach mit einem Fragezeichen versehenen Sakramente. Ja, wir brauchen Amosprediger, welche das am Sabbat Kornverkaufen, und das Maßverkleinern, und das Spreu für Korn verkaufen, und das dem Dürftigen die Schuhe fortstehlen geißeln und solche Halunken in das Gericht Gottes schlagen, aber nicht solche Prediger, die solche Schandtaten den Unschuldigen zuschieben. Ist nicht in unserer Zeit, wo alle die oben genannten Sünden nicht nur nicht im Schwange gehen, sondern durch die öffentliche Meinung gebrandmarkt sind, vielmehr die andere Predigt am Platze: Dankest du also dem Herrn, deinem Gott, du toll und töricht Volk? Ist er nicht dein Vater und dein Herr? Ist er es nicht, der dich geschaffen und bereitet hat? Nicht gilt es, diesen oder jenen Stand zu belasten, sondern es gilt einen allgemeinen Bußtag, wo alle, vom König bis zum Bettler im Sack und in der Asche Einkehr halten und mit Gottes Hilfe zur Umkehr schreiten. Gottlose Sozialisten sind die falschen Christi und Propheten, die das Volk nur tiefer ins Elend bringen. Und die christlich Sozialen werden auch nichts ändern, wenn sie nicht das bringen können, was sie erst selbst haben müssen, das Heil in Christo.

Es wird ferner in besagter Abhandlung das Wort des Herrn betont: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Joh. 18, 37. Und so erstaunlich es ist, die Sozialisten werden als diejenigen bezeichnet, die allein aus der Wahrheit sind, also trotz ihrer selbstbetonten Gottlosigkeit des Herrn Stimme hören. Die Kirche aber, welche in den Tagen ihres Martyrertums eine unübersehbare Reihe Blutopfer und bis auf den heutigen Tag gewaltige Geldopfer für die zeitliche und ewige Rettung und Beglückung der Menschen gebracht hat, wird als unwahr auf den Kehrichthaufen geworfen. Daß die Kirche trotz ihrer fast zweitausendjährigen Arbeit in sich selbst oft zerfahren gewesen ist und das Millennium noch nicht herbeigeführt hat, zeugt nicht gegen sie als Rettungsanstalt, sondern offenbart nur die furchtbare Macht des Bösen und die fast unheilbar scheinende Verderbtheit des Menschengeschlechts.

Welche Wahrheit hat der Herr wirklich bezeugt? Etwa die sozialistische Lüge, daß über das tägliche Brot hinausgehender Besitz Dieb=

stahl ist? Woher sollten dann jene ihr täglich Brot nehmen, die sich auf andere verlassen? Es würde zu weit führen, hier mit Beweisstellen aufzuwarten, die das Gegenteil beweisen. Daß Reiche und Arme beieinander wohnen sollen, ist nicht der Menschen Schuld, sondern Gottes Wille. Dadurch, daß der Herr nicht nur mit Reichen verkehrt, sondern sie auch seiner Freundschaft wert hält, hat er jedenfalls ihren Besitz nicht als Diebstahl bezeichnet. Und wenn er selbst in selbsterwählter Armut lebte, hat er auch damit nicht den Reichtum verurteilt, auch nicht darauf verzichtet aus Besorgnis, daß er ihm zum Fallstrick werden möchte, sondern um Reichen und Armen zu zeigen, daß nicht der Besitz beglückt, sondern das Tun des göttlichen Willens. Darum kann die Wahrheit, die er bezeugt hat, nicht die gewesen sein, daß reichlich Essen und Trinken die Vorbedingung ist zur Annahme der Predigt des Wortes Gottes, sondern die, daß Jesus gekommen ist in die Welt, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist. Was er zur Beseitigung des äußeren Elends getan hat, diente nur dazu, Sünder selig zu machen. Das war sogar noch seine Arbeit am Kreuze und blieb es bis zur Himmelfahrt. Sie hat dem Schächer die Bitte über die Lippen gedrängt: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Sie drängte Thomas zu dem Bekenntnis: „Mein Herr und mein Gott!“ Sie nötigte Petrus zu dem Herzenserguß: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt auch, daß ich dich lieb habe.“ Und seitdem sein Pfingstgeist zu der Frage drängte: „Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun?“ und Saulus bei seinem Damaskuserlebnis ausrief: „Herr, wer bist du?“ haben Millionen bis auf den heutigen Tag unter dem Eindruck seines Naheseins nicht gefragt: Was werden wir essen und trinken? sondern: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?“ Kann der christlich-soziale Schriftsteller einen einzigen Fall nennen, daß ein um sein Seelenheil Besorgter nach leiblicher Sättigung gefragt hätte? Kann er aus der Menschengeschichte auch nur einen Zeitabschnitt nennen, wo ein allgemeiner Volkswohlstand, wie die Sozialisten und auch die Christlichsozialen ihn sich denken, die Volksmoral gehoben hätte, von wahrem Christentum ganz abgesehen? Wir wissen von einer Zeit, wo das Volk sich niedersetzte zu essen und zu trinken und aufstand zu spielen, die wurde aber durch Gottes Gericht schwer gestraft (2. Mose 32, 6. 27). In dem römischen Weltreich, das aus aller Herren Länder seinen Bürgern Reichtümer zusammenschleppte, so daß es allen ein Bedürfnis wurde: Brot und Vergnügen: erwuchs aus der Genußsucht, aus der Nimmersattheit im Begehren der Untergang. In den Großstädten Europas hat nicht die äußere Not das Volk in den Unglauben hineingetrieben, sondern das tolle, viehische, entmenschte Nachtleben, das an Schamlosigkeit fast alles übertrifft, wovon die Geschichte zu erzählen weiß. Und bei uns in Amerika? Der verehrte Bruder aus dem Kreise der Christlichsozialen, dem die Kapitalisten ein Greuel sind, wird es verstehen, wenn ich nur die eine Frage stelle: Wenn in Chicago täglich 738,000 Menschen 640 Wandelbildertheater besuchen, also die sogenannten Entrechteten, könnten diese nicht mit ihren

Nickels und Dimes die 45,000 Arbeitslosen ihrer Sorge entheben? Die Reichen sammeln ja Tausende für diesen Zweck, weshalb üben nicht auch jene ein wenig Entsagung? Ich bin keiner von denen, die als hervorragendstes Merkmal des Christseins das Büßerhemd bezeichnen, Sack und Aschenhaufen. Mir sind irdische Freuden auch Blümlein, die Gott den Seinen an den Weg pflanzt. Aber wenn es wahr ist, daß mit der vorübergehenden Arbeitslosigkeit furchtbares Elend eingekehrt ist, dann sollten die Sozialen und Christlichsozialen nicht nur den Ueberfluß der Reichen geißeln, sondern auch jenen Ueberfluß, der allein in Chicago nickelweise bis zu 40,000 Dollars täglich in die Wandelbildertheater sich ergießt, und womit man alle diese Hungernden satt machen könnte. Und wenn es auch wahr wäre, daß alle Menschen das gleiche Anrecht an irdische Genüsse haben, was ich freilich bezweifle nach dem Sprüchwort: „Ein jeder strecke sich nach der Decke," so würden die Nickel- und Dimetheaterbesucher kein Uebermaß von brüderlichem Mitleid bekunden, wenn sie ihre Nickel anstatt ins Theater in eine Unterstützungskasse trügen. Doch wenn die Behauptung, daß aus äußerlicher Sorglosigkeit die Sehnsucht nach der Gottesgemeinschaft erwächst, die wahre Religiosität, dann seien alle Wandelbilder- und sonstige Theater, alle Tanz- und Konzerthallen, alles was in den Reim eingeschlossen ist: „Ach, daß es doch immer so bliebe": das alles sei gepriesen, weil dann wenigstens Aussicht ist, daß die Zeit nahe ist, wo alle Welt des Herrn sein wird. Vorläufig glaube ich jedoch noch, daß es zu dem wirklichen Wohlleben und guten Tagen im Diesseits und Jenseits nur einen Weg gibt, den Paulus uns gezeigt: „Ich achte es alles für Schaden und Dreck, auf daß ich Christum gewinne und in ihm erfunden werde." Oder, um in Uebereinstimmung mit dem christlich-sozialen Schriftsteller zu schließen, wenn auch in ganz anderer Meinung: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei."

Eine Osterpredigt von Max Stöwesand.*)

(Als Probe der dargebotenen Predigten.)

Er lebt.

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Hiob 19, 25.

Drei große Freudenfeste hat die Christenheit. Und das ist gut. Nun hat die Welt kein Recht, uns entgegenzutreten und zu höhnen: Ihr Christenleute seid traurige Menschen, ihr wißt nichts von Freude. Freilich, die Freuden der Welt kennen wir nicht, wollen sie auch nicht kennen. Die sind zumeist ein Funkengestiebe, das entweder wie Raketenfeuer in der Luft verpufft und erlischt, oder unheilvollen Brand anrichten kann. Das gilt auch von den edelsten Freuden des Lebens. Zudem sind Weltfreuden durchaus nicht für alle und jedermann. Tausende, Millionen, die ohne Freude dahinvegetieren. Sie nennen sich die

*) Aus: Unter den ewigen Armen." Von Max Stöwesand. Verlag von F. Bahn. Siehe Januarheft 1914. Seite 66 f.

enterbten Massen. Sowie aber einer ein Christ ist, ist er kein Enterbter mehr. Er hat ein herrliches, ewiges Erbe, das Erbteil der Heiligen im Licht. Und das gibt Freude, die ewig nährt und für jedermann ist, sonderlich gerade für die Elenden und Freudearmen, nicht blos für einzelne Auserwählte. Dem Christen kann man zurufen und zumuten: Freut euch allewege! Der das schrieb, war ein kranker und alter Mann und saß schon zwei Jahre und länger im Gefängnis. Das macht unser ewiges Freudenerbe. Und von diesem Erbe kündet und singt das Osterfest so hell und herrlich wie kein anderes. „Freue dich, freue dich, o Christenheit!“ Das wird uns zwar dreimal im Kirchenjahr zugerufen: Weihnachten, Ostern und Pfingsten, und zu Weihnachten wird es am besten verstanden von Klein und Groß, besonders von den Kleinen. Da ist die Christenfreude in gewissem Sinn wirklich zur Volksfreude geworden, wenigstens bei uns in Deutschland. Zu Ostern ist die Freude verborgener und stiller und findet eigentlich nur in den Herzen Widerhall, die in Wahrheit Christi Jünger geworden sind. Das sind aber nur solche, die am Karfreitag unter seinem Kreuz gestanden und gesungen haben — und nicht blos mit dem Munde —

„Ach, was du Herr erduldet
Ist alles meine Last!“

Die stimmen dann auch ein in den Osterjubel:

„Christ ist erstanden
Von der Marter alle;
Deß soll'n wir alle froh sein,
Christus will unser Trost sein.
Halleluja!

Die wissen aber auch, daß die Osterfreude die eigentliche Christenfreude begründet und ist, und sie lautet: „Jesus lebt, mit ihm auch ich!“ Oder wie's alttestamentlich heißt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Was Weihnachten anhub, ist zu Ostern vollendet.

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Ja, so klingts aus des alten Hiob Munde. Das war sein Osterglaube, seine Ostergewißheit. Die hatte freilich noch nichts mit Jesus zu tun. Und das ist für mich eine besondere Osterfreude, daß unser altes Testament fast ganz von Auferstehung schweigt. Und es kann nicht anders sein. Das ist auch ein Beweis dafür, daß es göttliche Wahrheit ist. Wenn die alten Väter, Propheten und Dichter Israels schon längst, etwa seit Noah oder Moses, von Auferstehung gewußt hätten, so wäre der Unglaube der Jünger Jesu ganz unbegreiflich und unnatürlich, dann hätte ihre Botschaft vom Auferstandenen auch nicht das ganze Judentum erregt. Das alte Testament ist ja auch nicht wie ein fertiges Buch den Juden in die Hände gelegt von Gott mit allerlei Aufschlüssen über himmlische Dinge und Gottestaten, die erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden geschehen sollten. Es ist kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne. Es ist allmählich entstanden und gewachsen wie ein Baum, der seine Zweige immer weiter ausbreitet und dafür höher gen Himmel streckt und die köstlichsten

Früchte erst zur Zeit der Ernte bringt. Unter diesen Zweigen und Zweiglein wuchts der Zweig der Auferstehungshoffnung erst ganz spät hervor mit seiner wundervollen Frucht. Hie und da vereinzelt finden wir die Ahnung und Hoffnung ausgesprochen: „Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe. Er wird den Tod verschlingen ewiglich (Jes. 25, 8). Deine Toten werden leben und mein Leichnam auferstehen. (Jes. 26, 19). Viele, so unter der Erde liegen, werden aufwachen, etliche zum ewigen Leben, etliche zur ewigen Schmach und Schande." (Dan. 12, 2.) Und im Makkabäerbuch (2 7, 14): „Das ist ein großer Trost, daß wir hoffen, wenn uns die Menschen erwürgen, daß uns Gott wird wieder auferwecken." Das aber sind nur schwache Lichtstrahlen, die das Todesdunkel kaum durchdringen, nur eben überleuchten, so daß nur die am höchsten stehenden Geister des Volkes davon bestrahlt werden und für ihr Endschicksal eine stille Ewigkeitshoffnung haben.

Wie kommen solche Gedanken in Menschenherzen? Sie sahen und erlebten doch auch überall in der Schöpfung das große Vergehen und Sterben. Wohl blühen die Blumen jeden Frühling wieder, aber einmal haben sie zuletzt geblüht und sterben. Die Bäume schlagen alle Jahre wieder aus, aber einmal fallen sie, vermodern und werden vom Menschen verarbeitet. Und mag die Tanne zum Mastbaum werden, und über das Meer wandern, sie ist doch tot; das ist kein Leben mehr wie im Walde, wenn der Abendwind durch ihre Nadeln hauchte, und das Eichkätzchen durch ihre Zweige sprang. Trotzdem geht geheimnisvoll durch alle Völker die Sehnsucht nach ewigem Leben und sie kleidet sich oft in wunderliche Formen, wie z. B. in den Aberglauben der Seelenwanderung. Aber das ist ja keine Auferstehung zu wahrem leibhaftigem Leben. Diese Ahnung taucht erst auf in Israel wie die Morgenröte, die der Sonne voraufgeht. Die Pharisäer zu Jesu Zeiten wandelten alle in dieser Morgendämmerung. Aber die Sonne selbst ging erst auf in der sieghaften Ostergewißheit der Tatsache: „Er ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden." Wir können sie nicht treffender als Glaubensbekenntnis fassen und aussprechen als mit dem Hiobswort: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Als Hiob so redete, saß er im tiefsten Leide. Wir kennen alle seinen Jammer. Alle seine Kinder verloren, seine Habe dahin, er selbst krank und entstellt bis zum Ekel, seine Freunde, ja sein eigenes Weib wider ihn, ein Spott der Leute geworden — so ist er fast an den Rand der Verzweiflung an Gottes Güte und Gerechtigkeit gedrängt. Aber er hält daran fest und trotzt darauf, daß Gott lebt und nach als sein Erlöser sich offenbaren und ihm recht geben werde, noch in diesem Erdenleben. Das ist sein Licht in all seiner Finsternis. Wenn alle untreu geworden, Gott ist und bleibt getreu und kann mich nicht ganz und gar verlassen. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Hiob hat Recht behalten.

Und sein Wort ist, Gott sei gepriesen, noch ganz anders in Erfüllung gegangen. Es hat selten eine so abgrundtiefe Nacht Menschen-

herzen überfallen, wie die Jünger Jesu von Karfreitagnachmittag bis Sonntagmorgen. Das war ein Sabbat, der die starre eiskalte Ruhe des Todes ihnen mitten in ihr warmes, lichtes Glauben und Hoffen hineinsenkte und die verzehrende Unrast der Verzweiflung mitten hinein in ihren Frieden. Hinter verschlossenen Türen saßen sie in Angst und Not. Ihres Lebens Licht war erloschen, ihres Lebens heiligste Hoffnung verweht wie ein trockenes Blatt im Herbststurm. Ihr Glaube war er Wahn gewesen? Ihre Liebe — ach sie glühte noch im Herzen, aber der Geliebte war ihnen entrissen; Jesus, ihr Meister, ihr Messias, lag im Grabe!

Ihr Messias? War er's? Hatte er's nicht gesagt, hatte er den Petrus nicht selig gepriesen als er das große Bekenntnis aussprach? „Wir hofften, er sollte Israel erlösen“ — und nun!? O grenzenloses Herzeleid, wenn nun das Liebste tot zu unsern Füßen liegt! Sie aber hatten mehr verloren, weit mehr! Jesus war ihnen mehr gewesen als der liebste liebenswerteste Mensch, Freund, Bruder, Gatte — er war ihr Erlöser, ihr Heiland gewesen. War das nun vorbei? Konnte, durfte es vorbei sein? Jesus tot! Der Gedanke schon konnte sie anpacken wie Wahnsinn. Der Mann ohne Sünde, der Heilige Gottes, der Sohn Gottes, der Kranke gesund, Wahnsinnige vernünftig, Sünder rein und selig, ja Tote lebendig gemacht und das Reich Gottes gebracht, den sie verklärt gesehen in göttlichem Glanz! Er hatte es ihnen freilich vorausgesagt, aber die Wirklichkeit war doch zu plötzlich gekommen. Und sie hatten's ja nicht recht fassen können. Sie hatten alles verlassen, um seinetwillen — was wurde ihnen nun dafür? Er hatte ihnen vollen Ersatz zugesagt — und nun starrten sie die vier Wände an, zwischen denen seine letzten Worte verklungen waren, noch tönten sie ihnen im Ohr, im Herzen auch, unvergeßlich, unvergeßlich: „Meinen Frieden lasse ich euch, den Frieden gebe ich euch.“ Frieden? O warum irrte Thomas schier tiefsinnig umher? Was war mit Petrus? Sollten sie nun wieder zurück nach Galiläa und Netze flicken, Fische fangen? Sollten sie nicht Menschenfischer werden? Sollte das nun das Ende sein? Sie waren wie Schafe, die keinen Hirten hatten, denn ihr Hirte war geschlagen, erschlagen! Friede?

Und die Nacht senkt sich hernieder, die zweite furchtbare Nacht. Schlaf können sie nicht finden, die Fragen, die Rätsel lassen ihnen keine Ruhe, immer wieder steigen sie auf — geben denn seine Worte keine Lösung, kein Licht? Ach es ist, als stimmte alles nicht mehr zusammen! Er liegt ja im Grabe. Einer zündet ein Licht an — es lohnt sich ja wohl kaum. Innen bleibts doch Nacht und sieht einer den andern an, so blickt ihn aus dessen Augen dasselbe Grausen an, das ihn gepackt hält. — Endlich graut der Morgen, leise klinkt die Tür, etliche Frauen sind hinaus gegangen, sie wollen zum Grabe, den Leichnam salben. Den Leichnam! Maria von Bethanien hatte vor einer Woche noch den lebendigen Meister gesalbt und Judas und andere hatten gemurrt ob der Verschwendung. O diese Erinnerungen! Wie hatten

sie alle sich an ihm versündigt — nicht nur Judas, nein, alle! Sie hatten ihn ja alle verlassen und verraten. Sie waren geflohen in Gethsemane.

Mit einem male hastige Tritte draußen. Die Tür wird aufgerissen — die Frauen stehen auf der Schwelle, Johanna, Maria des Jakobus Mutter, atemlos — aber welch ein Leuchten in ihren Augen? „Der Stein ist weggewälzt, das Grab ist leer!" Unmöglich! — „Und im Grabe saßen Engel und sagten: Er lebt — was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?" — Es dünkt sie, als wären es Märlein. Täuschung, Einbildung!

Narrheit, Weiberphantasien! So geht's dem aus Todesgefahr wunderbar Erretteten, er kanns noch nicht fassen, nicht glauben! So wenig vorbereitet und geneigt zu glauben waren Jesu Jünger.

Und diese Männer sollen die Auferstehung erfunden haben? — Langsam dringt das Sonnenlicht durch die Morgennebel. Johannes stürmt ins Zimmer: Das Grab ist leer. Petrus hats auch gesehen. — Er lebt. Ich glaube es! Auch Johannes? Sollte doch etwas daran sein? Wo ist Petrus? — Die Stunden fliehen wie Sekunden dahin. Nun steht auch Petrus unter ihnen, er ist kaum wieder zu erkennen, wie neugeboren — was berichtet er mit fliegenden Worten. Er ist mir erschienen! Petrus, rasest du? Aber sie sollen keine Ruhe bekommen. Maria Magdalena erscheint und ihr Angesicht leuchtet wie eines Engels Angesicht: Ich habe den Herrn gesehen, mit diesen meinen Augen gesehen, er rief mich beim Namen und dies soll ich sagen: „Gehe hin und sage meinen Brüdern: ich fahre auf zu meinem Gott und zu eurem Gott."

Und auch dieser Tag neigt sich, der erste Tag des Herrn. Namenlose Freude schwebt über ihren Häuptern, aber es ist, als wage sie sich noch nicht in ihre Herzen zu senken, der Glaube steht noch vor der Tür und klopft leise an. Und wieder öffnet sich die Tür und die beiden Emmauspilger jubeln ihnen entgegen, was sie alle schon wissen, und doch wieder etwas Neues: Er hat uns am Tisch das Brot geweiht und vorher die Schrift ausgelegt, daß er hätte leiden m ü s s e n, um zur Herrlichkeit einzugehen. Und ihnen, den Gefangenen Zions, ist wie den Träumenden, ihr Mund voll Lachens, ihre Zunge voll Rühmens: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!" Da klingts in ihre Reden, Fragen und Antworten hinein: „Friede sei mit euch!" — Meinen Frieden gebe ich euch, hatte er gesagt. „Ich will wiederkommen," hatte er gesagt. Totenstille! Ihre Herzen zittern und brennen. Ist's nur sein Geist? Aber Geister reden ja nicht. „Warum seid ihr so erschrocken? Ich bin es selbst. Geister haben nicht Fleisch und Bein." Und dann ißt und trinkt er mit ihnen wie in alten Tagen.*) Jesus lebt! Es ist Wirklichkeit, Wahrheit. Sie haben's kaum

*) Diese Darstellung ist sicher unrichtig! Man bleibe doch beim W o r t l a u t des Textes: Luk. 24, 43. Er nahm's und aß v o r ihnen! nicht m i t ihnen.

zu glauben gewagt vor seliger namenloser Freude. Etwas von dieser Freude zittert noch nach in dem Wort, das Petrus im Alter schrieb: Ihr werdet euch freuen mit unaussprechlicher, herrlicher Freude, wenn nun geoffenbaret wird Jesus Christus. Was sie damals erlebt haben am Auferstehungssonntage, das faßt er zusammen mit den Worten: „Wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten!"

Das war der größte Tag der Menschheit. Es wird nur noch ein größerer kommen: wenn der Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt, wie damals der kleine Kreis von Jüngern und Jüngerinnen. Dann ist Weltostern, und die ganze Welt erfährt's: Jesus lebt! Bis dahin aber, nun schon fast zweitausend Jahre, gibt's eine stetig wachsende Gemeinde, in der jede gläubige Seele diese Osterfreude kennt und bekennt: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!

Ist dies auch deine Osterfreude? Liebe Gemeinde, vielleicht kann unsere Osterfreude nicht so unmittelbar und intensiv sein wie die der ersten Jünger. Wir hören ja die Botschaft von Jugend auf. Wir wissen auch nicht so, was es heißt, ihn verloren haben. Vielleicht haben wir ihn auch noch nie so ganz gehabt, daß sein Verlust unsere Lebensfreude tötete. Aber nach der Stärke unserer Gefühle, unserer Freude, sollen wir unsre Ostergewißheit auch nie und nimmer messen.

Petrus ist nachher auch noch oft und tief betrübt gewesen. Solch lichte Freude wird uns nur an einzelnen Höhepunkten unsres Lebens zuteil oder nach tiefsten Schmerzen. Aber wäre jemand unter uns, der nicht von ganzer Seele bekennen könnte: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt?

Meine Lieben, nicht: Ich glaube oder ich hoffe, nein: ich weiß! Es muß eine Tatsache sein und es ist eine Tatsache, sonst sind wir, mit Paulus zu reden, die elendesten unter allen Menschen.

Woher wissen wir's aber? Haben wir ihn doch nie gesehen! Aber der Osterglaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man nicht siehet. Das Sichtbare ist zeitlich und vergänglich, das Unsichtbare ist ewig, wie Gott unsichtbar und ewig ist. Darum weiß ich, daß mein Erlöser lebt. Aber doch nicht bloß darum. Das wäre auch nur ein Vernunftschluß. Gegenüber unserer Sünde, angesichts des Todes wollen wir mehr. Die Tatsache wollen wir, daß Jesus, unser Erlöser lebt. Und diese Tatsache kannst du alle Tage erleben, wenn deine Stunde kommt. Laß dich erlösen von ihm, dann weißt du, daß dein Erlöser lebt. Was Leben ist, weiß nur, wer lebt, wer das Leben erlebt. So kannst du den lebendigen Heiland auch nur in deinem Leben erleben. Nicht durch Grübeln und Forschen in der Schrift allein wirst du seiner inne. Das geschieht erst, wenn du ihm dein Herz hingibst, daß er eingreift und eintritt in dein Leben, daß er dich freimacht von allen Lasten und Ketten, von Sünden und Schulden gegen Gott und Menschen. Dann lebst du auf, empfängst neues Leben, spürst, ich bin erlöst!

Du brauchst doch solche Erlösung? Du bist doch ein gebundener Mensch? Die Jünger waren gebunden in Angst, Entsetzen, Not und Jammer um ihr Bestes, ihre Hoffnung, ihren Glauben, ihr Heil und Leben. Und bindet dich nicht mannigfache Angst und Sorge, du seiest arm oder reich? Verstrickt uns nicht als Kinder unserer Zeit der Zeitgeist oder wenigstens das Grauen vor ihm? Da gibts nur einen Erlöser auf den ihr eure Sorge werfen könnt, der da spricht: „Seid getrost! Ich habe die Welt überwunden." — Ich denke noch an schlimmere Bande, die Bande dumpfen Schmerzes, wenn uns ein Liebes stirbt, eine helle Hoffnung nach der andern erlischt am Himmel unseres Lebens, wie ein fallender Stern, wenn Gutgewolltes übel gerät, Liebe gesät und Undank geerntet wird, Mißmut und Menschenverachtung in uns emporkommt und das warme Herz in Fesseln legt und die freundliche Nächstenliebe ersticken will. Das tiefste Weh aber, daß so vieles in uns erstirbt und tot ist, was nicht blühte, so viel Kraft gebrochen, so viel Zeit versäumt, so viel Gutes verloren ist! O laß dich erlösen von diesem Todesweh! Heran an Jesus, deinen Erlöser, der auch der Durchbrecher dieser Bande ist!

Aber noch schlimmere Fesseln kenne ich: alte Schuld, neue Sünden ohne Zahl! Wer kann los von seiner Vergangenheit, die immerdar vor uns ist im Gewissen und zum Gericht in der Zukunft zu werden droht? Wer ist stärker als seine angeborne schwache oder böse Natur? Wer kann seiner Lieblosigkeit und fleischlichen Gelüste, seiner Eigensucht und Herzenshärte Herr werden? Wer erbebte nicht immer wieder vor diesen Schatten und finsteren Gewalten? Wem wäre der Kainsgedanke ganz fremd: „Meine Sünde ist zu groß, als daß sie mir vergeben werden könnte?"

Mitten in der Hölle Angst
Unsre Sünd uns treiben;
Wo sollen wir fliehen hin,
Daß wir mögen bleiben?
Zu dir, Herr Christ, alleine!

Er hat für Simon gebetet, er hat dem Thomas verziehen. Er streift alle Fesseln ab und spricht: „Ich will es, sei rein! Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen."

„Du lebst, du lebst, du starker Held
Du Todesüberwinder!
Du bist das Heil der ganzen Welt,
Du bist der Trost der Sünder.
Wer dich umfaßt, dem wird die Last
Der Sünden abgenommen,
Der darf zum Vater kommen!"

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Halleluja! Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Das amerikanische Tierhospital in Boston.

Die Gesellschaft von Massachusetts zur Verhinderung der Grausamkeit gegen die Tiere ist an der Errichtung eines modernen Tierhospitals in einem der besten Viertel von Boston. (Wäre es ein Hospital für kranke Menschen, so hätten die hohen Herrschaften ohne Zweifel Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sich eine solche Entwürdigung der „besten Viertel von Boston" meilenweit vom Hals zu halten.) Das Gebäude soll $200,000.00 kosten, und wird eine hochmoderne Einrichtung erhalten. Es werden sich darinnen finden Bureauräume, Hörsäle, Tierkliniken, Laboratorien, Operationssäle, Abteilungen für ansteckende Tierkrankheiten, Krankensäle u. s. w. Besondere Aufmerksamkeit wird Pferd, Hund und Katze zugewendet, den nächsten Freunden des Menschen in der Tierwelt. Auch die Vögel werden besondere Berücksichtigung finden. Ein Blatt meint, „jeder Christ könne sich nur von Herzen freuen über dieses wohltätige Unternehmen."

Wir erlauben uns jedoch hier eine Glosse zu machen. Sollte es den Tierfreunden in Boston, die solche Summen aufbringen für ein Tierhospital, ganz unbekannt und unbewußt sein, welche Grausamkeiten und Barbareien auf Ellis Island von unsern Einwanderungsbehörden verübt werden gegen arme, unglückliche Menschen? Sollte die zartfühlende Humanität, die für krankes Vieh solche Summen hergibt, nicht wenigstens das Doppelte oder Dreifache zur Verfügung stellen, um armen, unglücklichen Einwanderern auf Ellis Island ein Hospital zu erstellen, wo krank ankommende Familien gepflegt werden könnten, ohne die Grausamkeit der Zurückbeförderung in alte Verhältnisse, denen sie durch die Einwanderung zu entfliehen hofften? Allem Anschein nach hat die „Humanität" von Neuengland und Amerika für die Leiden armer Einwanderer kaum ein fühlendes Herz. Kommt eine kinderreiche arme Familie ins Land und auch nur eins der Kinder findet keine Gnade vor den Einwanderungs-Cerberusen unserer „humanen" Regierung, so wird entweder die ganze Familie abgeschoben, oder man reißt die Familie herzlos auseinander und schickt das kranke Familienglied zurück.

Diese herzlose Art von Humanität, die für Katzen und Hunde mitten in den besten Stadtteilen einer Großstadt kostbare Hospitäler errichtet, aber für kranke, hilflose Menschen kein Erbarmen hat und keine Aushilfe findet, kann uns nicht imponieren. Es kann den Herrschaften in Boston sicher nicht unbekannt sein, in welch roher Weise die Einwanderer behandelt werden. Neulich fand es sich, daß ein armes Kind an einer Wurmkrankheit litt. Da mußte das Vaterland gerettet werden vor der drohenden Infektion, die ganze Familie wurde abgeschoben, kein Appell nach Washington hatte Erfolg, die Barbarei mußte aufrecht erhalten werden!

Könnten denn die Hunds- und Katzenfreunde nicht auch ein Asyl für unglückliche Menschen bauen, wo solche Leute unter tüchtige ärztliche Pflege und Behandlung kämen und dann später als dankbare Menschen zu nützlichen Staatsbürgern dieses Landes sich ausbilden könnten?

Welche Schmach für unser Land, das nach dem Ruhm der Allerweltshumanität hascht, und solche Barbarei und Grausamkeit im

Namen des Gesetzes duldet gegen arme Menschen! Und das bleibt sich stets gleich trotz aller Proteste und unter allen Administrationswechseln. Diese rohe, barbarische und herzlose Art der Behandlung armer Einwanderer ist aber nach unserm Urteil nur ein Spiegelbild und eine Frucht der religionslosen, gottlosen, materialistisch-darwinistischen Unterrichts- und Erziehungsmethode. Wer den lebendigen Gott verliert aus seinem Kalkül, der verliert eben auch den Menschen. Ist der Mensch nur noch ein Sprößling aus der Tierwelt, so verliert er allen höheren, die Tierwelt unendlich überragenden Wert, und die materialistische Kultur ist nur noch verfeinerte Bestialität, die eben nur für die Bestien noch ein Herz und Gefühl hat, dagegen gleichgiltig zusieht, wie der zum Bilde Gottes geschaffene Mensch in barbarischer Roheit und Herzenshärtigkeit mißhandelt wird und leidet unter der Gefühllosigkeit seiner Mitmenschen. Humanität also können wir diese Tierliebhaberei nicht mehr nennen. Da halten wir's mit dem König von Bayern, der einigen sentimentalen, gefühlsduseligen Damen eine treffliche Antwort gab. Sie baten ihn um einen Geldbeitrag für ein zu errichtendes Tierhospital. Aber Sr. Majestät sagte: Kranke Hunde und Katzen schießt man tot und baut keine Hospitäler für sie! — In der Tat: So lange Millionen von Menschen im bittersten Elend ihr Leben zubringen, ist jeder Dollar, der für solche luxuriöse Tierhospitäler verausgabt wird, ein Verbrechen gegen den nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen, den diese Leute herzlos und unbarmherzig verkommen lassen!

Hier ist ein Arbeitsfeld für einen „Billy Sunday“, um die Gewissen der herzlosen Geldprotzen und Modedämchen aufzurütteln und ihnen zu zeigen, welche schwere Schuld sie auf sich laden durch solche Sentimentalität gegen krankes Vieh und Herzenshärtigkeit gegen Menschenbrüder und Menschenschwestern.

Gebrauch der Bibel in der Staats-Schule.

Wir haben schon öfters Anlaß genommen über obiges Thema uns auszusprechen. Wir haben auch schon darauf hingewiesen, daß die englische Hauptzeitung in Spokane, Wash., "Spokesman Review", in Sachen der Religion einen offenen und beherzten Standpunkt einnimmt. Man vergleiche Märzheft 1914, Seite 134. — Die Zeitung brachte im Laufe des Jahres in jeder Sonntagsnummer sehr gute und anerkennenswerte Artikel über die einzelnen Bücher des Alten und Neuen Testaments; was vielleicht keine politische Zeitung des Landes ihr nachtun mag.

Wir geben nachfolgend den Wortlaut eines Aufsatzes, in welchem die genannte Zeitung für das Lesen der Bibel in den Staatsschulen eintritt:

Gives Reason for Reading Bible in School

To the Editor of The Spokesman-Review: Apropos the discussion of whether or not the Bible should be read in the public-schools, A. C. McElvain asks the appropriate question, "What is the motive in having the Bible read in the public schools?" While it may be a matter of great indifference as to what my individual motive in this matter is, I believe that I may, in a general way, voice the sentiments or outline the motives of Protestants generally.

Some years ago, when the same question was being discussed in England, Professor Thomas A. Huxley said:

"Take the Bible as a whole; make the severest deductions which

fair criticism can dictate for shortcomings and positive errors; eliminate, as a sensible lay teacher would do if left to himself, all that is not desirable for children to occupy themselves with, and there still remains in this old literature a vast residuum of moral beauty and grandeur."

CITES HUXLEY'S CHOICE.

Our object in insisting that the Bible should be read in our public schools is, and I believe I but voice the sentiments of most Protestants, to use the opportunity to present to and imbue the minds of our school children with "that vast residuum of moral beauty and grandeur." Can any possible harm be done by presenting to the plastic and susceptible mind of youth a modicum, a foretaste, of this "vast residuum of moral grandeur and beauty"? Are the children in our "godless schools" so weighted down with "moral beauty and grandeur" that they have no need of the vast residuum? Again, Mr. Huxley, the greatest agnostic that England ever produced, said:

"If I were compelled to choose for one of my own children between a school in which real religious instruction is given and one in which it is not, I would prefer the former, even though the child might have to take a good deal of theology with it."

In the face of this broadmindedness we are forced to the conclusion that there are many two-by-four agnostics, atheists or freethinkers in this country who believe in free thinking about everything that is secular, or, possibly, immoral, but who strenuously draw the line at thinking freely about the moral beauty and grandeur of the teachings of that grand old book, the Bible. For shame!

"ALL PROTESTANTS CAN ASK".

Again I quote from Mr. Huxley: "On the whole, then, I am in favor of reading the Bible, with such grammatical, geographical and historical explanations by a lay teacher as may be needful." It seems to me that that is all that any fairminded Protestant can ask. The right is theirs by inheritance; they should lose no time in making an emphatic demand that the right be restored to them, and wipe out the reproach of "godless schools."

Further, Mr. Huxley says: "I have always been strongly in favor of secular education, in the sense of education without theology, but I must confess that I have been no less seriously perplexed to know by what practical measures the religious feeling, which is the essential basis of conduct, was to be kept up, in the present utterly chaotic state of opinion on these matters, without the use of the Bible."

Kindliche Gedanken über Adam.

Ein Bischof wurde in einer Sonntagschule nicht wenig in Verlegenheit versetzt, als ein kleiner Knabe ihn fragte, warum Adam nicht als kleines „Baby" geschaffen worden sei. Seine Hochwürden wurde aber bald aus der Klemme befreit durch die prompte und unwidersprechliche Antwort eines kleinen Mädchens: Es war ja noch keine Mamma da, die es hätte säugen können! Leser, merkst du etwas hier?

Wir meinen, aus dieser Kindeseinfalt ein Wort göttlicher Weisheit zu vernehmen! Wir meinen, die Weisheit Gottes will uns sagen: Gott schafft nichts in der Welt, dem er nicht zuvor in väterlich liebender Sorgfalt auch

die Speise zur Ernährung und Erhaltung seines Lebens gesichert hat! Und das geht bis aufs kleinste und geringste Geschöpf. Schaut doch den Wurm, der von den Blättern oder der Frucht des Baumes sich nährt. Der Wurm legt seine Eier nicht in die Rinde oder ins Holz. Da müßte das Würmlein, wenn ausgekrochen, elend umkommen. Nein, er legt sie hinten an die Blätter, wo das ausgekrochene Ding nur sein Mäulchen aufmachen und fressen darf, um zu wachsen und zu gedeihen. Oder in die Blütenhülle, die nachher zuwächst, da findet der ausgeschlüpfte Wurm sofort sein Futter. Und der klug-törichte Mensch wagt es zu leugnen, daß ein liebend, vorsehender und fürsorgender Schöpfergott die Welt geschaffen, sondern der blinde Zufall hat das alles so durcheinander gewürfelt, daß es endlich so geworden ist, wie's ist.

Eine prophetische Bibelkonferenz wurde im Februar dieses Jahres in Chicago gehalten unter der Leitung von Dr. R. M. Russell, Prof. des Westminster College. Wir teilen mit, was wir in der täglichen Zeitung darüber fanden:

CHICAGO, Feb. 27.—A belief in the second coming of Christ is one of the professions in a new expression of faith issued tonight at the close of the fifth International Prophetic Bible conference.

"We believe in the second, visible and imminent coming of our Lord and Saviour to establish His world-wide kingdom on earth," is the ninth of the ten new laws comprising a report of a special committee of which the Rev. Robert M. Russell, professor of Westminster College is chairman.

SALVATION ONLY BY GRACE.

The report expressed the belief in the Bible as the word of God; in the deity of Christ; in His virgin birth and in salvation by divine sacrifice.

"We believe in His physical resurrection from the dead and in His bodily presence at the right hand of God as our priest and advocate," the report continues. "We believe in the universality and heinousness of sin and in salvation by grace, not by works lest any man should boast; that sonship with God is attained only by regeneration by the Holy Spirit and faith in Jesus Christ.

"We believe in the great commission which our Lord has given to His church to evangelize the world and that this evangelization is the great mission of the Church.

HEAVEN OF ETERNAL BLISS.

"We believe in a heaven of eternal bliss for the righteous and in the conscious and eternal punishment for the wicked."

The report was prepared, in addition to Dr. Russell, by the Rev. Canon F. E. Hewitt, Hamilton, Ontario; the Rev. R. A. Torrey, dean of the Bible Institute, Los Angeles, ; A. C. Gaebelein, editor of Our Hope, New York, and the Rev. L. W. Munhall, Germantown, Pa.

After 35 years of constant Bible study, I am prepared to say that the Lord Jesus may come back at any moment," said Dr. C. I. Scofield of New York. "I am 71 years of age, and am not looking for death, but I am looking for the Lord's return."

"I am not, however, as some persons might suppose, standing with folded hands gazing up into the sky waiting for Christ to return, but I am trying to live a sober, righteous and godly life in this wicked generation."

Believes in Story of Jonah.

Mr. Gaebelein, in addressing the conference tonight, expressed his faith in the story of Jonah as the inspired word of God.

"Jonah is the very heart of the Bible," he said. "If the story is taken out of the Bible, the Bible is destroyed because it makes Christ a deceiver. The gospel stands or falls with Jonah."

The utterance was cheered by many in the audience.

Wir überlassen es unsern Lesern, sich selbst ein Urteil zu bilden, inwieweit sie mit den hier genannten „Bekennern" der biblischen Wahrheit gehen können. Was A. C. Gäbelein inbezug auf das Buch Jona sagt, ist natürlich eine exaltierte und übertriebene Behauptung; das Evangelium ist nicht auf solche Spitze gestellt, daß es steht und fällt mit dem Büchlein Jonas. Die größte Gottestat zur Erlösung der Menschheit hängt wahrlich nicht an dem Härlein des Glaubens an das Buch Jona, und es ist eine törichte Stellung eines Predigers: Entweder du glaubst an das Büchlein Jonas oder dein ganzer Christenglaube fällt in nichts zusammen! Das Herz der Bibel ist nicht Jona, sondern Joh. 3, 16.

Zionisten kündigen an, daß Christus gekommen ist.

Folgende Notiz entnehmen wir gleichfalls der täglichen Zeitung:

Auditor Hears of Coming of Christ

The declaration that "Jesus the Christ, the Redeemer of Israel, infallible Son of the most high God, is now come again into this world," is contained in a document received by County Auditor R. W. Butler yesterday, with the direction that he inform the senders as to the cost of having it spread on the records of Spokane county.

The letter was signed by Henry L. Burdette and John Taylor of Chicago, who assert for themselves that they are "of the seed of Jacob, servants of the most high God and his two witnesses foretold to declare unto Zion and unto Judah and unto all Israel the second coming of our Lord Jesus, the Messiah of Israel."

Mr. Butler advised the two men that the cost would be $1.20. Dispatches recently conveyed information that the men assert the Christ is now secreted in Chicago. They, it is said, are of the Zionist cult and were followers of John Alexander Dowie.

Solche übergeschnappte Chiliasten können nur den evangelischen Christenglauben bei der ungläubigen Welt lächerlich machen. Welche lächerliche Figur spielt hier der in Chicago versteckte Christus! Man lese Matth. 24, 27, und vergleiche damit den in Chicago versteckten Christus!

Amerika als Musterland.

In einer älteren Nummer der Zeitschrift „Glaubenskampf" fanden wir nachfolgende Notiz, die auch jetzt noch, leider, nicht veraltet ist. Wird das durch Frauenstimmrecht besser werden?

„Amerika als Vorbild?" In der letztjährigen Nummer des "Homiletic Review" hat der Superintendent of the International Reform-Bureau, Pastor W. F. Crafts den Predigern Nord-Amerikas einige Nüsse zum Knacken gegeben, gleichsam als Beigabe des so reich gedeckten Tisches am nationalen Danksagungstage. Einige Nüsse sind auch noch für die Leser dieser Monatsschrift übrig geblieben, die uns seit einigen Monaten Amerika als Vorbild hinstellt.

„Wir sind eine Nation mit mehr Prohibition und schlechterer Stadtverwaltung als irgend ein anderes Land der Welt. — Die Zunahme des Alkoholverbrauchs ist nicht die einzige harte Nuß. Sie ist nur eine von den dreizehn zunehmenden Uebeln. Die Selbstmorde sind in den Vereinigten Staaten pro 1000 um 43 mal größer als in Canada und um 8½ mal größer als in Belgien, wo die meisten Selbstmorde in Europa begangen werden. Unsere Ehescheidungen sind in 40 Jahren um das Dreifache mehr gestiegen, als dies bei der Bevölkerungszunahme zu erwarten war. Sie belaufen sich nunmehr auf 75,000 pro Jahr, also ungefähr 250 pro Tag, ausgenommen Sonn- und Feiertage, an denen keine Gerichtssitzungen gehalten werden. Während unsere gesetzlichen Hinrichtungen im Jahre 1908 nur 92 betrugen, beliefen sich die Lynchgerichte auf 100. Wir übertreffen die Welt an Mord, Ehescheidungen, Lynchgerichten, Arbeiter-Aufruhren, städtischer Mißwirtschaft, gelber Presse, schlechter Justizverwaltung und allgemeiner Gesetzesmißachtung."

Die Mormonen bilden eine große Gefahr für unser Land,

und zwar nicht nur deshalb, weil sie durch ihren Wandel und ihre religiösen Ansichten ein böses Beispiel geben, sondern auch besonders dadurch, daß sie nach politischer Macht und Einfluß in unserm Land streben. Es fehlt nur noch wenig, und sie haben in so vielen Staaten die Oberhand, daß sie Zusätze zur Verfassung, die ihnen nicht genehm sind, niederstimmen können. Es wäre eine unsägliche Schande, wenn es einer der Zahl nach verhältnismäßig so schwachen, aber zugleich so unsittlichen und heidnischen Anschauungen huldigenden Sekte gelingen sollte, in der Entscheidung über die wichtigsten Lebensfragen unsers Volks den Ausschlag zu geben.

* * *

Man darf aber von einer herrschsüchtigen Priesterschaft alles erwarten, zumal wenn ihr eine freiheitliche Form der Staatsverfassung einen weiten Spielraum läßt und einen noch weitern die weiten Gewissen der an der Spitze stehenden Männer. Die Mormonenkirche hatte der Regierung ein Dreifaches versprochen: Die Vielweiberei nicht mehr zu lehren noch zu üben; 2. nicht mehr zu versuchen, die Staatsgeschäfte durch die Autorität der Kirche zu kontrollieren, und 3. die kirchlichen Schätze nur für solche guten Werke zu verwenden, welche die Billigung des Kongresses finden würden. Diese drei Versprechen aber sind von den Mormonen gebrochen worden.

* * *

Die letzte Ausgabe des Handbuchs der Lehren der Mormonenkirche vom Jahre 1912 enthält ganz offen die Lehre von der Vielweiberei, und gibt nicht die geringste Andeutung von dem angeblichen Verbot derselben als eine Lehre der Mormonenkirche. In keiner Predigt von irgend einer Mormonenkanzel ist je der göttliche Ursprung der Vielweiberei in Frage gestellt worden, im Gegenteil hat der Prophet der Kirche immer wieder auf seiner Kanzel verkündigt, daß Vielweiberei Gottes Gesetz ist. Völlig im Einklang mit dieser Lehre stand das Leben des Propheten. Er bezeugte in Washington, daß er fünf Weiber hatte.

* * *

Außerdem wurde es vor dem Senatsausschuß bewiesen, daß sieben aus der apostolischen Zwölfzahl sich seit der angeblichen Aufhebung der Vielweiberei zu ihren alten Frauen neue genommen haben. Die

„Salt Lake Tribune" veröffentlicht eine Liste von 232 neuen Fällen von Vielweiberei seit deren „Abschaffung" und meint, daß sie vielleicht nur den zehnten Teil aller wirklichen Uebertretungen gefunden habe. Der Prophet der Kirche, Joseph F. Smith, gestand also auf dem Zeugenstand in Washington, daß er jenes Gelübde gebrochen habe, bestritt aber zu gleicher Zeit, daß die Kirche ihr Gelübde gebrochen habe. Dies ist selbstverständlich Heuchelei. Denn nach der Ordnung der Mormonenkirche ist das Haupt der Kirche der einzige Vertreter Gottes, somit die Kirche selbst.

* * *

Der Senatsausschuß fand aber ferner aus, daß auch das zweite Versprechen gebrochen worden war, daß nämlich der Staat Utah der Mormonenkirche untergeordnet ist, und daß die Einmischung der Kirche in die Staatsgeschäfte sogar auf die Staaten übergreift, die Utah umgeben. Die Anwesenheit eines Apostels der Mormonenkirche im Senat der Vereinigten Staaten, gibt den unwiderleglichen Beweis dafür, daß die Kirche in Politik „macht". Senator Reed Smoot von Utah ist ein aktiver Apostel der Mormonenkirche. Wie er es ausdrückte, erhielt er vom Präsidenten der Mormonenkirche „die Erlaubnis, für den Vereinigte Staaten-Senat zu kandidieren". Richtiger, wie "The Christian Statesman" meint, wäre es gewesen zu sagen, daß er vom Präsidenten der Mormonenkirche „die Ernennung als Senator erhielt."

* * *

Bleibt der dritte Punkt, die Verwendung des reichen Fonds „für gute Werke". Die Mormonenkirche hat nie Rechenschaft über ihre Verwendung dieses Fonds abgelegt. Sie benutzt ihn, um die Lehre der Vielweiberei zu lehren und deren Anhänger zu schützen und zu belohnen. Ihre Armen, für deren Unterhalt der Kongreß der Kirche ihr Eigentum zurückerstattete, werden in die öffentlichen Armenhäuser gesteckt, wenn ihre Kraft zur Neige gegangen ist und sie den Zehnten nicht mehr zahlen können. Solange sie dazu imstande sind, geben sie der Kirche. Die Kirche nimmt, was sie haben, und überläßt sie dann der Pflege der Steuerzahler. — Diese Mißachtung der Hilfsbedürftigen ist das Kennzeichen brutaler Herrscher und beweist zugleich, wie fern die sogenannte Mormonenkirche dem Geist Christi steht. Uebrigens reden die hier kurz erwähnten Tatsachen eine so deutliche Sprache, daß eine eingehende Besprechung unnötig ist. Der urteilsfähige und selbstlose Teil des amerikanischen Volks sollte dem Uebel des Mormonismus mit den schärfsten Mitteln entgegen arbeiten. „N. K.-Ztg."

Was lehrt die römisch-katholische Kirche über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche?

„Katholizismus und Amerikanismus sind im völligen Einklang miteinander." Diesen erstaunlichen Anspruch erhebt der katholische Erzbischof Ireland von St. Paul für die römische Kirche, um dem amerikanischen Volk weiß zu machen, daß das römische Programm, „Amerika katholisch zu machen," keine Gefahren für diese Republik in sich berge, sondern nur Glück und Segen. Aber wenn das amerikanische Volk sich durch diese glatten Worte wirklich hinters Licht führen lassen sollte, dann würden die römischen Führer sich höhnisch ins Fäustchen lachen, denn, solange das jesuitische Prinzip: „Der Zweck heiligt die Mittel", in der römischen Kirche noch nicht abgeschafft worden ist, werden diese Hochwürden nicht unterlassen, darnach zu handeln, son-

dern fortfahren, die leichtgläubigen Protestanten bei jeder Gelegenheit nach Herzenslust zu betrügen.

Es ist daher notwendig, die Stellung des päpstlichen Stuhls betreffs der Fundamentalfragen religiöser Freiheit und der öffentlichen Erziehung immer wieder in Erinnerung zu bringen. Jeder intelligente Mensch weiß ja, daß die römische Kirche beanspruchst, die alleinige und unbeschränkte Autorität in Sachen der Volkserziehung zu sein. Es sollte eigentlich gar nicht nötig sein, das Volk über diese Tatsache zu belehren, da die beharrliche und bitterböse Bekämpfung der öffentlichen Schulen Amerikas seitens der römischen Presse und Priesterschaft zur Genüge beweist, wie radikal der Romanismus und der Amerikanismus in dieser Frage voneinander sich unterscheiden. Doch sollte jeder amerikanische Patriot das Material in der Hand haben, um diesen geheuchelten Ansprüchen entgegen zu treten und den frechen Priestern, die von Loyalität gegen amerikanische Prinzipien prahlen, das Maul zu stopfen.

So wollen wir einige solcher Beweise aus autoritativer Quelle anführen. Wir verdanken die nachstehenden Zitationen dem "Protestant Magazine" von Washington, D. C. Diese sehr empfehlenswerte Monatsschrift bringt in ihrem April-Heft folgende Auszüge aus einem katholischen „Handbuch über die christliche Lehre". Dieses Lehrbuch ist in allen von den christlichen Brüdern der katholischen Kirche geführten Schulen in Amerika eingeführt worden. Es ist daraus klar ersichtlich, was die katholische Kirche hierzulande über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in ihren Schulen lehrt. Wir bitten unsere Leser, diese Lehre mit dem fundamentalen Grundprinzip unserer nationalen Konstitution von der Trennung zwischen Staat und Kirche zu vergleichen. Sie werden dann imstande sein, zu verstehen, in welchem schönen Einklang der Katholizismus steht, und jedem Katholiken, der solches Blech schwätzt, ordentlich heimzuleuchten.

Frage 114. Warum steht die Kirche über dem Staate?

Antwort. Weil der Endzweck der Kirche der edelste unter allen Zwecken ist.

Frage 115. In welcher Ordnung oder Beziehung ist der Staat der Kirche unterworfen?

Antwort. In der geistlichen Ordnung und in allen Dingen, welche sich auf diese Ordnung beziehen.

Frage 116. Welches Recht hat der Papst kraft dieser Suprematie (Oberherrschaft)?

Antwort. „Das Recht, alle jene Gesetze oder Handlungen der Regierung null und nichtig zu machen, welche der Rettung der Seelen hinderlich wären, oder die natürlichen Rechte der Bürger angreifen."

Frage 117. Was sollte der Staat noch weiter tun, nebstdem, daß er die Rechte und die Freiheit der Kirche respektiert?

Antwort. Der Staat sollte die Kirche auch unterstützen, beschützen und verteidigen.

Frage 118. Worauf gründet sich diese Verpflichtung?

Antwort. Auf die Pflicht der bürgerlichen Ordnung, die Religion zu bekennen. Denn da die Nationen ihren Ursprung dem Schöpfer verdanken, schulden sie ihm als Nation Anbetung, Liebe und Gehorsam, gerade wie einzelne Menschen diese Verpflichtung haben.

Frage 119. Was ist somit die Hauptverpflichtung der Häupter des Staates?

Antwort. Ihre Hauptpflicht ist, die katholische Religion selbst zu üben, und da sie die Macht haben, diese Religion zu beschützen und zu verteidigen.

Frage 120. Hat der Staat das Recht und die Pflicht, kirchliche Spaltungen oder Ketzerei zu unterdrücken?

Antwort. Ja, er hat das Recht und die Pflicht, so zu tun, beides, zum Besten der Nation und der Gläubigen; denn religiöse Einheit ist das Haupt-Fundament der sozialen Einheit.

Frage 121. Wann darf der Staat die Gottesdienste der Andersgläubigen dulden?

Antwort. Im Fall diese Gottesdienste eine Art gesetzliche Existenz erlangt haben, geweiht durch die Zeit oder zugestanden durch Verträge oder Uebereinkommen.

Frage 122. Darf der Staat sich von der Kirche trennen?

Antwort. Nein, denn derselbe darf sich nicht zurückziehen von der Oberherrschaft Christi.

Frage 123. Wie nennt man die Lehre, daß der Staat weder das Recht noch die Pflicht hat, mit der Kirche verbunden zu sein, um sie zu beschützen?

Antwort. Man nennt diese Lehre den Liberalismus. Derselbe gründet sich hauptsächlich auf die Tatsache, daß die moderne gesellschaftliche Ordnung auf Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, Redefreiheit und der Freiheit der Presse beruht.

Frage 124. Warum ist der Liberalismus zu verdammen?

Antwort. 1. Weil derselbe jede Unterwerfung des Staates unter die Kirche verwirft. 2. Weil er die Freiheit mit dem Recht vermischt. 3. Weil er die soziale Herrschaft Christi verachtet und die Segnungen, welche daraus entspringen, verwirft.

So weit dieses Lehrbuch, welches am 7. August 1909 die Genehmigung des katholischen Bücher-Zensors und am 10. August 1909 das „Imprimatur" des katholischen Erzbischofs von Philadelphia empfing. Daß dieses Buch sich einer außerordentlichen Popularität erfreut, beweist die Tatsache, daß es in weniger als fünf Jahren die 18. Auflage erlebt hat. Dieses Lehrbuch zeigt uns, was die katholische Kirche Hunderttausenden von Jünglingen hinter verschlossenen Mauern lehrt. Man braucht nicht lange zu fragen, welchem man glauben soll, diesem offiziellen Lehrbuch oder den schönen Reden katholischer Prälaten.

Wir bitten unsere Leser, die obigen Fragen und Antworten auszuschneiden und für zukünftigen Gebrauch aufzubewahren. Sie zeigen den kolossalen Widerspruch zwischen den Aeußerungen der Wortführer der katholischen Kirche und der wirklichen Stellung dieser Kirche.

Ausland.

Die A. E. L. K. schreibt zu Dr. R. Seebergs Theologie:

Die soeben erschienene Studie des Berliner Systematikers D. Reinh. Seeberg über den „Ursprung des Christenglaubens" (Leipzig 1914, A. Deichert [62 S. gr. 8]; 1.80 Mk.) darf um so mehr begrüßt werden, als sie zur Beleuchtung der Vorwürfe dienen kann, die seine Vorträge in Riga und Helsingfors hervorgerufen haben. Wir haben unsern Lesern bisher nichts

von diesen Vorwürfen mitgeteilt, weil offizielle Berichte nicht vorlagen und das ganze einen etwas mysteriösen Charakter trug; mysteriös um derer willen, die das Ganze bei uns in Szene setzten. Es waren nicht etwa bibelgläubige Kreise, sondern die Kreise der „Christlichen Welt." Durch deren Vermittelung kamen die ersten Nachrichten aus Rußland nach Deutschland; Bericht folgte Bericht; die „Chronik der Christl. Welt" brachte ganze Leitartikel, alles um nachzuweisen, daß Seeberg kein positiver Theologe sei, sondern ein modern religiöser, um keine Linie anders als die, welche man als Totengräber des alten Christentums bezeichne. Auffallend war nun, daß man nicht etwa in einen Jubel über Seebergs „liberales Bekenntnis" ausbrach. Niemand streckte ihm die Hände entgegen, um ihn als neugewonnenen Bruder zu begrüßen. Sondern im Gegenteil, das ganze Vorgehen trug den Stempel der Feindseligkeit gegen ihn. Man bestürmte förmlich die kirchliche Presse, ihn unter Anklage zu stellen und von sich abzuschütteln; man höhnte sie, als sie es nicht tat; man brachte immer neues, schwereres Material hervor, um endlich den Scheiterhaufen errichtet zu sehen. Unwillkürlich fragte man sich: Was wollte man mit dem allem? Denn alles muß doch einen Zweck haben. Wollte man die kirchlichen Kreise stärken und ihnen helfen, sich von Fremden zu reinigen, damit sie noch fester dastünden? Das ganz gewiß nicht. Oder wollte man Seebergs Theologie treffen und sie **coram publico** diskreditieren, die man soeben noch nach dem eigenen Herzen gefunden hatte? Das hieße ja sich selbst ins Unrecht setzen. Dann blieb nur übrig, daß man ihm aus irgend einem Grunde den Kredit nehmen wollte, nämlich bei seinen bisherigen Freunden. Die Liberalen nahmen ihn gewiß nicht auf, das bewies ihre ganze Haltung; und wenn auch die kirchlichen Kreise von ihm zurücktraten, stand er allein, ein einflußloser Mann. Von selbst zog der Beobachter die Linien nach rückwärts und fand dort so manchen geheimen und offenen Versuch, Seebergs Einfluß zurückzudrängen, zuletzt den Sturmangriff unter Jülichers Führung über die „Entrechtung der theologischen Fakultäten" und die „geheimen Ratgeber." Dann war es also nichts neues mit dem diesmaligen Vorgehen, nur eine andere Form. Es handelte sich auch nicht etwa um eine Sache Gottes und des Gewissens, sondern um eine Aktion kirchenpolitischer Art. Man suchte den zu treffen, der nach liberalem Urteil der positiven Sache allzuviel genützt und der liberalen allzuviel geschadet hatte.

Das Geschütz, das man gegen ihn aufführte, war in der Tat schwer. Er habe, so hieß es, in jenen Vorträgen Jesus zum bloßen Menschen degradiert und an die Fundamente des Glaubens getastet.

Aber hat er so gesprochen? Ist das wirklich seine Theologie? Das ist die Frage. Bloße Zeitungsberichte können nicht ausschlaggebend sein. Eine kurze Antwort hat Seeberg selbst bereits veröffentlicht, in der er das leere Grab am Ostermorgen ausdrücklich betonte. Dann hatte man ihm also in einem Fundamentalstück Unrecht getan, und es bestand aller Anlaß, auch dem übrigen mißtrauisch gegenüberzustehen. Daher kommt diese Schrift: „Der Ursprung des Christusglaubens" gerade recht, da hier augenscheinlich ähnliche Gedanken niedergelegt sind, wie sie Seeberg in seinen Vorträgen vertreten zu haben scheint.

Da gibt es nun eine Ueberraschung für die, die ihn schlankweg an die Seite Weinels stellten. Denn so sehr er die Menschheit Jesu betont, so unzweideutig schreibt er S. 5: „Jesus steht auf Gottes Seite und gibt den Menschen, wessen sie bedürfen; aus einer andern Welt stammt, was er tut

und redet; seine Worte sind absolute Autorität, sein Lebenswerk eröffnet die Vollendungsepoche der Geschichte." Von der Auferstehung Jesu redet er als von etwas, das überhaupt nicht in Frage steht. Die Jünger sahen ihn, er erscheint ihnen „in irdischer Gestalt"; und seit er ihnen nicht mehr erscheint, wissen sie ihn bei Gott und beten ihn an als ein göttliches Wesen; denn das Wort „Herr," womit sie ihn bezeichnen, war wie Seeberg nachweist ein göttlicher Titel. Ueberhaupt ist die ganze Schrift nicht in dem bekannten modernen Sinne geschrieben, wonach der Glaube an die Gottheit Jesu und das Gebet zu ihm eine Verirrung wäre; vielmehr will Seeberg gerade das Recht dieses Glaubens erweisen. Seine Hauptfrage, die er zu lösen sucht, lautet: „Wie war es möglich, daß in einem fanatisch monotheistischen Volke ein Volksgenosse, der eines schimpflichen Todes gestorben war, in wenigen Jahren göttlicher Ehren hat teilhaftig werden können, und daß dann der Weltkreis und speziell die geistig hervorragendsten Völker in diesem gekreuzigten Juden den Herrn des Himmels und der Erde haben erblicken können?" Seine Antwort lautet: Es mußte so sein auf Grund dessen, was die Jünger mit und an Jesus erfahren hatten. Damit setzt er die Theologie Weinels und seiner Freunde ins Unrecht; er ist nicht für sie, sondern gegen sie. Gewiß ist in der Beweisführung Seebergs manches, was von jenen geteilt werden kann; aber wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. Wenn Weinel vom „Menschen" Jesus redet, so sieht die Kirche darin seine Irrlehre. Wenn Luther das gleiche ausspricht: „wahrhaftiger Mensch," so bekennt es mit ihm die ganze Kirche. Die Worte lauten gleich, Sinn und Absicht ist grundverschieden. Und darauf kommt es zuletzt an, was jemand sagen w i l l, worauf er abzielt.

Das aber wird niemand leugnen, daß Seeberg das alte Christentum vertreten w i l l; daß er hier eine ganze Schrift geschrieben hat, um den wissenschaftlichen Beweis zu bringen, daß der Glaube an die Gottheit Christi und die Anbetung des Erhöhten zu Recht besteht. Einen solchen Theologen ohne weiteres unter die Gegner des Christusglaubens einreihen zu wollen, ist eine erhebliche Verirrung. Etwas anderes ist es, ob die Methode Seebergs nicht zur Diskussion Anlaß gibt. Er selbst erwartet es offenbar und will es auch haben; denn, wie er in der Vorrede sagte, er wollte kein „Glaubensbekenntnis" niederlegen, sondern eine wissenschaftliche Erörterung. Dann ist es also in seinem Sinn, wenn die Offenbarungstheologie prüft, sei es zustimmend oder ihren Dissensus herausstellend. Denn so hat man stets in der Offenbarungstheologie gearbeitet, indem man Rede und Gegenrede übte, um so immer tiefer in die Wahrheit einzudringen und immer weiter vorwärts zu kommen. Dieser Theologie lassen wir nun auch das Wort, sich zu dem Problem zu äußern.

Was wir hier betonen wollten, ist allein dies, daß es ein mißglückter Feldzug war,, auf Grund unkontrollierter Zeitungsberichte einen Mann zu den modernen Bestreitern des Christusglaubens zu stellen, der sich immer zu den Jesusanbetern bekannte, und der seine Lebensarbeit darein gesetzt hat, dem alten Christusglauben auch in dem heutigen Geschlecht und gegenüber seinen heutigen Gegnern seinen Ehrenplatz zu sichern.

Eine Siegesfeier des Lichts über die Finsternis, der Wahrheit über die Lüge.

So überschreiben wir die unten folgende Nachricht. Es ist ja bekannt, welche Macht, List und Bosheit der alte Feind aufgeboten hat, um das

Evangelium in ganz Italien und besonders in Rom, der Papststadt, zu unterdrücken. Nun — der Herr hat seinem Wort doch zum Sieg verholfen, das zeigt die Nachricht.

Wenn hierzulande, ermutigt durch die verräterische Untreue unserer Politiker, die Römlinge allenthalben ihr Haupt erheben und schon davon träumen, ganz Amerika unter das Joch des römischen Papstes zu beugen, so soll die Siegesfeier in Rom uns ermutigen, den Kampf gegen römische Finsternis und Lüge fortzusetzen! Jesus ist Sieger! Ja, Jesus ist Sieger!

Die neue Waldenser-Kirche in Rom.

Am Sonntag, dem 8. Februar, durften die Waldenser in Rom ein schönes Fest feiern, die Einweihung ihrer zweiten Kirche. Sie steht in Trastevere, d. h. auf dem rechtsseitigen Ufer des Tiber, an der Piazza Cavour. Die Kirche wurde von einer amerikanischen Dame, deren Vater ein großer Freund der Waldenser war, zu dessen Andenken gestiftet. Die Mittel für den Kirchenbau waren von ihr reichlich genug bemessen, um von der seitherigen Gepflogenheit, nur ganz einfache evangelische Gotteshäuser zu bauen, auch einmal abgehen zu können.

Das evangelische Italien besaß zwar bereits zwei architektonisch bemerkenswerte Bauwerke, die Waldenser-Kirche in Turin und die Kirche der Wesleyaner in Rom. Aber die erstere hat in Deutschland, die andere in Amerika ihre Vorbilder gehabt. Die Waldenserkirche in Via Nazionale in Rom zeigt an ihrer Fassade echt italienische Architektur, aber in ihrer Umgebung — sie steht in einem modernen Geschäftsstraßenzug — kommt sie nicht genügend zur Geltung. Da war nun der Platz für die neue Kirche wie dazu geschaffen, ein monumentales Werk erstehen zu lassen. Die Piazza Cavour ist ein großer freier Platz, der mit gärtnerischen Anlagen geschmückt ist. An einer seiner Langseiten steht der im letzten Jahrzehnt erbaute imposante Justizpalast. An einer der Schmalseiten des Platzes erhebt sich nun die neue, in Anlehnung an den romanischen Stil erbaute Kirche. Sie hat zwei kleine Türme, die unter den vielen Kuppeln Roms angenehm auffallen. Zwei Baumeistern von Ruf gelang es, die Baufläche sehr zweckmäßig auszunützen. An die Kirche angegliedert ist ein großes Gebäude, das in den untern Stockwerken für soziale Zwecke eingerichtet wurde. Es finden dort Soldatenheim, Volksbibliothek, Poliklinik, Sprach-, Näh-, Turnunterricht angemessene Räume. Die oberen Stockwerke sind zu Wohnungen eingerichtet, deren Mietsertrag die Ausgaben für die Wohlfahrtseinrichtungen aufbringen wird.

Nun zum Innern der Kirche. Es hat sich hier eine bemerkenswerte Aenderung des seitherigen Standpunktes der evangelischen Kirchen Italiens vollzogen. Man hatte früher, in gewolltem Gegensatz zu der häufigen Ueberladung der katholischen Kirche, mit Schmuck, die zur Veräußerlichung der Religion des Volkes beitrug, von evangelischer Seite fast jede Ausschmückung der Gotteshäuser verschmäht. Dadurch kam man in den Verdacht der Feindseligkeit, Verständnislosigkeit, ja der Verachtung gegenüber der Kunst. Jetzt, nachdem das Wort Gottes von den Evangelischen frei und ungehindert verkündigt werden darf, folgt man wieder den Christen der ersten Jahrhunderte, welche keineswegs die Mißachtung der Kunst für Gott wohlgefällig hielten. Das Betreten der Kirche, des Tempels, wie die Italiener sagen, soll nicht ein Gefühl des Bedrücktseins und der Kälte erzeugen, vielmehr soll sich im Betrachten einer einfachen und würdigen Ausschmückung der Glaube reicher und freudiger entfalten.

Der Raum ist in drei Schiffe eingeteilt, zu beiden Seiten sind Emporen angebracht. Im Chorraum tritt auf goldenem Grunde zwischen mehrfarbigen Malereien das Kreuz hervor, um welches die Worte zu lesen sind: „Wir predigen Christus, den Gekreuzigten, die Kraft Gottes, die Weisheit Gottes." Die Malereien sind von Paolo Paschetti, einem namhaften evangelischen Künstler. Er hat auch die Zeichnungen zu den bemalten Fenstern entworfen, die mit ihren christlichen Sinnbildern und anmutigen Blumengewinden nicht nur in Farbe und Ausführung, sondern auch dem Gedanken nach schön gelungen sind. Die Kanzel, an der die Medaillons von Luther und Calvin angebracht sind, der Abendmahlstisch und die übrigen Holzschnitzereien stammen aus einer kunstgewerblichen Werkstätte in Siena.

Zu der Einweihung der Kirche waren fast sämtliche Waldenser-Pastoren, von dem Fuße der Alpen bis zu der Südspitze von Sizilien, in die Hauptstadt geeilt, unter ihnen die in Deutschland bekannten Calvino, Peyrot, Grilli, Peyronel, Comba, Malan. Auch die Professoren der evangelischen theologischen Fakultät in Florenz mit ihren Studenten fehlten nicht. Von Rom waren nicht nur Vertreter aller evangelischen Kirchen, darunter der Pfarrer der deutschen Gesandschaftskirche, Dr. Schubert, sondern auch solche der Kgl. Regierung, der Stadtverwaltung, der Universität, der höheren Schulen, sowie der erste Rabbiner und der bekannte Abgeordnete Romolo Murri anwesend.

Am Vorabend des Festes versammelte der seitherige Präsident des Komitees für die Evangelischen Italiens, Pastor Arturo Muston, unter dessen umsichtiger Leitung und Aufsicht der Bau entstanden ist, die schon anwesenden Gäste zu einer Besichtigung der umfangreichen Baulichkeiten. Am Festsonntage war die 1200 Sitzplätze fassende Kirche gedrängt voll. Der Moderatore Léger aus Torre Pellice in Piemont eröffnete die Feier, nachdem die elektrisch betriebene Orgel ihre feierlichen Akkorde hatte ertönen lassen. Nach der Schriftverlesung legte Pastor Muston die Bibel auf die Kanzel nieder und sprach das Weihegebet. Professor Dr. Luzzi hielt die ergreifende Festpredigt, worauf der Kirchenchor eine Komposition von Mendelssohn vortrug. Zum Schluß wurde das alte Lutherlied in italienischer Sprache gesungen.

Am Tage nach der Einweihung empfing der König den Präsidenten der Waldenserkirche mit einigen Pastoren in Audienz und unterhielt sich gegen eine Stunde mit ihnen. Wie sehr das regierende Königshaus die tüchtige und zuverlässige Art der Waldenser zu schätzen weiß, geht auch daraus hervor, daß Königin Elena waldensische Kinderfrauen für die kleinen Prinzessinnen hält. (Reich Gottes Bote.)

Urteil eines Orientalisten über die Wellhausensche Schule.

Prof. Dr. Hommel an der Universität zu München faßt in seiner Schrift: „Die orientalischen Denkmäler und das Alte Testament" sein Urteil über die Wellhausensche Schule in folgenden Worten zusammen:

„Unsere Alttestamentler sind nun einmal verbohrt in die leider bereits traditionell gewordene Meinung vom rohen Kulturstande der Hebräer und mit Scheuklappen an beiden Augen sehen sie nicht, was rechts und links vorgeht. Doch das muß ja allmählich anders werden, je mehr der alte Orient bekannt und in weitesten Kreisen verstanden wird.

Je mehr ich selbst mich in die Geheimnisse des orientalischen Altertums in allen seinen Verzweigungen, babylonisch wie südarabisch vertieft

habe, um so unerschütterlicher hat sich in mir die Ueberzeugung gefestigt, daß die Aufstllungen der Schule Wellhausens durchweg falsch sind. Es sind das ja nur auf materialistisch-philosophischer Grundlage ruhende Hypothesen, die bis jetzt überall, wo monumental beglaubigte Tatsachen in Betracht kommen, diesen direkt widersprechen, statt von ihnen bestätigt zu werden. An Tatsachen muß aber schließlich selbst die geistreichste Hypothese scheitern. Man hat Wellhausen, diesen fraglos bedeutendsten Verfechter jener Hypothese, schon den „größten Religionshistoriker des 19. Jahrhunderts" genannt. Setzt man statt dessen den Ausdruck Religionsphilosoph, so stimme ich rückhaltslos bei, sehe aber damit zugleich die alte Erfahrung bestätigt, daß auch das genialste religionsphilosophische System in die Brüche gehen kann, ja muß, wenn es, wie hier, gelingt, seine Sätze an der „brutalen Wirklichkeit," in unserm Falle dem bei unbefangener Betrachtung sich aus den Inschriften ergebenden Bilde, zu messen. „Brutal" ist die Wirklichkeit nur insofern, als sie eben rücksichtslos mit den vorgefaßten Meinungen aufräumt; daher erklärt sich auch die sich mehr und mehr steigernde geradezu fanatische Wut der sog. modernen Kritik, die vor den gehässigsten Mitteln nicht zurückscheut, wenn es gilt, die unbequemen Gegner in den Bann zu tun und sie als rückständig und unwissenschaftlich zu brandmarken.

Verlieren wir also nicht den Mut, wenn es gilt, gegen die dennoch herrschenden Strömungen eine neue Aera, die der Tatsachen statt der Hypothesen, heraufzuführen; handelt es sich doch dabei um unsere heiligsten Güter. Mögen die Alttestamentler, vor allem auch die sog. Halben, die auf beiden Seiten hinken, sich endlich einmal ganz vom evolutionistischen Banne losmachen. Es muß doch Frühling werden!" (Ref.)

Vom Kampf der Richtungen in der anglikanischen Kirche. Von Albert Guthke.

Der seit der Reformationszeit vorhandene Gegensatz einer evangelischen und katholischen Richtung in der Kirche von England nimmt von Zeit zu Zeit Formen an, daß man von einer Krisis zu sprechen versucht ist, weil die Gefahr der Kirchentrennung nahegerückt zu sein scheint. So hat Ende des verflossenen Jahres ein an sich nicht sehr bedeutender Vorgang Gelegenheit gegeben, diesen Gegensatz deutlich herauszustellen und zu verschärfen. Es ist diesmal ein Vorgang auf dem Missionsfelde, der zum Ausgangspunkt eines Streites geworden ist, der die heimische Kirche aufs stärkste erregt.

Im Juni 1913 fand in Kikuyu, einer Station der schottischen Presbyterianer in Britisch-Ostafrika, eine Konferenz statt, die den Zweck hatte, eine Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen im Lande arbeitenden evangelischen Denominationen herzustellen.

Ein Zusammenwirken der Evangelischen schien nicht bloß der römischen Kirche, sondern auch dem Islam gegenüber sehr nötig. An der Konferenz beteiligte sich auch der anglikanische Bischof Peel von Mombasa. Vorbehaltlich der Genehmigung der heimischen Kirchen- und Missionsbehörden wurde folgendes vereinbart:

Es wird jeder Denomination ein abgegrenztes Arbeitsfeld zugewiesen. Als Lehrgrundlage der vereinigten Missionen wird die Bibel, das Apostolikum und das Nicänum angenommen, wobei eine gewisse Freiheit der Auslegung des Wortlauts der Bekenntnisse zugestanden wird. Jede Gemeinschaft erkennt die Taufe der andern an; für die Vorbereitung und Zulassung zur

Taufe werden gemeinsame Grundsätze aufgestellt. Die Frage, ob Eintauchung (Baptisten!) oder Besprengung, bleibt offen; es muß aber die trinitarische Taufformel gebraucht werden. Es wird gegenseitig Abendmahlsgemeinschaft gewährt. Die ordnungsmäßig berufenen Geistlichen der Freikirchen erhalten das Recht der Predigt auch in anglikanischen Kirchen, nicht aber die Befugnis der Sakramentsverwaltung. Auf Grund der anglikanischen Agende (des Common Prayer Book) wird eine gemeinsame Gottesdienstform hergestellt, die alle Denominationen neben ihrer eigenen gebrauchen sollen, um den Bedürfnissen der wandernden Christen entgegen zu kommen. — Zum Schluß der in herzlicher Eintracht verlaufenen Konferenz fand eine gemeinsame Abendmahlsfeier nach dem Ritus der anglikanischen Kirche statt.

Man wird sagen müssen, daß diese Vorschläge — denn nur um solche handelt es sich bis jetzt — echt evangelischen Geist und missionarische Weisheit vertreten. Auch scheint dem besonderen Standpunkt der Anglikaner durchaus Rechnung getragen. Sie erklärten ausdrücklich, daß sie die in andern Gemeinschaften Getauften noch nicht als Glieder ihrer eigenen Kirche ansähen, wohl aber als Glieder „jener heiligen katholischen Kirche, die größer ist, als alle unsere beschränkten Begriffe von ihr.“ Auch liegt in der Gewährung des Predigtrechts an freikirchliche Geistliche keine Anerkennung ihrer Ordination, denn „am Worte dienen“ dürfen in anglikanischen Kirchen auch Laien. So hat sich denn auch die „Church Missionary Society“ im allgemeinen mit den Zielen der Konferenz von Kikuyu einverstanden erklärt.

Von der hochkirchlich-ritualistischen Seite her aber hat sich heftiger Widerspruch erhoben. Als Rufer im Streit trat der zur Universitäten-Mission gehörige anglikanische Bischof von Sansibar auf. Er veröffentlichte in Form eines offenen Briefes an einen heimischen Bischof, den von St. Albans, einen entschiedenen Protest. So deutlich wie möglich beschuldigt er darin den Bischof von Mombasa und den Bischof von Uganda, der ohne selbst anwesend zu sein, sich mit den Beschlüssen von Kikuyu einverstanden erklärt hat, der Häresie und des Verrats an den Grundsätzen ihrer Kirche. Im einzelnen wirft er ihnen vor, daß sie durch ihre Beteiligung und Zustimmung wesentliche Stücke der anglikanischen Lehre preisgegeben hätten, wie das Athanasianum, die Konfirmation, die Absolution, die Kindertaufe, die bischöfliche Verfassung u. a.; denn alle diese Stücke werden in den Konferenzbeschlüssen nicht erwähnt. Ein grober Bruch kirchlicher Disziplin sei auch die Beteiligung an der gemeinsamen Abendmahlsfeier. Denn die Vorschrift, daß nur Konfirmierte kommunizieren dürfen, wurde hierbei von einem anglikanischen Bischof selbst verletzt, als er mit Gliedern von Freikirchen kommunizierte, die überhaupt die Konfirmation nicht haben. Wenn die Kirche solche Dinge dulden wolle, so sei der Anfang vom Ende gekommen. „Ich wage die Behauptung, daß seit der Reformation es keine Konferenz gegeben hat, die so bedeutungsvoll für das Leben der Ecclesia Anglicana ist, wie diese Konferenz von Kikuyu. Denn sie hat uns an den Scheideweg gebracht, vor dem wir uns solange fürchteten und den wir zu vermeiden suchten.“

Der Bischof von Sansibar sieht nämlich in den Vorschlägen der Konferenz unverhüllten Protestantismus. Nach seiner Auffassung ist aber die anglikanische Kirche nicht protestantisch, sondern katholisch. Sie kann wohl, um ein Schisma zu vermeiden, diejenigen d u l d e n, die ihre Bekenntnisse protestantisch deuten, aber sie darf ihnen keine Gleichberechtigung zugestehen.

Der heimische Episkopat, besonders der Erzbischof von Canterbury, sollten also gegen die Bischöfe von Mombasa und Uganda vorgehen und eine klare Entscheidung geben. Welche Entscheidung gewünscht wird, das geht aus den Worten hervor: „Wenn die Ecclesia Anglicana uns braucht, um die Heidenwelt für Christus zu katholisieren, so stehe ich ihr jetzt wie immer zu Diensten. Aber wenn sie amtlich daran arbeiten will, die Welt zu protestantisieren und den Glauben zu modernisieren, so habe ich für meine Person nicht länger mehr Teil noch Erbe in ihren Grenzen." Das sieht einer Drohung mit dem Austritt aus der Kirche sehr ähnlich, für den Fall, daß ihre Behörden den Beschlüssen von Kikuyu zustimmen sollten. Es ist nicht unmöglich, daß dann mit dem Bischof von Sansibar manche seiner Gesinnungsgenossen zu Rom übergehen werden.

Was die angerufenen Bischöfe tun werden, steht noch dahin. Man wird zunächst die Ankunft der drei beteiligten Missionsbischöfe abwarten, die ihre Sache in England persönlich führen wollen. Es ist kaum anzunehmen, daß der anglikanische Episkopat sich ganz auf die Seite des Bischofs von Sansibar stellen wird. Damit würde er nicht bloß die Evangelikalen und die Liberalen vor den Kopf stoßen, sondern auch alle diejenigen, die zwar die historischen Eigentümlichkeiten der anglikanischen Kirche feststellen wollen, die sich aber doch mehr zu den evangelischen Freikirchen als zu Rom hingezogen fühlen. Selbst das Organ der Anglokatholiken, die „Church Times," hat seine Bedenken gegen die allzu schroffe und einseitige Stellung des Bischofs von Sansibar: es sei im Interesse der Kirche, Unregelmäßigkeiten, wie z. B. den Mangel der Konfirmation, zu tolerieren, zumal auf dem Missionsfelde, als durch rücksichtslose Geltendmachung des korrekten Standpunktes die Gefahr des Schismas herbeizuführen. Jedenfalls sieht sich der englische Episkopat vor eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, und es ist zu befürchten, daß die Entscheidung, wie sie auch fallen möge, zur Verschärfung der Gegensätze beitragen wird. Eine solche Verschärfung führt schon die jetzt nicht nur in den kirchlichen Blättern, sondern auch in den politischen Zeitungen mit größter Lebhaftigkeit für und wider „Kikuyu" geführte Debatte herbei. So viel auch gemahnt wird, die Sache ruhen zu lassen, bis die Bischöfe gesprochen, so wenig wird diese Mahnung beachtet. Berufene und Unberufene aus allen Lagern erheben ihre Stimme und man ersieht aus den verschiedenen Aeußerungen so deutlich wie möglich, wie mannigfach und tiefgehend die Gegensätze in der anglikanischen Kirche sind.

Aus „Reformation."

Literatur.

Das Christentum und die nichtchristlichen Religionen. Von D. Robert E. Speer. 1. Teil: Die animistischen und ostasiatischen Religionen und der Islam. Missionsstudienbücher. Neue Folge der Basler Handbücher zur Missionskunde. Herausgegeben von der deutschen Missionsstudien-Kommission. Basler Missionsbuchhandlung 1914. Preis: 2.40 Mk. — Der Herausgeber sagt darüber:

„Wiederholt ist uns aus Missionsstudienkreisen der Wunsch ausgesprochen, ein Studienbuch über die Auseinandersetzung des Christentums mit den nichtchristlichen Religionen zu haben. Wir haben verschiedentlich sachkundige deutsche Autoren aufgefordert, ein solches entweder über das ganze Gebiet der nichtchristlichen Religionen oder über wichtige Teile desselben zu schreiben.

Da diese Verhandlungen zu keinem Ergebnis führten, haben wir uns von den in Betracht kommenden amerikanischen Instanzen die Erlaubnis ausgebeten, ein, wie uns scheint, ausgezeichnetes amerikanisches Missionsstudienbuch den Bedürfnissen deutscher, besonders studentischer Missionsstudienkreise anzupassen. D. Robert Speer hat uns dazu weitgehende Freiheit gegeben. Wir haben seine langen Kapitel handlich geteilt und umgestellt; das zweite Kapitel über den Animismus ist aus einer anderen Quelle, dem vierten Bande des Edinburger Konferenzwerkes, eingefügt. Der zweite Teil, der die indischen Religionen und die abschließenden Kapitel behandelt, soll demnächst folgen."

Die vergleichende Religionswissenschaft steht heutzutage in hohem Ansehen, und liberale Gelehrte träumen schon von einer Art Allerweltsreligion, bei welcher eine Verschmelzung aller bedeutenden Religionen bewerkstelligt werden soll. Natürlich würde das den Untergang des Christentums in heidnischem Mischmasch bedeuten. Das vorstehend angezeigte Buch, sucht mit möglichster Gerechtigkeit das Gute und die Wahrheitsmomente in den besprochenen Religionen anzuerkennen, und will den christlichen Missionaren eine Anleitung geben, wie sie eine Anknüpfung gewinnen können für ihre Tätigkeit unter nichtchristlichen Völkern. — Es ist sicher von großer Wichtigkeit, wenn der Missionar genau Kenntnis hat von den religiösen Gedanken, Anschauungen und Gebräuchen des Volkes, unter denen er zu arbeiten hat. Das Buch ist aber auch von Bedeutung für die heimatlichen Kreise, die sich eine genauere Sachkenntnis über den Stand des Heidentums und Islams zu verschaffen wünschen.

Von A. Deicherts Verlag kam uns zu: Reinhold Seeberg: „Der Ursprung des Christusglaubens." 62 Seiten. Preis: 1.80 Mark. — Inhalt:

1. Jesu Selbstzeugnis von seiner Gottheit; der Gottesgeist und die Gottessohnschaft.
2. Die Auferstehung, das Fortwirken des Geistes, die Forterxistenz Jesu.
3. Der urchristliche Christusglaube, die triadische Formel.
4. Der Christuskultus und der Kyrios.
5. Der Sinn des Kyriostitels.
6. Die Anwendung des Kyriostitels bei Paulus.
7. Die Bedeutung des Kyriostitels bei Paulus.
8. Grundriß der paulinischen Christologie.
9. Logos, Christus, Gottessohn bei Johannes.
10. Die Entwicklungsstadien in dem Urchristentum.

Diese Inhaltsangabe zeigt, mit welchen Problemen sich diese kleine Schrift beschäftigt. Verfasser sucht psychologisch zu erforschen, wie die erste Jüngergemeinde besonders durch die Erfahrung der Erscheinungen des Auferstandenen zu dem Glauben der Erhöhung Christi zur Rechten Gottes, zur Anbetung und Anrufung des Namens Christi geführt wurde. „Es ist die Frage, wie es möglich war, daß in einem fanatisch monotheistischen Volk ein Volksgenosse, der eines schimpflichen Todes gestorben war, in wenigen Jahren göttlicher Ehren hat teilhaftig werden können, und daß dann der Weltkreis und speziell die geistig hervorragendsten Völker in diesem gekreuzigten Juden den Herrn des Himmels und der Erde haben erblicken können. Jedermann versteht, wie rätselhaft das ist, welchen Reiz diese größte Paradoxie der Weltgeschichte gerade in einem religionsgeschichtlich denkenden Zeitalter ausüben muß." Mit diesen Worten führt Verfasser dem Leser die Wichtigkeit

und Bedeutung der Fragen vor, die hier behandelt werden. Verfasser will „den Versuch machen, die Motive und Gedanken aufzuzeigen, aus denen sich die Entstehung und die erste Entwicklung des Christusglaubens in dem neutestamentlichen Zeitalter geschichtlich verstehen läßt." Es ist eine gründliche, gelehrte Studie, die an der Hand der neutestamentlichen Schriften die Entwicklung des urchristlichen Glaubens darzulegen sucht. Wir empfehlen sie zu ernstlichem Studium und zur Einführung in die christologische Gedankenwelt der ersten Christen.

R. Seeberg wird vonseiten der liberalen Theologie vielfach verdächtigt und man konnte im Ungewissen sein, was Wahres an diesen Verdächtigungen sei. Wir möchten darum auf einen Aufsatz verweisen, den wir der „Evang.-Luth. Kirchenzeitung" entnehmen und im editoriellen Teil abzudrucken gedenken. Ob freilich Dr. Seeberg sich in seinen Vorträgen immer in unzweideutiger Weise zur wahren Gottessohnschaft Jesu und zur leibhaftigen Auferstehung des Herrn bekannt hat,*) so daß es wirklich nur boshafte Entstellung ist, was man von liberaler Seite ihm Schuld gibt, das ist uns offen gestanden, nicht völlig gewiß.

Wir haben den Eindruck, daß auch in obiger Schrift die göttliche Offenbarung, welche die Jünger zum Glauben an Jesum führte (Matth. 16, 17; Gal. 1, 11—16), als den Sohn Gottes, zu sehr zurück tritt hinter menschliche Reflexionen: wie war es möglich, daß Juden zu dem Glauben kamen, der Mensch Jesus ist Gottes Sohn und darf göttliche Verehrung beanspruchen? Wo Gott sich unzweideutig im Gewissen bezeugt hat, da haben menschliche Reflexionen zu schweigen.

Von der Buchhandlung des Deutschen Philadelphia-Vereins, Stuttgart, Rotebühl Straße 57, kam uns zu: „Christen-Adel." Ein Büchlein von der Hoheit des Christenstandes von Gotthold Schmid, Oberlehrer am Königin-Olga-Stift in Stuttgart. 88 Seiten, hübsch in Ganzleinen gebunden. Preis 1 Mk. — Mit Worten, die bald in anmutigem Erzählton fließen, bald zu herzbewegender Kraft sich erheben, werden hier Bilder gezeichnet, aus denen der Adel des Christenstandes in hellem Glanze hervorstrahlt. Wie not tun solche glaubensfreudige Zeugnisse gerade jetzt, da der Christenglaube von so vielen verachtet, ja weggeworfen wird, und da der Zweifel sich auch in die Reihen der Gläubigen einzuschleichen droht. Gewiß wird das fein ausgestattete, schmucke Büchlein mit seinem interessanten, vielseitig anregenden Inhalt als kleines Geschenk bei jeder Gelegenheit, insbesondere auch bei den Konfirmanden, Freude bereiten und Segen stiften. Heutzutage, wo das „transzendente" Christentum, das den Blick in die unsichtbare Welt und in die obere Heimat richtet, bei so vielen im Verruf steht und man meint, man müsse vor allem das Diesseits recht gut und schön machen, um dann etwa auch die Leute zu Christen zu machen, da ist vorstehendes Büchlein ein recht wohltuendes Zeugnis dafür, daß doch das altmodische Christentum nicht ganz ausgestorben ist, das nicht in irdischen Dingen seinen Ruhm sucht, sondern einzig und allein in dem Herrn, nach Jer. 9, 23, an welche Stelle das Buch sehr beachtenswerte Betrachtungen anschließt.

*) Es scheint nach gewissen Aussprüchen Seebergs, als ob sich die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu nur im Kopfe der Jünger, in ihren Gedanken und Visionen abgespielt hätte. Das gäbe eine recht unsichere Grundlage des Christenglaubens.

Im Verlag von Kober, C. F. Spittler's Nachfolger, Basel, erschien: Samuel Zeller in Männedorf. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von M. Kober-Gobat. Dritte Auflage. Mit prächtigem Porträt des Entschlafenen. 124 Seiten. Geh. 80 Pfg. — 1. Jugendjahre. 2. Sam. Zeller und Dorothea Trudel. 3. S. Zeller und Männedorf. 4. Der Lebensabend. 5. Der Heimgang.

Dieses Büchlein verdient weiteste Verbreitung besonders bei Pastoren, um sie mit der Glaubens- und Gebetsheilung bekannt zu machen, die so lange Jahre von der Jungfer Trudel, und nach ihrem Tode von ihrem Nachfolger Sam. Zeller geübt wurde. Die Methode war ähnlich wie die Pfr. Blumhardt's. Es galt und gilt in erster Linie, die Leidenden unter den Einfluß des Wortes und Geistes Gottes zu bringen, eine Erkenntnis der Sünde und ein herzliches Vertrauen zum Seelenarzt zu wecken, der dann auch die Leibeskrankheit oft ganz schnell oder allmählich zur Heilung bringt. Diese Heilmethode findet ja auch hier immer mehr Anklang und Anwendung und sollte darum von ernsten Christen aus solchen Quellen studiert werden, die über den Verdacht der Schwärmerei hoch erhaben sind.

Soeben erschienen sechs weitere Hefte von Schreiners Volksschriften in farbigen Umschlägen nach Originalzeichnungen von H. Barmführ. Zu haben in der Buchhandlung des Deutschen Philadelphia-Vereins, Stuttgart, Rotebühl Straße 57. Diese sind: No. 6. Die Sturmflut. No. 7. Rose im Tau. No. 8 u. 9. Mit Gott im Krieg. No. 10. Durchgebrochen. No. 11. Wenn Liebe und Haß sich begegnen. Preis pro Heft 20 Pfg. Die Sammlung wird fortgesetzt! — Wir können nur wünschen, daß diese Erzählungen mit solch gediegenen gesunden Grundanschauungen die weiteste Verbreitung finden. Sie tragen zur Gesundung unsers Volkslebens bei. No. 6 und 8 u. 9 erzählen Beispiele, wie trotzige, mit Gott zerfallene und hadernde Bauern herumgeholt wurden, so daß sie Gottes Hand erkennen und sich darunter beugen mußten. No. 7 erzählt, wie eine unschuldige Jungfrau der großen Gefahr der Seelenverkäuferei glücklich entronnen ist im letzten Augenblick. No. 10. Der ernste Kampf, den ein von Haus aus unverdorbener Sohn zu kämpfen hatte, um den Schlingen und Fallstricken der gottlosen Sozialdemokratie zu entrinnen. No. 11. Wie ein Vorbestrafter durch vertrauend, liebendes Entgegenkommen dem Abgrund des Verderbens entrissen wurde. Es sind alles tief ins tägliche Leben eingreifende Erzählungen, die für Sonntagschul- und Jugendbibliotheken angeschafft werden sollten. Auch zum Vorlesen in Gesellschaften und Vereinen sehr geeignet.

Die fünf ersten Nummern der Volksschriften und andere Sachen sind von uns schon im Maiheft und anderswo 1912 besprochen worden. Es sind die nachfolgenden Schriften: Heilkraft für die Nervösen. 70 Pf. — Sieben Segensquellen. Kart. 1.20, geb. 2 Mk.— Was dir im Herzen klingt. Geb. 2.50 Mk. — Wenn die Seele erwacht. Nur geb. 3.20 Mk.—Volksschriften: No. 1 u. 2. Wie es im Simmental. Pro Heft 40 Pf.; No. 3. Juno der Affe. 20 Pf.; No. 4. Zum Tode verurteilt. 20 Pf.; No. 5. Die Enterbten. 20 Pf.

Aus Bertelsmanns Verlag kam:

Zahn, Adolf, Evangelische Fest- und Feierlieder in Kirche und Haus für den gemischten Chor oder eine Singstimme mit Begleitung. 0.60 M. (10 Expl. für 5 M.)

Ein Urteil über Zahns früher erschienene Sammlung „20 geistliche Lieder" sagt: Der Komponist weiß in ungewöhnlichem Maße die Musik der Dichtung anzupassen. Der kernig eckigen Sprache des 16. Jahrhunderts entspricht eine meist nicht minder originelle und kräftige Akkordfolge; die zarter gefügten Dichtungen späterer Zeiten sind auch wieder in weiche, fließende Harmonien gekleidet. Die Melodie ist immer gehaltvoll. — Auch die neuen Kompositionen bieten Freunden edler Hausmusik, Kirchenchören und Kirchengesangvereinen des Guten viel.

Für evangelische Kirchenchöre bietet dieses Heft vierstimmig gesetzte evangelische Kirchenchoräle, passend für alle im Jahr eintretenden Festzeiten. Zwanzig Lieder sind's im Ganzen.

Leonhard, Sup., Dr. W., Von Advent bis Trinitatis. Predigten über die Eisenacher Evangelientexte. 2.40 M., geb. 3 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Textauslegung und tunlichste Textverwendung sind dem Verfasser das Selbstverständliche an der Aufgabe des Predigers. Er sucht seine weitere Gemeinde unter Leuten mit selbständigem Urteil, jedoch will er den kritischen Regungen, die die Gemeinde dieser Tage durchströmen, nicht durch eine Verschiebung des Glaubensinhalts, sondern durch eine scharfe, dabei aber nicht engherzige Fassung des Glaubensbegriffs Rechnung tragen. Ohne besonderes Pathos gelangt dabei zum Ausdruck, daß der Geist des kirchlichen Bekenntnisses seinen Verächtern im ganzen und einzelnen überlegen ist.

Das sind ernste Predigten, vom 1. Advent bis Trinitatisfest, die den Christenglauben nicht verflachen und verflüchtigen, so daß von dem Warten auf das Kommen des Herrn in Herrlichkeit und Gericht nichts mehr übrig bleibt. Anderseits warnt er vor der Unruhe der Christengemeinde, „die bald hier bald dort in dieser Erweckung, in jenem Ereignis das Reich Gottes kommen sieht. Der Wachsamkeit bedarf es, nicht des Suchens. Denn leuchtend, unverkennbar, unentrinnbar wird der neue Advent über den Horizont der Menschheit dahinfahren. Das Reich Gottes von droben werden wir nicht versäumen, wenn wir das inwendige Reich Gottes nicht versäumen." (Predigt zum 2. Advent, Luk. 17, 20—30.)

Bring, Dr. J. C., „Das tut zu meinem Gedächtnis!" Eine Sammlung Beichtreden. Ins Deutsche übertragen von F. C. 2. Aufl. 1.80 M., geb. 2.50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Der heimgegangene Verf. besaß ein hohes Maß geistlicher und seelsorgerlicher Weisheit. Das zeigen diese, nun in 2. Auflage vorliegenden Reden; eine tiefe Seelenkunde pulsiert in ihnen. Wer Erbauung sucht, einfache, kräftige Seelenspeise, der greife zu diesem Buch. Auch für die Hand des Geistlichen darf es empfohlen werden.

Verfasser war Vorstand der Diakonissenanstalt in Stockholm. Es sind im Ganzen 25 Beichtreden mit meist kurzen Texten. Diese Reden geben auch dem Prediger Anleitung, wie er die Gewissen der Kommunikanten anfassen und zu Jesu, dem Sünderheiland, führen soll.

Zauleck, D. theol. P., Vom lieben Heiland. Kinderpredigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres mit Liedern und Gebeten. Zweites Heft. 1. 80 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Wer mit Kindern reden will, der muß erzählen können, der muß konkret

denken und sprechen, der muß kindlich sein. Zauleck versteht das, seine Gabe zu anschaulicher kindlicher Rede kommt in diesem Buche, das mit der ganzen Reife jahrzehntelanger Erfahrung geschrieben ist, zu schönster Geltung. Darum haben auch schon so viele — Väter und Mütter, Pastoren und Lehrer, Helfer und Helferinnen, Anstaltsleiter, Schwestern in Kinderkrankenhäusern — diese schöne Gabe mit Freuden entgegengenommen. Das vorliegende Heft reicht bis zum Trinitatisfest; die Fortsetzung wird rechtzeitig nachfolgen.

Wir haben im Märzheft dieses Jahres, Seite 156 das 1. Heft dieser Kinderpredigten besprochen und möchten verweisen auf das, was dort schon gesagt ist.

Schliepe, Pfr., und Pfr. Liedtke, Christliche Familienabende. Gesammelte Vorträge. Zweites Heft. Zweite Aufl. 1.50 M., geb. 1.80 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Nicht jeder der oft vielbeschäftigten Vereinsleiter wird Muße haben, sich selbst Stoff zu Vorträgen zu suchen. Hier findet er ihn und zwar gleich in sehr gefälliger Form. Die dankenswerte Sammlung umfaßt drei Bände; der 2. Band, der jetzt in neuer Auflage erschienen ist, umfaßt folgende Themata: Ueber Mischehen. — Was kann in unsern Gemeinden geschehen zur Beförderung der Sonntagsheiligung? — Fahnenweihe eines evangelischen Männer- und Jünglingsvereins. — Gedenket der Gefangenen! — Glaube und Aberglaube. — Kinderleben in den vier Jahreszeiten. — Gottesdienst und Vaterlandsdienst, Zum Ehrengedächtnis Phil. Melanchtons, u. a. m.

Diese Vorträge sollen Handreichung bieten zur Pflege und Förderung evangelischen Gemeindelebens. Hier wo man "social service" von der Kirche fordert und erwartet, wird vielleicht mancher gern nach solch einem Hilfsmittel greifen, das ihm Stoff und Form zu Vorträgen in handlicher Weise darzubieten sucht.

Kirchliche Einigkeit, eine Notwendigkeit für unsere luth. Kirche. Ein Friedensgruß an alle (?) Glaubensgenossen, von Pastor W. Reinecke. Im Selbstverlag des Verfassers. Zu haben durch das Wartburg Publishing Haus, Chicago. Preis: Netto 20 Cts.

Verfasser dieser Schrift ist Glied der Jowa-Synode und legt in ihr die schwere Sünde der kirchlichen Zertrennung und den daraus hervorgehenden Schaden mit scharfen Worten vor. Aber die Binde des Konfessionalismus blendet ihm doch noch immer z. T. die Augen. Er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß eben das Trotzen auf die Lehre die Hauptursache des Haders ist, und daß wahre Einigkeit unter gläubigen Christen nur möglich ist, indem sie eben sich gerade in den strittigen Punkten lediglich und einzig an die Schrift halten und die Deutung (Lehre) dem Erkenntnisstandpunkt und dem Gewissen jedes einzelnen Christen überlassen. Luther hat doch z. B. in seinem Katechismus eine Frage: Wer empfängt denn solch Sakrament würdiglich? Die Antwort brauchen wir nicht hersetzen, denn jeder Lutheraner kennt sie, und auch wir haben sie in unserm Katechismus. Man sollte meinen, wer freudig und gläubig diesem luther. Lehrsatz zustimmt und bußfertig und gläubig herzukommt zum Tisch des Herrn, der sollte doch bei jedem lutherischen Altar zugelassen werden! Ja, weit gefehlt! Frevelhaft werden gläubige Christen exkommuniziert von Lutheranern, bloß weil sie nicht ganz genau die spezielle Lehre kennen und vertreten, die der Fanatiker als die allein wahre anerkennt. Da nützt Luthers Lehre nichts! Man muß die Lehre Walthers,

Löhes oder irgend eines neueren Streiters für das allein echte Luthertum kennen und annehmen, sonst ist und bleibt man bei aller lutherischen Recht-glaubigkeit: ein Ketzer. So lange dieses Pochen auf die besonderen Fünd-lein nicht aufhört und man etwa auf Grund von Luthers kleinem Katechis-mus sich einigt, so lange ist keine Hoffnung, daß die Lutheraner unter sich einig werden, geschweige mit andern Christen. Wir haben mit Absicht hin-ter das „alle“ des Verfassers im Titel der Schrift ein Fragezeichen gesetzt. Denn es fragt sich sehr, ob der Verfasser auch unsere evangelische Kirche mit eingeschlossen wissen will. Wir gehören ihm kaum noch zu den „Glaubens-genossen,“ an die er sich wenden will, weil wir ja uns weigern das Glau-bensjoch der Konkordienformel auf uns zu nehmen und uns festlegen zu lassen auf spitzfindige Glaubenssätze, die man vor 300 Jahren aufgestellt hat. Auf diese Schrift bezieht sich ein Aufsatz im redaktionellen Teil „Lutherische Einigkeit,“ den wir dringend der Beachtung empfehlen.

Zur Einigung der amerikanisch-lutherischen Kirche in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl. (Im Anschluß an Dr. Hönecke's Dogmatik.) Von Prof. Geo. J. Fritschel. Im Selbstverlag des Verfassers, Seminar Wartburg, Dubuque, Jowa. (1831 Fremont Avenue.) 41 Seiten. Preis: 25 Cts.

Auch hier liegt ein durchaus ehrlicher Versuch eines lutherischen Bru-ders vor, ein Wort zur Einigung zu schreiben, freilich nur der Lutheraner in Amerika. Aber — er versucht eben die konvexen Flächen zusammen zu brin-gen, von denen wir oben in „Lutherische Einigkeit“ gesprochen haben. Theo-logische Lehrsätze von Dr. Hönecke werden vorgenommen und daran die Kritik angeknüpft. Ob das auch nur zur Vereinigung zwischen Jowa und Ohio führt bleibt abzuwarten. Wenn gar der kalte missurische Wind dazwischen bläst, so wird die Wärme bald verfliegen, die der geehrte Verfasser in seiner Schrift den Gegnern entgegen bringt. Jedenfalls ist die Schrift ein geeig-netes Mittel für Nichteingeweihte, die streitigen Lehrpunkte kennen zu lernen, welche die Lutheraner für so wichtig halten, daß sie darüber die „schwere Sünde“ der kirchlichen Zertrennung und der Verketzerung der Glaubensbrü-der als recht geringfügig zu betrachten scheinen.

Die Theologie der Gegenwart, herausgegeben von Professor Dr. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. Dr. G. Grützmacher in Heidelberg, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen. — Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl. — Preis pro Jahr Mk. 3.50 (für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift) Mk. 2.80.)

Prof. D. A. Uckeley bespricht in dem soeben ausgegebenen 2. Heft auf 76 Seiten die neueste praktische Theologie in vornehmer ruhiger Objektivität, die jedem Standpunkt unparteiisch gerecht zu werden weiß und zieht auch Grenzgebiete, die für Leser aus dem Laienstande wichtig sind, mit herein, wie z. B. Mission, kulturelle Kolonialprobleme, Jugendpflege, moderne Pädagogik u. ä. Dem Theologen dürfte die Charakterisierung der bedeutsamsten Pre-digtpublikationen des letzten Jahres, sowie die eingehende Erörterung der Arbeiten über den Konfirmandenunterricht besonders willkommen sein, ebenso auch die Vorführung bedeutenderer wissenschaftlicher Arbeiten über Gottes-dienst und kirchliches Leben nach der Seite ihrer historischen Entwicklung hin.

„Neue Kirchliche Zeitschrift" in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkons.-Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München, herausgegeben von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Inh. Werner Scholl, Leipzig. Preis pro Quartal Mk. $2.50. Jahrgang 1914.

Inhalt des dritten Heftes: Die Genesis der Versöhnungslehre Johannes von Hofmanns. Von Oberlehrer Lic. Dr. P. Wapler, Magdeburg. — Die Aufgaben des evangelischen Predigtamtes in den Gemeinden der Gegenwart. Von Oberhofprediger Scholz, Gotha. — Das Problem der Bergpredigt. Von Pastor H. Kühn, Gößnitz, S.-A.

Diese Zeitschrift bringt gediegene Artikel vom positiv-christlichen Standpunkt aus geschrieben und verdient reichliche Verbreitung in Pfarrkreisen.

„Der Geisteskampf der Gegenwart." Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 50. Jahrgang. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Aus dem reichen Inhalt des Märzheftes seien folgende Arbeiten genannt: Seht euch vor! Aus einer Predigt von D. Ihmels. — Ueber das Verhältnis des religiösen zum philosophischen Denken. — Das Gebet als psychologisches und pädagogisches Problem. — Ein Blick in die Werkstatt des Lebens. — Apologie im Roman. — Hieran schließen sich noch viele kleinere Darbietungen (Arthur Drews über Häckel und Ostwald. — Die älteste Sintfluterzählung u. s. w.) und eine Reihe interessanter Aeußerungen zu dem Kapitel „Okkultismus und Christentum".

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

„Saat und Ernte auf dem Missionsfelde", herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Die Entdeckung der Erdseele. Von Max Fischer. — Aus Taulers Tagen. Novelle von Friedrich Lienhard. (Schluß.) — Er darf nicht sterben. Von Dr. Käthe Tischendorf. — Das Duell. Von Joseph Conrad. — Jesus und die Blinde. Legende von Karl Röttger. — Salvarsan in Anklage. — Napoleons Zustand im April **1814. Von Dr. Joh. Haberkant.** — Deutschland und England vor fünfzig Jahren. — Strafe oder Buße? — „Und woher kommt nun meine Krankheit?" — Warum die Franzosen aussterben. — Der Große Sphinx von Gise. — "Fausse Reconnaissance." Von Dr. Otto zur Linde. — Türmers Tagebuch: Sie nahen ihm mit ihrem Munde. — Ist Bacon Shakespeare? Von Dr. J. Hauri. — Die politische Bühne (Berliner Theater-Rundschau). Von Hermann Kienzl. — Eine Ablehnung. Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen. — Der wiedererstandene Holberg. Von Erich Schlaikjer. — Der Kampf zwischen Dichter und Darsteller. — Der deutsche Humor in der bildenden Kunst. Von Lothar Brieger. — Palästina-Bilder. Von K. St. — Nahum Aronson. Von Else von Boetticher. — An Beethovens Todestag (gest. 26. März 1827). Von Karl Storck. — Der Ruin des Musiklehrerstandes. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Rebel, Wohlgemuth). — Notenbeilage.

❀ Magazin ❀
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 16. Band. St. Louis, Mo. September 1914.

Das Prophetische im Predigtamt.

Von Pastor H. Kamphausen, Zanesville, Ohio.

Die Lage.

Wir stehen im Zeichen des Flusses und des Uebergangs. Altes vergeht, und Neues will entstehen. Im politischen Leben bemerken wir auf der ganzen Welt ein Zerbrechen alter Formen und Entstehen neuer. Monarchische und absolutistische Systeme machen republikanischen Platz, und selbst in Ländern, wo die Republik eine jahrhunderte alte Institution ist, drängt das Volk vorwärts zu größerer Freiheit und wirklichem Anteil an der Macht und damit zu einer befriedigenderen Gestaltung seiner äußeren Verhältnisse. Hand in Hand damit geht eine noch mächtigere und weitergehende Bewegung, die eine Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse und Produktionsweise erstrebt. Der religiösen, politischen und rechtlichen Emanzipation soll nun eine ökonomische folgen, welche der Demokratisierung jener Gebiete die Demokratisierung der Erwerbsmittel hinzufügt. Wie weit immer dies Programm des Sozialismus zum Siege bestimmt ist, jedenfalls beherrscht das soziale Problem alle Verhältnisse wie kein anderes.

Kein Wunder, daß auch die Kirche und das religiöse Leben aufs tiefste in Mitleidenschaft gezogen sind. In Europa und in unserm alten Vaterland ist die Kirche im Hintertreffen geblieben in ihrem Kampfe mit den kritischen, zersetzenden und vorwärts drängenden Kräften der Neuzeit. Weite Schichten des Volkes haben sich von ihr abgewandt, und die sogenannten Intellektuellen haben längst das Urteil der Rückständigkeit über sie ausgesprochen, wenn ihnen auch viele der Konsequenzen, die das Volk aus ihren eigenen Lehren gezogen, zuwider sind. In unserm Lande ist, Gott sei Dank, die Lage eine mehr hoffnungsvolle. Die Kirche ist lebenskräftig und erfreut sich der Liebe ihrer Glieder. Aber auch hier warten große Probleme der Lösung. Die Welt ist heute ein organisches Ganzes wie nie zuvor. Ob auch Ozeane dazwischen liegen, große geistige und wirtschaftliche Bewegungen, die in einem Teil entstehen, teilen sich allen mit. Für Ideen und geistige Mächte gibt es keine

Quarantäne und keine Isolation. Die Kirche muß auch hier den Kampf aufnehmen, sich orientieren und anpassen, assimilieren, was gut, und ausscheiden, was böse ist. Dazu kommt, daß sie nicht mehr die Autoritätsstellung hat, die sie früher besaß. Sie muß mit verschiedenen geistigen Faktoren konkurrieren um den Einfluß im Volksleben. Soll sie daher das Salz der Erde und das Licht der Welt bleiben, wie ihr Stifter es gewollt, so liegt ihr eine große und schwere Aufgabe ob.

Prophetische Einsicht und Kraft sind nötig.

Den Predigern, als den berufenen Vertretern der Kirche, fällt die Führerschaft in diesem großen Werke zu. Ihre Stellung und Lage ist eine ähnliche wie die der Propheten im Alten Bunde. Auch diese wurden in kritischen Zeiten berufen, in Zeiten der Zersetzung, des Abfalls, der Not. Gottgegebene Weisheit und Kraft waren ihre Ausrüstung. Mit dem Wort des Herrn wiesen sie den Weg zu nationaler Gesundung. Kein großer Stand lieferte ihnen die Stütze für ihr Wirken, wie dem Priester das Priestergeschlecht; die Kraft gottgeweihter Persönlichkeit und der unmittelbare Eindruck der Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Lehren waren ihre einzige Legitimation. Das geistliche Amt an und für sich hat in der protestantischen Kirche, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, immer weniger gegolten als in der katholischen. Das liegt schon an der Idee vom allgemeinen Priestertum. Das drastische Wort Luthers, daß jeder ein Priester ist, der aus der Taufe gekrochen, ist viel mißbraucht worden. Cum grano salis verstanden, hat es eine gewisse Berechtigung; ohne dies „Körnchen Salz" schafft es unglaublich viel Unheil. Heutigen Tages ist es die Erfahrung jedes Predigers, daß sein Amt ihn wenig trägt. Erst wenn die Persönlichkeit ihm Würde und Kraft gibt, mag das Amt eine gewisse Hilfe sein. Es bleibt dem Prediger also nichts anders übrig, als Kraft und Nachdruck da zu suchen, wo der Prophet sie fand, in der Erfüllung seiner Persönlichkeit mit dem Geist und der Autorität des göttlichen Wortes.

Ein Prophet ist ferner ein Mann, der im öffentlichen Leben steht. Er ist nicht bloß ein Seelenführer, sondern er arbeitet an der Volksseele. Er weiß Bescheid in den öffentlichen Verhältnissen und spricht daselbst mit Autorität. Er legt Kritik an, nicht nur an den Herzen, sondern an den Verhältnissen. Wir würden heute sagen: er ist sozial tätig. Was uns heute not tut, sind nicht von der Welt abgekehrte Gestalten, wie das Mönchtum und das Mittelalter sie aufzeigen, obwohl ihnen die damalige Welt viel verdankt; es ist nicht das protestantische Gegenstück, wie es im Pietismus vorliegt und in Spener und Zinzendorf so Großes geschaffen; es sind nicht „Seelenführer" bloß, wie Tersteegen, „innig," aber „abgeschieden"; nicht Erweckungsprediger, die sich hauptsächlich mit Gefühlsbewegung und -erregung abgeben: praktische Männer sind nötig, die auf Erneurung des ganzen Menschen ausgehen, daher auf Umgestaltung der Verhältnisse, auf Verchristlichung des ganzen öffentlichen und erwerblichen Lebens hinarbeiten. Darum ist der Ruf: Zurück zu den

Propheten und lernet von ihnen, die prophetische Seite des Amtes zu pflegen!

Prophet ist kein Weissager bloß.

Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß wir das Wort Prophet nicht im vulgären Sinne brauchen als eines Weissagers, welcher die Zukunft kennt und voraussagt. Es ist freilich zu weit gegangen zu sagen, daß der Prophet überhaupt nicht weissagt, oder daß das gar nicht zu seinem Amt gehört. Amos weissagt die Gefangenschaft in Assyrien 7, 14 ff, Micha die in Babylonien 4, 10, um von vielen nur weniges zu nennen. Jedermann weiß von der messianischen Weissagung. Der Prophet weissagt das Kommen des großen Propheten 5. Mose 18, 15, des Königs und Priesters Psalm 110, des Gottesknechtes und Lammes Jes. 53. So ist im Neuen Testament die Zerstörung Jerusalems, die Vollendung christlicher Hoffnung und das Weltende Gegenstand prophetischer Weissagung. Aber der Prophet ist nicht notwendigerweise ein Weissager. Nabi wird 1. Mose 20, 7 von Abraham gebraucht, der nichts weissagte. „Er ist der Mann, der im Rate Gottes steht und durch Kunde desselben wahre Gotteserkenntnis seinen Nachkommen vererbt (Kleinert in Riehms Wörterbuch). Durch göttliche Selbstmitteilung wird ihm der Rat Gottes kund, er ist ein Dolmetscher und Botschafter Gottes an sein Volk. Er verkündigt den Willen Gottes und legt ihn an als Maßstab an bestehende Verhältnisse und Personen. Im klassischen Griechisch wird προφητ derjenige genannt, welcher beim delphischen Orakel die Sprüche der Priesterin auslegt, nicht aber die Priesterin selber. Er ist der Mann, der für die Gottheit spricht, nicht derjenige, der voraussagt. Wenn wir also von der prophetischen Seite des Predigtamtes reden, so meinen wir die, nach der der Prediger das Wort Gottes mit Autorität verkündet und mit seiner Person vertritt.

Warum nicht „apostolisch“?

Man könnte sagen: Warum auf das Alte Testament zurückgehen und dort Anleitung und Inspiration für die Aufgaben des christlichen Predigtamtes suchen, wenn uns doch die Apostel viel näher stehen, und das Predigtamt auf sie direkt zurückgeht? Freilich sind die Apostel unsere Lehrmeister par excellence, und wir werden stets ihre Schüler bleiben. Aber erstens ist ihre Aufgabe die, grundlegend das Evangelium zu verkündigen, die Grundfesten zu legen, auf denen die Kirche ruht. In diesem Sinne nennen wir Bonifazius den Apostel der Deutschen, weil er eine ähnlich grundlegende Stellung zu den alten Deutschen einnimmt, wie die Apostel zur ganzen Christenheit. Die Prediger aber üben keine apostolische Tätigkeit aus, sie wirken an und in einem christlichen Volk. In der Beziehung sind sie eher den Propheten zu vergleichen, die ihre Aufgabe am schon vorhandenen jüdischen Volk hatten und sich stützen auf das schon vorhandene Verhältnis Gottes zum Volk. Sodann aber zweitens kann die Kirche aus noch einem andern Grund der Propheten nicht

entraten. Als die Apostel auftraten in ihrem eigenen Volk, fand sich bald, daß Israel als solches sich dem Evangelium verschloß, und daß die Zukunft der Kirche in der Heidenwelt lag. Die Aufgabe, ein ganzes Volk zu einem Gottesvolk zu machen, konnten also die Apostel nicht lösen. Es blieb ihnen nur übrig, an den strategischen Punkten der Heidenwelt den Leuchter des Evangeliums aufzurichten, oder den Samen des Wortes dort zu streuen, daß es von dort aus dann wachstümlich sich weiter verbreite. Aber als Volksredner vor die Heiden zu treten, die öffentlichen Mißstände zu rügen, die Sklaverei, den Despotismus, die Ausbeutung der Armen, die Vergötterung irdischer Gewalten zu bekämpfen, war unmöglich und lag nicht in ihrem Programm. Der Prediger aber heutzutage steht in einem christlichen Volk mit christlicher Zivilisation, wo manche Gebiete schon sich dem christlichen Geist erschlossen haben. Es ist seine Aufgabe, die Fackel des göttlichen Wortes in alle Verhältnisse hineinleuchten zu lassen und in seinem vollen Umfang die prophetische Botschaft zu erfüllen: „Land, Land, höre des Herrn Wort!"

Die Berufung des Propheten.

Wir sagten: Es gibt keinen Propheten stand in Israel. Zwar wird von Prophetenschülern geredet, von religiösen Gemeinschaften, welche sich um eine prophetische Persönlichkeit sammelten, und von wo aus religiöse Erkenntnis und Leitung dem Volk zuteil wurden, aber sie bilden keinen Propheten heran, er ist von Gott berufen. Er hat nicht zu den Füßen der Lehrer gesessen, er bringt kein Diplom von religiösen Instituten, viel weniger hat seine Geburt etwas damit zu tun. Man erinnere sich an das einfache und doch ergreifende Wort des Amos 7, 14: „Ich bin kein Prophet (von Geburt oder Stand), noch eines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kuhhirte, der Maulbeeren ablieſt. Aber der Herr nahm mich von der Herde und sprach zu mir: Gehe hin und weissage meinem Volk Israel;" oder Jer. 15, 20: „Ich habe dich wider das Volk zur festen, ehernen Mauer gemacht. Ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben, denn ich bin bei dir, daß ich dich errette und dir helfe;" oder Jes. 8, 1: „Denn so spricht der Herr zu mir, als fassete er mich bei der Hand und unterweisete mich, daß ich nicht soll wandeln auf dem Weg dieses Volkes." In diesen beiden letzten Worten sehen wir, daß der Herr dem Propheten von Zeit zu Zeit die Gewißheit, der Herr sei hinter ihm, erneuert.

Widerstand und Entfliehen ist nutzlos (siehe Jona), aber auch der innere Widerstand wird gebrochen. Jer. 20, 7 und 9: „Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen, du bist mir zu stark geworden und hast gewonnen, aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich. Da dacht ich: Wohlan, ich will sein nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht leiden konnte und wäre schier vergan-

gen." (Siehe den Artikel „Prophet" von Kleinert in Riehms Wörterbuch, Seite 1233.) Die erste Berufung aber besonders wird nachdrücklich empfunden und erzählt, siehe Jes. 6, Jer. 1, Hes. 1.

Berufung des Predigers.

Der Pastor wird von Jahr zu Jahr mehr fühlen, daß er zu seinem Beruf berufen sein muß, wie ja das Wort andeutet, daß es in einem weiteren Sinne bei jedem Beruf so sein soll. Die protestantische Kirche in ihren besten Zeiten hat immer darauf Nachdruck gelegt. (Luther und Calvin.) Vergleiche, was Luther vom evangelischen Predigtamt sagt im Unterschied vom katholischen Priester. Freilich halten wir die Gradverschiedenheit im Auge zwischen dem Beruf des Propheten und des Geistlichen. Der Ruf des Geistlichen mag nicht so abrupt und plötzlich, so überwältigend mächtig und für alle Zeit hinreichend sein, so unvermittelt und singulär, noch auch ist sein Wirkungskreis so umfassend und sein Feld so weit; aber im Grunde ist doch beides ein Werk des Geistes Gottes. Schlimme Zeiten sind über die Kirche gekommen, wenn das vergessen worden ist, wenn man statt innerer Ausrüstung sich mit bloß intellektueller Bildung und allgemeiner Anständigkeit begnügt hat. Professor Tholuck in Halle hat seinerzeit gesagt, daß das geistliche Amt in der Freikirche, besonders in Amerika, deshalb bessere Vertreter aufzuweisen hätte als in Staatskirchen, weil dieser Artikel von der inneren Berufung stets mit Nachdruck im Vordergrund gehalten wurde.

Möge man deshalb auf unsern „Prophetenschulen" nie vergessen, nach der inneren Legitimation zu fragen. Lebensführungen, äußere und innere Umstände, vorhandene Gaben sind Fingerzeige, die dem einzelnen helfen werden, zur Gewißheit zu kommen. In englischen Kirchen fragt man auch nach der praktischen Betätigung des Bewerbers ums Predigtamt, nach seiner Arbeit in der Sonntagschule und in der Kirche. Vielleicht ist das bei uns ebenso. Wie viel können wir da von dem ersten Liebeseifer unserer modernen Heidenchristen lernen, wenn wir z. B. hören, daß bei den Koreanern der Bewerber, nicht ums Predigtamt, sondern um allgemeine Mitgliedschaft, oft gefragt wird: Wie viele Heiden hast du zu Christo geführt?

Was der Beruf in sich schließt.

Wenn wir uns den Beruf des Propheten klar zu machen suchen, so finden wir ein Zweifaches. Das erste ist, daß Gott in ein besonderes Verhältnis zu ihm tritt. Ob nun das Medium des Berufes so oder so ist, ob es Gesicht, Träumen, Verzückung oder eine Erfahrung im klaren und wachen Zustand des Geistes ist: der Prophet macht die wunderbare, überwältigende, ihn tief durchschauernde, beugende und erhebende Erfahrung, daß der Gott Israels zu ihm geredet hat. Das Volk mag äußere Zeugnisse verlangen zu seiner Legitimation: ihm selbst ist es direkt und unmittelbar gewiß, daß der Ewige gesprochen. Amos drückt das 3, 7 und 8 ergreifend so aus: „Der Herr tut nichts, er offenbare

denn sein Geheimnis den Propheten. Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? Der Herr redet, wer sollte nicht weissagen?" Wie das Brüllen des Löwen Mark und Bein erschüttert und kein Zweifel darüber sein kann, daß ein Gewaltiger sich hören läßt, so ist die Seele des Propheten dem Löwen in Israel gegenüber. Sie beugt sich in heiliger Furcht, und der Mund spricht: Hier bin ich, sende mich! Zugleich mit dieser Erfahrung kommt Kraft und Freudigkeit, denn der Geist Gottes ist in und mit dem Propheten. Irrtum ist ausgeschlossen. Wie ein göttliches Licht fällt es in seine Seele und mit elementarer Gewalt bricht das Zeugnis hervor, Menschen und Dinge unter das Wort Gottes beugend. Darauf ist zurückzuführen die wunderbare Unabhängigkeit des prophetischen Geistes und seine heldenhafte Kühnheit. Ob er vor Königen und Fürsten steht, er kennet, was für ein Gemächte sie sind (in anderm Sinn als Psalm 103), er gedenket daran, daß sie Staub sind. Es erinnert an das Wort Moodys, als er gefragt wurde nach seiner ersten Tour durch England, ob er sich nicht vor den Lords und hohen Herren gefürchtet habe. „Wie konnte ich," sagte er, „der Herr war zugegen, und ich achtete sie nur wie Heuschrecken."

Das zweite dann, was sich aus dem ersten ergibt, ist dies, daß der Prophet eine Mission auszuführen hat an seinem Volk. Der Herr hat ihn nicht erwählet um seinetwillen, sondern um des Volkes willen. Wem Licht, Offenbarung, Kraft vor andern gegeben ist, der hat es um der Brüder willen. Wer den Geist Gottes empfängt, zu dem heißt es: „Du sollst mein Zeuge sein in Jerusalem" u. s. w. Es ist nun ein ganz falsches Bild, das oftmals der vulgäre Sinn sich von dem Propheten macht, als wandle er als Fremdling durch sein Volk, sein Geist versenkt in die Dinge der Zukunft, zufrieden, wenn zukünftige Geschlechter ihm Recht geben, mögen auch die Kinder seiner Zeit an ihm als einem Unverstandenen vorübergehen. Es ist aber ganz anders. Der Prophet ist im vollsten Sinne ein Mann seiner Zeit. Ihre Not hat ihn geboren, ebenso wie Gott, der Herr, ihn ausrüstet, gerade den bestehenden Mißbräuchen gegenüberzutreten, an den augenblicklichen Problemen führend mitzuarbeiten. Freilich als machtvoller Interpret und Vertreter einer sittlichen Weltordnung weissagt er Gericht, und als Kenner der Heilspläne Gottes verkündet er die Erfüllung der Gottesgedanken in dem kommenden Gottesknecht und -könig, aber seine erste und Hauptaufgabe gilt seinem eigenen Geschlecht. Es wäre leicht, zu zeigen, wie die deutlicher und voller werdenden Züge des Messiasbildes sich aus den fortschreitenden Zeitumständen, den Institutionen, wie sie nach und nach entstanden, entwikkeln, doch haben wir keine Zeit, darauf einzugehen.

Jedenfalls war der Prophet ein Volksmann im eminenten Sinn. Seine Zuhörerschaft ist das ganze Volk, nicht der einzelne. Einzelpflege beginnen die Propheten erst, nachdem das Volk als Ganzes zerbrochen ist. Die Propheten hatten also im vollsten Maße eine soziale Aufgabe. Sie geißeln Standessünden, insonderheit Unterdrückung und Gewalttat, Prachtliebe, Genußsucht und die sich daraus ergebende praktische

Gottesleugnung, Unehrlichkeit, Lohndruck u. s. w. Sie sind ganz besonders die Anwälte der Armen, der Witwen, Waisen, der Unterdrückten. Man hat mit Recht gesagt, daß man ihnen heute den Vorwurf der Parteilichkeit machen, sie als Demagogen verschreien würde. Von Reichtum und Macht nicht geblendet und weit entfernt, darin Zeichen nationalen Glückes und nationaler Höhe zu sehen, bestehen sie darauf, daß Gerechtigkeit das Volk erhöht, und Sünde der Leute Verderben ist. Sittliche Gesundung ist ihr höchstes Absehen und der Weg dazu die Bekehrung zum Herrn und das Halten seiner Gebote. Wenn jemals Sozialpolitik von der Kanzel aus gepredigt worden ist, so geschah es durch die Propheten. Sie sind die unübertroffenen Meister. Wenn sie aber so einen energisch-ethischen Ton anschlagen, so ist doch ihre ganze Predigt getragen von dem Glauben an die Gnadenabsichten Gottes mit seinem Volk, und wir haben hier Dogmatik und Ethik, Glauben und Wandel, göttliche Heilstaten und menschliche Moral im schönsten Bund.

Anwendung auf das Predigtamt: der Geist Gottes.

Hier liegen fruchtbare Gedanken für den Prediger in seinem Verhältnisse zu Gott und den Menschen. Der Geist, welcher im Alten Bunde auf auserwählten Menschen ruhte, ist der neutestamentlichen Gemeinde als solcher gegeben und hat in ihr erwählt und erwählt sich fort und fort Werkzeuge, denen er sich offenbaren kann, und die er zubereiten will zur Arbeit an der Auferbauung des Leibes Christi und zur Förderung seines Reiches. Nicht jeder, der den Geist Gottes hat, ist zum Predigtamt berufen. Aber es ist die conditio sine qua non, daß der Prediger den Geist Gottes habe. Wenn er ihn nicht hat, so ist er den Menschen preisgegeben. Und es ist noch immer besser, in die Hände Gottes, als in die Hände der Menschen zu fallen. Solchem Prediger fehlt die heilige Unabhängigkeit, er kann nicht frei werden von Menschenfurcht und -gefälligkeit. Jeder Kenner weiß, wie nötig eine solche Unabhängigkeit, besonders in der Freikirche ist. Es fehlt ihm auch das wahre Verständnis des Heilswirkens Gottes. Die Bibel ist ihm ein verschlossenes Buch, und er kann nicht einstimmen mit dem Psalmisten in den Lobgesang: „Das Gesetz des Herrn erquickt die Seele. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen, sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold" Psalm 19. Er kann nicht auf der Kanzel stehen und fühlen, er steht dort im Namen und Auftrag des Herrn, als ein Botschafter Jesu Christi. Darum muß das Pfingstgebet ihm wieder und wieder auf die Lippen kommen: „O, Heilger Geist, kehr bei uns ein!" und die Verheißung des Herrn: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, und dann sollt ihr meine Zeugen sein."

Der Geist des Herrn ist es auch, der ihn gewiß macht, daß er von Gott berufen ist, denn er erinnert sich, daß es der Geist war, der den Propheten erwählte, daß Christus den Amtsgeist empfing im Beginn sei-

ner Laufbahn, daß der Herr seinen Jüngern sagte: „Weichet nicht von Jerusalem, bis ihr die Kraft des Geistes empfangt." Lebensführungen, von denen wir oben sprachen, sind wichtige und dankbar anzunehmende und zu beachtende Fingerzeige. Die Gaben der Rede, des Umgangs mit Menschen zeigen hin auf eine nötige geistige Ausrüstung, aber der Geist des Herrn ist der himmlische Funke, der ihnen göttliche Weihe gibt und den Träger mit der Inbrunst der Gottesanbetung erfüllt und erwärmt. Liegt nicht in unserm demokratischen Volk die Gefahr nahe, daß man über den begehrenswerten Gaben der Popularität, der Leutseligkeit, der magnetischen Persönlichkeit oft vergesse, nach der Salbung mit dem Geist von oben zu fragen? Ist es nicht wahr, daß bei der Vielgeschäftigkeit des modernen Lebens im Pfarramt man oft weder Zeit noch Stimmung hat, nach Geisteskräften vom Heiligtum auszuschauen? Und sind nicht andererseits die Männer, welche man die Väter der Kirche nennt, die mit ihrem reichen Pfunde gewissenhaft gearbeitet haben, und zu denen wir aufschauen als Herren und Lichtgestalten der alten wie der modernen Kirche, alle ohne Ausnahme Geistes- und Gottesmenschen gewesen?

Der Prediger ein Volksmann.

Hier liegen auch die Wurzeln der wahren Popularität. Viele der Propheten waren nicht populär während ihrer Lebzeit. Der königliche Jesaia freilich wandelt durch seine Zeit und steht vor vier Königen als eine unantastbare Größe, aber Jeremia aß das Tränenbrot, der Haß der Mächtigen verfolgt ihn, und die Wut des Volkes schäumt auf gegen ihn als einen Landesverräter: denn er war ein Verkündiger des Gerichts. Wie oft fielen die Propheten unter die Anklage des Pessimismus. In der schönen Sprache der heutigen Zeitungsmenschen würde man sie calamity howlers nennen. Aber doch waren sie wahre Volksfreunde, und die es jetzt mit dem Volk gut meinen, gehen bei ihnen in die Schule. Der Mann, der den Geist Gottes hat, ist ein Volksfreund, denn „der Herr hat die Leute lieb." Der Prophet will des Volkes Bestes, welches nur liegen kann in sittlicher und religiöser Wiedergeburt. Paulus wird vom Haß seiner Brüder nach dem Fleisch verfolgt, aber er wünscht um ihretwillen verbannt zu sein von Christo, wenn dadurch die Decke der Blindheit und die Kruste der Verhärtung von ihnen genommen werden könnte.

Wie der Prophet sich der Armen und Elenden annimmt, so ist es die Aufgabe des Predigers, insonderheit Fürsprecher der Geringen zu sein. Es hat nicht einen Propheten gegeben, der die Rechte der Reichen vertreten hat, aus dem einfachen Grunde, weil die Reichen reichlich fähig waren, das selbst zu tun. Mit beinahe monotoner Gleichmäßigkeit treten sie immer auf die Seite der wirtschaftlich Schwachen, sind sie Anwälte der Massen gegen die Klassen. Es sagte mir kürzlich einer unserer sozialgesinnten Brüder: „In einem Streitfalle zwischen Reichen und Armen nehme ich immer Partei für den Armen, auch wenn er Unrecht hat." Er wollte damit sagen, wo seine Sympathien liegen.

In den sozialen Kämpfen der Gegenwart soll freilich der Prediger nicht ungerecht sein, er braucht Weisheit, er muß den einzelnen Reichen nicht zum Sündenbock des ganzen Systems machen. Aber er soll stets und nachdrücklich und mit Sachkenntnis denen seine Unterstützung zuteil werden lassen, die sich augenblicklich größere ökonomische Unabhängigkeit, ein mehr menschenwürdiges Dasein und eine gerechtere Verteilung der Glücksgüter zu erringen trachten.

Soziale Predigten und soziale Tätigkeit.

Es wird oft gefragt: Soll der Prediger soziale Predigten halten? Natürlich, das ist klar, die Predigten der Propheten waren soziale Predigten. Aber, heißt es, bei den Aposteln war es anders. Sie predigten das Evangelium und sonst nichts. Wir haben jedoch schon darauf hingewiesen, daß ihre Stellung in dem feindseligen, heidnischen, despotischen römischen Reiche ihnen Beschränkungen auferlegte, die heute wegfallen. Wer heute überhaupt mit seinem Volke lebt, der muß doch den Pulsschlag der Zeit fühlen, er kann sich nicht von der brennendsten Frage der Zeit abwenden. Soweit Kraft, Gabe, Zeit und Umstände es erlauben und darauf hinweisen, sollte er Fühlung suchen mit den treibenden Kräften des Zeitalters.

Es geht eine Kirchenentfremdung durch die Massen der Arbeiterwelt. Der Sozialismus ist die Religion vieler und wird es immer mehr werden. Seine Anhänger sind diesem System mit Leib und Seele ergeben. Sie arbeiten, agitieren, geben, entbehren, bringen Opfer für ihn. In Europa ist er heute schon eine meist atheistische Macht, obwohl doch seine Prinzipien damit nichts zu tun haben, wie könnte es sonst christliche Sozialisten und Arbeiterverbände (siehe Keir Hardie-England) geben? In unserm Lande steht es noch besser, aber wie lange? Es kommt viel auf die Stellung der Kirche an. Die Missourisynode hat vor einiger Zeit durch ihren Präses Pfotenhauer ausgesprochen, daß sie nichts mit dem ganzen sozialistischen System zu tun haben wolle. Es sei auf dem Materialismus aufgebaut. Nirgends sei im Neuen Testament irdische Glückseligkeit versprochen. Die Aufgabe der Kirche sei Verkündigung des Evangeliums, Seelenrettung. Den Leiden der Zeit gegenüber predige sie Geduld, auch freilich Gerechtigkeit, aber an einer Neugestaltung der äußeren Verhältnisse sei es nicht ihre Aufgabe Hand anzulegen. Es bleibt also alles beim alten. Es ist zu wünschen, daß die andern deutschen Kirchenkörper hier Missouri nicht folgen, sonst würden wir in Amerika bald dieselbe Kirchen- und Gottesfeindlichkeit in der Arbeiterwelt haben, wie in Europa.

Das Wahrheitsmoment in sozialistischer Lehre.

Man schäle doch den berechtigten und guten Kern aus der sozialistischen Schale. Der philosophische Grundgedanke des sozialistischen Systems ist der, daß der Mensch ein Produkt seiner Umgebung ist. Den teilt er mit den Evolutionisten. Nach der Lehre der Evolutionstheorie

hat die ganze Summa der Weltwesen sich entwickelt aus dem Spiel der Naturkräfte in Gemäßheit der in ihnen liegenden Gesetze. Ein ungewöhnliches, von außen hereinkommendes, wunderbares Eingreifen des göttlichen Faktors ist ausgeschlossen. Menschliche Freiheit und freie Entschließung ist eine Fiktion. Der Mensch meint frei zu sein, aber im Grunde ist er in jeder Beziehung in seinen Begierden, seinem Streben, seinen Entschlüssen gebunden und bestimmt durch äußere Einflüsse. „Er meint, er schöbe, und er wird geschoben," wie Goethe sagt.

Dem tritt mächtig gegenüber der Glaube der Propheten an das Walten des persönlichen, liebenden, erlösenden Gottes. Er hat Liebesabsichten mit seinem Volk, und er wird sie ausführen, denn er ist der Herr der Natur, der Welt, der Geber ihrer Gesetze. Im Bund mit ihm ist des Volkes Zukunft gesichert. Was Welt- und Naturmächte dem Untergang bestimmen, mag er einer neuen Auferstehung zuführen. So entwickelt sich das sieghafte Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber Welt und Natur innerhalb der von Gott gezogenen Grenzen. Auf diesem Boden erwächst in der Fülle der Zeit der Heldenmut der Christenmenschen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" 1, Joh. 5. Dieser Gedanke ist seinerzeit von A. Ritschl fruchtbar verwendet worden. Die Weltbeherrschung der Christen nimmt in seinem System einen hervorragenden Raum ein. Also da gehen wir nicht mit Sozialisten und Evolutionisten. Doch soll man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Der Mensch ist in einem Maße, das vielen nicht zum Bewußtsein kommt, ein Produkt der äußeren Umstände. Ob die Umgebung günstig oder ungünstig, heidnisch oder christlich ist, übt auf seine Entwicklung einen maßgebenden Einfluß aus. Als Moses nach Egypten kam und zu den Kindern Israel redete, hörten sie nicht auf ihn vor Druck und schwerer Arbeit. So führte er sie erst aus dem Diensthause aus, und erst in der freien Umgebung der Wüste gab er ihnen das Gesetz. Josua führte sie in das heilige Land, ein Land, das mit Milch und Honig floß, und dort schuf er ihnen Verhältnisse, in denen sie sich als Volk Gottes entwickeln konnten. Gerechte Verteilung des Landes, Schutz der ökonomisch Schwachen, Institutionen und Gesetze, die sich seiner annehmen, sind die Basis des israelitischen Gemeinwesens. Prosperität, Fruchtbarkeit des Bodens, äußeres Glück spielen eine große Rolle in der Verheißung der Propheten. Man muß nicht in dieser Beziehung bloß aufs Neue Testament zurückgehen wollen, das Alte ist doch auch ein Teil der Bibel des Christen, und er sollte sich dort nicht bloß geistlichen Trost suchen, sondern auch von Moses und den Propheten lernen, was sie von einem gerecht gestalteten Volksleben denken. Auch ihm sollte es ein Anliegen sein, daß sich Gerechtigkeit und Friede küssen, und jedermann weiß, daß nur ein solcher Friede dauernd ist, der auf Gerechtigkeit aufgebaut ist.

Da sind also der Fingerzeige genug, daß die Kirche nicht wie bisher einseitig Geistliches darbieten soll. Der Herr Christus hat nicht nur gepredigt, sondern auch gespeist und geheilt. Wir können das nicht auf

seine wunderbare Weise. Aber wir können mithelfen, Verhältnisse zu schaffen, wo Armut nach Kräften reduziert und Krankheit mehr und mehr ausgerottet wird. Wer denkt da nicht an den Kampf gegen die Tuberkulose? Ich sah heute bei dem state health exhibit in der Hochschule das bemerkenswerte Wort von Pasteur, dem Vater der Bakteriologie: "Man has it in his power to cause all germ diseases (typhoid fever, small pox, cholera, consumption) to disappear." Von den Kanzeln oder in der Sonntagschule wird zur Mithilfe aufgerufen. Wollen wir sagen: das gehört nicht in die Kirche? Wenn doch der Herr Christus geheilt hat. Wer so spricht, der gehe hin und bete die Kranken gesund. All die Bestrebungen der modernen Volkswohlfahrt: Spielplätze, Parks, Badeanstalten, gehören sie nicht mit in dies Kapitel, sollte nicht der Geistliche sie von amtswegen unterstützen? Machen sie nicht das Land, in dem wir leben, mehr zu einem Land Gottes? Die Innere Mission hat schon längst die Gebiete der Fürsorge für Gefährdete, Gefallene, Gefangene und Entlassene unter ihre Pflege genommen und damit ein Werk getan, das die Kirche vernachlässigte. Heutigestags aber geht man den eigentlichen Quellen des Uebels zu Leibe, indem man die bessernde Hand an die ganzen Erwerbsverhältnisse legt und die Uebel, z.. B. Berufskrankheiten des kapitalistischen Produktionssystems zu beseitigen sucht. Die Gesetzgebung in Deutschland und andern Ländern hat schon längst sich der Kranken, Alten, Invaliden und Verletzten und ihrer Familien angenommen, und man hat das seinerzeit von oben herab als „Praktisches Christentum" verkündigt. Jawohl, es gehört zum Praktischen Christentum, und den berufenen Pflegern des Christentums, den Geistlichen, geziemt es, solches Christentum zu pflegen, die soziale Lage des Arbeiters mit heben zu helfen, damit unter verbesserten äußerlichen Verhältnissen auch das geistliche Leben besser gedeihe.

„Suchet der Stadt Bestes, darin ihr seid!" Jer. 29, 7 ist ein prophetisches Wort. Helfe also der Prediger, wo man versucht den Augiasstall der Stadtverwaltung auszureinigen, oder den Bewegungen im Staatsleben, die das Ideal der „Sozial Justice" zu verwirklichen oder der Verwirklichung näher zu bringen suchen. Wo er in der Stadt den Interessen des Anstandes, der Sittlichkeit, der Sonntagsruhe dienen kann, da tue er es; und wo er mitarbeiten kann an dem staatlichen, nationalen, weltweiten Werke der Geltendmachung christlicher Grundsätze, da baut er Gottes Werk.

Prophetische Persönlichkeiten werden sich erheben.

Wenn solcher Geist in der Kirche gepflegt wird, so wird sich mit der Zeit die Atmosphäre bilden, und der fruchtbare Nährboden, wo praktische Persönlichkeiten sich erheben. Es kann nicht jeder ein Prophet sein; es kann nicht jeder erwarten, daß, wenn er redet, das ganze Volk zuhört. Gott hat die Gaben an Geist und Kraft verschieden ausgeteilt. Aber einzelne werden dann sich aus der lebendigen Kirche hervorheben und zu

den Fragen der Zeit so Stellung nehmen, daß jedermann hört. Es ist doch wahrlich ein Jammer, daß sich heutigestags kein einziger Mann unter den protestantischen Geistlichen befindet, der Autorität genug hat, sich beim ganzen Volk Gehör zu verschaffen. Vor Jahren, bei Gelegenheit eines das Land erschütternden Ereignisses, wies „Harper's Weekly" darauf hin, daß keine Kanzel in Amerika mehr mit dem Gewicht und der volkstümlichen Kraft reden könne, so gewissermaßen das Sprachorgan für alle sein, wie einst Phil. Brooks oder noch mehr H. W. Beecher. Und es geht unserm protestantischen Ehrgefühl nahe, daß ein Mann wie Kardinal Gibbons, der Vertreter des Papsttums, sich diese Rolle zugeeignet hat. Es sollte so sein, daß es der Kirche nie an Männern fehlte, die das rechte Wort haben zur rechten Zeit und in einem christlichen Volk als Führer angesehen werden trotz aller denominationellen und parteilichen Schranken.

Der Weg zum prophetischen Geist.

Wenn wir nun noch zum Schluß den Weg aufzeigen sollen, auf dem man lernt, dies Prophetische in unserm Amt zu pflegen, so liegt zunächst auf der Hand, daß wir die Zeitumstände, in denen wir leben, zum Gegenstand eingehenden Studiums machen müssen, so wie der Prophet seinerzeit studiert und verstanden hat. Nur liebendes Eingehen, genaue Fühlung, Willigkeit, vom zwanzigsten Jahrhundert zu lernen gerade so wie vom ersten, oder vom achten Jahrhundert vor Christo, der Glaube, daß Gott noch heute redet, wie damals („Mein Vater wirket bis hierher") und daß er redet in der geschichtlichen Entwickelung wie in dem geschriebenen und feststehenden Wort, nur dies kann uns das Organ zum lebendigen Verständnis geben. Wie er einst durch den Heiden Bileam gesprochen, mag er jetzt noch als Werkzeuge brauchen, die seinen Namen nicht zu kennen vorgeben.

Doch bei alle dem, der Weg zu religiöser Einsicht und Kraft, zu persönlicher Mühe, zu lebendiger Hoffnung trotz riesengroßer Aufgaben und Hindernisse, zu voller Hingabe wird in der Schrift gefunden werden müssen. Der Herr wandelt immer noch in den heiligen Hallen dieses seines Tempels. Seine Urzeugen hier sind gestorben, aber sie leben noch. Es heißt: Ueberall weht Gottes Hauch! Und die moderne Menschheit und Wissenschaft hat sich dieser Wahrheit besonders bemächtigt und überall die Spuren Gottes, seiner Gesetze und seines Waltens aufgezeigt. Das hat der Lehre von der Immanenz Gottes neues Leben und tiefergehende Wahrheit gegeben. Aber der kürzeste Weg, der schnellste Schritt zu Gott ist in der Schrift zu suchen, und zu dem Gott des Heils ist das der einzige Weg. Selbst die sozialen Pastoren, welche Gott so gern finden im Leben, Leiden und Hoffen der Menschen, haben die Entdeckung gemacht, daß die Bibel voll sozialer Geister ist, nicht nur die Propheten, sondern auch der Herr Christus. Sie sagen uns, daß da noch ungehobene, kaum angebrochene Schätze liegen, die der fleißigen Arbeit moderner Forscher harren. Sie machen also die Erfahrung, daß das Wort

Gottes auch den modernsten Bedürfnissen gewachsen, und daß es auch im zwanzigsten Jahrhundert ein Jung- und Kraftbrunnen ist, den man nicht verschmähen soll. Demnach kommt die Bibel wieder zu Ehren, und wir brauchen sie im Kampfe dieses neuen Zeitalters nicht wie eine verrostete und altmodische Waffe zum alten Eisen werfen.

Dabei lasse man sich bei dem Studium der Schrift aber nicht einseitig von sozialen Gesichtspunkten leiten. Christliche Sozialisten haben eine Vorliebe für die Propheten, die vor dem Exil zu dem noch in nationaler Unabhängigkeit sich befindenden Volke reden. Wo aber mit Jeremia beim Zerbrechen der Nation die religiöse Einzelpflege beginnt, da läßt ihr Interesse nach. Es ist die Zeit, wo, wie einer dieser Männer schön sagt: "Religion found the broad plains of national life destroyed and in possession of the enemy, and it retreated into the mountain fastnesses of individual soul-life." Wir können die Propheten als Pfleger des religiösen Lebens im einzelnen nicht entbehren. Wir brauchen sie für uns selbst und für die Seelsorge. Auch David war ein Prophet, und wie könnten wir ohne sein Psalmbuch fertig werden? Es hieße die Pulsadern unserer Erbauung unterbinden, wenn man uns den Zugang zu den Lebens- und Herzenserfahrungen dieses vielgeprüften, sturmerprobten, tieferfahrenen, in Gebet und Glauben zum Meister in Israel gewordenen Mannes verwehren wollte. Und weiter: Zurück zu Jesus! hören wir oft aus jenem Lager, aber auch: Fort von Paulus! Da können wir nicht mit. Paulus mag kein Sozialpolitiker gewesen sein, aber er hat zu viel zu tun mit den reformatorischen Grundfesten der protestantischen Kirche, als daß wir die Pflicht der Dankbarkeit wie der Selbsterhaltung vergessen könnten. Und wenn wir ihn fahren ließen, würden nicht die Vorkämpfer in der Heidenwelt wie ein Mann protestieren!

Gebet und Fürbitte.

Mit dem Worte Gottes geht das Gebet im Christenleben Hand in Hand. Wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Propheten insonderheit Männer des Gebets gewesen sein müssen. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Vertraute Gottes fleißig Umgang mit ihm pflegt. Habakuk sagt Kapitel 2, 1: „Hier stehe ich auf meiner Hut und trete auf meine Feste, und schaue zu, was mir gesagt werde. Der Herr aber antwortet mir und spricht: Schreibe das Gesicht". . . Hut und Feste des Propheten sind das betende Aufschauen zum Herrn. Jeremia teilt uns wieder und wieder mit, daß er seine Predigten auf sein Gebet hin erhält, 32, 16; 33, 3; siehe auch 2. Kön. 19, 20. Ferner denke man an das Gebetsleben Mosis, des größten Propheten.

Die schönste Frucht des Gebetes ist die Fürbitte. Die entwickelt sich wohl meist zuletzt, ausgenommen in Fällen besonders inniger Frömmigkeit. Da ist wieder Moses der unübertroffene Meister. Man vergleiche seine eigenen Gebete mit denen des Moses, unsere sind meist Gebete für uns und die unsern, Moses Gebete sind fast nur Fürbitten. Da werden

wir ein Lebenlang zu lernen haben, aber prophetische Art, Wärme, Ernst, Nachdruck, Liebe, Erfolg kann nur kommen auf prophetische Fürbitte hin. Das sind nur wenige Zeilen und bescheidene Winke hinsichtlich dieses so wichtigen Elementes an der prophetischen Seite unsers Amtes. Doch weiß wohl ein jeder aus Erfahrung, ein wie wichtiges Stück seiner Ausrüstung hier berührt wird. Wer anfängt wahrhaft zu leben, dem wird das Wort Gottes neugeschenkt und insonderheit wird er zum Schüler und Schuldner Davids, des Moses, des Herrn, des Paulus, der großen Meister des Gebetes.

Wir sind zum Schlusse gekommen. Als der Geist über Saul kam, gab er ihm ein ander Herz, und als er in prophetische Atmosphäre kam, fing er auch an zu weissagen. Da war Saul auch unter den Propheten. Unsere Zeit verlangt Propheten im oben geschilderten Sinn. Wo sollte sie sie eher finden als in den Vertrauten des Herrn? Die Kirche, die Welt wartet auf sie. Solchen wird dann der Herr einen Mund geben, und sie werden reden mit neuen Zungen. Die alten sind der Aufgabe nicht gewachsen. Ein neues Geschlecht wird aufwachsen, und sie werden lernen zu ihren Zeitgenossen zu reden von dem alten Evangelium, aber in der Sprache des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie werden nicht als Zeitgenossen des Athanasius, nach Luther und Calvin, sondern als Kinder des sozialen Zeitalters reden, und dann werden auch die Gläubigen des Sozialismus an den lebendigen Gott und seinen Christus glauben, oder aber es werden dürre und schwere Zeiten kommen.

Wie ist die deutsche Unkirchlichkeit im Verhältnis zur englischen Kirchlichkeit zu erklären?

Eine kirchengeschichtliche Studie von Pastor M. Weber.

Ueber dieses interessante Thema ließ sich ein deutschländischer Pfarrer in einer Zeitschrift für systematische und prinzipielle Theologie in höchst eingehender und zutreffender Weise aus. Wenn dieser Artikel zwar speziell auf Englands und Deutschlands Kirchenverhältnisse Bezug nimmt und nicht ohne weiteres für hiesige Kirchenverhältnisse übertragbar ist, so erscheint uns doch manche Pointe so charakteristisch, daß wir sie auf dem Wege des Referats den Lesern dieses Magazins zur Prüfung unterbreiten möchten.

Jedem, der englisches und deutsches Wesen vergleicht, hebt der Beurteiler an, springt die Tatsache in die Augen, daß sich die Vettern jenseits des Kanals außerordentlich kirchlich betätigen, während in unsern Landen weiten Schichten der Bevölkerung der kirchliche Sinn vollständig mangelt. Es bedürfe keiner statistischen Aufstellungen, um dieses Faktum zu erhärten, denn es ist offenbar für jeden, der sehen will. Der Engländer, der sich in Deutschland aufhält, ist erstaunt, wie unkirchlich die Deutschen sind. Der Berichterstatter der „Christian World" in Berlin soll des öfteren davon schreiben — wir berichten, was der deutsche

Pfarrer schreibt —, wie er bei seinen Besuchen der Gotteshäuser diese meist sehr leer gefunden habe. Und dann rechnet er auch seinen Lesern vor, was die in den einzelnen Parochieen der Reichshauptstadt gesammelten Kollekten auf den Kopf ergeben und spricht seine Verwunderung darüber aus, wie wenig das im Verhältnis zur Opferwilligkeit seines Volkes ist. Dagegen wer England bereist und sich dabei über dessen Kirchlichkeit orientiert, bekommt einen für das dortige kirchliche Leben sehr schmeichelhaften Eindruck. Er resultiert dahin, daß hier die kirchliche Betätigung zum Volksleben gehört und der Besuch des Gottesdienstes am Sonntage Familiensitte ist. Die Summen aber, die für kirchliche Zwecke daselbst jährlich geopfert werden, betragen Millionen an Pfunden. Das schreiben nicht nur die erwähnten Blätter, sondern das bestätigt auch der deutsche Pfarrer nach persönlicher Anschauung. Ob er in der St. Paul's Cathedral in London war, oder im Dome von Bristol, ob er eine Kirche in Edinburg oder Glasgow besuchte, ob im Westminster Chapel oder in der Meeting-Hall der Quäker: überall fand er die Bankreihen voll besetzt und eine Gemeinde, die am Gottesdienst regen Anteil nahm. Er sah oft wie das Gotteshaus bereits vor dem ersten Glockenschlage dicht gefüllt war, so daß Besucher, ohne Platz zu finden, umkehren mußten, oder wenigstens, da in den Riesenräumen der großen Kathedralkirchen ein besonderer Teil für den gottesdienstlichen Gebrauch abgegrenzt ist, nur außerhalb dieses Raumes teilnehmen konnten. Und nun welch andere Bilder in Deutschland! Allerdings sind auch hier Prediger in den Großstädten, die dichtgefüllte Kirchen haben. Allein es muß zugegeben werden: sie sind eine Ausnahme. Doch darf nicht vergessen werden, welche große Parochieen zu ihnen gehören, und daß sie oft gefüllt sind auf Kosten der anderen Gotteshäuser. Die sonntäglichen Abendgottesdienste können sich da vielfach kaum halten. Wochentägliche kirchliche Feiern gibt es so gut wie nicht. Beide haben aber in England ein zahlreiches und treues Publikum.

Dies ist die Lage, die wir vor uns haben und von der ausgegangen werden soll. Auf die Frage soll nicht weiter eingegangen werden, inwieweit die englische Kirchlichkeit ein anderes Gepräge hat als die deutsche. Auch soll darauf verzichtet werden, ihr inneres Wesen und ihre Form zu untersuchen. Es soll genügen die Feststellung: daß die Betätigung religiösen Sinnes in der Teilnahme an den kirchlichen Gebräuchen und Einrichtungen der Gemeinschaft, welcher der einzelne zugehört, in England außerordentlich stark ist, in Deutschland, wenigstens in den evangelischen Kirchen und ihren Abarten, darniederliegt.

Der deutschländische Beobachter findet es nun verständlich, daß das Bestehen solch regen kirchlichen Sinnes in England eine beinahe faszinierende Wirkung auf deutsche Gemüter ausübt. Insbesondere bei denjenigen Geistlichen, die sich Religiosität in der Masse des Volkes ohne Kirchlichkeit nicht denken können, wird sich der Wunsch aufdrängen: „Wenn wir doch einmal in unsern evangelischen Kirchen zu so glücklichen Verhältnissen kämen." Kein Wunder, daß die Zahl derer wächst, die

nach Großbritannien gehen, um englisches Kirchenwesen kennen zu lernen und ausfindig zu machen, was man als besonders förderlich herüberbringen könnte. Erklärlich dann, daß englische Einrichtungen zur Nachahmung empfohlen werden und von ihnen das Heil erwartet wird.

Hier gilt es aber doch, daß die Sache tiefer angepackt werden muß. Die deutsche Unkirchlichkeit ist ein Uebel, das nicht durch Aufkleben fremder Pflaster zu heilen ist, sondern das an der Wurzel angefaßt werden muß. Denn Arbeit an der Besserung des unkirchlichen Lebens kann nur dann Erfolg versprechen, wenn man die Faktoren erkennt und erwägt, welche bei uns zu solcher Auflösung des kirchlichen Sinnes geführt haben. Aus der geschichtlichen Entwickelung begreifen wir sie, die wir in Deutschland durchgemacht haben. Und diese Entwickelung auf deutschem Boden muß in Beziehung gesetzt werden zu der Englands. Nur dann, wenn wir einsehen lernen, wie stark die Strömungen und Tendenzen waren, die das deutsche Volk von kirchlicher Betätigung weggetrieben und wie verhältnismäßig schwach sie in England auftreten, werden wir allein den Verhältnissen gerecht. Finden werden wir, wie die Kräfte, die antikirchlich auf unser Volk wirkten, zunächst zu stark waren, oder daß es sie zu stark werden ließ, als daß es ihnen hätte widerstehen und sie besiegen können. Dies wird das Volk in dieser Hinsicht entschuldigen. Umgekehrt wird man die Kirchlichkeit Englands richtig, das heißt nicht zu hoch einschätzen, wenn man sich darüber klar wird, wie in England die *Energie der kirchlich zerstörend wirkenden Mächte viel geringer ist.*

Den Unterschied zwischen beiden Völkern in ihrem Verhalten zur Kirche können wir als das Resultat einer verschiedenen geschichtlichen Entwickelung bezeichnen. Von selbst versteht es sich, daß bei einem solchen geschichtlichen Vergleich nicht auf Einzelheiten eingegangen werden kann, sondern daß es darauf ankommt, die Grundlinien zu ziehen.

Der Verfasser weist darauf hin, wie die kirchlichen Verhältnisse in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte als ein Ergebnis des historischen Prozesses begriffen sein wollen. Dabei müsse man aber noch einen Schritt weiter zurückgehen und nach den Bedingungen fragen, die gerade eine solche Entwickelung und keine andere hervorgebracht haben. Allerdings ist jeder geschichtliche Verlauf in seinen Einzelursachen nicht erkennbar, noch definierbar, aber doch kann gesagt werden, daß der Wille der einzelnen und ihre Betätigung getragen ist von Trieben und Motiven, die sich als etwas Gesamtwirkendes feststellen lassen. Eines der wichtigsten Momente für die Geschichte aber bildet die Wesenseigentümlichkeit eines Volkes. Zweifellos ist es, daß es eine solche gibt trotz der Verschiedenheit der Individuen und daß sie bedingend ist für die Gestaltung seines Daseins. Wenn Karl Weizsäcker einmal gesagt: „Des Menschen Schicksal liegt in seinem Charakter," so ist diese Sentenz auch anwendbar bei einem Volke. Plausibel erscheint uns der Passus: „Wenn unser deutsches Volk seit einem halben Jahrtausend auf der britischen Insel säße und die Engländer auf unserer Scholle: es ist zu be-

zweifeln, ob wir unter gleichen Bedingungen, das aus England gemacht hätten, was es heute ist, ebenso wie Deutschland gewiß anders aussehen würde, wenn die Söhne Albions sich mit unsern geschichtlichen Ereignissen hätten abfinden müssen. Es ist die Seele eines Volkes, die im letzten Grunde die Fäden tausendfältigen Geschehens zu dem bunten Gewebe seiner Geschichte zusammenflicht."

Es gilt zunächst einen Blick auf den beiderseitigen Volkscharakter zu werfen und zu fragen, welchen Unterschied er aufweist. Der frühere englische Kriegsminister Haldane — jetzt Lord Chancellor —, ein Kenner auch des deutschen Wesens, hat in einer zu Oxford gehaltenen Vorlesung über „Deutschland und Großbritannien," den Unterschied darin gefunden, daß der Engländer nach einer Vorstellung, der Deutsche nach Begriffen handelt. Allerdings ist der Unterschied in dieser Gegenüberstellung ein wenig subtil gefaßt. Gewiß wird man sich da erst klar machen müssen, inwieweit Vorstellung und Begriff auseinanderfallen. Erkennbar ist aber, daß Haldane bei dem Engländer ein mehr impulsives Handeln feststellen will, bei dem Deutschen ein solches auf Grund von Prinzipien. Eine weitere Auseinandersetzung mit dieser Behauptung würde in philosophische Probleme hineinführen und zu weit vom Thema abschweifen. Es gibt einen Unterschied im Wesen der beiden Völker. Trotz aller Blutsverwandtschaft der Rasse und trotz aller Verschiedenheit der einzelnen Körper und Gesichter, zu der bei den Deutschen noch die Stammesverschiedenheiten kommen, gibt es einen englischen und deutschen Volkstypus. Dieser Unterschied im Wesen wird sich auf den verschiedensten Lebensgebieten äußern. In bezug auf Arbeiten und Wirken könnte der Unterschied zwischen beiden Nationen in der Weise zum Ausdruck gebracht werden, daß man ihn in expansiver Betätigung auf englischer, in intensiver auf deutscher Seite findet. Ohne in die einzelnen feinen Details des Verfassers hier näher einzugehen, wollen wir einige Striche seiner Zeichnungen darlegen. Er sagt da unter anderem: „Der Engländer geht in ein Neuland, um mit riesigen Unternehmungen schnell reich zu werden, der Deutsche beginnt mit eisernem Fleiße sich aus dem Urwalde eine kleine Farm zusammenzuroden. Nach dem, was ich gesehen habe, ist der Engländer ein trefflicher, weitspekulierender Großkaufmann, aber ein schlechter Detaillist, der durchgängig von dem viel intensiver arbeitenden deutschen Konkurrenten geschlagen wird. Der Engländer gründet, der Deutsche arbeitet sich durch Geschlechter hindurch aus kleinen Anfängen empor. Der Engländer tritt mit neuen Gedanken und Erfindungen technischer Art auf den Plan, aber der Deutsche erst arbeitet sie durch und verwertet sie. Aus diesem Streben nach expansiver Betätigung folgen noch andere bemerkenswerte Züge des englischen Nationalcharakters. Ich nenne da vor allen Dingen die Selbständigkeit des einzelnen. Der Engländer ist viel mehr freie selbstbewußte Persönlichkeit als der Deutsche. Wir pflegen diese Tatsache auf die politische Entwickelung und die staatlichen

Einrichtungen zurückzuführen. Allein das Primäre ist doch auch hier der Charakter des Volkes. Wenn das Gesetz, der Staat, dem Engländer vielmehr gestattet freie Persönlichkeit zu sein, so ist das die Folge der nationalen Wesenseigentümlichkeit. Ist aber bei den Deutschen das Bewußtsein der freien selbständigen Persönlichkeit viel weniger vorhanden, so haben wir das Organisationstalent voraus, das dem Engländer fehlt. Denn die Neigung zu organisieren wird ja hervorgerufen durch das Gefühl, daß der einzelne aus eigener Kraft heraus zu schwach ist, etwas zu leisten, und daß er sich darum einfügen muß in eine Ordnung, die die Einzelkräfte zusammenfaßt. Andererseits ist durch den Zug zu expansiver Betätigung gegeben, daß der Engländer viel weniger Innenmensch ist als sein deutscher Vetter. „Schon äußerlich angesehen ist mir der Engländer mit seiner hageren aber sehnigen Gestalt, mit seinem schmalen, langen, einen stark ausgeprägten Hinterkopf aufweisenden Schädel, mit seinen harten, scharfen Gesichtszügen, mit stark vortretendem Kinn und Nase das Bild eines Menschen von großer Willenskraft und einem die Umwelt erfassenden Intellekt. Der Deutsche macht auf mich den Eindruck eines Menschen mit viel reicherem Innenleben, mit viel mehr Gemüt." Es ist bezeichnend, daß auch der Engländer kein Wort hat, das unserem „Gemüt" und „gemütlich" entspricht. Ein gemütliches Heim ist ihm "comfortable," ein gemütvoller Mensch "good-natured." Darum ist die englische Wissenschaft groß in Erfassung und Durcharbeitung der Außenwelt und Naturwissenschaft und Historik, aber sie ist gegenüber den tiefsten Fragen der Philosophie im Verhältnis zu Deutschland oberflächlich. Will man noch weiter nach einem „Woher?" dieses Grundzuges des englischen Wesens fragen, so kann man in ihm ein Erbteil der Rasse sehen: ein Durchschlagen des normannischen Blutes, das nach der Schlacht von Hastings in den angelsächsischen Stamm überaus stark eingedrungen ist und umbildend auf Sprache wie Wesen eingewirkt hat. Der kühne Eroberungstrieb der Normannen, der immer wieder die Kiele der nordischen Seefahrer von der Scholle hinauslenkte in die Weite, und die schönsten Fleckchen der Erde für sich aussuchen ließ, schlummert noch heute im Engländer. Er stellt sich noch heute dar als der Zug zu expansiver Betätigung auf allen Lebensgebieten."

Wir haben diese ganze Darlegung des geehrten Herrn Verfassers, die ebenso interessant, wie teilweise amüsant ist, unter Apostrophe in seinen eigenen Worten niedergeschrieben, um dem Eindruck, den sie zu machen, geeignet sind, nicht im mindesten Abbruch zu tun. Diese englische Wesenseigentümlichkeit ist ohne Zweifel auch auf religiösem Gebiete in mannigfachster Weise wirksam gewesen. Man könnte da erinnern an die besonders große kirchliche Bautätigkeit Englands. Die Kathedralen von Ely, Norwich, Ipswich, Canterbury, Wells, Bath, Glaucester, Worcester in ihren riesigen Dimensionen beweisen dies. Wie ist das englische Volk, das in der vornormannischen Zeit kleinere Kapellen und Kirchen genug gehabt hat, dahingekommen, diese ungeheuren Dome in

solcher Zahl zu schaffen? Mag man auch sagen, daß diese kirchlichen Bauten Mängel in bezug auf die Durcharbeitung aufweisen: sie sind ein weiterer Grund dafür, die expansive Betätigung am Werke zu sehen. Diese Vorliebe der Engländer für das Arbeiten ins Große auch auf dem religiösen Gebiete bezieht sich auch auf die Mission, auf die Bekehrung und Beeinflussung von Massen. Und dabei fühlt man auch die andere Art hier mit heraus.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein im allgemeinen der Wirkung der nationalen Wesenseigentümlichkeit auf dem religiösen Gebiete nachzugehen, sondern insofern sie auf den heutigen Bestand der Kirchlichkeit in beiden Ländern von Einfluß gewesen ist. Es genügt uns zu bemerken, daß die Geschichte der Kirche und im weiteren Sinne der Kultur, die auch die kirchliche Betätigung des Volkes in ihrer Veränderung in sich begreift, in ihrem unterschiedlichen Verlaufe auf deutschem und englischem Boden den völkischen Grundzug als wesentlichen Faktor im Verlaufe des Geschehens erkennen lassen. Und gewiß ist es ihm vor allem mit zuzuschreiben, wenn die Entwickelung eine so verschiedene ist. Aber trotz verschiedenartiger Ausprägung des kirchlichen und religiösen Lebens, ist, ehe die neuere Entwickelung einsetzte, eine gewisse Gleichartigkeit vorhanden gewesen. Denn hier wie dort gibt es die gleichen Probleme, die gleichen wirkenden Ideen und Motive, mit denen sich die Völker auseinandersetzen mußten, von denen sie getrieben wurden. Wie man sich aber mit ihnen abfand und wie infolgedessen die neuere Entwickelung auf das kirchliche Leben eingewirkt hat, das ist grundverschieden und mußte es sein. Aus Mangel an Raum können wir es hier nur in übersichtlicher Weise aussprechen. Drei Erscheinungen sind es, mit denen sich das kirchliche Leben auseinanderzusetzen hat: die neue religiöse Erkenntnis, die neue Weltanschauung, die neue Wirtschaftsform.

Die Auseinandersetzung mit der neuen religiösen Erkenntnis, durch welche die bisherigen Formen und Lehren der mittelalterlichen Kirche bekämpft und außer Kraft gesetzt wurden, geschah in der Reformation. Zu einem Abschluß gelangte diese durch die Bildung neuer großer Kirchengemeinschaften. Aber die letzteren konnten doch nicht allen Wünschen gerecht werden, darum lösten sich noch fortwährend kleinere Kreise los und so entstanden die verschiedenen Denominationen in der Gefolgschaft der Reformation. Der Kampf der Geister wird in derselben auf einer gemeinsamen religiösen Grundlage geführt. Hüben wie drüben werden eine ganze Reihe theologischer Lehrbegriffe als Ausgangspunkt angenommen. Allein die durch die Reformation erzwungene Gedankenfreiheit erlaubt der Wissenschaft ihren Erkenntniskreis außerordentlich zu erweitern und mit ganz neuen philosophischen Anschauungen hervorzutreten. Hieraus ergibt sich das Aufkommen der Aufklärung. Nur vorübergehend wollen wir bemerken, daß das deutsche Volk sich seiner Eigenart gemäß mit ihr abgefunden hat und durch sie beeinflußt worden ist. So wie Luther, der Heros der deutschen Refor-

mation, von der innerlichen Herzensfrage ausgegangen ist: „Wie werde ich selig?" so hat es auch sein Volk getan und ihn so verstanden. Indem Luther seines Heils gewiß wurde, da er zu Gott und zu seinem Heilande selbst kam und an ihn glaubte, so gebrauchte er nun die Kirche nicht mehr als das, was sie bis zu seiner Zeit war: unumgänglich nötige Heilsanstalt. Durch die Reformation wurde der Satz "extra ecclesiam nulla salus" aufgehoben. Diese Tatsache ist von außerordentlicher Bedeutung für die Wertschätzung der Kirche und der Kirchlichkeit von Anfang an. Denn eine Kirchlichkeit, welche auf derselben Linie steht wie die katholische, kann der Protestantismus nicht erzielen, da er den Kern derselben, die Ansicht: religiös kann nicht sein, wer nicht kirchlich ist, negiert. Freilich hat der Katholizismus in seiner mittelalterlichen und — wir sagen es ohne Bedenken — eigentlich auch noch in seiner heutigen Form seine Glieder in einer außerordentlich starken Gliedschaft erhalten. Es ist offenbar: wo evangelische und katholische Kirchen nebeneinander leben, die Katholiken als die Kirchlicheren erscheinen, dieweil sie es so gewöhnt sind. Der Katholik bleibt, trotz aller mit Freimut an den Institutionen der Kirche geübten Kritik, ein guter Sohn seiner Kirche, dieweil ihm *Kirchlichkeit und religiöses Leben identische Begriffe* sind.

In der evangelischen Kirche ist dies anders. Kirche und Kirchlichkeit verlieren ihre zentrale Bedeutung für das persönliche Christentum. Indem Luther selbst aus der Tiefe deutscher Auffassung der Religion heraus das Erleben Christi und Gottes im Herzen zum Kardinalpunkt der Frömmigkeit macht, abrogiert er die Auffassung der Religion als Kirchlichkeit. Derwegen bedeutet die Reformation nicht nur einen Bruch mit der Kirchlichkeit, wie sie bis dahin gang und gäbe war, sondern einen Bruch mit der Wertung der Kirchlichkeit überhaupt. Nie wäre es dem Reformator gelungen im Maße der katholischen Kirche seine Anhänger in eine neue Kirchlichkeit hineinzugewöhnen. Doch darf man den ungeheuren Einfluß, den die Reformation im deutschen Volke auf die Schätzung der Kirchlichkeit ausüben mußte, nicht verkennen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der neue Begriff von der Kirche, den sie aufstellte, die Predigt vom allgemeinen Priestertum, das erwachte Bewußtsein vom Werte selbständigen religiösen Lebens, gegenüber den früheren Verhältnissen zu *einer Minderung des kirchlichen Lebens führen mußte.*

Welches Bild bietet uns die Reformation in ihrer Entstehung und in ihrem Verlaufe, daheraber auch in ihrer Wirkung in England! Es fehlte England ein großer religiöser Genius, der, wie es bei Luther war, das ganze Denken und Wollen der Zeit in sich zusammenfaßte. Es fehlte England daran, daß die Herzen in ihrer Tiefe von den religiösen Problemen erschüttert wurden. Die englische Reformation ist nicht ein Durchbruch der im Volksbewußtsein arbeitenden religiösen Ideen, sondern sie ist das Ergebnis *politischer Bestrebungen.* Gemäß seinem Charakter hat das englische Volk die neuen Ideen, mit denen es

durch die Schweiz und durch Deutschland in Berührung kam, praktisch, das heißt zu allererst für seine Politik verwertet, dann hat es den Schwerpunkt auf die Umgestaltung des Kultus und des äußeren Kirchenwesens gelegt. Bei der Energie, mit welcher die Engländer das für richtig Erkannte durchsetzen und bei ihrer Zähigkeit, mit der sie am Hergebrachten festhalten, ist es verständlich, daß fast in keinem Lande die Reformation so viele blutige Opfer gefordert hat als wie in England.

Daß das gegebene Urteil über das Verhältnis des englischen Volkscharakters zur Reformation eingeschränkt werden müßte, dieweil es einen John Wiclif als Vorreformator hervorgebracht habe, lassen wir nicht gelten. Es fragt sich, ob England das Recht hat, Wiclif in dieser Weise für sich in Anspruch zu nehmen. Erstlich konnte in der Zeit, in der er auftrat, überhaupt noch nicht von einer nationalen Bestimmtheit die Rede sein. Sodann kann Wiclif, der dem nördlichen Teile des Landes entstammt, einer rein angelsächsischen Familie angehörend, dem englischen Typus nicht zugezählt werden. Außerdem tragen die reformatorischen Bestrebungen Wiclifs ein ganz anderes Gepräge als die spätere religiöse Erneuerung auf dem Kontinent. Luther selbst hat den Unterschied zwischen den mehr äußerlichen Reformbestrebungen eines Wiclif und seinen eigenen in die Tiefe greifenden Gedanken gespürt. Ohne uns weiter der hervorstechendsten Tatsachen der englischen Reformation hier zu bemächtigen, stimmen wir dem Satze bei, daß die englische Reformation nicht von innen herausgewachsen, sondern aufgepfropft ist. Auch finden wir in ihrem bekenntnismäßigen Niederschlage lutherische und kalvinische Gedanken abgeschliffen und zusammengeschweißt.

So hat sich das englische Volk und das englische Wesen mit der großen geistigen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts abgefunden. Und hierin erkennt man ohne weiteres den tiefliegenden Unterschied zwischen England und Deutschland und wird verstehen, wie bedeutungsvoll dieser Unterschied auch für den Bestand der Kirchlichkeit gewesen ist. In England bringt die Reformation für den einzelnen keine veränderte Stellung zur Kirche als Institution, bloß die Formen der Kirche wechseln und einige Lehren. Die anglikanische Kirche tritt für das Volk einfach an die Stelle der bisherigen römisch-katholischen, ohne daß der Zusammenhang der Glieder mit der Kirche gestört wird. Heute kann man sich davon überzeugen, wie die Kontinuität zwischen der römischen Kirche und der anglikanischen gewahrt geblieben ist. Ob man den Gottesdienst in einer echten "high church" besucht, oder in irgend einer beliebigen Staatskirche, oder dem "service" in einer public school beiwohnt, überall fühlt man heraus: hier hat die Kirchlichkeit noch Wurzeln, die im vorreformatorischen Katholizismus ruhen, dessen Gabe und Kunst es ist, Kirchlichkeit groß zu ziehen. Hinsichtlich der schottischen Landeskirche mit ihrer streng presbyterialen Verfassung ist zu bemerken, daß sie durchaus der

Art der deutschen Reformierung näher steht. Was die anglikanische Kirche für England bedeutet, das ist die presbyterianische für Schottland. Auch für Schottland besteht die Tatsache, daß für die Kirchlichkeit der Zusammenhang mit der Vergangenheit gewahrt blieb.

Als eine für die Kirchlichkeit wichtige Erscheinung kommt die Bildung und Loslösung der Denominationen in Betracht, die wir als eine Nachwirkung der Reformation anzusehen haben. Diesen Ausscheidungsprozeß als einen Vorgang zu werten, der für die englische Kirche den Charakter einer schweren Krise getragen hat, liegt sehr nahe.

(Schluß folgt.)

Die Basler Predigerschule, einst und jetzt.

Von Professor G. Brändli.

Dieser Bericht über die Neuorganisation der Basler Predigerschule wurde angeregt durch den ehrwürdigen Redakteur des „Magazins," im Blick auf die spärlichen diesbezüglichen Notizen, die ihm zur Verfügung standen für die kirchliche Rundschau im Novemberheft 1913, Seite 473. 474. Da die Basler Predigerschule seit Jahrzehnten die engsten freundschaftlichen Beziehungen zu unserer Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika aufrecht erhalten hat, so darf der Schreiber dieser Zeilen wohl annehmen, daß manchem Synodalen ein etwas ausführlicheres Bild von der Vergangenheit, wie auch von der Gegenwart dieser Anstalt, die nach wie vor den Zweck verfolgt, mitzuarbeiten am Aufbau des Reiches Gottes, willkommen sein werde.

Als vor etwa siebenunddreißig Jahren die Predigerschule in Basel ihren Anfang nahm unter der Leitung des erst vor kurzem zurückgetreten Direktors Wilh. Arnold, der vor seiner Berufung nach Basel dreizehn Jahre Pfarrer in Heiden, Kanton Appenzell, gewesen war, da dachte wohl keine von den damals an diesem Werk beteiligten Persönlichkeiten daran, daß die Schule mit der Zeit eine geradezu kosmopolitische Bedeutung gewinnen werde. Aber von solcher Bedeutung legt ein beredtes Zeugnis ab das neueste Adressenverzeichnis von früheren Predigerschülern, das im Juni 1913 gedruckt wurde. Wir finden darin 189 Namen von Leuten, die aus aller Herren Länder in Basel zusammenkamen, und von da wieder über die ganze Erde hin zerstreut worden sind. Jede Klasse bietet in dieser Beziehung ein ähnliches Bild. Der Berichterstatter z. B. war mit neun anderen zusammen in einer Klasse: einer war von Basel, ein anderer von Zürich, zwei biedere Basler-Landschaftler saßen auch in der Klasse, von denen jetzt der eine im Dienst der Basler-Mission in Indien arbeitet, während der andere an den Deutschen in Parana, Süd-Brasilien seit Jahren eine gesegnete Tätigkeit entfaltet hat. Der Basler arbeitet im schweizerischen Hochgebirge als Evangelist, und der Züricher ist Glied unserer Evangelischen Synode geworden. Und die übrigen sechs von den einstigen Klassengenossen? Einer kam von Halle an der Saale und arbeitet jetzt als Pastor in Cincinnati, O.;

zwei kamen von Karlsruhe und sind nun in ihrem Heimatlande Baden wohlbestallte Pfarrherren; zwei waren Westfalen — der eine von ihnen wurde Lehrer in der Rheinprovinz, und der andere ist Pastor in ebenderselben Provinz. Einer kam aus Hannover und ist nun Pfarrer im Elsaß.

Noch bunter wird dieses Bild, wenn wir die verschiedenen Länder ins Auge fassen, in denen die 189 ihre sehr verschiedenen Arbeitsfelder gefunden haben: zweiundzwanzig sind nach Nord-Amerika gekommen, und von diesen stehen die Mehrzahl im Dienste unserer Synode, nämlich vierzehn. Ferner stehen dreizehn frühere Predigerschüler im Kirchendienst der Deutschen in Brasilien. Einer ist in unserer Mission in den Zentralprovinzen in Indien, zwei stehen im Dienst der Basler-Mission ebenfalls in Indien, der eine als Missionar und der andere als Missionsarzt. Die übrigen verteilen sich auf die Schweiz, Deutschland, Rußland, Armenien und Palästina als Pfarrer, Prediger, Lehrer, Evangelisten, Stadtmissionare, Sekretäre christlicher Vereine u. s. w. Einer ist Professor der Theologie an der Universität in Basel; sieben sind Rektoren, Direktoren oder Inspektoren an verschiedenen christlichen Lehranstalten. Sechs haben sich noch den Doktorhut erworben, und einer ist Doktor der Medizin, ein anderer Schriftsteller und noch einer Redakteur einer Zeitung. So weit auseinander die Arbeitsgebiete der einzelnen, so weit auch ihre Berufstätigkeit. Ein adeliger Grundbesitzer sucht die evangelischen Grundsätze auf seinem Gut nun durchzuführen, wie er sie auf der Schule in Basel gelernt hat. Aber bei aller Zerstreuung in der Welt, und bei aller Verschiedenheit der Berufstätigkeit verbindet sie ein festes Band der Freundschaft durch die Alma Mater, die es verstanden hat, die Mannigfaltigkeit der Gaben sich entwickeln zu lassen und doch daneben die Einheit des Geistes nicht nur zu wahren, sondern zu pflegen und zu festigen.

Darum konnte der Leiter der Anstalt nach ihrem fünfundzwanzigjährigen Bestand mit Recht betonen: „Eine Anstalt für junge Leute ohne Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses könne nicht bestehen, sie sei eine Utopie, sagte man. Oder wenn sie sich halte, so sei dies nicht möglich ohne Ueberzeugungsabstumpfungen. Die Schule hat die Probe gemacht und hat sich lebensfähig bewiesen. Leute aus den verschiedensten Gemeinschaften haben zusammen die Schule besucht, und ihr Besuch hat sich für die Gläubigen der verschiedenen Kirchen, auch der Partikulargläubigen, als gefahrlos erwiesen. — Ihre Ueberzeugungen sind keineswegs abgestumpft, aber sie haben dennoch einen gemeinsamen Boden gefunden."

Einer der Lehrer äußerte sich bei der nämlichen Gelegenheit, der Gedenkfeier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Schule, über die Eigenart derselben: „Wollen wir nun in e i n e m Worte zusammenfassen, was die Eigenart unserer Schule ist, durch die sie sich von allen anderen Anstalten, die ich kenne, unterscheidet, die Eigenart, die all diese Tage uns so lebendig vor Augen getreten ist, so ist dies ein Fremdwort,

das uns doch sehr nahe angeht; es ist das *Persönliche*. In unserer unpersönlichen Zeit, wo alles zum Geschäft wird und die Menschen immer mehr als Nummern gelten, da können wir persönlich reden von dem, was uns persönlich wert und wichtig ist; was wir als Wahrheit erfahren, können wir solchen mitteilen, die dafür einen Sinn haben, denn sie kommen als Freiwillige zu uns. Das Wort Gottes und das Evangelium ist ganz und gar persönlich; es ist keine Lehre, sondern ein Leben, aus dem wir schöpfen, und zu dem wir andere führen dürfen."

Aber nun endlich: was war denn der eigentliche Zweck, der von den Gründern der Predigerschule ins Auge gefaßt wurde? Nach allem Bisherigen könnte es ja beinahe scheinen, als ob sie gar keinen bestimmten Zweck verfolgt habe bei ihrer früheren Organisation. Natürlich konnte es nicht ihr Zweck sein, etwa eine *Evangelistenschule* sein zu wollen, die Arbeiter ausbildet für die Innere Mission und für das Evangelisationswerk. Denn unter der erfolgreichen Leitung von Inspektor Rappard entfaltete sich die Anstalt auf Chrischona bei Basel nach dieser Richtung hin durchaus zweckentsprechend. Auch nicht Arbeiter für die *Heidenmission* wollte die Predigerschule ausbilden, denn das tat, mit den schönsten Erfolgen, das Basler Missionshaus. — Die Männer, die an der Spitze dieses Werkes standen, hatten einen besonderen Notstand ihrer Zeit im Auge, dem sie mit der Gründung der Predigerschule energisch entgegenarbeiten wollten. Da der Unglaube auf den staatlichen Universitäten immer unheimlichere Dimensionen annahm, und da manche Christen, die durch die freisinnigen Staatsgeistlichen in der Kirche das nicht mehr empfingen, was sie suchten, sich zusammentaten und freie Gemeinden bildeten, so sollte diesen eine Gelegenheit geboten werden, tüchtig geschulte Seelsorger und Prediger zu erhalten, die aber nicht, wie so viele staatliche Pfarrer, durch ihr Studium an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben. So hatte die Schule ihren ganz bestimmten Zweck. Als dann in der Folgezeit die staatskirchlichen Verhältnisse sich besser gestalteten, als man damals hatte vermuten können, da war die Predigerschule da, und erfüllte nichtsdestoweniger einen hohen Zweck — denn eine Anstalt, die wie die Predigerschule einfach dem Reich Gottes dienen will, wo und wie irgend sich eine Gelegenheit für diesen Dienst bietet, hat immer ihre Aufgabe. Die Predigerschule wollte nämlich auch solchen Jünglingen, die seinerzeit die staatliche Stufenleiter, die zum Universitätsstudium hinanführt, nicht erklommen hatten, weil ihnen erst später die Augen aufgingen für ihre besondere Befähigung, eine passende Gelegenheit zu geistiger Ausbildung und Erziehung zu festgegründeten christlichen Charakteren bieten. In bezug auf diesen Punkt sagt das Programm der Predigerschule, diese wolle „eine Bildungsstätte sein für junge Männer, die dem Weckruf des Evangeliums ihr Herz geöffnet und aus dem Anfang eines Lebens mit Gott den Entschluß gefaßt haben, dem Herrn zu dienen mit Wort und Wandel, wo und wie er sie gebrauchen will. Wir hatten von Anfang an besonders solche junge Männer im Auge, in denen erst *später* dieser Trieb er=

wacht ist, zu einer Zeit, wo ihnen die Zurücklegung des langen Gymnasialweges nicht mehr möglich, auch nicht ratsam ist, die vielleicht schon in einem anderen praktischen Lebensberuf gestanden haben."

Nachdem dieser Plan fünfundzwanzig Jahre lang auf seinen praktischen Wert hin geprüft worden war, hören wir den damaligen Präsidenten des Komitees es bestätigen, daß damit der rechte Kurs innegehalten worden war, wenn er sagt: „Eine derartige Schule gleicht nicht einem auf einmal gebauten Haus, sondern die Bedürfnisse sind Jahr für Jahr aufs neue zu befriedigen. Da müssen zunächst Schüler da sein, und zwar brauchbare Schüler, junge Leute, die eine Freudigkeit haben zu dem künftigen Dienst, und die auch bereit sind, mit ernster Gewissenhaftigkeit allen Fleiß und allen Eifer einzusetzen, um sich ein — wenn man so sagen darf — wissenschaftliches Betriebskapital anzueignen. Und was wird dann unseren Schülern dafür? W i r h a b e n n i c h t s z u b i e t e n. Wenn du mit der Schule fertig bist, dann m u ß t du und dein himmlischer Vater w i r d weiter sorgen. In diesem Stand der Dinge liegt eine der größten Schwierigkeiten für den Bestand der Schule."

„Was nun viele trotzdem zur Predigerschule hinzieht, und was eine besondere Segnung für sie in sich schließt, das ist der Umstand, daß man hier wissenschaftlichen Unterricht bekommen kann in dem Lichte einer frommen, gläubigen Gesinnung von Männern, die sich selber in das Licht der Erkenntnis und in den Gehorsam des Glaubens Jesu Christi stellen, so daß diese Unterweisung nicht weniger gründlich ist denn an anderen Orten, aber fruchtbarer gemacht wird, als es sonst wohl geschehen kann. Dazu aber sind die rechten Lehrer nötig."

Also durchaus nicht eine Spekulation auf irgendwelche fette Pfründen konnte es sein, die den Beweggrund bildeten, die Predigerschule zu besuchen, solche irgendwie in Aussicht zu stellen lag ganz außer dem Rahmen ihres Programmes. Wer aber wollte sich heranbilden lassen zu einem brauchbaren Arbeiter im großen Weinberge des Herrn, der überall seinen Mann zu stellen imstande war, dem mußte eine solche Anstalt hoch willkommen sein. Denn die Predigerschule bot ihren Zöglingen die Gelegenheit, unter der Anleitung von tüchtigen Lehrern sich eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung anzueignen, die sie befähigte, das göttliche Offenbarungswort nutzbar zu machen für Herz, Amt und Beruf. Die Schule nennt sich Evangelisch, weil sie sich prinzipiell hoch erhebt über das enge Gehege der Konfessionen. Vor anderen ähnlichen Anstalten hat sie das voraus, daß sie sich gehörig Zeit nimmt, durch eine gründliche philologische Vorbildung eine feste Grundlage zu schaffen, auf der dann die speziell theologische Arbeit weiter getan werden kann.

Die Fächer, die bis vor kurzem an der Schule gegeben wurden, waren ausschließlich solche, die für das wissenschaftliche Studium der Theologie durchaus unentbehrlich sind. Eine Vorschule, die einen Jahreskursus vorsah, bot die philologische Ausbildung für solche, die in den alten Sprachen noch zu schwach waren. Deutsch, Latein, Griechisch und

Weltgeschichte waren die Fächer, die hier gelehrt wurden. Dann kam der vierjährige theologische Kursus, der das Hebräische (Grammatik und kursorische Lektüre), biblische Altertümer, Kirchengeschichte, alt- und neutestamentliche Exegese, sowie Einleitung, Dogmatik und Ethik, Homiletik und Katechetik, Pastorallehre, sowie praktische homiletische Uebungen und Predigtübungen in sich befaßte. Zur notwendigen Schulung im richtigen Denken und Reden war noch Philosophie und Logik beigefügt.

Das also war die Predigerschule, deren hoher, geistbildender Wert der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erfahrung kennen und schätzen lernte.

Wie kam es nun zu einer Neuorganisation? Auch sie hat ihre Geschichte. Zunächst war, trotz der ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen der Schule, trotz der durchaus tüchtigen Lehrkräfte und der vorzüglichen Leitung, deren die Schule sich mit Recht rühmen konnte, ein langsames, aber stetiges Zurückgehen der Schülerzahl zu beobachten. Das mag wohl auch den öfteren Wechsel des Lehrerpersonals in den letzten Jahren teilweise mitverursacht haben. Diese Umstände mußten natürlich die Entwicklung des Ganzen sehr ungünstig beeinflussen. Aber es mußte auch notwendig zum Nachforschen in bezug auf die Ursachen solchen Rückganges führen, der stattfand unter den scheinbar günstigsten Voraussetzungen, die eigentlich ein fröhliches Gedeihen des Werkes hätten garantieren sollen. Zeitweise legte sich den leitenden Persönlichkeiten sogar die Frage nahe, ob die Predigerschule überhaupt noch Existenzrecht habe oder nicht. Aber da man dieses Recht bei gründlichster Prüfung der Sachlage nicht in Abrede stellen konnte, so wurde um so ernstlicher die andere Frage in Angriff genommen, ob es nicht Zeit sei, die Predigerschule auf einer etwas breiteren Basis zu reorganisieren.

Freilich war schon vor zwölf Jahren eine Stimme laut geworden, die im Blick auf allerlei Schwierigkeiten, die sich damals schon geltend machten, sich vernehmen ließ: „Solche Erfahrungen fordern gebieterisch alles ins Auge zu fassen" — nicht nur: „wie steht's im nächsten Jahr? — und später?" — sondern auch: „wenn die Schule nicht fortbestehen könnte" —. Aber erst als vor drei Jahren der in fünfunddreißigjähriger treuester Amtsführung ergraute Leiter der Anstalt, Direktor W. Arnold, das Komitee bat, ihm mit Rücksicht auf sein bereits angetretenes 73. Lebensjahr die Bürde des Amtes abzunehmen, um sie auf jüngere, kräftigere Schultern zu legen, da trat, durch andere Umstände noch unterstützt, dem Komitee ganz gebieterisch noch einmal der Gedanke entgegen, ob nun mit der neuen Leitung der Schule nicht auch ein neuer, den dringenden Erforbernissen der Gegenwart mehr entsprechender Studienplan von der Schule übernommen werden sollte.

Ein früherer Schüler und treuer Freund der Schule, der seit etwa zwei Jahrzehnten akademischer Lehrer an der Basler Universität ist, der gegenwärtige Präsident des Komitees der Predigerschule, fand sich bereit, einen Entwurf des proponierten neuen Lehrplanes auszuarbeiten

und dem Komitee zur weiteren Beratung in dieser wichtigen Angelegenheit vorzulegen. Der Punkt nun, der eine entschiedene Neuerung gegenüber dem früheren Programm der Schule bedeutet, ist die Absicht, ein engeres Verhältnis der Schule zur Universität anzubahnen, indem den Predigerschülern die Gelegenheit geboten werden sollte, sich für das akademische Studium vorzubereiten. Das machte einen ganz neuen Studienplan dringend notwendig, und das war für manche, die diese Sache beharrlich mißverstanden, auch der eigentliche Stein des Anstoßes. Aber es gab noch schwerer wiegende Bedenken zu überwinden: „Wie immer und noch stärker als je ist die Schwierigkeit diese: nicht genug tüchtige Schüler." So schrieb noch im Februar 1911 der Leiter der Schule, zu einer Zeit, als man mitten im Raten und Taten inbetreff der geplanten Neuerung war.

Der erste, wirkliche Schritt auf der neuen vorgezeichneten Bahn war der, daß man die Vorschule, die seit 1895 nach Bischofszell verlegt worden war, im Jahre 1911 wieder mit der Predigerschule in Basel vereinigte. Aber bis das neue Geleise geschaffen war, in dem die Predigerschule für die Zukunft sich bewegen sollte, war noch manche ernste Beratung im Schoße des Komitees erforderlich, um so mehr als die Wünsche und Ansichten sehr weit auseinandergingen.

„Die Frage erhob sich, ob den Schülern, um der Einheitlichkeit der Schule willen, nicht die Vorbereitung auf das Maturitätsexamen zu *verbieten* sei. Aber ein Blick darauf, wie wertvoll gerade in unserer Zeit es ist, wenn von den in unserer Schule herangebildeten Kräften einzelne auch zum Zeugendienst für den Herrn in unseren Landeskirchen verwendbar werden, mußte jene Frage verneinen lassen."

„Nun konnte aber gefragt werden: soll etwa im Blick auf das Bedürfnis in unseren Landes- und Volkskirchen und im Gedanken daran, daß Theologen, welche die Universitätsexamina absolviert haben, je länger je mehr auch in außerkirchlichen Stellungen gesucht werden, unsere Predigerschule nicht gerade darin ihre besondere, von anderen ähnlichen Anstalten sie unterscheidende, Aufgabe finden, neben der Anleitung zu tüchtiger, selbständig machender Schrifterkenntnis auch zur Maturität vorzubereiten, dann allerdings noch zwei Jahre hindurch die Schüler ins eigentliche theologische Studium einzuführen, um sie zuletzt auf den Hochschulen ihres Heimatlandes dieses Studium vollenden zu lassen? Viele Gründe ließen sich für eine derartige Einrichtung der Schule anführen."

„Allein gerade die Verhandlungen im Schoße der Konferenz der ehemaligen Predigerschüler zeigten, daß es von vielen Seiten sehr beklagt würde, wenn die Predigerschule fortan denen verschlossen würde, welche auf Bestehen eines Maturitätsexamens lieber verzichten, sei's, daß es für sie keinen Wert hat, sei's, daß es ihre Kräfte übersteigen würde."

„So kam es zu dem Beschluß, die Schule auch in Zukunft beiden Kategorien offen zu halten, sowohl denen, die auf das Bestehen des Ma-

turitätsexamens Gewicht legen und zuletzt auf der Universität ihr Studium abschließen wollen, wie denen, welche von vorneherein auf Erlangung der Maturität verzichten, dafür aber in der Schule selbst zu einem wirklichen Abschluß kommen möchten. Es sei aber, damit die Maturitätsvorbereitung nicht mehr hindernd in den Unterricht eingreife, für die Maturanden eine besondere Klasse einzurichten."

Damit waren nun die Richtlinien für den neuen Studienplan gegeben. Bis man jedoch den neuen Plan hatte, und das neue Räderwerk der Schule in Gang bringen konnte, galt es noch manche Schwierigkeiten zu überwinden und die verschiedensten Bedenken, die sich Angesichts des neuen Planes erhoben, zum Schweigen zu bringen. Noch im Februar 1911 schrieb der alte Leiter der Schule, allerdings noch ehe die vorläufigen Beratungen das bereits mitgeteilte Resultat gezeitigt hatten: „Sie werden in Liebe teilnehmend fragen, wie es mit der Zukunft unserer Schule stehe. Das Komitee hat viel und ernst beraten, ist aber zu ganz abschließenden Resultaten noch nicht gelangt. Die Schülerzahl ist heruntergegangen, und in irgend einer Richtung mußte eine Aenderung gesucht werden, welche es der Schule ermöglichte, der Gemeinde des Herrn noch nützlicher zu dienen, als es jetzt der Fall ist." — „Ich gestehe, daß ich mit Wehmut auf den bisherigen Charakter und die Art der Schule zurücksehe, aber jetzt, wo ich zurücktrete, kann es keineswegs meine Aufgabe sein, dem, was die Brüder in sehr ernst geführten Verhandlungen einmütig als richtig erkennen, entgegenzutreten oder irgend welche Schwierigkeiten zu bereiten. Neue Zeiten können neue Aufgaben stellen."

Wir verstehen diesen Ton in den Worten des Mannes, dessen fester Hand nun sechsunddreißig Jahre lang die Leitung der Predigerschule anvertraut war, wenn wir uns daran erinnern, daß das Komitee damals den Beschluß gefaßt hatte, künftig von allen Predigerschülern die Maturitätsprüfung zu verlangen. Dieser Beschluß wurde dann, nach der Konferenz der früheren Predigerschüler im Juni 1911, dahin modifiziert, daß zwei verschiedene Kurse eingerichtet werden: für solche, die das akademische Studium aufnehmen wollen und solche, die in der Schule ihren theologischen Kursus absolvieren wollen. Auch unter den ehemaligen Schülern herrschte diametrale Meinungsverschiedenheit. Während die einen den Plan des Komitees beinahe bejubelten, besonders im Blick auf die Neuerung, wollten die anderen nicht verstehen, wie man überhaupt nur an eine solche Neuerung denken könne! Als aber dann in der Person des Lizentiaten Otto Schmitz der Mann gefunden war, dem die Leitung und Neuorganisation der Schule mit vollem Vertrauen übergeben werden konnte, da sowohl seine Glaubensstellung als auch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine persönliche Befähigung zum Amt als Leiter der Schule ihn als den Mann erscheinen ließen, der der schwierigen Aufgabe völlig gewachsen sei, da ebneten sich die Wege und glätteten sich die Wogen zusehends. Denn nachdem der Bericht der Schule 1911/12 vom Rücktritt des alten und von der Berufung des neuen Direktors, sowie von der Neubesetzung des Präsidiums des Ko-

mitees geredet hat, folgt die zuversichtliche Bemerkung: „Auf diese Weise haben wir, soweit es von Menschen abhängt, die beste Garantie, daß die von ihm (nämlich dem neuen Präsidenten des Komitees) angeregten Ideen in richtiger Weise zur Verwirklichung gelangen.“

Was diese von ihm angeregten Ideen sind, sagt er uns selber in seiner Ansprache zur Eröffnungsfeier des Wintersemesters der Predigerschule am 12. September 1912. Nicht nur zollt er da dem um die Schule verdienten Alt-Direktor W. Arnold warmes und aufrichtiges Lob mit den Worten: Ein Mann hat in den mehr als drei und ein halb Jahrzehnten seit Gründung der Schule beständig in ihr gewirkt, unser allverehrter Herr Direktor Arnold. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die Schule bei allem Wechsel der Lehrer ihren Charakter bewahrt hat, er hat ihr das Gepräge seiner geistesmächtigen Persönlichkeit aufgedrückt.“ Sondern er konnte nun auch den unter heißer Komiteearbeit herangereiften neuen Studienplan vorlegen, welcher der Predigerschule für die Zukunft ihre Bahn weisen soll. Er sagt in bezug darauf: „Um Mißverständnisse zu verhüten, möchte ich ein Zweifaches hervorheben: Die augenfälligste Neuerung ist die, daß wir die Vorbereitung auf die Maturität, wenigstens für einen Teil der Schüler in unseren Lehrplan mit aufgenommen haben. Wir haben die Gefahr nie verkannt, die darin liegt. Es ist möglich, daß sich infolge davon junge Männer zum Eintritt in die Schule melden, denen es nur um die Erlangung des Maturitätszeugnisses zu tun ist, und daß bei anderen die Vorbereitung auf das Examen allzueinseitig in den Vordergrund tritt. Demgegenüber halten wir daran fest, daß die Aufgabe unserer Schule eine ganz andere ist als die einer Maturitätspresse. — Das Maturitätsexamen soll feststellen, ob ein Jüngling die Reife erlangt habe. — Eine Reife der Persönlichkeit ist ohne religiöse und sittliche Bildung nicht denkbar. Nur wer sich zu einer persönlichen Gemeinschaft mit Gott und zur Herrschaft über die eigene Natur durchgerungen hat, ist zu innerer Reife gelangt. Die Pflege dieses Gebietes will unsere Schule nicht aus den Augen lassen, aber hier hat vor allem die Selbständigkeit des einzelnen einzusetzen. Es muß jedem von Ihnen ein heiliges Anliegen sein, in seinem inneren Leben heranzureifen. In diesem Streben können Sie sich alle zusammenfinden, auch die, welche nicht darauf ausgehen, das staatliche Reifezeugnis zu erwerben.“

„Das führt mich zu dem Zweiten, das ich betonen möchte. Die Aufnahme der Maturität in das Lehrziel könnte einem oberflächlichen Beobachter den Eindruck machen, unsere Schule habe ihre eigentliche Aufgabe aus den Augen verloren, über der Pflege von Sprachen, Mathematik und Realien komme die Theologie zu kurz, sie sei eigentlich nur noch ein Anhängsel. Wer das meint, hat unsere Absicht vollkommen mißverstanden. Unsere Schule soll nach wie vor eine Predigerschule sein und nichts anderes. Die Maturität ist nur Mittel zum Zweck. Die Neuordnung bringt es allerdings mit sich, daß auch die Behandlung der theologischen Stoffe teilweise eine

andere wird. Die wissenschaftlichen Fragen müssen da und dort stärker zur Geltung kommen, als es bisher der Fall war, nicht nur, weil manche von Ihnen ein theologisches Examen bestehen wollen, sondern weil uns daran gelegen ist, daß unsere Schüler in innerer Auseinandersetzung mit den die Zeit bewegenden Problemen zu einer klaren, bewußten Stellungnahme gelangen und so für die Geisteskämpfe unserer Zeit gewappnet werden. Auch hier handelt es sich aber, wie wir nachdrücklich betonen, nicht um eine Preisgabe der Position unserer Schule, sondern um eine Veränderung der Methode, die uns nach den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte geboten erschien. Die Predigerschule hätte kein Existenzrecht mehr, wenn sie je den Boden verlassen sollte, auf den sie bei ihrer Gründung gestellt ist. Sie darf und will kein anderes Fundament kennen als Jesus Christus, den gekreuzigten und auferstandenen Herrn, den Sohn Gottes. Nach wie vor will sie aus der Heiligen Schrift lernen und von ihr sich einführen lassen in die Geheimnisse der göttlichen Wahrheit, vor allem in den Mittelpunkt aller Weisheit: die Erkenntnis Jesu Christi." — „Es ist allen, die der Schule vorstehen und an ihr unterrichten, ein herzliches Anliegen, daß in der neuen Gestalt die alte Schule wieder auflebe und zu kräftiger Entfaltung gelange."

Und wenn wir nun fragen: wie sind diese Grundsätze unter der neuen Leitung durchgeführt worden und welche Wirkungen sind bisher von dem neuen Verfahren ausgegangen, so geben uns verschiedene Kundgebungen darüber den gewünschten Aufschluß, soweit das jetzt schon möglich ist. Zunächst ist es der erste Jahresbericht des neuen Direktors, der unsere Aufmerksamkeit fesselt, besonders da, wo er auf die Veränderungen im Studiengang der Predigerschule hinweist, wie sie unter seiner Leitung nun praktisch durchgeführt werden: „Die praktische Durchführung des in dieser Hinsicht Beschlossenen hat mit dem Beginn des Berichtsjahres eingesetzt, wird aber naturgemäß erst über zwei Jahre, mit dem Frühjahr 1915, zum vorläufigen Abschluß gekommen sein, wenn nämlich unsere Maturandenklasse zum ersten Mal auf Grund ihrer Vorbereitung in dem geordneten Studiengang der Predigerschule sich der Maturitätsprüfung unterziehen wird. Begonnen hat die Neuordnung zu Anfang des abgelaufenen Schuljahres ganz äußerlich damit, daß an Stelle der bisherigen Bezeichnungen: Vorschule und Klasse I II III IV neue Namen getreten sind, nämlich: Unterstufe I II III, Oberstufe I II III. Die Unterstufe dient der Vorbereitung, die Oberstufe der eigentlichen theologischen Ausbildung. Wer den regelrechten Predigerschulweg nach der früher allein möglichen Weise geht — unter Verzicht auf Maturität und Universitätsstudium —, bleibt zwei Jahre in der Unterstufe und drei in der Oberstufe, die Maturanden und künftigen Studenten bereiten sich in drei Jahren Unterstufe auf die Maturität vor und nehmen dann noch zwei Jahre an der theologischen Ausbildung der Oberstufe teil, während welcher Zeit sie zugleich an der Universität immatrikuliert

sind. Beide Gruppen besuchen also die Predigerschule, falls sie in die erste Klasse der Unterstufe eintreten, fünf Jahre hindurch."

Diese Neuordnung setzt natürlich auch eine bedeutende Vermehrung der Lehrkräfte an der Predigerschule voraus, aber für die zu leistende Arbeit nach dem neuen Programm stehen schon überaus tüchtige Fachmänner in Aussicht oder bereits in der Arbeit. In bezug auf den Abschluß des ersten Schuljahres unter der neuen Leitung und Ausgestaltung am 18. März 1913 konnte darauf hingewiesen werden „daß die Schule einen neuen Aufschwung genommen hat. Die alten und die neuen Lehrer wirken in erfreulicher Harmonie zusammen, und es läßt sich in der ganzen Schule ein ernstes Streben und ein reger Eifer beobachten." Auch ein anderes Problem, das in den letzten Jahren den Bestand der Schule ernstlich gefährdete, scheint nun gelöst zu sein, denn der Präsident des Komitees konnte die erfreuliche Mitteilung machen: „Das neue Schuljahr soll am 16. April (1913) beginnen. Es sind zahlreiche Anmeldungen eingelaufen, und wir hoffen, dem guten Anfang werde ein guter Fortgang folgen." Schon der erste Jahresbericht des neuen Direktors konnte auf diesen erfreulichen Umschwung hinweisen, der allein für sich schon den Weiterbestand der Schule garantieren würde. Es heißt in diesem Bericht: „Die Zahl der Schüler ist nämlich wieder in einem erfreulichen Wachstum begriffen. Während das letzte Berichtsjahr mit dem außergewöhnlich kleinen Schülerbestand von siebzehn jungen Männern schloß, von denen einer am Anfang dieses Berichtsjahres noch wegging, traten im Frühjahr in die erste Klasse der Unterstufe sechs neue Schüler ein, von denen fünf blieben, die dann im Herbst noch einen Zuwachs von zwei weiteren erhielten. Zwei andere traten zugleich in die zweite Klasse der Unterstufe ein. — So schloß das Berichtsjahr mit dreiundzwanzig Schülern und für das kommende Schuljahr sind so viele Neuanmeldungen eingelaufen, daß wir trotz einiger unregelmäßiger Austritte zum Frühjahr im Sommersemester voraussichtlich auf wenigstens dreißig Schüler rechnen müssen."

Ungefähr um die nämliche Zeit als der neue Direktor der Predigerschule diese erfreulichen Mitteilungen über den Fortgang und Fortschritt der Schule machen konnte, äußerte sich der Alt-Direktor über die nämliche Angelegenheit ebenfalls. Wir schließen unsere Darstellung mit diesem Wort des Mannes, der, auch nachdem er die Leitung der Schule in jüngere Hände gelegt hat, immer noch soweit es seine schwindenden Kräfte gestatten, als Lehrer an der Schule tätig ist. Er schreibt an seine früheren Schüler: „Die Zeit der Unentschiedenheit, wie die Schule gestaltet werden soll, ist wie Sie wissen, entgültig abgeschlossen. Und in dem Bericht vom Semesterbeginn (Wintersemester 1912/13) in diesem Blatte haben Sie Geisteseindrücke bekommen von der Gesinnung, der Entschlossenheit und der Freudigkeit der vorstehenden Männer. Schon am 18. des Monats (März 1913) wird die Schlußprüfung sein und damit das erste Semester unter der neuen Leitung abschließen. Ich freue mich Ihnen zu sagen, daß ich ein volles Vertrauen in den Geist und die

Arbeit, in die Beweggründe und die Ziele setze, die dort walten, und Ihnen auch meinerseits zu sagen: Bewahren wir der Schule herzliche und warme Liebe, auch durch Handreichung, sie ist es in jeder Hinsicht wert. Freilich mußte mit der neuen Organisation manches anders werden, aber wir können deutlich sehen: nichts Gutes muß ungut werden, und manches Unvollkommene kann vollkommener und manches Altgewordene erneuert werden. Das was ich sehe und beobachte, treibt mich dazu, Gott zu danken, daß es so geworden ist, wie es heute steht."

Also, die Predigerschule steht von Gottes Gnaden, nachdem sie durch die Neuordnung auf eine breitere Basis gestellt worden ist, fester als je zuvor; sie steht als eine Stätte, welche jungen Leuten aus allen Ständen und Berufen eine Gelegenheit bietet, entweder aufs Pfarramt, oder überhaupt für den Dienst des Herrn, irgendwo und irgendwie, wo man ihrer Dienstleistung bedarf, sich vorzubereiten.

Was sollen wir hierzu sagen?

Von Prof. em. E. Otto.

Zwei (vorläufig?) unserer jüngeren Brüder, auf deren zu erwartende segensreiche Arbeit die Synode erfreuliche Hoffnung zu bauen berechtigt war, haben dadurch Anstoß gegeben, daß sie sich haben wiedertaufen lassen. Wie es scheint, haben sie es nicht auf Grund anabaptistischer oder baptistischer Anschauungen getan, welche die Kindertaufe verwerfen und den bewußten, kräftig entwickelten Glauben als Bedingung der Taufe fordern, sondern bloß von dem lexikalischen Bedenken bestimmt, daß das neutestamentliche Wort baptizein nichts anderes bedeute als Untertauchen; Jesus habe also baptizein, Untertauchen, befohlen, und so gehöre auch eben das Untertauchen zu dem Halten alles dessen, was er befohlen hat, und wer nicht untergetaucht ist, ist darum eben nicht recht getauft. Das Raisonnement ist sehr derb und unter gewisser Voraussetzung mathematisch unanfechtbar. Es mutet freilich sonderbar an, daß das Lexikon über Glaubensfragen entscheiden und die Wirksamkeit des Heiligen Geistes an eine bestimmte Form und eine materielle Quantität gebunden sein soll, aber bei einer doch noch weitverbreiteten Anschauung, nach der Bibelwort und Gotteswort schlechthin identifiziert wird, ist es nur natürlich, wenn die Konsequenz gezogen wird: so steht geschrieben, und so muß es gehalten werden, das ist Gottes Meinung, man darf nicht zwischen Buchstaben unterscheiden, den Geist a u s dem Buchstaben herauslesen wollen, sondern der Geist muß i m Buchstaben gefunden werden u. s. w. Was die lexikale Frage betrifft, so mögen diejenigen, welche über umfangreiche Lexika verfügen, nachlesen, wie der Gebrauch der gemeingriechischen Sprache sich zu der Sache stellt, ob das Wort baptizein ausschließlich Untertauchen bezeichnet oder auch eine mehr oder minder reichliche Berührung mit Wasser einschließen kann, für das letztere werden sich Beispiele anführen lassen. Obgleich aber der gemeingriechische Sprachgebrauch sicher

auch auf den neutestamentlichen eingewirkt hat, so liegt doch keine Veranlassung vor, die Untersuchung über den neutestamentlichen hinaus auszudehnen, und da wird zugestanden werden dürfen, daß mit dem Wort baptizein vorwiegend die Vorstellung des Untertauchens verbunden ist. Man kann sich dagegen allerdings etwa auf Luk. 11, 38 berufen, wo der Pharisäer sich darüber verwundert, daß Jesus sich nicht vor dem Mahle "baptized" habe, da doch die Sitte der Pharisäer nicht ein völliges Untertauchen sondern nur ein Waschen der Hände vor dem Mahle verlangte (Mark. 7, 3), man kann auch etwa auf Hebr. 6, 2 und 9, 10 hinweisen, wo von „mancherlei Taufen" (διάφοροι βαπτισμοὶ) die Rede ist, wobei schwerlich an verschiedene völlige Untertauchungen sondern an Waschungen gedacht ist, aber im allgemeinen wird man der baptistischen Auffassung darin Recht geben können, daß bei dem eigentlichen sakramentalen Akte, durch den der Eintritt in die Gemeinde Christi vollzogen ward, die Untertauchung und nicht die bloße Besprengung die ursprünglich normale Form gewesen ist. Dafür spricht die Analogie mit der Taufe des Johannes, der i m Jordan den Akt verrichtete, ferner vor allem die neutestamentlichen Vergleichungen der Taufe mit dem Zuge durchs rote Meer, 1. Kor. 10, 2, mit der Sintflut, 1. Petr. 3, 12, mit einem Begräbnis, Röm. 6, 4, und dem Wiederhervorgehen aus dem Grabe, Kol. 2, 12, die Vergleichung der Wiedergeburt mit einem Bade, Tit. 3, 12, und mit dem Hervorgehen der Erde aus den Wassern bei der Schöpfung, Joh. 3, 5. Dazu kommt der allgemeine Brauch der alten Kirche, wie er sich in der Praxis der griechisch-orientalischen Kirche bis heute erhalten hat. Zugestanden aber, daß die ursprüngliche Form der Taufe die Untertauchung gewesen sein wird, ist doch dagegen bemerkenswert, daß weder dem Taufbefehle Christi selbst noch den Aufforderungen der Apostel an die Gläubigen, sich taufen zu lassen, eine besondere Anweisung über die F o r m der zu vollziehenden Handlung hinzugefügt ist, aus der man zu schließen hätte, daß einer speziellen Form Gewicht beizulegen wäre. Mehr noch ist es eigentlich fast merkwürdig, daß bei den Schriftstellern der ersten Jahrhunderte in ihren Kontroversen mit den Heiden und mit den Ketzern sich fast gar keine Andeutungen finden, daß die Frage nach der richtigen Form der Taufe eine bedeutende Rolle gespielt hätte. Die 1884 aufgefundene Schrift „Lehre der zwölf Apostel" erklärt, daß im Falle des Wassermangels ein dreimaliges Besprengen mit Wasser im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes als vollgültige Taufe anzusehen sei. Justin, dem wir die eingehendste Schilderung des christlichen Kultus verdanken, legt gerade auf diesen Punkt, die Form der Taufe, augenscheinlich kein besonderes Gewicht. Er sagt über die Taufe: „So viele sich überzeugen lassen, daß dasjenige wahr ist, was uns gelehrt und gesagt ist, und welche so leben zu können versprechen, werden angewiesen zu beten und unter Fasten Verzeihung für ihre früheren Sünden zu erflehen, wir selbst beten und fasten mit ihnen;

hierauf werden sie von uns an einen Ort, wo Wasser ist, geführt, und in der Weise, wie wir es wurden, werden sie wiedergeboren, nämlich sie empfangen dann auf den Namen Gottes des Vaters und Herrn von allem und unseres Heilandes Jesu Christi und des Heiligen Geistes im Wasser ein Bad." Sollte man nicht aus dieser Darstellung schließen dürfen, daß man unbefangen genug war, das Wasser zu nehmen, wie man es fand, daß man, wo ein Fluß oder Teich die Untertauchung gestattete, dieselbe gebrauchte, wo man aber nur knietiefes Wasser vorfand, sich mit der Besprengung begnügte? Tertullian hat ein eigenes Buch über die Taufe geschrieben, es handelt von der Notwendigkeit und Kraft der Taufe, von den Bedingungen und Forderungen derselben, von der Kindertaufe und der Ketzertaufe, aber obwohl in seinen Anschauungen manches Magische und Mechanische enthalten ist, so daß man erwarten könnte, er werde auf eine besondere Form der Vollziehung Gewicht legen, findet sich doch in seiner Schrift keine Stelle, in der er etwa die Notwendigkeit des Untertauchens betont hätte. Cyprian mißbilligt die Taufe auf dem Krankenbette, bei der naturgemäß die Untertauchung sich meist verbot und durch Besprengung ersetzt werden mußte; den bloß durch Besprengung Getauften ward der Zutritt zu Kirchenämtern untersagt, was jedoch weniger in der für unvollkommen angesehenen Form der Taufe seinen Grund hatte, als vielmehr darin, daß solche Besprengungstaufe auf dem Krankenbette wohl häufig aus abergläubischem Motiv, aus bloßer Todesfurcht und ohne gründliche Unterweisung und Sinnesänderung seitens des Täuflings begehrt wurde. Die Unsitte der Spättaufe ist durch Kirchengesetze nicht beseitigt worden, sie hing zusammen mit der Vorstellung von der magischen Wirkung der Taufe als völliger Sündenvertilgung, der man durch nach der Taufe begangene Sünden nicht verlustig gehen wollte. Jedenfalls hat man wohl anzunehmen, daß die allmähliche Verdrängung der Untertauchung durch die Besprengung gleichen Schritt gehalten hat mit der Verdrängung der Taufe Erwachsener durch die Kindertaufe. Als nach Entwicklung der Christengemeinde zur Völkerkirche keine Erwachsenen mehr zu taufen waren, sondern nur noch Kinder, war es natürlich, daß man mit Rücksicht auf den zarten Zustand der Täuflinge die mildere Form der Wasseranwendung bevorzugte. Ist nach dem Befehle Christi die Taufe als der Akt eingesetzt, mit welchem das „zu Jüngern machen" beginnen soll, ist die Taufe der Eintritt in die durch den Sohn erworbene und durch den Geist vermittelte Gemeinschaft mit Gott, und soll die Aufnahme aller Menschenkinder in diese Gemeinschaft auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten geschehen, so ist damit die Untertauchung als alleinige Form der Taufe beiseite gesetzt. Eine Taufmethode obligatorisch zu machen, die doch praktisch nicht überall durchführbar ist, widerspräche der Allgemeingültigkeit des Taufbefehles. Die Kirche hat, um das Wesentliche ihrer Aufgabe vollziehen zu können, das Unwesentliche fallen gelassen. Das ist in kurzem der historische Bestand, aus dem hervor-

geht, daß allerdings wahrscheinlich die zweite Taufe, die die Brüder durch Untertauchen haben an sich vollziehen lassen, ein getreues Nachbild der in der ersten Christenheit üblichen Taufe gewesen ist, das wird ihnen kein Mensch bestreiten.

Wie es scheint, ist es zunächst nur das exegetische Motiv gewesen, das die Brüder zu ihrem Schritte bewogen hat, sie haben sich gesagt oder sagen lassen: baptizein heißt nun einmal Untertauchen, und darum wer getauft sein will, muß untergetaucht sein, aber sie werden sich der weiteren Annäherung an den Baptismus, der Abweisung der Kindertaufe, schwerlich entziehen können und wollen, die rigorose Forderung der Untertauchung bei zu taufenden Säuglingen würde sich aus ästhetischen und hygienischen Gründen verbieten, und auf halbem Wege stehen zu bleiben ist nicht möglich, an sich persönlich die Wiedertaufe vollziehen zu lassen und doch zugleich in der Gemeinde die Kindertaufe weiter zu üben, wäre ein Selbstwiderspruch, der die persönliche Ehre und die Würde des Amts diskreditieren müßte, die Konsequenz fordert, daß wer seine eigne Besprengungstaufe nicht anerkennt, auch allen anderen so Getauften sagen muß: ihr seid nicht recht getauft; die Konsequenz also ist einfach: die Brüder müssen Baptisten werden und müssen für die Weiterausbreitung ihrer Auffassungen werben, sie müssen also auch unserer Evangelischen Synode den Vorwurf machen: ihr habt nicht die rechte Lehre.

Wir brauchen uns das nicht anfechten zu lassen, können uns dabei beruhigen, daß wir bei weitem in der Majorität sind, können uns bewußt sein, daß wir die Sache besser wissen als die jüngeren Brüder, können sagen, der Schade, wenn einer ist, sei nun einmal geschehen, und es lohne nicht, noch weiter über die Sache zu reden; aber so richtig das alles sein mag, würden wir doch u. E. eine Pflicht des Zeugnisses versäumen, wenn wir den Brüdern gegenüber nicht erklärten, warum wir den Schritt, zu welchem ihr Gefühl sie getrieben hat, nicht mitmachen und warum sie ihn unseres Erachtens nicht hätten tun sollen. Dies kann allein dadurch geschehen, daß wir uns nicht verdrießen lassen, auf einen der „Anfänge christlicher Lehre" (Hebr. 6, 2) die Lehre von der Taufe zurückzugehen.

Was ursprünglich mit der Taufe gemeint gewesen ist, kann uns allein der Hinblick auf die Mission in der Heidenwelt vergegenwärtigen, denn zunächst war es eine gottentfremdete Welt, in der die Taufe eingeführt ward. In der Missionspraxis nimmt die Taufe eine nach zwei Seiten gerichtete Stellung ein. Sie ist einmal der Zielpunkt, auf welchen Unterricht und Zucht hinstreben, der Missionar arbeitet an seinen Hörern, damit er sie und bis er sie taufen kann, mit der Taufe ist ein Abschluß des bisherigen Verhältnisses erreicht, und die Taufe ist der Akt feierlicher Erklärung, daß der Abschluß erreicht sei. Solcher feierlichen Erklärung bedarf es. Es kann ja sein, daß der Zeitpunkt der vollendeten christlichen Reife, so weit von Vollendung die Rede sein darf, nicht mit dem Momente des Taufaktes zusammenfällt, daß in

manchen Fällen der Missionar urteilen darf, ich könnte meinen Katechumenen schon heute statt nächsten Monat taufen, während er in anderen eine Verschiebung eigentlich bevorzugen möchte, aber irgendwann, wenn die relative Vollendung der Wirkungen des Wortes eingetreten ist, ist solcher Akt feierlicher Erklärung innerlich notwendig, der Missionar, der im Namen Gottes handelt, ist ihn dem Täuflinge schuldig, denn dieser verlangt auf Grund des ihm verkündigten Wortes die göttliche Zusicherung: du bist mein. Auf der andern Seite ist die Taufe, oder soll und kann sein, ein Anfang, ein Ausgangspunkt eines neuen Verhältnisses zu Gott und zur Welt. Das Bewußtsein: ich bin nun ein Christ, ist zur Zweifellosigkeit erhoben. Tritt die Aenderung des Verhältnisses zu Gott nicht ein oder wird sie vergessen, so ist daran nicht die Taufe schuld, sondern die Unempfänglichkeit oder Vergeßlichkeit des Menschen, die feierliche Erklärung Gottes bleibt als ein nicht zurücknehmbares Faktum im Leben des Menschen bestehen.

Hiernach unterscheidet sich die Taufe in der Art ihres Wirkens und in ihrem Erfolge nicht wesentlich von dem Worte Gottes, sie ist feierliche Erklärung im Namen Gottes an den Täufling, sie ist das im Sinnbilde ausgesprochene Wort Gottes, verbum pictum nach Melanchthons Ausdrucke, und ihre Wirkung ist nicht weniger und nicht mehr wie die des Wortes auch, Vergebung der Sünde und Anteilgewährung an allen Gaben des Heiligen Geistes, die Aneignung derselben die gleiche wie die der Segnungen des Wortes durch den Glauben. Der Christ soll und darf es glauben: in meiner Taufe hat Gott zu mir gesprochen: Du bist ein Christ, und er antwortet darauf: ja, das will ich sein. Seine Taufe schaut der Gläubige nicht für sich allein als einen isolierten Akt dastehend an, sondern im Zusammenhange als den zusammenfassenden Ausdruck alle der Tatbeweise, durch welche der Dreieinige Gott sich ihm in seinem Leben bezeugt hat. Was die heiligen Symbole der Taufe, die Besprengung mit reinem Wasser und die segnende Handauflegung ausdrücken, das ist der Sinn aller der Führungen, durch welche Gott in Freuden und Leiden, in Strafen und Verschonungen sich bezeugt hat, und sollten diese Führungen, wie es eben so oft geschieht, unverstanden sein, so soll eben der Hinblick auf die Taufe die rechte Deutung derselben wieder auffrischen.

Zeigt uns nun die Taufpraxis auf dem Gebiete der Heidenmission ein ungefähres Nachbild der Taufpraxis in der Urgemeinde, so zeigt sich auf eben diesem Gebiete im kleinen und einzelnen eine Wiederholung der geschichtlichen Entwicklung, welche die Kirche im großen durchlaufen hat. Als ein Senfkorn ist das Evangelium auf den Acker gesäet, als eine kleine Herde hat die Gemeinde in der Völkerwelt existiert; ist es Christi Ansicht, Wunsch und Streben gewesen, daß das Verhältnis so bleiben solle? Gewiß nicht. Das Senfkorn hat zum Baume werden sollen. Es sollte die Zeit kommen, wo die Weltlage eine andere geworden sein, wo die Bedingungen erfüllt sein würden, die es jedem ermöglichten, als ein Christ zu leben. Die Umwandelung der Gemeinde

in die Völkerkirche hat sich vollzogen, sie hat viele Gebrechen im Gefolge gehabt, aber daß diese Gebrechen mit dem Wesen der Völkerkirche verwachsen wären, das Wesen derselben ausmachten, daß keine Gestalt der Völkerkirche denkbar wäre, in welcher sie ohne Flecken und Runzel als Gemeinde Christi dastehen könne, das hat niemand bewiesen, und die Kirche hat an diesem Ideale festgehalten, das Symbol für die Festhaltung des Ideales ist die Einführung der Kindertaufe. Unsere Missionare wiederholen das im einzelnen, was die Kirche im großen getan hat; wo ein christliches Familienleben gegründet, wo die Basis vorhanden ist, auf der christliche Unterweisung und Zucht geübt werden kann, da betrachtet sie die Kinder als Berufene, und das Wort Gottes an sie: „Du bist mein," wird ihnen nicht vorenthalten, wenn auch zunächst nicht um der Kinder selbst willen, die noch nichts davon haben, als vielmehr um der Eltern und der umwohnenden Gemeinde willen, denen dies Verhältnis des Kindes zu Gott zum Bewußtsein gebracht werden soll. Sie und wir betrachten die Kindertaufe von diesem Gesichtspunkte aus als die eigentlich korrekteste Form der Taufe, weil in ihr das Verhältnis Gottes zum Menschenkinde als unbedingt zuvorkommende Gnade am unzweideutigsten zum Ausdrucke kommt. Was die Heilige Schrift nicht oft genug betonen kann, daß nicht um irgendwelcher Gerechtigkeit willen, mit der wir ihm etwas zuvorgetan hätten, sondern schlechterdings um seiner Liebe willen, Gott sich dem Menschen darbietet, das findet in der Kindertaufe seine Bezeugung; am Anfange seines Lebens, sozusagen noch in puris naturalibus, ehe eine Charakterentwickelung stattgefunden hat, mit dem Ausblicke auf den ganzen Verlauf des späteren Lebens mit seinem Elend und seinen Irrungen tritt Gott in seinem Gnadenreiche an jedes Menschenkind mit der gleichen Bezeugung heran: ich vergebe dir, ich heilige dich, du darfst glauben.

So nimmt allerdings die Kinder taufende Kirche das Budget der menschlichen Sünde mit auf ihr Konto, sie leistet Verzicht darauf, in ihrer empirischen Gestalt die Gemeinde der Reinen, Heiligen zu sein und setzt sich dem Vorwurfe einer Unwahrhaftigkeit aus, indem sie Menschen in ihrer Mitte hegt, die, wie der Pessimismus sagt, nichts anderes seien als mit Wasser begossene Heiden.

Unsere baptistischen Brüder sehen die Sache von anderer Seite an. Sie wollen, daß die Kirche schon in ihrer irdischen Gestalt die Gemeinschaft der Heiligen sei, sie verzichten auf die Universalität einer Volkskirche und wollen die Zugehörigkeit zur Gemeinde nur denen gewähren, in welchen die Wirkungen des Heiligen Geistes schon stattgefunden haben, die Wiedergeburt durch den Glauben schon eingetreten ist. Aber gelingt es ihnen, die Kongruenz der Erscheinung mit der Idee aufrecht zu erhalten, das Einziehen des Weltsinnes in ihren Kreis abzuwehren? Nicht die Differenz des Zeitpunktes, in welchem die Taufe vollzogen wird, trennt uns von ihnen, daß bei uns Kinder, bei ihnen Erwachsene getauft werden, sondern das ist das eigentliche Trennende, daß sie nach unserem Urteile die Kraft und Bedeutung der Taufe abschwächen. In-

dem nach ihrer Theorie eigentlich nur Wiedergeborene getauft werden sollen, so verliert die Taufe ihre Bedeutung, wenn jemand getauft ward unter der Voraussetzung, daß er wiedergeboren sei, während er's tatsächlich doch nicht war. Die Gnadenversicherung Gottes verliert ihre Unverbrüchlichkeit, sie wird etwas Hypothetisches, unter der Bedingung, daß ich in der rechten geistigen Verfassung war, hat mir Gott seine Gnade zugesichert. Da liegt, wie bei allem Bauen auf eigene Gerechtigkeit, immer die doppelte Gefahr nahe, entweder Selbsttäuschung oder Furcht. Entweder redet ein Mensch sich ein: ich war und bin in der rechten geistigen Verfassung, obwohl sein Innerstes dagegen zeugt, oder er gerät in Zweifel und seelische Anfechtung. Nur natürlich ist es dann, wenn die Zweifel an der Kraft der empfangenen Taufe, die ihren Ursprung eigentlich in der Unbefriedigtheit mit dem eigenen inneren Zustande haben, sich nach außen ablenken und sich zu Bedenken über die Form der empfangenen Taufe gestalten. Baptismus ist nicht notwendigerweise Anabaptismus, aber das Verlangen, noch einmal getauft zu werden, ist doch eine charakteristische Erscheinung auf dem Boden baptistischer Anschauungen; mag nun der Anstoß an der Kindertaufe genommen werden oder an der bloßen Besprengung statt Untertauchung, in jedem Falle sind es nicht rein intellektuelle, historische oder exegetische Beweggründe, die zu dem Verlangen nach Wiedertaufe führen, sondern gefühlsmäßige Motive, innere Unbefriedigtheit, das Verlangen nach einer Anerkennung und Versicherung, auf Grund deren man sich sagen kann: jetzt bin ich wiedergeboren. Aber warum soll man das sich nicht sagen können und sollen im Hinblick auf seine erste Taufe und auf die unzähligen Tatzeugnisse Gottes in unserer ganzen Lebensführung, für welche Zeugnisse schon unsere erste Taufe der zusammenfassende vordeutende Ausdruck war, da Gott zu uns gesagt hat: ich reinige dich und ich heilige dich? Eigentlich wäre es ja von baptistischem Standpunkte aus ganz konsequent, sich nicht bloß einmal, sondern zehn und hundertmal wiedertaufen zu lassen, um sich immer wieder die Versicherung geben zu lassen: du bist nun ein neuer Mensch, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Mag doch die Braut zum Verlobten sagen: sag mir noch einmal, daß du mich liebst. Aber solche Wiederholung der Taufe wäre ja ein Bruch mit der ganzen historischen Sitte und hätte keinen Halt an der Auffassung des Taufbefehls von Anfang an. Von Anbeginn an ist die Taufe als ein einmaliger Akt, als eine ein für alle Mal gültige Erklärung Gottes an den Menschen aufgefaßt worden. Wenn ein Mann sein Ehrenwort ein für alle Mal gegeben hat, so ist es eine Beleidigung für ihn, wenn man ihm sagt: das ist mir nicht genug, du mußt es in einer strikteren Form wiederholen.

Die Brüder haben Gott nicht beleidigen wollen, und Gott verzeiht viel Schlimmeres als sie getan haben, aber sie hätten den Schritt nicht tun sollen, und wir tun ihn ihnen nicht nach.

Vortrag über Matth. 13, 12.

Von Prof. K. Bauer.

(Eingesandt auf Wunsch der Chicago-Pastoralkonferenz.)

„Alles Irdische ist ein Gleichnis" und unser Herr Christus macht das Irdische direkt zum Gleichnis des Himmlischen, das Diesseitige zum Abbild des Jenseitigen. Nachdem er das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld dem Volke gegeben hat, fragen ihn seine Jünger verwundert: Warum redest du in Gleichnissen? Und er gibt ihnen den Grund an, indem er antwortet: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreiches zu wissen, jenen aber nicht. „Denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat." Eine ähnliche Verwunderung, wie sie die Jünger nach dem Gleichnis ausdrückten, äußern wir wohl bei diesem rätselhaften Erklärungswort. Wir fragen zunächst unwillkürlich: Wie kann dem, der nicht hat, noch etwas genommen werden? Er hat ja nichts. Ist das nicht eine harte Rede, hart in doppeltem Sinne? Ist das ein Jesuswort oder nicht vielmehr ein Wort im Sinn und Geist eines Nietzsche, der als höchste Moral das brutale Recht des Stärkeren proklamiert? Uebrigens, liegt hier nicht eine Absage an alle Gleichmacherei vor? Wäre nicht die christliche Kirche damit von vornherein gegen den Sozialismus eingeschworen? Solchen Fragen gegenüber ist zu bedenken: Jesus sagt nicht: So ist es im Himmelreich — sondern er drückt eine allgemeine Beobachtung aus, die gerade außerhalb des Himmelreiches ihre Geltung hat; denn „der da nicht hat", ist eben derjenige, welcher ferne ist vom Reiche Gottes. Eine Beobachtung wird ausgesprochen, nicht ein Gebot; nicht: so soll es sein, sondern: so ist es. Aber selbst wenn wir diese Erwägungen gewissermaßen von unserm Texteswort in Abzug gebracht haben, bleibt es immer noch eines der auffallendsten Christusworte, zumal es nach dem Zusammenhang doch eine deutliche Beziehung auf das Himmelreich hat. Man fragt vielleicht: Sollte Christus solches gesagt haben? Christusworte und Christusbild sind uns freilich trotz der Inspiration der heiligen Schreiber nicht mit photographischer Treue überliefert; aber beide sind doch von einer ganz erstaunlichen Durchsichtigkeit und Klarheit, die auch das in seiner Erhabenheit Unfaßliche faßlich macht. Christusbild und Christusworte wenden sich an uns mit einer erfrischenden Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit und gehen, wie Christus selbst, in das einfachste menschliche Wesen ein. Gerade darum wirken sie so überzeugend, gerade dadurch gewinnen sie die lichtvolle Klarheit. Je krampfhafter aber die Bemühungen um Klarstellung sind und je pompöser und zuversichtlicher die Ankündigungen, daß bald eine Klarstellung erfolgen werde, um so rätselhafter und verwickelter bleiben gewöhnlich die Verhältnisse, über welche man Klarheit haben möchte. Da ist kein Unterschied zwischen Kaisern und Präsidenten, zwischen Staatsmännern, Philosophen und Aufsatzschreibern. Ein Stern übertrifft den andern an Unklarheit.

Wer Klarheit sucht, der komme zu Jesu. „Suche Jesum und sein Licht; alles andre hilft dir nicht.“ Auch unser Texteswort wird uns sofort klar, wenn wir nur etliche Verse weiter lesen. Da redet Jesus von den vielen, deren Herzen hart, deren Ohren verstockt sind und die ihre Augen geschlossen halten, damit sie nur ja nicht sehen und hören müssen, nur ja nicht von dem Heiland sich heilen lassen müssen. Daß diese die Geheimnisse des Himmelreiches nicht wissen, ist erklärlich; sie haben sich selbst gewissermaßen aller Organe der Auffassung beraubt, sich selbst verstümmelt. Für sie hebt das Gericht schon auf Erden an, indem ihnen auch die noch übrige Fähigkeit und Gelegenheit zur Auffassung und Aufnahme genommen wird. Es ist aber ein Gericht, das sie selbst heraufbeschworen haben, ein Gericht, das sich automatisch, ohne jemandes Dazutun an ihnen vollzieht, mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes. Es ist nur die Konstatierung dieses Naturgesetzes in der Geisteswelt, was Jesus ausspricht, wenn er sagt: „Wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat.“ Gerade so, wie dieses Wort dasteht, so in seinem formalen Widerspruch, so auf die Spitze gestellt, ist es ein echtes Jesuswort. Als Gott und Mensch in einer Person ist Jesus doch nicht etwa ein halber Mensch; es geht bei ihm alles aufs Ganze; trotz der stärksten Anfechtung in Gethsemane drängt es ihn zur ganzen Erlösungstat; so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn wir ihn ganze, volle, starke Worte gebrauchen hören. Die Verkündigung des Himmelreiches ist nun einmal keine wissenschaftliche Dissertation. Die letztere gleicht ja in ihrer abwägenden Vorsicht der Echternacher Springprozession: auf zwei Schritte vorwärts kommt immer einer zurück. Die Evangeliumsverkündigung aber muß dem Wettlauf der olympischen Kämpfer gleichen, dem unaufhaltsamen Ansturm der Legionen, dem rasenden Laufe des Wildfeuers. Da gibt es kein Zurück. In der Evangeliumsbotschaft ist kein Platz für halbe Aussagen und ängstliche Verklausulierungen. Der Bote des allmächtigen Gottes und vollends dieser eine Bote ist kein Statistiker, sondern ein Prophet. Da gibt es manche harte Rede, hart, aber nicht hartherzig. Wenn wir unser Jesuswort: „Wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat,“ auf Hartherzigkeit deuten müßten, dann dürften wir getrost sagen: Das stimmt nicht; hier redet nicht Christus, hier redet irgend ein Mensch, etwa ein räuberischer Großkapitalist, der auf Grund eines angeblichen Bibelwortes sich zum Gerichtsvollzieher an dem leiblich Armen konstituieren will. Für seine Zwecke müßte die Anordnung und Verbindung der beiden Sätze in unserem Texteswort noch dahin abgeändert werden: Wer nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat, und es wird dem gegeben, der da hat, auf daß er die Fülle habe. Das sagt also Jesus nicht, wohlverstanden! Noch verkehrter wäre es, ihn selbst als denjenigen anzusehen, welcher dem Besitzlosen den letzten Rest äußerer Habe nimmt und dem Besitzenden zur Besitzanhäufung übergibt. Wenn, wie es oft der Fall ist, der Arme immer ärmer und der Reiche immer reicher wird, so geschieht dies nicht

infolge, sondern trotz der göttlichen Weltordnung. Christus ist nicht gekommen, um den einen reich, den andern arm zu machen, sondern um alle selig zu machen. Er gibt sich daher mit rein irdischen Fragen direkt nicht ab; er will sich nicht zum Schiedsrichter in weltlichen Dingen machen lassen, weder bei der Teilung eines Erbes noch bei der Teilung der Welt, auch dann nicht, wenn Kapital und Arbeit sich in die Welt teilen oder sich den Besitz der Welt streitig machen wollen. Er kennt keinen Klassenkampf, wenn er auch verschiedene Klassen kennt. Ja, er kennt Reiche und Arme, aber beide nur als Kostgänger des einen, gütigen Gottes und als Verwalter seiner Schätze. Daher sind sie ihm im Grunde doch nur eine Klasse. Und er kennt nur einen Kampf, den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der Gerechtigkeit gegen die Sünde. Da nun in dem sozialen Kampfe der Gegenwart die Gerechtigkeit nicht allein bei der einen oder anderen Partei ist, so haben weder die Kapitalisten noch die Arbeiter ein Recht, zu rufen: „Siehe hier ist er!" „Siehe, da ist er!" In keinem der beiden Lager würde er unbedingten Bundesgenossendienst tun; in beiden würde er zu ernster Buß- und Strafpredigt seine Stimme erheben. Die einen würden es abermals hören müssen, was schon der Prophet ihnen gesagt hatte: Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut, der der Witwen Häuser frißt! Die andern würden gleichfalls ein bekanntes Wehe hören müssen, das jetzt mit neuer Wendung sie besonders treffen müßte: Wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt, welcher einen meiner Geringsten in seiner Seele verdirbt! Es wäre demselbigen Menschen besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist. Und fast wäre zu fürchten, daß die Steinbrüche der ganzen Welt nicht genug Mühlsteine hergeben könnten, um alle die gewissenlosen Arbeiterverhetzer zu ersäufen, oder daß das tiefste Meer zu seicht wäre, um alle die Mühlsteine zu fassen. Den größten Mühlstein und die allertiefste Stelle im Meer hätte aber die christliche Kirche verdient, wenn sie sich in den Kampf der Parteien hineinzerren ließe, wenn sie sich verleiten ließe, das Schwert des Geistes, das da zweischneidig, ja vielschneidig ist, einschneidig zu gebrauchen. Aber einschneidend soll sie es gebrauchen, und je energischer und furchtloser sie den großen Kampf aller Zeiten, den Kampf der Gerechtigkeit führt, um so ruhiger kann sie dem politischen Kampf gegenüber bleiben. Und wenn wir die Mühlsteine draußen im tiefen Meer eine Anklage gegen die Kirche erheben hören, so ist es gewiß nicht die: Warum hast du nicht als Hüterin der Welt in die Politik eingegriffen? — sondern die: Warum hast du nicht als Hüterin der Brüder und Hüterin des Gottesreiches in die Herzen eingegriffen? Das ist es; das hat sie zu wenig getan. Ihre Bewegungen waren oft zu langsam, ihr Aktionsradius zu beschränkt, indem sie durch göttliche Fügung auf trockenem Lande mit einem Mühlstein beschwert war durch ihre Verbindung mit dem Staat oder sonst einer irdischen Macht, mit einem Stein beschwert, der ihr freilich auch in drangvoller Zeit Schutz

und Obdach gewährte, den sie aber Jahrhunderte hindurch leider als schreckliche Walze, als Juggurnaut zur Zermalmung derjenigen mißbrauchte, die sie von dem Stein lösen wollten. Wenn vollends eine Kirche, wie die katholische, selber zu Stein und zur Salzsäule geworden ist, da sie die Feuerzeichen der Zeit falsch deutete, damals zur Reformationszeit und abermals zur Zeit der französischen Revolution, und aus Sodom und Gomorrha auszuziehen sich weigerte — woher soll dann ihre Wirkung auf die Menschenherzen kommen? Aber auch der Sonne der Liebe, der Jesusliebe, und dem Feuer des Geistes, des Gottesgeistes, gelingt es nicht, steinerne Herzen zu bezwingen. Solche steinerne Herzen, die steinern bleiben wollen, meint Christus in unserm Texteswort: „Wer da nicht hat (weil er nicht haben will), dem wird auch genommen, das er hat."

Wir haben im Blick auf den Kapitalisten die Fortsetzung abgelehnt: Und es wird dem gegeben werden, der da hat, auf daß er die Fülle habe. Denn wenn das auch der Wirklichkeit entspricht, so nehmen wir doch Anstoß an dem Wort „geben" — es wird ihm „gegeben". Niemand gibt es ihm; er nimmt es, er raubt es. Aber wie? Sollte uns das Wort von dem, der da hat, und dem, der da nicht hat, nicht auch in dieser Verdrehung annehmbar klingen, wenn wir nur mit Jesus die Güter des Geistes ins Auge fassen? Stellen wir uns vor, es wäre eine bestimmte Summe davon vorhanden; ein Plus an einer Stelle bedingt ein Minus an einer andern; Verschiebungen gibt es, aber keine Vermehrung oder Verminderung. Diese mechanische Deutung des Weltganzen kann man, wenn man will, aus unserm Christuswort herauslesen. Es wird dann das Naturgesetz von der Erhaltung des Stoffes, resp. der Kraft, auf die Geisteswelt übertragen und bis zu einem gewissen Grade mit Recht. Vollzieht sich nicht nach diesem Gesetze der Ausgleich zwischen Christus selbst und andern Religionsstiftern? Verlieren sie nicht alle an ihn, Buddha, Konfuzius, Mohammed und wie sie alle heißen, auf daß er die Fülle habe? Auch in der Geisteswelt ist es so, daß der Starke seinen Palast nicht bewahren kann, wenn ein Stärkerer über ihn oder auch nur neben ihn kommt; durch das Erscheinen des Stärkeren wird der Starke entsprechend schwächer. Christus aber ist der eine Uebermensch, dem es „gegeben" ist, die Starken zum Raube zu haben, als hätten sie keine Stärke, auf daß er die Fülle habe. Nicht nur seine Feinde fühlen diese Verschiebung der Besitz- und Machtverhältnisse zu ihren Ungunsten, fühlen diesen ungleichen Ausgleich, fühlen ihn mit Grimm und mit Entsetzen, sondern auch seine Freunde fühlen ihn, fühlen ihn mit freudiger Ergebung, wie schon der Täufer Johannes, da er spricht: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Und je mehr Christus auch heute noch wächst, wir aber abnehmen, um so mehr wächst der christliche und kirchliche Einfluß auf die Welt, auf Politik und Geschäft, auf Kapital und Arbeit, auf Krieg und Frieden.

Aber auch im Verhältnis zwischen Mensch und Mensch begegnen wir einem merkwürdigen Ausgleich nach demselben Gesetz von der Er-

haltung des Kraftstoffes oder der Stoffkraft. Wer nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat, und oft wird es in einer geheimnisvollen Weise auf den übertragen, der da hat, auf daß er die Fülle habe. Wer seine vielleicht kleine Kraft unbenutzt läßt, der verliert sie; der Wille zur Trägheit ist ein Vergeuden und Verprassen des Schatzes. Jeder Mensch hat z. B. eine gewisse Widerstandskraft gegen das Böse. Nun machen wir nicht nur die traurige Beobachtung, daß ein schlechter Mensch, ein Mensch, welcher der Versuchung gerne erlegen ist, einen besseren Menschen mit Erfolg in Versuchung führt, sondern wir sehen manchmal auch, wie der Gute durch die Berührung mit dem Bösen an Entschlossenheit zum Glauben gewinnt. Die Kraft, die der eine „nicht hat," weil er sie nicht übt, geht gewissermaßen auf den über, der da hat, auf daß er die Fülle habe. Im allgemeinen können wir einfach sagen: Der Schwächere gravitiert zum Stärkeren hin, wie Merkur zur Sonne. Es kommt dann alles darauf an, ob der Stärkere der Bessere oder der Schlechtere ist. Und wir tun wohl daran, uns zu fragen: Wohin gravitieren wir, wir als Einzelpersonen, wir als evangelische Kirche? Aber ist es nur ein Gravitieren? Muß der Schwächere und Aermere von dem Stärkeren und Reicheren absorbiert werden? Ist es eine eherne Regel? Dann wäre aller Appell an die Schwachen und Armen von fraglichem Werte angesichts der überwältigenden Macht des Bösen und die Mission Christi selbst eine entsprechend verfehlte. Unser Texteswort würde sich dann mit dem Determinismus der Prädestinationslehre wie mit dem Determinismus Darwins berühren. Jedoch redet unser Jesuswort nicht von der völligen Absorbierung und Ausscheidung des Schwachen durch den Starken, sondern es gibt nur eine Art Vorstufe dazu an. Geradezu aufgehoben wird aber der Determinismus, den wir in unserm Texteswort finden könnten, wenn wir die Schrift durch die Schrift erklären, Jesuswort mit Jesuswort vergleichen. Nicht ein Naturzwang wird in dem Wort von dem, der da hat, und dem, der da nicht hat, konstatiert, sondern nur der gewöhnliche Naturlauf. Bei Gott aber ist kein Ding unmöglich und Christus selbst repräsentiert das Unmögliche als Wirklichkeit und gerade dazu ist er in die Welt gekommen, daß er als Durchbrecher aller Bande den gewöhnlichen Weltlauf umkehre. Aus unserm Texteswort geht nie und nimmer hervor, daß das Gravitieren, von dem wir gesprochen haben, ein unabänderliches ist. Die wirkliche Lebensbahn dieses oder jenes Menschen bringt uns eine gewaltige Ueberraschung. Wo eben noch eine gähnende Lücke war, da bildet sich plötzlich ein neues Gravitationszentrum. Die Gravitation kann rückläufig werden, so daß die Sonne zum Merkur gravitiert, daß die Ersten die Letzten werden und die Letzten die Ersten. Das sind oft gesegnete Störungen der Gravitation. Zu Störenfrieden in diesem Sinne sind wir gesetzt, wie Christus selbst die größte Störung in den Weltlauf gebracht und nachher noch die mathematisch genauen Berechnungen seiner astronomischen Feinde zu Schanden gemacht hat. In

der Geisteswelt gravitieren die Naturgesetze selbst in unberechenbarer Weise auf einander hin und von einander fort; sie lassen sich einfach nicht summarisch auf die Geisteswelt übertragen.

Unser Christuswort redet von dem, der da hat, und von dem, der da nicht hat. Lösen wir es aus seinem Zusammenhang, wo es einen bestimmten, einfachen Sinn hat, so kommen wir leicht zu einer deterministischen Deutung und wir wissen keinen Trost für den, der da nicht hat. Es liegt ein großer Reiz darin, das Wort aus seinem Textzusammenhang zu lösen und damit auf die breite Basis des allgemeinen, philosophischen Denkens zu stellen. Begehen wir mit Absicht den Fehler, außer acht zu lassen, bei welcher Gelegenheit das Wort gesprochen wurde, so dürfen wir doch nie bei einem Christuswort den Fehler machen, zu vergessen, wer es ist, der es gesprochen hat; den Zusammenhang mit der Persönlichkeit Christi müssen wir als Deuter wahren. Von da fällt auch auf unser Texteswort das stärkste Licht, ein wahrhaft tröstliches Licht. Christus ist immer und überall von einem Gottesbewußtsein durchdrungen und getragen, das wir Nur-Menschen nicht nachempfinden und nachdenken können. Er wenigstens vergißt nie den Vater im Himmel. Den müssen wir uns also auch zu unserm Texteswort hinzudenken. Für Darwin ist das Naturgesetz die oberste Realität, der alles andre sich ein- und unterordnen muß; für Jesum aber ist der Vater im Himmel die oberste, lebendigste und wirklichste Realität, und das Naturgesetz im modernen, deterministischen Sinne kennt er überhaupt nicht. Zu jeder Gleichung und Ausgleichung von Kraft und Macht und Reichtum, in der Geisteswelt zumal, kommt demnach der allmächtige und allreiche Gott als das große X hinzu; in keinem Teile der Welt besteht eine bestimmte und trotz aller Teilverschiebungen unveränderliche Summe. Wenn der Reiche reicher wird, muß der Arme nicht entsprechend ärmer werden; im Gegenteil, er kann gleichfalls reich werden, und zwar ohne daß der Reiche das geringste verliert; aus einem unerschöpflichen Schatze können beide bereichert werden. Deshalb soll auch der, welcher nicht hat, wenn anders er haben will, die Hoffnung nicht aufgeben; dem Besitzenden zum Trotze soll er sich etwas erwerben, auf daß ihm die Fülle gegeben werden könne. Es ist grade im Sinne unseres Herrn und Meisters, der bei aller Klarheit und gerade durch seine Klarheit der Welt so viele Rätsel aufgegeben hat, wenn wir im Blick auf andere Christusworte, im Blick auf ihn selbst, im Blick auf den Vater im Himmel sein vermeintliches Rätselwort dahin ergänzen und dadurch zum harmonischen Abschluß bringen, daß wir dem, der da nicht hat, zurufen: Wuchere mit dem, was du hast! Befleißige dich einer göttlichen Pleonexia!

Die Ketten des Islam.

Vortrag, gehalten am 9. Februar 1912 von Pastor Awetaranian in türkischer und bulgarischer Sprache, in der evangelischen Kirche in Sofia, der Hauptstadt von Bulgarien.

Das Datum zeigt uns, daß der Vortrag lange vor Ausbruch des türkischen Krieges gehalten wurde. Dieser Vortrag, den wir der „Christl. Welt" No. 21 d. J. entnehmen, gibt uns, wie wir glauben, ein besseres Verständnis für die Ursachen des Krieges, als was wir sonst darüber gelesen haben. Das Christentum der Bulgaren, Serben und Griechen steht ja auf sehr tiefer Stufe und hätte wohl kaum solchen fanatischen Gegensatz erzeugt und in solch vulkanischer Wut sich entladen, wenn nicht die schmachvolle Demütigung der Nichtislamiten unter türkischer Herrschaft die eigentliche Ursache und Triebfeder des Krieges gewesen wäre. Zugleich gibt uns dieser Vortrag einen summarischen Einblick in das Wesen des Islam, den unsere Liberalen so gerne auf gleiche Stufe setzen möchten mit dem Christentum. Man sieht hier, was es mit den drei Ringen in Lessings Nathan auf sich hat, die von dem judaisierenden Liberalismus und Universalismus der modernen Theologie noch heute für bare Münze betrachtet werden.

Ich erachte mich glücklich, daß ich aufgefordert bin, in der Hauptstadt Bulgariens in einer der wichtigsten Epochen der Geschichte einige Worte über den Islam zu reden.

Die mohammedanische Religion ist auf das Gesetz, die Scherität, gegründet. Das Gesetz ist auch die Grundlage des Judentums. Der Grundlage nach sind die beiden Religionen gleich. Die Scherität besteht aus allerlei äußerlichen Gebräuchen und Zeremonien, aus Regeln und Vorschriften, die die körperlichen Reinigungen und Waschungen lehren. Indem die Führer das einfache Volk zwangen, die Vorschriften des Islam zu erfüllen, haben sie es in das Joch der Sklaverei gespannt. Die Grundlage des Christentums aber ist die Wahrheit. Scherität, das islamische Gesetz, macht die Menschen zu Sklaven, beherrscht ihren Willen. Die Wahrheit dagegen führt die Menschen zur Freiheit, erklärt sie für Freie, nicht Sklaven sondern Söhne, Gottes Söhne.

Jesus Christus hat die Menschen von der Sklaverei, vom Joch des Gesetzes befreit, Mohammed dagegen hat seine Anhänger mit den Ketten der Scherität gebunden. Die Religion des Islam legt den Mohammedanern fünf Ketten an, die sie die Grundlage der Religion, die Grundbedingungen des Islam nennt.

1. Die erste Kette ist das täglich fünfmalige Gebet, namaz genannt. Vor dem Namaz muß man Waschungen vornehmen, die in den Büchern der Scherität genau vorgeschrieben worden sind. Der Mund, die Nase, das Gesicht, die Hände bis zum Ellenbogen, die Füße sind in bestimmter Reihenfolge je dreimal zu waschen, und während man sich wäscht, muß man bestimmte arabische Gebete sprechen. Bei dem Gebet selbst verbeugt man sich, steht, sitzt, berührt mit der Stirn

die Erde und macht ähnliche körperliche Bewegungen und Stellungen. Bei jeder muß man einige Worte des Koran oder die für diese Gelegenheit bestimmten arabischen Gebete sprechen. Vielleicht verstehen die Araber etwas von diesen Gebeten; aber die Türken und Perser und andere mohammedanischen Völker verstehen nichts davon, und das ist für sie auch gar nicht notwendig. Sie sind vielmehr gezwungen, wie Papageien herzusagen, was sie auswendig gelernt haben. Um dieses täglich fünfmalige Gebet so zu erfüllen, wie es nötig und zur Pflicht gemacht worden ist, muß man täglich fünf Stunden darauf verwenden. Diese fünf Gebetsstunden folgen im Winter in den kurzen Tagen so schnell hinter einander, daß die Zeit, die dazwischen liegt, zu kurz ist, um eine längere Arbeit darin anzufangen; im Sommer dagegen, in den kurzen Nächten bleiben zwischen der fünften Gebetsstunde, derjenigen vor der Nachtruhe, und dem Morgengebet nur vier Stunden übrig. Infolgedessen kann der fromme Moslem, nachdem er das fünfte Gebet verrichtet hat, nur vier Stunden schlafen, dann muß er aufstehen, um das Morgengebet zu verrichten, denn die Zeit des fünften Gebets ist anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang, und das Morgengebet muß eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang verrichtet werden. Der Mohammedaner, der einen Beruf hat, ist gezwungen nach dem Morgengebet zu seiner Arbeit zu gehen. Wenn in der Mittagszeit eine Ruhepause eintritt, so verwendet er diese Zeit, um sein Mittagsgebet zu verrichten und seine Mahlzeit einzunehmen. Darum geht er den ganzen Tag schlaflos und benommen einher, denn in 24 Stunden nur vier Stunden Schlaf genügen dem Menschen nicht.

2. Die zweite Kette des Islam ist die Vorschrift, daß das Volk jährlich einen Monat fastet. Das mohammedanische Fasten ist in Wirklichkeit nichts anderes, als am Tage nichts essen und nichts trinken, sondern in der Nacht essen und trinken. Einen Monat lang bei Tage nichts zu genießen, sondern seine Nahrung bei Nacht einzunehmen, ist nicht allein der Gesundheit schädlich, sondern um des Nachts essen und trinken zu können, muß man natürlich auch den größten Teil der Nacht schlaflos im wachen Zustand zubringen. Die reichen Mohammedaner können die Tage des Fastenmonats verschlafen, dagegen die Leute der arbeitenden Klassen, die Kaufleute und Handwerker, die gezwungen sind, ihrem Geschäft nachzugehen, sind den ganzen Tag in hungrigem und nervösem Zustande.

3. Die dritte Kette ist Hadg, die Pilgerfahrt nach Mekka. Glücklicherweise ist diese Kette nur auf den Hals der reichen Moslem gelegt, die Armen sind frei von dieser Pflicht. Der Grund hierfür ist, daß Mohammed seinem Volk, den Arabern von Mekka und Medina, Vorteile durch reiche Moslems verschaffen wollte; deshalb hat er dieses Gebot nur den reichen Mohammedanern gegeben. Jeder reiche Moslem ist verpflichtet, in seinem Leben mindestens einmal eine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen. Falls er krank ist, oder seine Gesundheit ihm die Reise nach Mekka nicht erlaubt, so muß er die Reisekosten für einen

anderen zahlen und ihn als bedel, d. i. Stellvertreter hinschicken. Die nach Mekka reisen, müssen einen vollen Geldbeutel mitnehmen, denn sie müssen dort opfern. Man hat außerdem dort eine Menge Einrichtungen und Maßregeln getroffen, die beständige Geldopfer fordern. Alljährlich kommen aus allen Gegenden der Welt 100,000, manchmal 200,000 reichlich mit Geld versehene Pilger nach Mekka. Natürlich geben sie das mitgebrachte Geld dort aus zum Vorteil der Araber.

4. Die vierte Kette ist Zekat, d. h. jeder Mohammedaner ist verpflichtet, alljährlich einen Teil seines Vermögens nach den Bestimmungen der Scheritätbücher an die frommen, armen, fanatischen Mohammedaner zu geben.

5. Die fünfte Kette ist das Wort des Zeugnisses, das im Aussprechen folgenden Bekenntnisses besteht: „Außer Gott ist kein Gott, und Mohammed ist sein Knecht und Gesandter." Wer dieses Bekenntnis ausspricht, ist auch verpflichtet, den anderen zu befehlen, was die Scherität befohlen hat, und zu verbieten, was die Scherität verboten hat. Auf diese Weise ist jeder Mohammedaner als Wächter und Aufseher für den andern angestellt, sodaß sie sich vor einander fürchten und schämen, und infolgedessen müssen sie im Zwange dieser Ketten bleiben, ob sie wollen oder nicht.

So lange man den Islam nicht verläßt und eine andere Religion animmt, ist es nicht möglich, von diesen Ketten frei zu werden. Wenn auch manche Moslems innerlich Freidenker oder Atheisten sind, so werden sie dadurch doch nicht frei von jenen Ketten. Viele von den Jungtürken z. B. ahmten die europäischen Freidenker nach und wurden Atheisten. Sobald sie aber in der islamischen Regierung zur Herrschaft gelangten, konnten sie nicht länger leben, wie sie in Europa gelebt hatten. Mit oder ohne ihren Willen waren sie gezwungen, sich mit diesen fünf Ketten binden zu lassen, denn die Scherität geht nach dem äußern Schein. Was die Menschen in ihrem Herzen denken, das mögen sie denken, ob sie an Gott oder Mohammed glauben, kommt nicht in Betracht; aber da sie den Namen Moslem tragen, so sind sie genötigt, die Grundbedingungen des Islam zu erfüllen. Obwohl die Jungtürken die europäische Verfassung, die europäische Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamiert hatten, so kam es doch bald ans Tageslicht, daß die Dinge schnurstraks gegen die Scherität gingen. Infolgedessen und um ihre Machtstellung zu behalten, fingen sie an, sich der Scherität ergeben zu zeigen, sich des Islam und des Panislamismus zu rühmen, und schließlich zeigten sie sich als viel festere und eifrigere Mohammedaner, als die aufrichtig gläubigen Moslemin. Als sie sich überzeugt hatten, daß sie das islamische Volk nicht für ihre europäischen Ideen gewinnen und die Scherität nicht der Verfassung anpassen konnten, sahen sie sich genötigt, sich selbst vor der Scherität zu beugen, um ihre politischen Ziele zu erreichen.

Der Islam hat seine Anhänger nicht nur mit fünf Ketten gebunden, sondern sie auch verhindert, einen guten Verkehr mit andern Na-

tionen zu pflegen und von ihnen zu lernen, was die Zeit und die Zivilisation fordert, und er hindert sie auch jetzt noch daran. So z. B. betrachtet die Scheritát des Islam die christlichen Nationen als Müschrik, d. i. Polytheisten, und Kjafir, d. i. Gottesleugner, und jedem Moslem ist erlaubt, den Müschrik und Kjafir mit Gewalt zum Islam zu bringen. Wenn ein Moslem einen Christen ermordet, kann man nach der Scherität kein Fetwa zur Hinrichtung des Mörders geben, und das Zeugnis eines Müschriks (Polytheisten) gegen einen Moslem gilt nichts nach der Scherität. Ein Moslem darf einen Christen nicht mit der unter Mohammedanern üblichen Grußformel Selam begrüßen. Ein Christ kann niemals einem Mohammedaner gleich geachtet werden. Zwar dürfen in den von den Mohammedanern eroberten Ländern auch Anhänger andrer Religionen, wie Juden und Christen, leben, aber es ist ihnen nur unter gewissen Bedingungen gestattet. Erstens sind sie gezwungen, djizje, d. i. Kopfsteuer zu bezahlen, und zweitens müssen sie den Moslems gehorchen als Rajah und Zimi. (Rajahs bedeutet arabisch: Herde, willenlose Untertanen; Zimi: tributpflichtige Untertanen.)

Ein Christ darf einem Moslem kein Widerwort geben oder die Hand gegen ihn aufheben. Ein Christ, wenn er auch viel Geld hat, darf sein Haus nicht höher bauen als sein Nachbar, der Mohammedaner. Dies sind Bestimmungen, die in den Büchern der Scherität geschrieben stehen. Somit, wenn ein Christ seine Grenzen kennt, sich in allen Dingen in Geduld und Ergebung beugt, so kann er in mohammedanischen Staaten leben. Wenn er sich aber einbildet, dem Moslem gleich zu stehen und die gleichen Rechte beansprucht, die jener hat, dann wehe ihm! Dann wird das Schwert des Fanatismus und der Scherität sich gegen ihn erheben, ihn unterdrücken und vernichten. Die christlichen Völker der Türkei lernten die in Europa herrschende Ordnung kennen, vergaßen, daß ihre Väter in vollkommenem Sklavengehorsam unter islamischer Herrschaft gelebt hatten, und strebten nach gleichen Rechten mit den Mohammedanern. Die Europäer aber wußten nicht, daß die Scherität den Christen niemals gleiche Rechte mit den Mohammedanern zu geben vermag, und daß es den Moslems unmöglich ist, die Christen als sich gleichstehend anzusehen. Sie verlangten Reformen. Da in Europa Religion und Politik getrennt sind, und die Regierungen ohne Unterschied der Nationalität und Religion allen Untertanen gleiche Gerechtigkeit erweisen können, so meinten sie, daß die islamische Regierung dasselbe tun könne. Die osmanische Regierung antwortete mit Versprechungen: „Ja, es soll geschehen!" — Aber da im Islam Religion und Politik eins sind, war es vorauszusehen, daß eine solche Reform, d. h. den Christen dieselben Rechte wie den Mohammedanern zu geben, für eine islamische Regierung undurchführbar sein werde. Es wäre ein Schlag gegen die Scherität und eine Schwächung des Islam gewesen. Wäre die Regierung ernstlich bestrebt gewesen, solche Reformen einzuführen, so hätte sie ihre Stellung als islamische

Regierung nicht länger behaupten können. Leider verstanden die europäischen Mächte den Geist des Islam nicht, sondern schenkten den leeren Versprechungen immer von neuem in naiver Weise Glauben.

In der Tat, hätte die Scheriät der türkischen Regierung erlaubt, seinerzeit gleiche Rechte ohne Unterschied der Religion und Nationalität einzuführen, so würde heute kein selbständiges Griechenland, kein Serbien, kein Bulgarien existieren. Wenn die Jungtürken, wie sie Europa versprachen, Freiheit und Gleichheit ohne Unterschied der Religion und Nationalität hätten durchführen können, so wäre weder dieser große Krieg ausgebrochen, noch hätte die europäische Türkei dem osmanischen Reich verloren gehen können.

Wie vermag ein Volk, das mit solchen Ketten gebunden ist, nach zeitgemäßen Fortschritten in Zivilisation und Wissenschaft zu streben? Wie kann es Zeit finden, sich die neuen Handwerke und Künste anzueignen und sie weiter zu entwickeln? Um so mehr, als ihm die Scheriät von jeher einen Abscheu gegen die Christen eingepflanzt hat, indem sie sie als Kjafir und Müschrik darstellt? Von Kindheit an wird in den Herzen der Moslems solch ein Hochmut und Fanatismus befestigt, daß sie, statt von den Christen zu lernen, alles, was aus dem christlichen Europa kommt, als Werk der Giaur (der Ungläubigen) betrachten und verabscheuen. Obwohl manche von ihnen nach dem Grundsatz, es sei erlaubt, die Kriegskunst auch von den Ungläubigen zu lernen, zu ihrer Ausbildung nach Europa gehen, dennoch, wenn sie sich manche europäische Gewohnheit angeeignet haben oder bei ihrer Rückkehr europäische Kleidung oder Kopfbedeckung tragen, so hat man kein Vertrauen mehr zu ihrer Rechtgläubigkeit, wie die Hadies sagt: Wer einem Volk ähnlich aussieht, der gehört zu dem Volk! Wenn es für solche Leute eine Zufluchtstätte gibt, so ist es der rote Fez. Der rote Fez rettet sie vor der Gefahr, ein Gegenstand der Verachtung und Schmähung der Moslem zu werden.

O geehrte Anwesende, es gibt niemanden, der sein Volk nicht liebt! Es gibt niemanden, der nicht gern für das Wohl seiner Nation arbeitet! Ich liebe mein Volk von ganzer Seele. Vor 30 Jahren wurde mein Sinn durch das Lesen des heiligen Evangeliums erleuchtet und von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt, und ich verstand, welches die wahre Religion sei, und ich verstand, daß die Gott angenehme Anbetung nicht in Waschungen des Körpers mit Wasser oder in Bewegungen des Körpers besteht, nicht im Sitzen und Aufstehen, im Hersagen von Worten, die man nicht versteht, sondern im Geist und in der Wahrheit, in der Hinwendung des Herzens zu Gott mit Vernunft und Verständnis. Ich habe auch zugleich verstanden, daß mein mit den Ketten der Scheriät gebundenes Volk von Fortschritt und Entwicklung zurückgehalten, allmählich sein politisches Leben einbüßen, und wie man heute sieht, in den Abgrund stürzen werde. Was konnte ich tun? Wenn ich gewußt hätte, daß mein Volk durch mein Fernbleiben von Christus

errettet werden würde, so hätte ich es erwählt, denn wie der Apostel Paulus, Röm. 9, 3, wünschte auch ich „verbannet zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundeten sind nach dem Fleisch." Denn ich sah, daß die Scheriät ihre Hände gebunden hat und sie ins Verderben schleppt. Ist es nicht so? Wenn man die Schuld auf die christlichen Nationen schieben und behaupten wollte, die Christen hätten in der Türkei Aufruhr gestiftet, und deshalb sei das osmanische Reich in seinen jetzigen traurigen Zustand gekommen, — welche Ursache wird man dann für Persien vorbringen? Die ganze persische Bevölkerung ist mohammedanisch mit ein und derselben Konfession. Was war die Ursache, daß sie ihre alte Zivilisation verloren und in ihren jetzigen Zustand kamen? Wenn man die Sache unparteiisch betrachtet, so gibt es auf die obigen Fragen nur eine einzige Antwort: Weil sie keine Fortschritte in Künsten und Wissenschaft machten, wie die Zeit es erforderte. Und die Ursache davon war die Scheriät. Denn die Scheriät hatte sie nicht allein mit den Ketten der religiösen Pflichten gebunden und sie verhindert, ihre Zeit und Kräfte anzuwenden, sondern hatte sie auch gelehrt, daß die nichtislamischen Völker Giaurs sind, Söhne der Hölle, Unreine. So hatte sie in ihren Herzen einen unbeschreiblichen Abscheu und betrügerischen Stolz genährt. Ja, die Scheriät hat sie in solchen Stolz und Fanatismus hineingetrieben, daß sie blindlings in den Abgrund hineinlaufen; denn es steht nicht in ihrer Macht, sondern die Scheriät, die über sie Macht hat, zwingt sie dazu. Sowohl die Iraner wie die Türken sind von Haus aus tapfer und begabt, und man kann nicht leugnen, daß sie von Natur alles besitzen, was zu ihrem Fortschritt und ihrer Erhebung gehört. Aber leider sind sie mit den Ketten der Scheriät gebunden und Sklaven eines Arabers (d. i. Mohammeds) geworden. Er hat ihnen im Jenseits je 70 schöne Huris und Knaben und Weine und Vögelbraten versprochen. Infolgedessen befolgen sie seine Befehle willenlos und vergießen ihr Blut für ihn. Wie sie ihre Muttersprache und ihren nationalen Charakter aufgeopfert haben, so werden sie auch ihr politisches Dasein verlieren. Wer kann sie von dem Joch dieser Sklaverei befreien? Kann es die Wissenschaft, kann es der Atheismus tun? Nein, weder Wissenschaft noch Atheismus vermögen ihnen zu helfen! Denn, wie lange ein Moslem auch in Europa studiert, in welchem Grade er auch Atheist wird, so lange er Moslem genannt wird, nimmt die Scheriät nicht ihre Hand von ihm. Er kann von den Pflichtketten des Islam nicht frei werden. In Amerika führten die freien Christen einen großen Krieg, um die Sklaven zu befreien. Sie opferten viele Menschenleben und befreiten sie, aber die Sklaven der Scheriät können nicht durch Kanonen und Gewehrfeuer befreit werden. Es gibt nur eine Kraft, die das vermag, und das ist das Evangelium, die Kraft Gottes. Nur das Evangelium kann sie befreien. Wenn sie das Evangelium annehmen, wenn sie an Christum glauben, so werden sie von dem Joch der Scheriät, von der Knechtschaft der Zeremonien und Menschensatzungen frei werden. Sie werden freie Söhne werden, und auch die

Welt wird von ihrer Bosheit frei werden. Wenn nicht, so ist es eine unabwendbare Tatsache, daß sie früher oder später von der Oberfläche der Welt verschwinden werden. Sehen Sie, lieben Freunde, der Koran sagt, Mohammed sei Gottes Sklave, und die Mohammedaner sind alle Sklaven. Der Islam kennt nichts als Slaverei und kann die Menschen nur zu Sklaven machen. Dagegen sagt das Evangelium, Jesus ist Gottes Sohn, und die Christen sind Gottes Söhne. Das Christentum macht die Menschen zu Freien und Söhnen. Um von der Sklaverei befreit zu werden, müssen die Mohammedaner eine Religion haben, deren Grundlage Freiheit ist. Und wie die Christen die amerikanischen Sklaven von der leiblichen Sklaverei befreit haben, so müssen sie auch die Mohammedaner von der religiösen Sklaverei, d. h. von der Knechtschaft der Scherität befreien. Erst dann ist ein bleibender Frieden in der Welt möglich.

Siehe, weil ich mein Volk liebe, so fasse ich alle diese Gefahren ins Auge und strebe, sie zur Wahrheit des Evangeliums zu führen und sie von der Sklaverei, durch die sie gefesselt sind, zu befreien. Denn nur im Evangelium sehe ich eine Grundlage für den Fortschritt und die Hebung aller Völker, die Grundlage dafür, daß alle einander lieben wie sich selbst und mit einander in gutem Einvernehmen leben, daß sie freie Menschen, und daß eine Herde und ein Hirte werde!

Die Fahrt des Lebens.

(Matth. 8, 23—27.)

Von Pastor M. Weber.

Still war der See, sanft fächelten die Lüfte,
Des Himmels Fernen schienen wolkenleer,
Als mit dem Herrn vereint im Boote schiffte
Der Jünger Schaar auf Galiläas Meer. —
Ist er bei dir im schwanken Lebenskahne
Dann wähne nicht, die Fahrt sei immer schön,
Daß jetzt nichts kreuze deines Schiffleins Bahne
Und dir erspart sei alles Sturmes Weh'n! —

Da plötzlich ward, vom Sturme tief erreget,
Der stille See zur wilden Meeresflut.
Ins Boot sie rauschend ihre Wellen schläget
Und keines Menschen Hand hier Einhalt tun! —
Das Lebensmeer, wie wogt's so schnell beim Kommen
Der Leiden dieser wechselvollen Zeit,
Wenn dann durch Zweifel ist der Mut entnommen
Scheint auch der Untergang gar nicht mehr weit!

Der Meister, schau, wie er im Schlaf geneiget
Von seinem Tagewerk im Boot ruht aus. —

Doch, während er so sorgenlos sich zeiget
Stehn seine Jünger da in Angst und Graus. —
Verzagtes Herz, wie oft in Leidenstagen,
Da du gemeint die Not am größten wär,
Sprachst du in deinen, ach, so vielen Klagen
Das „wir verderben," und das „hilf uns, Herr!" —

Glaubt's, der den Ruf der Seinen einst vernommen,
Obwohl der Sturm ihn schien zu überwehn;
Den nur der Ruf hieß aus der Ruhe kommen
Und ließ als Herr dann seine Macht sie sehn: —
Noch stets hat er der Herzen Schrei gehöret,
Hat, wo der Stürme Macht am größten war,
Als Helfer zu den Schwachen sich gekehret
Und seine Macht bewiesen immerdar! —

Wie einst sein Mund des Sturmes rauhe Chöre
In sanften Friedenshymnen säuseln ließ;
Wie seine Hand dem wildbewegten Meere
Zu ebnem Laufe seine Bahnen wies: —
So heut er noch des Lebens Sturmakkorde
Zu wunderbarer Still zu bringen weiß
Und alle Wogen stets nach seinem Worte
Schnell glätten kann zu seines Namens Preis!

Kommt einst der letzte, schwerste Sturm auf Erden,
Zerbricht die Todesflut den Lebenskahn: —
Läßt es der Meister ewig stille werden
Im Friedensport des obern Kanaan! —
Auf ewig schweiget dort der Stürme Toben,
Dort trifft kein Wellenschlag jemals das Herz,
Dort sind beendigt alle Glaubensproben,
Dort ist vorüber aller Erdenschmerz! —

Baco oder Shakespeare?

Zu unserem im Maiheft d. J. Seite 213 ff. publizierten Aufsatz haben verschiedene unserer Leser sich kurz geäußert, namentlich Zweifel laut werden lassen an der Richtigkeit der Aeußerungen. — Wir möchten uns erlauben dazu noch die nachstehende Erklärung beizufügen.

Baron Durning-Lawrence, der übrigens kürzlich gestorben ist, hat auf diese Sache offenbar viel Zeit, Geld und Studium gewandt. Er war seiner ganzen ökonomischen und sozialen Stellung nach doch wohl befähigt, möglichst gründliche Studien zu machen. Er hat sich alle alten Auflagen der früheren Werke Shakespeares verschafft, hatte Zugang zu Gerichtsakten und zu Grundbüchern alter, vergangener Jahr-

hunderte. Das sind alles Dinge, die wenig Kritikern und Forschern zu Gebot stehen mögen in dieser Sache. Er hat in seinem Buch Facsimiles der angeblichen Namensunterschrift Shakespeares publiziert, die deutlich zeigen, daß der, der das geschrieben hat, etwa so schreibt, wie ein kleines Kind, dem man die Feder in die Hand gibt und die Hand führt, um ein paar Zeichen aufs Papier zu kritzeln. Er versichert, daß Shakespeare in seinem Haus einen Notar oder Gerichtsaktuar hielt, der das Lesen und Schreiben für ihn tat und die Unterschriften für ihn besorgte. Sind das alles nun Tatsachen, so kann Shakespeare nicht der Verfasser der Dramen sein, sondern er ist nur ein vorgeschobener „Dummy", um den eigentlichen Verfasser zu decken. Diese Tatsachen, die Baron During berichtet, müßten doch wohl erst gründlich widerlegt werden, ehe Shakespeare als Verfasser der dramatischen Werke gelten kann. Können diese Tatsachen aber nicht widerlegt werden, so folgt ja freilich noch nicht daraus mit Notwendigkeit, daß Baco der Verfasser ist. Uns aber kann diese Frage ganz kalt lassen und wir können die Kontroverse anderen, dazu befähigten und berufenen Männern überlassen. Es will uns aber bedünken, das Magazin braucht sich nicht zu schämen, wenn es sich auf Treu und Glauben den gründlichen Studien des Baron Durning und des Dr. v. Buchwald im Türmer anschließt und vorläufig es im Zweifel und in der Schwebe läßt, ob Shakespeare oder Baco der Verfasser jener berühmten Werke sei.

Der Herausgeber des Türmer hat doch wohl auch so viel literarische Kenntnisse und reifes Urteil, um beurteilen zu können, ob er sich nicht blamiert, wenn er solche Einsendungen publiziert, wie die des Dr. v. Buchwald, welcher wir unsern Aufsatz entnommen haben.

Abschrift eines Briefes an die Abendschule.

Spokane Bridge, Wash., 30. Juni 1914.

Schreiber dieses ist seit langen Jahren Abonnent der Abendschule und konnte es nicht übers Herz bringen, sie abzubestellen, obwohl Anlaß dazu war in verkleinerten Familienverhältnissen. Doch was Sie in der neuesten Nummer, Seite 746, über den „Religionsunterricht in öffentlichen Schulen" schreiben, bringt die Sache zur Entscheidung. Sobald meine Subskription ausgelaufen ist, mögen Sie meinen Namen streichen von der Liste der Abonnenten. Ich gehöre nämlich zu den wenigen „einfältigen braven Leuten", von denen Sie da schreiben. Ja, ich wage zu sagen: „Die religionslose Schule ist der Fluch dieses Landes, durch welchen Gottlosigkeit und Ruchlosigkeit allgemein verbreitet wird." Wer nicht eine Scheuklappe vor den Augen hat, muß zugestehen, daß das der Krebsschaden in dem Erziehungssystem unseres Landes ist, der unser Land dem Ruin entgegentreibt.

Sie sehen, ich bin Ihrer Auffassung diametral entgegengesetzt und empfinde es als eine schwere Beleidigung und Beschimpfung Ihrer Leser, wenn Sie es wagen, solche Leute „einfältig“ zu nennen, die Ihre Meinung nicht teilen.

Also es bleibt dabei: Mit Beginn des 61. Jahrgangs der Abendschule bin ich kein Abonnent mehr. Achtungsvoll

Louis J. Haas.

Wir publizieren diesen Brief mit der Bitte an unsere Leser, die zugleich Leser der Abendschule sind, sich gegen den Editor des Magazins zu äußern, welchem von den diametral entgegengesetzten Urteilen sie zustimmen. D. O.

Heinrich Heine im Angesicht des Todes.

Das nachstehende Bekenntnis ist in Heines „Romancero“ und in seiner Biographie zu finden, die vom Herausgeber seiner Werke dem ersten Bande vorangestellt ist.

Da die Spötter und Religionsfeinde, auch die Sozialisten, so gerne ihre gereimten und ungereimten Giftpfeile aus Heines Werken holen, so dürfte es für die Vertreter des Glaubens von Bedeutung sein, auch dieses Bekenntnis des Spötters Heine zu kennen.

Wer Heine recht würdigen und ihm gerecht werden will, sollte übrigens die Biographie lesen, die sein Herausgeber, G. Karpeles, seinen Werken vorangestellt hat. Es sind freilich 156 Seiten zu lesen, aber — man lernt den Mann verstehen, verstehen seine Verbitterung gegen deutsche Bureaukratie und politische Geistesknechtschaft, die ihn aus der Heimat trieb, und vieles andere. Er ist nicht der Vaterlandsverächter, wie er oft verschrien wird, sondern seine Verfolger haben ihm das Leben bitter schwer gemacht; so ist er zum Pessimisten und Weltschmerzler geworden.

Heine im Angesicht des Todes.

Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe manchen gekratzt, manchen gebissen und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angeborenen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig,*) habe ich allen meinen Feinden Amnestie erteilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung (Romancero, Letzte Gedichte) nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbwegs Anzüglichkeiten gegen den lieben

*) Von uns gesperrt.

Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse brennen, als der Versifex.

Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesamte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote, als ihre Schriften. Aber ich will, auch ohne Tortur, alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme, träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig.*)

Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestieren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch die Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit, und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsere Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüte führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, sowie überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten."

---

*) Das ist der Gott der hochgelehrten Herren Professoren der Theologie, die in die Welt hinausrufen: „An Wunder glauben wir nicht, werden wir nicht glauben." Natürlich: Nur ein Narr kann glauben, daß der Pantheisten-Gott Wunder tun kann. D. R.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Gesetz und kein Ende.

Unsere freiheitstrunkene Generation ist auf dem besten Wege sich von sogenannter sozialer Gesetzgebung an Händen und Füßen knebeln zu lassen, so daß bald jede individuelle Freiheit aufhört und jeder sich fragen muß, ob er nicht da und dort gegen das Gesetz verstoße. In unserm Staat Washington soll nun das Volk darüber abstimmen, ob das 8 Stundengesetz eingeführt werden soll. Das Volk soll also sich verbieten lassen, länger als 8 Stunden zu arbeiten. Kein Dienstbote oder Arbeiter darf länger als 8 Stunden in Anspruch genommen werden, ganz einerlei, ob die dringendsten Geschäfte darunter leiden.

Auch in Deutschland ist diese Tendenz der Knebelung und Bevormundung des Volks vorhanden. Wir fanden in einem Wechselblatt folgende bezeichnende Klage.

Wir empfinden es sehr schwer, daß die soziale Gesetzgebung immer mehr bis in die innersten häuslichen Verhältnisse mit ihren Vorschriften und Gesetzesparagraphen hineinlangt, und so jede freie Bewegung und Betätigung unterbindet. Auch die verantwortliche Eigentätigkeit des freien Mannes immer mehr einschränkt. Man muß nächstens seinen Gang zwischen lauter Gesetzesparagraphen gehen, und das alles um der sozialen Fürsorge willen. Man kann keinen Garten bauen, kein Tier haben, keinen Knecht und keine Dienstboten haben, ohne sofort von einem ganzen Haufen sozialer Bestimmungen umringt zu werden, wo doch der charaktervolle Hausvater seinen Weg selber finden würde. Die soziale Gesetzgebung wird schließlich zur Fuß- und Hand-Fessel für jede freie, selbständige Tätigkeit. Und so möchten wir nicht weiter fortgefahren haben. Wir erwähnen nur dies eine heute; es wäre noch manch anderes zu sagen.

Das ist ein Symptom, wohin die wühlerische Massenherrschaft führt, die auf dem Wege des sogenannten Iniativverfahrens jetzt durch möglichst aufregende Agitation dem Volk Wahlen über Wahlen aufzwingt und dann oft durch verschwindend kleine Majoritäten eine ganz bedeutende Minorität einfach e n t r e c h t e t u n d k n e b e l t mit Zwangsgesetzen aller Art, die nicht zum Frieden, sondern zur Verbitterung des Volksmassen unter einander führen.

Diese wühlerische Art von Gesetzgebung ist ein Hohn auf das Geprahle über die Freiheit des Landes, die überall in Staat, Stadt und Land untertreten wird von politischen Agitatoren aller Art, die das Volk für ihre Spezialgesetzgebung zu begeistern suchen.

Nachstehend geben wir eine beachtenswerte Entschließung, die unseren Präsidenten und die obersten Bundesbeamten in Washington, D. C., nötigt, Farbe zu bekennen, ob sie lieber Schleppträger der katholischen Hierarchie oder mutige Bekenner evangelischen Christentums sein wollen.

Church to Invite Wilson.

Favor Holding Protestant Service on Thanksgiving.

ASBURY PARK, N. J., June 10.—Giving further consideration to President Wilson's attendance at the pan-denominational mass in a

Roman Catholic church in Washington last Thanksgiving day, the General Synod of the Reformed Church in America, before concluding its annual convention today, adopted a resolution favoring the holding of a Protestant pan-denominational service at the capital next Thanksgiving day, to which the president, the vice president, members of the cabinet and other officials would be invited.

Yesterday the Synod's overtures committee submitted a report expressing "displeasure" because President Wilson attended the Catholic service. The resolution adopted, directed to the Federal Council of the Churches of Christ in America, set forth that the Reformed Church general synod "is aware of the political influence which the Roman Catholic Church is attempting to exert by inviting persons in high positions to attend their services, especially on Thanksgiving day."

It was stated that there are 39 Protestant denominations, affiliated with the Federal Council in Washington.

Prohibition und Blaukreuzverein.

Wer die Arbeitsmethoden der Prohibitionisten in unserm Lande und der Blaukreuzvereine in Deutschland mit einander vergleicht, hat mit einem Schlage den Unterschied zwischen englisch-gesetzlicher und deutsch-evangelischer Frömmigkeit vor Augen. Wie die Prohibitionisten hierzulande wirken, wie sie durch fanatisches Parteitreiben ins öffentliche Leben eingreifen und durch Zwangsgesetze alle Bewohner des Landes unter ihre erzwungene Enthaltsamkeit bringen wollen, ist allen Kennern unseres öffentlichen Lebens zur Genüge bekannt. Dieses fanatische Treiben entleidet nüchternen evangelischen Christen die Mitarbeit an diesen Bestrebungen, die durchs *Gesetz* die Menschheit besser machen wollen.

Anders dagegen arbeiten die Blaukreuzvereine in Deutschland. Ihre Methode ist *echt evangelisch* ohne gesetzliches Treiben und Gesetzeszwang. Die hiesigen Prohibitionisten sind weiter nichts als *kalte Moralisten*. Moral, Moral, das ist's, was ihrem Treiben zu Grund liegt. Jeder Kenner dieser Umtriebe wird das bestätigen müssen. Wie viel höher steht dagegen die treibende Kraft der Blaukreuzvereine. Von kaltem Moralismus getrieben kann auch irgend ein — Nichtchrist dem Treiben der Prohibitionisten Vorschub leisten.

Von viel höherer Warte schauen dagegen die Blaukreuzler ihre Aufgabe an. Wir geben einem Wechselblatt das Wort. In einer vorangehenden Nummer ist das furchtbare Laster der Trunksucht dargelegt und welche Opfer an Menschenleben, Menschenglück und Menschenkraft, und welche Opfer an Geld die Trunksucht allein im deutschen Reiche verursacht. In einer folgenden Nummer aber zeigt das Blatt die Arbeitsmotive und -Methoden der Blaukreuzler, die sich von denen der Prohibitionisten unterscheiden wie Moses und Christus! Wie der Alte Bund vom Neuen! Das Blatt (Reich-Gottes Bote) führt in dieser zweiten Nummer fort:

Zu den in der Nr. 17 dieses Blattes erwähnten Tatsachen vom Umfang der Trunksuchtsünde sei noch folgendes aus der dort genannten Schrift von W. Goebel angeführt. Dazu sei auf die erbliche Belastung von Trinkerkindern für heute nur hingewiesen.

Für einen lebendigen Christen gibt es doch eine Tatsache, die noch viel furchtbarer ist, und die liegt ausgesprochen in dem Bibelwort: „Die Trun-

kenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben" (1. Kor. 6, 10). Es steht uns so erschütternd vor Augen, daß die Trinker nicht in das ewige Leben eingehen können. Vieles wird auf Erden ein Unglück genannt; aber im Lichte der Ewigkeit gibt es doch nur eins, was wirklich diese Bezeichnung verdient, nämlich: als ein ungeretteter Mensch hinüberzugehen in die Ewigkeit, und dort dem Gericht zu verfallen. Diese Wirkung der Trunksucht wird von den weltlichen Enthaltsamkeits-Vereinen nicht erkannt. Die äußeren Folgen und Schäden sehen auch sie klar und deutlich; aber sie sind uns Blaukreuzlern im Vergleich zu der eben erwähnten Tatsache gering. Wir sehen hinter der Riesenmacht des Alkohols die noch viel größere Macht Satans stehen, von der Luther sagt:

Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's gleichen.

Jes. 5, 11—15 steht ein ernstes Wort, das unseres Erachtens viel zu wenig in seiner tieferen Bedeutung beachtet wird: „Wehe denen, die des Morgens früh auf sind, des Saufens sich zu fleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß der Wein sie erhitzt, und haben Harfen, Psalter, Pauken, Pfeifen und Wein in ihrem Wohlleben und sehen nicht auf das Werk des Herrn und schauen nicht auf das Geschäft seiner Hände! Darum wird mein Volk weggeführt werden unversehens, und werden seine Herrlichen Hunger leiden und sein Pöbel Durst leiden. Daher hat die Hölle den Schlund weit aufgesperrt und den Rachen aufgetan ohne Maß, daß sie hinunterfahren beide, ihre Herrlichen und ihr Pöbel, beide ihre Armen und ihre Fröhlichen."

Der Alkoholismus macht in der Tat den Menschen unfähig, die Werke Gottes zu erkennen und die Wahrheit des Evangeliums aufzunehmen. Leute, die nichts Höheres kennen, als Trinken, denen die wichtigste Frage ist, wo man einen „guten Tropfen" bekommen kann, fehlt jeder ideale Sinn und besonders das Interesse und Verständnis für das Höchste, das Evangelium.

Von diesen Leuten und von den Orten, an denen sie zusammen kommen, geht auch stets heftigster Widerstand gegen alle ernsten Bestrebungen aus, die auf Hebung der Sittlichkeit gerichtet sind. Jeder Prediger und Seelsorger, der mit Eifer und Hingabe an der Rettung von Seelen arbeitet, der das Evangelium mit Kraft verkündigt, wird hier seine bittersten Feinde finden.

Welche Aufgaben hat das Blaue Kreuz gegenüber der großen Not des Unglaubens und der besonderen Not der Trunksucht?

Nach der Auffassung des Gründers des Blauen Kreuzes, des Pfarrers Dr. L. L. Rochat in Genf, soll das Blaue Kreuz eine Ambulanz (Feldlazarett) auf dem großen Schlachtfeld der Trunksucht sein, wie das Rote Kreuz es auf dem Schlachtfeld des Krieges ist. Ja, unsere Aufgabe ist, arme, unglückliche Menschen, die durch den Alkohol in furchtbare Not gekommen sind, in das Lazarett zu dem großen Arzt Jesus zu bringen.

Ein andermal hat Rochat das Blaue Kreuz als ein Eselein bezeichnet, dessen der Herr bedarf, um in die Trinkerhäuser und in das Trinkerelend hineinzureiten, wie er einst am Oelberg bei Bethphage des Eseleins bedurfte, um seinen Einzug in Jerusalem zu halten. Unser Oberstleutnant von Knobelsdorff sagte: Wie es jetzt in der Armee reitende Jäger gibt, weil

man ihrer bedarf, so bedarf der Herr auch des Blauen Kreuzes. Und das ist seine Legitimation.

Das Blaue Kreuz ist gewissermaßen eine Notstandseinrichtung. Es ist geboren aus der gegenwärtigen großen Not, die durch den Alkohol entstanden ist, und weil durch den Alkoholismus der Lauf des Evangeliums aufgehalten und so unzählige Menschen ins Verderben und in die Verdammnis geführt werden. Notstandseinrichtungen haben meist ja nur eine vorübergehende Bedeutung, aber während der Zeit, in der sie bestehen, sind sie immer von der größten Wichtigkeit. Im kommenden tausendjährigen Reich und erst recht auf der neuen Erde wird es keine Blaukreuzvereine geben: aber inmitten dieser Welt, in der durch die Trunksucht unablässig Menschen untergehen für Zeit und Ewigkeit, hat es eine große Aufgabe. Es soll der untergehenden Trinkerwelt zurufen Jes. 49, 24 und 25 (nach der Uebersetzung der Miniaturbibel): „Kann auch einem Riesen sein Raub genommen werden?" Und kommen rechtmäßige Gefangene davon? Ja, so spricht der Herr: Die Gefangenen sollen dem Riesen genommen werden, und der Raub des Tyrannen soll entrinnen."

Das Blaue Kreuz hat nicht die Aufgabe, nüchterne, enthaltsame, ungläubige und selbstgerechte Menschen zu schaffen, die am Ende ebenso gut verloren gehen wie die armen Trinker, sondern unser Dienst ist, die Sünder zu Jesus zu führen, damit sie an ihn glauben und selig werden. Das Blaue Kreuz hat einerseits eine in der gegenwärtigen Not erforderliche Arbeit zu tun, anderseits aber auch die Augen der Gemeinde Gottes auf ein lang versäumtes Gebiet zu lenken. Die Gefahr der Kinder Gottes ist groß, in ein einseitiges Erbauungschristentum und in geistliche Genußsucht zu versinken und dadurch in die unglückselige und unheilvolle Stellung des Priesters und Leviten im Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu kommen (Luk. 10, 30 bis 32.)

Gott der Herr hat auf den Dienst des Blauen Kreuzes bis jetzt schon viel Gnade und Segen gelegt. Der Deutsche Hauptverein zählt zurzeit unter seinen 43,568 Vereinsgenossen 10,599 ehemalige Trinker und Trinkerinnen, von denen manche schon viele, viele Jahre enthaltsam sind. Die Zahl derer, die durch das Blaue Kreuz losgekommen sind von den furchtbaren Ketten des Alkohols, ist aber viel größer. Viele sind ja schon gestorben, manche haben sich anderen christlichen Vereinigungen oder anderen Enthaltsamkeitsvereinen angeschlossen. Wieviele von denen, die einst hart gebunden waren durch den Alkohol, nun eingetragen sind in das Buch des Lebens, das entzieht sich ja menschlicher Statistik; aber das ist gewiß, daß viele von unseren früheren Trinkern frohen Herzens jubeln:

> Auch ich war einst in Sündennot,
> Da half mir Jesu Blut.
> Drum jauchz ich auch bis in den Tod
> Ob dieser Gnadenflut.

Da ist nichts von der Verhetzung der verschiedenen Gesellschaftskreise; nichts von dem pharisäischen Gerechtigkeitsdünkel, der da meint, wenn jemand nur ein Abstinent wird, so ist er ganz selbstverständlich ein Musterchrist. Da ist kein gesetzliches Zwangstreiben, das in das Privatleben anderer nüchterner Menschen sich gewaltsam eindrängen und sogar den prohibitionistischen Rowdies ein gesetzliches Recht schaffen will, in Privathäuser einzudringen um Hausuntersuchungen nach Spirituosen zu veranstalten.

Hier ist lediglich das echt evangelisch-christliche Bestreben, den von den Sündenstricken der Trunksucht gefangenen Unglücklichen zu helfen zu einem Leben in der freien Gnade Christi.

Wer diesen gewaltigen Unterschied nicht einsehen kann, der muß farbenblind sein. Dem ist dann wohl nicht zu helfen.

Unsere Leser können sich wohl noch des Kampfes erinnern, den wir mitkämpften gegen die Anmaßungen der Römischen, welche ein Gesetz durch die Legislatur von Pennsylvanien drückten, unter der Anführung des katholischen Politikers McNichol von Philadelphia, nach welchem das Gesetz des Staates von 1885, bezüglich der Ausstellung der Kaufscheine für Kircheneigentum im Sinne und nach dem Wunsch der römischen Prälaten, abgeändert werde. In feiger Weise unterwarf sich die Mehrheit der Gesetzgebung und der Gouverneur den Römlingen. Rom siegte. Die vielen Katholiken in den Kohlenregionen des Staates weigerten sich, den katholischen Prälaten sich zu unterwerfen. Sie appellierten an das weltliche Gericht. 967 Mitglieder der katholischen St. Josephs Lithuanien Gemeinde von Mahonoy City erwählten die Trustees ihrer Gemeinde; das ist gerade, was die katholischen Bischöfe und Priester verhindern wollen. Der Priester der katholischen Gemeinde und der römische Erzbischof Prendergast appellierten an das Gericht, unterstützt von 260 Mitgliedern der Gemeinde, und forderten die Beseitigung der von den 967 Mitgliedern erwählten Trustees. Das Gericht hat aber die Wahl der Mehrheit der Gemeinde bestätigt. Die Mehrheit der Gemeinde habe das Recht, die Trustees zu erwählen. Die Prälaten haben appelliert. Erzbischof Prendergast hat das neue Gesetz, das die Gesetzgebung von Pennsylvanien, in feiger Weise, angenommen hat, verfaßt und meinte, die Priester und Bischöfe hätten nun alles in Händen, nun kommt diese ihnen sehr unangenehme Entscheidung. Andere katholische Gemeinden in den Kohlendistrikten werden dem Exempel der Lithauer folgen, denn sie haben dieselbe Gesinnung. Hoffentlich bestätigt das höhere Gericht die obengenannte abgegebene Entscheidung. Evang. Zeitschr.

Priest Explains New Hope for Unattractive Woman.

Denver, Sept. 26.—"From now on under the new matrimonial lows of the church, if a couple comes to us to be married and one is a non-Catholic, and refuses to take instructions in the Catholic faith, they cannot be married. If they threaten us that they will be married by a justice of the peace or a minister, we will tell them to go to the devil, as that is the way they are headed. But if a couple come to us and the girl is a Catholic, unattractive, 25 or 26 years old, and looks as if it is her first and last chance, then we will see that she obtains a dispensation to be married."

Thus spoke Father Hugh L. McMenamin, pastor of the Immaculate Conception church today when explaining on behalf of Bishop N. C. Matz, the new matrimonial laws of the Catholic church.

"If you have a church wedding," he continued, "and want to have music, you must not ask or insist upon some of your friends coming in and singing 'The Sweetest Story Ever Told,' or some other sentimental song. The regular music for a nuptial mass must be sung."

Ausland.

Zum Agendenkampf in Baden.

Wir haben im Novemberheft 1913, Seite 462 ff. einen Bericht über den Kampf gebracht, den die Vorlage einer neuen Agende in der badischen Landeskirche hervorgerufen hat. Die diesjährige Generalsynode in Baden soll über diese Vorlage Beschluß fassen.

Das „Evang. Kirchen- und Volksblatt und Sonntagsblatt“ für Baden brachte aus der Feder des Herrn Dekan Maurer in Ellmendingen eine durch mehrere Nummern fortgesetzte Würdigung des vorliegenden Entwurfs der neuen Agende.

Verfasser versucht sicher in allem Ernst dieser Vorlage Gerechtigkeit widerfahren zu lassen in allen den Dingen, die anerkennenswert zu sein scheinen. Wir können freilich auf die einzelnen Ausführungen nicht weiter eingehen, sondern greifen nur charakteristische Zusammenfassungen heraus.

Zunächst die Entstehungsgeschichte des Buches, über welche Dekan M. schreibt:

Der erste Anstoß ging von Mannheim aus. Hundert Glieder der evangelischen Kirchengemeinde Mannheims richteten im Jahre 1904 einen Antrag an die damalige Generalsynode mit der Bitte um zwei neue Formulare ohne Apostolikum für Taufe und Abendmahl. Dieser Antrag wurde damals wieder zurückgezogen, aber unter der ausdrücklichen Ankündigung, daß man „mit allen verfassungsmäßigen Mitteln die Verwirklichung des Zieles im Auge behalten“ werde. Neben diesem Verlangen gingen Bestrebungen auf eine Bereicherung des Kirchenbuches durch Beigabe von Gebeten für solche Anlässe her, für welche bisher keine oder nur wenige Formulare vorhanden waren. Die Generalsynode von 1909 faßte im Verfolg dieser zu Tage getretenen Wünsche die zwei Beschlüsse: 1. „Es möge unsere Agende einer Revision in der Weise unterzogen werden, daß sie in ihrem Inhalt nach den jetzt vorhandenen kultischen Bedürfnissen erweitert und ergänzt und in ihrer Form dem liturgischen Geschmack und Takt unserer Zeit entsprechend überarbeitet werde.“ 2. „Es möge unbeschadet des Bekenntnisstandes unserer Landeskirche für Taufe und Konfirmation neben dem bekennenden und referierenden auch ein Parallelformular geschaffen werden, das das Apostolikum nicht enthält.“ Der zweite Beschluß wurde unter heftiger Gegenwehr der positiven Abgeordneten mit 30 gegen 24 Stimmen gefaßt. Diesen Beschlüssen entsprechend beauftragte der evang. Oberkirchenrat — einzelne Stücke blieben allerdings dessen unmittelbarer Entscheidung vorbehalten, besonders bezüglich des zweiten Antrags der Generalsynode — den Professor an der Heidelberger Universität, Geheimen Kirchenrat D. Bauer, Vorschläge aufzustellen. Und nun geschah noch ein Weiteres. Eine Ergänzung des bestehenden Kirchenbuchs war beantragt: Ein völlig neues Buch ist unter den Händen des Bearbeiters daraus geworden. In der Tat ein völlig neues Buch. Es wurde nicht etwa Altes und Neues in fortlaufendem Druck nebeneinander gestellt, sondern auch das, was an Gebeten und Formularen aus der alten Agende herübergenommen ist, wurde verändert, verkürzt, umgestaltet und zwar oft so stark, daß man die alten Gebete darin kaum mehr wieder erkennt. Das ist das Buch, über welches die nächste Zeit, vor allem im Jahre 1914 die Generalsynode unseres Landes, die Entscheidung bringen wird, an dessen Gebete und Ordnungen, wenn es angenom-

men wird, vielleicht auf lange hinaus wir und unsere Kinder gebunden sein werden.

Dekan Maurer will jedoch nicht etwa nur ablehnend kritisieren.

Wir nehmen also das neue Buch im Geist zur Hand. Es nötigt uns Hochachtung ab. Ein umfassendes Werk ist hier geschaffen, und eine gewaltige Summe von Arbeit ist darin niedergelegt. Der Entwurf bietet denn auch eine reiche Fülle und nach den verschiedensten Seiten hin nimmt das gottesdienstliche und kirchliche Leben Teil an der Bereicherung, die mit dem hier vereinigten Stoff gegeben ist. So sind eine wertvolle Gabe sicherlich die überaus reichlich zur Wahl gestellten Eingangssprüche, die in der schönsten Weise für jeden Tag und jede Zeit im Laufe des Kirchenjahres den Ton anschlagen, auf den der ganze Gottesdienst gestimmt werden muß. Hierbei wäre nur zu wünschen, daß diese Sprüche nach unserer Lutherbibel auch unverändert und unverkürzt aufgeführt würden. Sehr reich ist nicht minder die dargebotene Wahl von Eingangsgebeten, Gebeten vor der Schriftverlesung und Hauptgebeten. Dabei sind diese verschiedenen Gebete jeweils in harmonische innere Beziehung zu einander gebracht, und zugleich ist Vorsorge getroffen, daß die Gebete in Uebereinstimmung mit dem Grundgedanken der jeweiligen Zeit des Kirchenjahres und der Predigt gewählt werden können. So sind in der Trinitatiszeit als leitende Grundgedanken des Gottesdienstes vorgesehen: Lob und Dank, Gnade und Erlösung, Glaube und Rechtfertigung, Bitte und Fürbitte, Früchte des Glaubens, der geistliche Kampf, Nachfolge Christi, Gottvertrauen, Kreuz und Trost u. s. w., ähnlich wie auch im Gesangbuch die Lieder nach Gruppen zusammengestellt sind. Dadurch ergibt sich auch wiederum ein Zusammenklang von Lied und Gebet. Besonders wohltuend berührt die vorgeschlagene mannigfaltige Auswahl von Gebeten für Nachmittagsgottesdienste und Christenlehre, die hier vereinigt sind, und für die Wochengottesdienste. Hier ist der Fortschritt gegenüber der wirklich dürftigen Anzahl von Gebeten in dem bisherigen Buch ein geradezu gewaltiger zu nennen. Eine zeitgemäße Ergänzung hat der Umkreis der gegebenen Formulare erhalten durch liturgische Formen für Feste der Inneren Mission, Bibelfeste, Kirchengesangfeste und ähnliches. Ueber das alles könnte im einzelnen noch manches gesagt werden;aber wir können uns in diesem Punkt um so eher kurz fassen, als hierüber in keiner Weise widersprechende Urteile laut geworden sind.

Alles in allem genommen haben wir Ursache, dankbar anzuerkennen: Der Entwurf eines neuen Kirchenbuches bedeutet nach der Seite liturgischer Bereicherung und harmonischer Ausgestaltung der Gottesdienste in vieler Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt.

Doch diese Anerkennung des Entwurfs wird im nächsten Abschnitt ernstlich eingeschränkt. Es sei zwar eine Vermehrung der Zahl der Gebete; aber diese seien gegen bisher sehr stark gekürzt und fast regelmäßig summarisch gestaltet, viele wichtige Einzelheiten ausgelassen. Verkürzt: das Gebet für Großherzog und Regierung; ausgelassen, fast ganz, Gebet für die Witterung, sonntägliche Bitte für die Missionare in der Heidenwelt.

Auch die große Mannigfaltigkeit möchte die Wirkung haben, daß die hörende und mitbetende Gemeinde zu wenig vertraut wird mit dem Wortlaut der einzelnen Bitten.

Die Gebete zeigen ferner in mancher Beziehung eine Abschwächung im

Ausdruck: „Es ist — sagt Dekan M. — in dem neuen Kirchenbuch bei aller sonstigen Reichhaltigkeit viel altes Gold herrlicher Gebetsworte zur Erde gefallen. Das darf nicht verloren gehen." Ein Gradmesser zur Beurteilung für den Wert und die Kraft einer Religion ist unstreitig der Stand des Sündenbekenntnisses in der betreffenden Religion. Sünde und Gnade — nach dem Hervortreten dieser beiden, will er den Entwurf beurteilen. Da faßt er sein Urteil in die Worte:

„Zusammenfassend müssen wir sagen:

Der Entwurf bringt an einem wichtigen Punkt, nämlich bei der Gnadenversicherung in der Beichte, eine dankenswerte Vertiefung des Verständnisses von Sünde und Gnade. Leider muß von dem Entwurf im ganzen, und insbesondere von den übrigen Beichtformularen geurteilt werden, daß das neue Buch gegenüber dem alten einen Rückschritt in der Verflachung des Sündenbewußtseins darstellt, und hierin liegt für den Stand des religiösen Lebens in unserer Kirche eine ernste Gefahr."

Wichtig ist aber besonders die Stellung des Agendenentwurfs zu dem vollen biblischen Heilsglauben, ob derselbe in den Gebeten und sonstigen Formularen zu seinem vollem Recht kommt. — Da hebt er hervor, welche Sätze teils in Klammer stehen (also ausgelassen werden können), teils ganz gestrichen sind. In Klammer steht im Weihnachtsgebet: (Deinen eingebornen Sohn). Gestrichen: Die du mit deinem Blut erkauft hast. Im Ostergebet heißt's von Christus: „als der ewig Lebendige schreitet er nun durch die Zeiten."

Im Begräbnisformular ist gestrichen: „Jesus Christus wird dich auferwecken am jüngsten Tage." Hinter dem Worte: „Er hat uns wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung" sind in Klammer gesetzt: „Durch die Auferstehung Jesu Christi zu etc...." (1. Petr. 1, 3. 4.) Die Befürworter dieser Agende sagen freilich: „Das Kirchenbuch bricht bewußt mit der orthodoxen Theologie." Aber Dekan M. sagt mit Recht: Es ist nicht Theologie, sondern einfache biblische Wahrheit und in sehr vielen Fällen direktes Bibelzeugnis mit dem man bewußt gebrochen hat.

Auch reden die Pastoren nicht mehr in dem Bewußtsein „Botschafter an Christi Statt zu sein." So in der Konfirmation, im Trauungsakt, in der Ordination etc. Er urteilt hier wie folgt:

Wir sprechen unsere Ueberzeugung dahin aus: Der Entwurf zeigt an vielen Stellen statt eines freudigen und ungeschmälerten Ausdrucks des biblischen Heilsglaubens vielmehr eine ängstliche Verhüllung der grundlegenden Tatsachen dieses Glaubens, und damit wird auch in zunehmendem Maß alles verwischt, was an den göttlichen Charakter der Kirche Christi und ihrer Diener erinnert.

Entscheidend ist aber besonders die Stellung des Entwurfs zu dem bisherigen Bekenntnisstand der Landeskirche.

Gleich das erste Taufformular hat die Formel „der allgemeine christliche Glaube" umgewandelt in: „der christliche Glaube," „wie das die christliche Kirche von alters her bei der heiligen Taufe getan hat." Das Bekennen oder Verlesen des Apostolikums steht hier in keinem inneren Zusammenhang zur Taufhandlung, sondern ist nur eine althergebrachte Uebung, der man nachkommt.

Schlimmer steht's schon bei der Konfirmationshandlung, wo nur von mancherlei Bekenntnissen die Rede ist, aber kein bestimmtes genannt und be-

kannt wird. — Der Entwurf bietet ein, resp. zwei andere Bekenntnisse, die bei Taufe und Konfirmation unter Weglassung des apostolischen Glaubensbekenntnisses an dessen Stelle gebraucht werden dürfen. Auch für die Konfirmation ist andere Liturgie gegeben. Diese enthält zwar Bibelsprüche, die einigermaßen trinitarisch zusammengestellt, aber die Sprüche enthalten weder das Bekenntnis zu dem Schöpfer Himmels und der Erde, noch ein Wort von dem Leiden, Sterben und Auferstehen unseres Herrn Jesu Christi, noch eine klare Bezeugung der Hoffnung auf das ewige Leben, also gerade die Stücke nicht, welche der Herzpunkt der drei Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses ausmachen. Auch diese Zusammenstellung kann also nicht und zwar nach unserer Ueberzeugung noch weniger als das oben genannte Bekenntnis als Ersatz für das apostolische Glaubensbekenntnis angesehen werden. Wir wollen niemand, der den Versuch unternommen hat, ein Bekenntnis zu schaffen, das die Anstöße des apostolischen beseitigt, ohne etwas von dem Glaubensgehalt preiszugeben, einen Vorwurf daraus machen, wenn es ihm nach unserer festen Ueberzeugung nicht gelungen ist. Es ist eben unmöglich, diese Aufgabe zu lösen, es sei denn, daß wir jenes schlimme, aus der Geschichte an unser Ohr klingende Wort uns zu eigen machen wollten: Die Worte sind dazu da, um die Gedanken zu verhüllen. Aber diesen Grundsatz weisen wir doch alle weit von uns. Die vorgeschlagenen Ersatzformeln für das apostolische Glaubensbekenntnis, auch ein von der sog. „Landeskirchlichen Vereinigung" vorgeschlagenes, aus Bruchstücken des Apostolikums bestehendes Bekenntnis, sind tatsächlich dem urchristlichen Glaubensbekenntnis nicht gleichwertig. Darum stehen wir auch, wenn derartige Bekenntnisse zur Einführung gelangen, und soweit sie gebraucht werden, nicht mehr auf dem unveränderten Glaubensgrund, auf dem die Kirche von der Märtyrerzeit her gestanden ist, und auf welchen auch die Reformatoren unsere teure evangelische Kirche mit Freudigkeit des Glaubens gestellt haben.

Eine Illustration zu der Zerstörung der Glaubenswerte durch den kirchlichen Liberalismus gibt uns das nachfolgende Stück, das wir dem „D. Luth." entnehmen.

Die zerstörende Arbeit der modernen Theologie.

Der Liberalismus versteht das Ausmerzen, das Verwässern, das Unterwühlen aus dem ff. Zusammenreißen, zerstören, verwüsten, darin ist er Meister. Er nimmt dem alten Glauben seinen Kern und bietet uns dafür die Schale, und was das Schlimmste an der Schale ist, das ist ihre L e e r e. Was der Unglaube und der Halbglaube bietet, befriedigt das Herz nicht, wenn es auch in noch so schöner Form dargeboten wird. Er nimmt und gibt nichts Entsprechendes wieder.

Wie die liberale Theologie beim Ausmerzen und Zerstören zuwege geht, davon bringt uns die „Allg. Evang. Luth. Kirchenzeitung" ein eklatantes Beispiel, das wir unsern Lesern hier mitteilen. Das genannte Blatt schreibt:

„Ein Beispiel von der weitgehenden Art, womit durch die n e u e A g e n d e die Gemeinde beraubt werden soll, gibt eine Zusammenstellung von 20 Stellen aus den P a s s i o n s g e b e t e n, die Lic. Greiner im „Korresp.-Blatt f. die Evang. Konf. in Baden u. s. w." No. 8 bietet. Links steht der Text der jetzt im Gebrauch befindlichen Agende, rechts der neue Wortlaut, der derselben Stelle im Entwurf gegeben wurde":

1. S. 38, 3 b: wir preisen dich für alles, was du zu unserm Heil gelitten und getan hast. (B. S. 58.)	für alles, was du zu unserm Heil getan hast.
2. S. 38, 3 a: Da wir das versöhnende Leiden und Sterben unseres Heilandes betrachten. (B. S. 57.)	Da wir das Leben und Sterben unseres Heilandes betrachten.
3. S. 38, 3 a: Laß uns das Wort vom Kreuz aufs neue zu göttlicher Kraft und Weisheit werden. (B. S. 57.)	Laß das Wort vom Kreuz in seiner seligmachenden Kraft aufs neue Herz und Gemüt ergreifen.
4. S. 38, 3 b: Dir sei Ehre in der Gemeinde, die du mit deinem Blut erkauft hast. (B. S. 58.)	Dir . . . . sei Ehre in der Gemeinde.
5. S. 38, 3 a: Damit wir den für uns gekreuzigten Heiland mit lebendigem Glauben annehmen, unsere vielfachen Versäumnisse und Uebertretungen von Herzen bereuen, uns selbst und der Welt absterben, und hinfort einzig nach dem Willen unseres Erlösers leben. (B. S. 57.)	Damit wir unsere vielfachen Versäumnisse und Uebertretungen bereuen und durch deine Güte bewogen werden, hinfort nach dem Vorbild und im Geist unseres Erlösers zu leben.
6. S. 38, 3 c: zu deiner unergründlichen Barmherzigkeit, die du uns darbietest in dem heiligen Leiden und Sterben deines lieben Sohnes. (B. S. 57.)	zu deiner unerschöpflichen Barmherzigkeit, die du uns im Leiden und Sterben deines lieben Sohnes offenbart.
7. S. 42, 3: hoffen allein auf den, der unsere Sünden getragen hat an seinem Leibe auf dem Stamm des Kreuzes. (B. S. 56.)	hoffen allein auf den, der unsere Sünden getragen hat.
8. S. 42, 5 b: Ihn für uns alle dahingegeben hast, daß er unsere Sünden am Kreuze tragen sollte. (B. S. 58.)	Ihn für uns dahingegeben hast.
9. S. 43, 11 c: Im Aufblick zu seinem Kreuze dürfen wir nicht verzagen. (B. S. 77.)	Im Aufblick zu ihm dürfen wir nicht verzagen.
10. S. 45, 3 b: daß du deinen . . Sohn . für uns in den Tod dahingegeben hast, auf daß wir durch ihn von Sünde und Schuld erlöst und mit dir versöhnt Erben deines Lebens würden. (B. S. 66.)	daß du deinen . . Sohn . für uns alle dahingegeben hast.

11. S. 42, 3:	
Vergib uns um des heiligen Leidens und Sterbens Jesu Christi willen. (V. S. 56.)	Vergib uns um seinetwillen.
12. S. 50, 3 b:	
Vergib uns . . durch Jesum Christum, den du für uns in den Tod dahin gegeben hast. (V. S. 71.)	Vergib uns . . . durch Jesum Christum, unseren Herrn und Erlöser.
13. S. 51, 5 b:	
Herr Jesus Christus, der du für unsere Sünden dein Leben dahingegeben hast, wir danken dir. (V. S. 72.)	Jesus Christus, wir danken dir.
14. S. 51, 5 b:	
daß wir uns unserer Versöhnung getrösten mögen, um deines heiligen Leidens und Sterbens willen. (V. S. 73.)	daß wir uns unserer Versöhnung getrösten mögen.
15. S. 52, 3 a:	
Der unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen hat. (V. S. 79.)	ganz gestrichen.
16. S. 53, 5 a:	
Du wollest in Gnaden ansehen uns, dein Volk, um deswillen dein eingeborner Sohn Jesus Christus die Schmach und Pein des Kreuzes erduldet und sein teures Blut vergossen hat. (V. S. 82.)	Sieh in Gnaden an deine Gemeinde, die danach verlangt, das Wort vom Kreuz zu hören.
17. S. 53, 5 a:	
Gib uns eine lebendige Erkenntnis dieses heilsamen Leidens und Sterbens unseres Heilandes. (V. S. 82.)	Gib uns eine lebendige Erkenntnis deiner Weisheit und Liebe.
18. S. 55, 11 c:	
schaue gnädig herab auf diese deine Gemeinde, für welche dein Sohn, Jesus Christus, den Kreuzestod erduldet hat. (V. S. 89.)	schaue gnädig herab auf deine Gemeinde, die heute in tiefer Demut das Geheimnis deiner unendlichen Liebe anbetet.
19. S. 55, 11 c:	
Die Unbußfertigen erwecke zur Buße, damit auch sie Anteil haben an der Versöhnung, die durch Christum Jesum geschehen ist. (V. S. 90.)	Die Unbußfertigen erwecke zur Umkehr.
20. S. 55, 11 c:	
Laß allen denen, die noch nicht an den Heiland der Sünder glauben, das Wort vom Kreuz eine Gotteskraft werden, sie frei zu machen von ihren Sünden. (V. S. 90.)	Die noch ferne stehen, führe herzu.

Ein Blick in die deutschen evangelischen Gemeinden Mittelbrasiliens.

Nach Chr. der chrstl. W.

Am 28. Juni 1912 traten Vertreter, d. h. in der Regel je ein Gemeindeglied und der Pfarrer, der deutsch-evangelischen Gemeinden in den brasilianischen Staaten Rio de Janeiro, Sao Paulo, Minas Geraes und Espirito Santo in der deutschen Kirche zu Rio zusammen, um die Synode der deutschen evangelischen Gemeinden Mittelbrasiliens zu konstituieren. Am 30. waren die Statuten so weit fertig, daß sie nach Annahme durch die Gemeinden und nach Genehmigung durch den Berliner Oberkirchenrat in Kraft treten konnten. Damit hat das Sonderdasein dieser Gemeinden aufgehört, die zum Teil auf eine fast 90jährige Geschichte zurückblicken. Die Kirchengemeinden Mittelbrasiliens bilden von jetzt ab ein organisches Ganzes.

Bei der Konstituierung waren es zehn Gemeinden oder vielmehr Parochien: Rio de Janeiro (Stadt), Petropolis (Rio de Janeiro-Staat); Sao Paulo, Campinas, Rio Claro, Santons (Staat Sao Paulo), Juiz de Fora (St. Minas Geraes); California, Campinho, Sta. Leopoldina (Espirito Santo). Die Synode setzt sich aus den Pfarrern der Gemeinden und aus zwei von jedem Pfarrbezirk abgeordneten Mitgliedern zusammen. Das Recht zum ferneren Anschluß haben sämtliche deutsch-evangelischen Gemeinden Mittelbrasiliens; doch bedarf der Beschluß der Synode, eine an die preußische Landeskirche nicht angeschlossene Gemeinde aufzunehmen, der Genehmigung des Berliner Oberkirchenrates. Der Vorstand der Synode wird auf jeder ordentlichen Versammlung neu gewählt; zu ihm gehören drei Pfarrer und vier Gemeindeglieder. Seine Hauptaufgabe besteht darin, u. a. die Tagesordnung der Synode vorzubereiten, sowie für einen geordneten Verlauf der Synode Sorge zu tragen. Die ordentlichen Synodalversammlungen finden in der Regel alle zwei Jahre in der letzten Juniwoche statt. Ihre Verhandlungen sind öffentlich, soweit nicht für einzelne Gegenstände die Oeffentlichkeit eigens ausgeschlossen wird. Die Synodalbeschlüsse werden durch die Zustimmung der Gemeinde für diese verbindlich. Die Nichtannahme eines Beschlusses ist dem Synodalvorstand unter Angabe der Gründe binnen sechs Monaten mitzuteilen. Die Einnahmen der Synode kommen in der Weise zustande, daß jede der zugehörigen Gemeinden jährlich 2 v. H. ihrer Einnahmen aus den regelmäßigen Jahresbeiträgen ihrer Mitglieder abliefert; außerdem wird jedes Jahr eine Kirchenkollekte für diesen Zweck erhoben, auch fließt die Kollekte des Synodal-Festgottesdienstes in die Kasse. Wird die Synode wieder aufgelöst, so fällt der Kassenbestand einem Liebeswerk innerhalb der evangelischen Gemeinden Mittelbrasiliens zu.

Mit diesem Entwurf kehrten die Vertreter zu ihren Gemeinden zurück. Die Gemeinden haben sich, je nach ihrem fortschrittlich-städtischen oder ländlich-konservativen Charakter, verschieden dazu gestellt. Z. B. sperrt sich die reichste Bauerngemeinde, die von Jequitiba, mit aller Starrköpfigkeit gegen jede Neuerung, deren Nutzen nicht mit Händen zu greifen ist. Schließlich wurde die erste ordentliche Synode auf 23.—26. Mai 1913 nach Petropolis einberufen, der alten brasilianischen Kaiserresidenz, nahe bei Rio de Janeiro, deren Gemeinde dieses Jahr das 50jährige Jubiläum ihres Kirchbaues begeht.

Unter dem Vorsitz des ständigen Vertreters des Berl. Ev. Obk. R., Propsts

Braunschweig in Porto Allegre, begannen am 23. Mai die Vorarbeiten zur Synode mit der Pfarrkonferenz zu Petropolis. Pastor Heidenreich aus Santos berichtete über „Die Moderne und den christlichen Gottesgedanken." Als typisch modern bezeichnete der Referent die Ablehnung jeder Wendung nach der Metaphysik hin. Der Mensch will aber einen absoluten Wert des Daseins haben, den bietet die Moderne nicht. Seinen einzigen Wert hat das Leben in der Liebe Gottes. Dem Vortrag folgte eine lebhafte Aussprache.

Am Samstag, dem 24. Mai, fand ein Familienabend in der Kirche statt, auf dem auch in musikalischer Hinsicht durch Chor- und Einzelvorträge ganz außerordentliches geleistet wurde. Pastor Schulz-California (Espirito Santo), sprach über Luther als deutschen Mann. Der leitende Gedanke seines Vortrages war, daß unser ganzes heutiges Deutschtum in ideeller Hinsicht auf Luther zurückgehe. Am Sonntag wurde Festgottesdienst gehalten. Die Festpredigt hielt der älteste Geistliche Pastor Zink-Campinas (Sao Paulo), die Eingangsliturgie der Ortsgeistliche, die Schlußliturgie der Vertreter des Ev.-Ob. K. An den Gottesdienst schloß sich ein gemeinsames Essen, das die Gemeinde Petropolis der Synode gab. Am Abend wurde im Kristallpalast ein Lutherfestspiel aufgeführt. Mit dem Lutherlied, der „Nationalhymne" des deutschen Protestantismus, schloß die Feier. Am nächsten Tag folgte die eigentliche Synode. Sie wurde durch einen Abendmahlsgottesdienst eingeleitet. Die Verhandlungen leitete P. Hoepffner-Rio de Janeiro. Die Statuten, an denen der Vertreter des Oberkirchenrates nur einige formale Aussetzungen zu machen hatte, wurden endgültig angenommen. Sodann berichtete Pastor Teschendorf-Sao Paulo über „Kirchenzucht in Auslandsgemeinden." Als wesentlich stellte er hin, daß Kirchenzucht nur Seelsorge sein dürfe, und daß, wenn man schon in Deutschland mit ihrer Ausübung vorsichtig sein müsse, dies doppelt im Auslande geboten sei. In der Aussprache offenbarten die Berichte über einzelne Gemeinden, daß sich nicht nur zwischen Himmel und Erde, sondern auch auf der Erde mancherlei zuträgt, wovon sich die europäische Schulweisheit nichts träumen läßt. Für Espiroto Santo wurde ein Hilfsprediger bewilligt. Der „Christenbote" von Santa Catharina wurde als Organ der Mittelbrasilischen Synode angenommen. Angeregt wurde eine Jahreskollekte zugunsten der Barmer Gesellschaft für die evangelischen Deutschen (Süd-) Amerikas. Verlesen wurde ein Schreiben der Synode von Rio Grande do Sul, betr. Anregung zum Zusammenschluß der drei Synoden (Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Mittelbrasilien). Nach Erledigung der Kassengeschäfte und Festsetzung des Ortes der nächsten Tagung (Sao Paulo 1914) für die Pfarrkonferenz und (Juiz de Fora 1915) für die Synode, wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt. — Bemerkt sei noch, daß in diesem Bericht nur die anerkannten deutschen evangelischen Gemeinden Mittelbrasiliens erwähnt sind; von den Sektenbildungen ist abgesehen.

Der Romanismus im Niedergang.

Oft schon ist von protestantischen Blättern darauf hingewiesen worden, daß überall da, wo die römische Papstkirche unbeschränkte Gewalt hat, das Volk in schrecklicher Unwissenheit und Aberglauben erhalten wird; daß Armut, Bedrückung, Ausbeutung durch die Papstkirche die Entwicklung des Volkes und Landes darnieder hält. Das unglückliche Mexiko mag sich beim

heiligen Vater in Rom und seinen Schleppträgern dafür bedanken, daß es sich in solch trostloser Zerrüttung und Unwissenheit befindet und stets sich ausrauben lassen muß von beutegierigen Politikern, die nur ihren eigenen Ehrgeiz befriedigen wollen. Nach und nach gehen aber doch auch diesen unglücklichen Ländern, die von der römischen Hierarchie beherrscht werden, die Augen auf und sie schütteln das Joch ab, das die Römlinge dem Volk aufgelegt haben. Der „Christl. Botsch." berichtet von dem Erwachen der südamerikanischen Völker, wie folgt:

Es sind besonders drei Seiten, von denen der Katholizismus angegriffen wird: die Regierung, der Journalismus und die Rednerbühne. Die zersetzende Kraft des Protestantismus mit der offenen Bibel und seiner Heilsbotschaft der freien Gnade und dem direkten Zugang des Sünders zu Gott ohne die Vermittlung der „Heiligen" ist eine andere Kraft, aber eine Kraft für sich selbst und wirkungsvoller als die drei vorhin angeführten Kräfte.

Schlag auf Schlag erhält der südamerikanische Katholizismus von einem Staat nach dem andern. Uruguay, Paraguay ,Argentinien, Chili und Ecuador haben die mittelalterliche Intoleranz abgeschafft, nach welcher es für irgend eine Person ein Verbrechen war, irgend eine andere Lehre zu predigen oder zu lehren als diejenige, welche vom Staat anerkannt war, und das war der römische Katholizismus mit all seinen Märchen und Traditionen. An deren Stelle ist in all diesen Staaten entweder eine teilweise oder gänzliche Religionsfreiheit getreten, so daß der Ausbreitung des Evangeliums kein Hindernis mehr in den Weg gelegt und protestantische Prediger und Lehrer nicht mehr wie Verbrecher behandelt und bestraft werden können. Am 4. Oktober ist das letzte bigottische Bollwerk römischer Unduldsamkeit in Süd-Amerika gefallen. An diesem Tag wiederriefen die Gesetzgeber von Peru das alte Gesetz römischer Intoleranz mit 66 gegen nur vier Stimmen und substituierten ein anderes Gesetz, wodurch die vier Millionen Einwohnern des Landes Gewissensfreiheit garantiert wird. Das muß natürlich den alten Mann an der Tiber und seine getreuen Schildknappen wurmen; denn Gewissensfreiheit verabscheuen sie wie todwirkendes Gift.

Der Journalismus in Südamerika erweist sich als einer der tatkräftigsten Faktoren gegen den Romanismus. Er bekämpft denselben, wo er ihn findet, und dazu gibt ihm der römische Aberglaube und die Unmoralität der Priester beständigen Anlaß. In manchen der Zeitungen wird über die Priester und Mönche gespottet und der römische Papismus im allgemeinen verhöhnt. Der protestantischen Religion verhalten sich aber manche von diesen Blättern äußerst entgegenkommend und suchen ihre Interessen bereitwilligst zu fördern.

Die am meisten von den Römlingen gefürchtete Gegnerin auf der Rednerbühne ist eine Frau namens Belen de Sarraga. Sie ist spanischer Abkunft, geboren in Uruguay und dort und in Europa ausgebildet. Sie beherrscht fünf moderne Sprachen und ist in der Kirchen- und Weltgeschichte gut bewandert und eine ausgezeichnete Rednerin. In Begleitung ihres Gatten reist sie von Ort zu Ort und hält überall Vorträge gegen die Mißbräuche und Irrlehren des römischen Katholizismus. Einige dieser Vorträge haben als Thema: „Die Heimat gegen den Beichtstuhl." „Die Jesuiten in der Politik." „Die Jesuiten in der Geschichte." In vielen Städten sind die größten Säle zu klein, um all die Leute zu fassen, die sie hören wollen. Unter ihren Zuhörern bilden die Männer gewöhnlich die große Mehrheit,

und unter ihnen gehören viele den höheren Ständen an. Sie nimmt ihre Aufgabe sehr ernst, und obwohl sie von der römischen Priesterschaft als eine Ungläubige bezeichnet wird, bekennt sie sich nichtsdestoweniger zum Glauben an Gott und zu Christus als den Erlöser von Sünden, wenn man auch im übrigen nicht allen ihren Glaubensansichten beizupflichten vermag. Ihre Anklagen aber, die sie gegen Rom erhebt, sind wuchtig, und was noch von größerem Gewicht ist, sie sind wahr: Rom kann sie nicht widerlegen.

In Santiago und Valparaiso, den bedeutendsten Städten in Chili, haben sich die Studenten in Gemeinschaft mit den Bürgern, die Zeitungen sagen etwa 50,000, gegen römische Willkür erhoben und bekundeten durch eine große Parade ihren Protest gegen das römische Joch und die ihnen verhaßte Priesterschaft, wobei sie in großer Gestalt einen Priester mit einer Nonne durch die Stadt trugen. Die Priester und kirchlichen Würdenträger werden unter anderem auch beschuldigt, daß sie in den letzten fünf Jahren über $1,300,000 nach Rom gesandt haben und außerdem ungeheure Schätze ansammeln, indem das Kircheneigentum in Santiago allein einen Wert von $100,000,000 repräsentiert, während das Volk in Armut schmachtet.

Den schwersten Schlag vielleicht hat die römische Papstkirche in den letzten Monaten in Bolivia durch die Passierung eines Gesetzes erhalten, das so radikal ist, daß es selbst in den Ver. Staaten als bedrückend betrachtet würde. Nach diesem Gesetz sind Verehelichungen nur noch gesetzlich gültig, wenn die Trauung durch einen Zivilbeamten vollzogen wird, und es bleibt dem Wunsch der Einzelnen überlassen, ob sie nachher noch sich kirchlich wollen einsegnen lassen; einen gesetzlichen Wert hat dieses Letztere jedoch nicht. In dieser Beziehung hat somit der „heilige Vater in Rom" in diesem erzkatholischen Staat weniger zu sagen als in unserm Lande, wo die römische Papstkirche durch ihre Priester immer noch den Standpunkt einnimmt, daß alle Trauungen, die nicht von einem katholischen Priester vollzogen wurden, ungesetzlich sind. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Massen des südamerikanischen Volkes, welche sich vom Papsttum abwenden, der reinen Lehre des seligmachenden Evangeliums von Christo sich zuwenden würden. Hier ist ein großes Feld für die evangelische Missionstätigkeit.

Die Bibel in Niederöstreich.

Infolge des § 23 des Preßgesetzes ist es dem Bibelboten verboten, die Bibel direkt zu verkaufen. Er kann, wie der Ausdruck lautet, nur Abonnenten darauf sammeln. Er nimmt Proben mit sich, zeigt den Leuten das Buch und wenn sie bereit sind, darauf zu abonnieren, in Wirklichkeit es zu kaufen, dann notiert er den Namen der Leute und stellt ihnen das Buch nach einigen Tagen zu.

Das ist aber den meisten nicht recht; sie wollen ihren Namen nicht nennen und ziehen es vor, das Buch wie eine andere Ware sofort zu kaufen. Das bringt aber den Bibelboten in eine schwierige Lage, denn wenn er dem Wunsche dieser Leute nachkommt, so macht er sich der Uebertretung des Gesetzes schuldig. Einen solchen Fall hatte ich wieder in P. zu verzeichnen. In einem Hause wollten zwei Familien je ein Testament kaufen, aber sie weigerten sich, ihre Namen zu sagen, und wollten die Bücher nur nehmen, wenn ich sie ihnen sofort ausliefern würde. Schließlich erklärte ich mich dazu bereit, doch als ich aus dem Hause hinausgehen wollte, kam ein Gendarm hinein, hielt mich fest und fragte bei den Leuten nach, ob ich ihnen ein Buch verkauft hätte. Als sie das bejahten, wurde ich verhaftet.

Nun mußten die Leute dem Gendarmen ihren Namen nennen; die eine Frau zitterte und bat den Gendarmen, es doch so zu machen, daß sie wegen des Buches nicht vor Gericht kommen müsse. Ich wollte sie trösten und sagte: „Fürchten Sie sich nicht, es kann Ihnen nichts geschehen. Ich bin kein Verbrecher und mein ganzes Vergehen besteht nur darin, daß ich Ihnen das Buch gleich verkauft habe, anstatt es Ihnen erst nach einigen Tagen zu bringen." „Ruhig!" — donnerte mich der Gendarm an — „ich verbiete Ihnen, hier irgendwie Bemerkung zu machen — sonst — —." Ein Griff nach seinem Gewehr war nicht mißzuverstehen. Ich mußte nun natürlich schweigen, um nicht noch einen andern Paragraphen des Gesetzes zu übertreten. Hier ist man in einem solchen Fall dem Gendarmen auf Gnade und Ungande ausgeliefert.

Jetzt mußte ich mit meiner Tasche auf das Bürgermeisteramt, das sich am andern Ende des großen Dorfes befand. Ich voraus, der Gendarm mit aufgepflanztem Bajonett hinter mir. Bei den Straßenübergängen kommandierte er: „Halbrechts!" „Gradaus!" u. s. w. Die Dorfbewohner rissen die Fenster auf, ein Haufen Kinder liefen mit. Es waren viele Sommerfrischler aus Wien in dem Ort, und alle erwogen, was wohl für ein Verbrecher dort abgeführt werde.

Auf dem Bürgermeisteramt wurde ein Protokoll mit mir aufgenommen, was etwa 1½ Stunde dauerte, dann wurde meine Tasche, die Bücher, Bürsten und Trinkbecher konfisziert und mir der Auftrag gegeben, mich am andern Morgen früh bei dem Postenkommandanten in C. einzufinden. Ich wollte mir nun ein Nachtlager im Dorfe suchen, aber nirgends wurde ich aufgenommen, da man in mir einen gefährlichen Menschen befürchtete. Es war schon 10 Uhr und es fing heftig an zu regnen; da kam ich mit einem Maurer ins Gespräch, welcher zu mir sagte: „Kommen Sie mit mir, ich weiß, was es heißt, in der Fremde kein Obdach zu finden." Als wir aber in seine Wohnung kamen, empfing uns die Frau mit einer ganzen Flut von ausgewählten Schimpfwörtern. Ich wollte sie besänftigen und versprach, das Nachtlager gut zu bezahlen, aber sie ließ sich nicht beruhigen; ich mußte alles über mich ergehen lassen, froh, bei dem Regenwetter unter einem Dach zu sein.

Der Postenkommandant, ein älterer Herr, bei dem ich mich tags darauf einfinden mußte, war mit dem Vorgehen des Gendarmen keineswegs einverstanden, doch sagte er: „Es tut mir leid, aber da der Postenführer Sie nun einmal angezeigt hat, bin ich gezwungen, die weitere Anzeige beim Bezirksgericht zu machen." Darauf gab er mit einen Brief mit, damit mir die Tasche und die anderen Utensilien wieder ausgeliefert werden sollten, nur die Bücher mußten an das Bezirksgericht abgeliefert werden.

Nach einigen Wochen mußte ich nach dem Bezirksgericht in St. Pölten zur Verhandlung kommen. Der Richter war ein einsichtsvoller Herr; da ich bisher unbescholten war, wurde ich zu der geringsten Geldstrafe von K. 2.— und den Verlust der konfiszierten Bücher im Werte von K. 21.— verurteilt. Die Reisespesen betrugen noch K. 6.—, so daß der Verlust im ganzen K. 29.— ausmachte; die Schande und die Strapazen, welche ich dabei zu bestehen hatte, nicht mitgerechnet. Das alles verursacht wegen Verkaufs von zwei Neuen Testamenten im Werte von K. 1.20 und auf Grund des § 23 des Preßgesetzes.

Die Sozialdemokraten verbreiten ihre antireligiösen und aufrührerischen

Schriften in ganz Oestreich massenweise; sie können es trotz dieses Paragraphen tun infolge ihrer großartigen Organisation; aber beim Verkauf der Heiligen Schrift bekommt man die ganze Schwere des Gesetzes zu fühlen.

Geschehen im Jahre 1913 am Bibelboten Wurm.

„Freie Hochschule=Berlin."

Zum „Ehrenrat" dieser „Hochschule" gehören auch die Monistenhäuptlinge Haeckel und Ostwald, zu den „Dozenten" Magnus Hirschfeld und Theodor Kappstein. Der letztere, der sich mit Vorliebe „Dozent der freien Hochschule" nennt, liest u. a. über „Religionswissenschaft" (!). In der Ankündigung dieser Vortragsreihe heißt es: „Bibel und Sage. (Mythus und Legende in der Bibel — die Bibel in Legende und Anekdote.) Der Schöpfungsmythus... Gott=Schlange, „Sündenfall!"..... Der Sagenkranz um Abraham. Die Josephnovelle. Wahrheit und Dichtung über Moses: Der Wohnsitz der Feuergottheit; Jahves Dirigentenstab; wer zaubert am besten? Die illuminierte Wolkensäule; keine „Offenbarung" am Sinai! Manna und Wachteln in der Wüste? Bileam und seine kluge Eselin... Simson, der Rübezahl Israels. David und Goliath, eine Ballade von Hirten und Riesen. Der Nachtspuk der Hexe: Samuel erscheine! Die Eliaslegende: Wundermärchen; der Traum von der Karmelschlacht.... — Ein Eilbrief vom Himmel. Prophetenmirakel. — Der Prophet Jona, sein Psalm im Haifischmagen. Das Buch Hiob, ein Protestgedicht gegen die Pfaffen... Die sogenannte „Offenbarung" des Johannes.... Die Bibel in der Anekdote." — Schon diese Ankündigung zeigt die „Höhe" und den Geist der Vorträge dieses „Dozenten." Man fragt sich angesichts solcher „Vorlesungen" ernstlich, ob nicht diese sogenannte „Freie Hochschule" in mancher Beziehung als eine Gefahr für unser religiöses und sittliches Volksleben anzusehen ist. Recht bezeichnend ist schon die Anmerkung, der der größte Theologe der judoliberalen Blätter der Ankündigung dieser Vortragsreihe hinzufügt: „Zu dieser Vorlesung finden Schüler und Schülerinnen keinen Zutritt!" **Sapienti sat!**

(„Reichsbote.")

Dieser Kappstein hat auch ein Buch herausgegeben: „Bibel und Sage." Wir wissen nicht, was in dem Buch steht, geben aber hier, was Dr. Herm. Gunkel, bekanntlich selbst ein Gelehrter von ziemlich liberaler Richtung, in der „Christ. W." darüber schreibt.

Bibel und Sage. Sage, Mythus und Legende in der Bibel. Die Bibel in der Legende und Anekdote. Von Theodor Kappstein. Berlin, Haude und Spenersche Buchhandlung 1913. 391 S. 5, gebunden 6 Mk.

Das Buch ist ein Gegenstück zu dem Werke von W. L. Hertslet „Der Treppenwitz in der Weltgeschichte," in dem allerlei geschichtliche Irrtümer dargestellt werden. Der erste Teil enthält eine Abhandlung über „Sage, Mythus und Legende in der Bibel," worin nach der beigegebenen Buchhändler=Anzeige „der Charakter der Offenbarung der Bibel durch einen überwältigenden Nachweis ihrer Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen zerstört" werden soll. Der wissenschaftliche Stoff, dessen sich der Verfasser dabei bedient, ist modernen Gelehrten entnommen; im Alten Testament sind seine Quellen besonders Greßmann und ich; dazu kommt ein Schuß Maurenbrecher und Arthur Drews, dessen tolle Erklärung von Ps. 22 er wiedergibt, u. A. Eine selbständige wissenschaftliche Leistung ist also nicht beabsichtigt; die verwandten „Autoritäten" sind oft wörtlich ausgezogen; der Versuch einer

zusammenfassenden Betrachtung des Ganzen wird nicht gemacht; dabei fehlt es nicht an Uebertreibungen, Vergröberungen, Mißverständnissen. Den Forscher befremdet es besonders, wenn seine Ergebnisse, deren Mangelhaftigkeit und Verbesserungsbedürftigkeit ihm selber nur zu genau bekannt ist, hier einfach als bare Münze ausgegeben werden. Was der Verfasser von sich hinzufügt, ist, daß er diese Forschungen benutzt, um gegen die „Offenbarung" Sturm zu laufen, wobei er unter „Offenbarung" der Bibel ihre schlechtsinnige Irrtumslosigkeit versteht. Mit dem Geiste, in dem dies geschieht, von dem einzelne Proben mitzuteilen mir erspart sein möge, hat die wissenschaftliche theologische Forschung keine Gemeinschaft. Selbst über den Gottesglauben macht der Verfasser seine Witze („An Gott klammert sich der Schwache heute noch, besonders wenn er viel Geld oder starke Schmerzen hat" S. 11). Doch soll nicht verschwiegen werden, daß die Hoheit, Tiefe und Schönheit der Bibel so groß ist, daß auch der Verfasser zuweilen Worte hoher Anerkennung findet. Wir bedauern, daß er nicht empfunden hat, daß beide Arten zu reden in starker Dissonanz stehen, und daß er seine schöne schriftstellerische Begabung nicht in straffere Zucht genommen hat.

Der zweite Teil mit der ziemlich wenig passenden Ueberschrift „Die Bibel in der Legende," noch stärker satirisch gestimmt, gibt allerlei dem modernen Geschmack seltsam und barock erscheinende Auslegungen und Weiterdichtungen der Bibel, besonders Beispiele der allegorischen Deutung, wobei der Verfasser nur allzuhäufig die Gelegenheit benutzt, um darüber seinen Spott auszugießen. Man findet hier mancherlei Seltenes und Interessantes bequem zusammengestellt und bedauert nur, daß man den Trank in solcher Mischung vorgesetzt erhält. Dabei wird man freilich der Gerechtigkeit wegen dem Verfasser zugeben, daß Schriften wie die des Naumburger Dompredigers Ernst Mühe (gest. 1906) den Spott allerdings herausfordern. Ein solcher Mann mit seiner vor nichts zurückschreckenden, massiven und manchmal entsetzlichen Bibelgläubigkeit richtet nach unserer Ueberzeugung in der Kirche, der er dienen will, einen unermeßlichen Schaden an.

Den Schluß des Ganzen bildet eine Sammlung von theologischn Anekdoten. Ueber viele von ihnen würden wir gern uns mit amüsieren, wenn nicht die Witzeleien des Verfassers in den beiden ersten Teilen vorangegangen wären.

Der Verleger hofft, daß dies Buch „in den religiösen Kämpfen der Gegenwart ein literarisches Ereignis bedeuten und Freund und Feind auf den Plan rufen würde." Wir denken, daß dies nicht geschehen wird. Unsere theologischen Kämpfe sind uns zu ernst und die Geschichte der israelitisch-christlichen Religionen ist uns zu ehrwürdig und zu lieb, als daß wir dem Berliner Witz in diesen Dingen eine Stimme geben möchten.

Hermann Gunkel.

Ein tapferer brasilianischer Deutschenfreund.

Ein überzeugungstreuer Freund deutscher Sprache und Kultur ist Dr. Egas Moniz Baretto de Aragao, Professor der medizinischen Fakultät und Lehrer der Germanistik am staatlichen Gymnasium in Bahia. Er richtete vor einigen Monaten einen offenen Brief an die Redaktion des wackeren „Urwaldboten" in Blumenau, der neben einem mannhaften und ritterlichen Bekenntnis zum universalen Wert deutscher Sprache und Kultur gleichzeitig die ungeschminktesten Wahrheiten für seine nativistischen Landsleute enthält,

welche er als „Untermenschen der nationalen Kultur" bezeichnet. Der Brief wirft sehr interessante Streiflichter auf die brasilianische national- und kulturpolitischen Verhältnisse. Eins verdient auch bei uns Beachtung. Der Verfasser hat auf dem dritten brasilianischen Kongreß für Unterrichtswesen im verflossenen Sommer eine Denkschrift mit dem Titel „Die deutsche Sprache als unerläßliches Element der Allgemeinbildung" eingereicht, die in der Kommission, welche sich aus den Professoren der Medizin und den hervorragendsten Aerzten zusammensetzte, einstimmigen Beifall fand. Dagegen erhob sich im Plenum des Kongresses ein Sturm von Protesten. Der eine bezeichnete diese Empfehlung der deutschen Sprache als unpatriotisch (!) Ein anderer erklärte, — gewiß ein Zeichen von Bescheidenheit, — daß man keine fremde Wissenschaft brauche, es gnüge, was Brasilien auf diesen Gebieten hervorgebeacht habe. (Was das sei, wurde vorsichtig nicht gesagt.) Ein Dritter erklärte, nur die „brasilianische" Sprache dürfe gelehrt werden. Dr. Moniz fragt dabei humorvoll, was die brasilianische Sprache sei, sie müsse folgerecht erst aus der Mischung von Portugiesisch, Tupy (ein brasilianischer Indianerdialekt) und Negerdialekten geschaffen werden. Ein anderer Apostel des Nativismus bezeichnete es als „Skandal," daß im Süden Brasiliens die deutsche Sprache zum Schaden der Landessprache gelehrt werde, so daß diese fast ganz außer Gebrauch gekommen sei, und ein ganz weitschauender Kopf wies auf die „verbrecherischen Pläne des Kaisers hin, der ganz Brasilien erobern wolle, um in Südamerika ein deutsches Reich zu errichten." — Wenn Dr. Moniz zum Schluß seines Briefes an den „Urwaldboten" schreibt: „Der Fremdenhaß, wie ihn unsere Jakobiner predigen, ist eine der verderblichsten Erscheinungen des Fanatismus. Das Hauptbollwerk des Fanatismus ist die Unwissenheit. Eine unwissende Demokratie ist ein Pöbelherrschaft!" — so sind das goldene Wahrheiten. Respekt vor dem Brasilianer, der sie in diesem Zusammenhange offen auszusprechen wagt!

Der „D. Luth."

Die deutsche Sprache in den schwedischen Schulen.

Im Lehrplan der höheren Schulen Schwedens nahm unter den fremden Sprachen seither die französische Sprache eine bevorzugte Stellung ein. Das hat aufgehört, und da man in diesem Lande die Schulreform stets radikal vorgenommen hat, so ist man auch jetzt wieder grundsätzlich verfahren. Man hat die französische Sprache fast vollständig beiseite geschoben und an ihre Stelle Deutsch gesetzt. Der schwedische Reichstag hat unlängst ein neues Schulgesetz angenommen, in dem der deutschen Sprache der erste Platz vor allen fremden Sprachen im Lehrplan der höheren Schulen eingeräumt wird. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß der Einfluß Frankreichs, der im letzten Jahrhundert in der schwedischen Geschichte seine natürliche Begründung hatte, erheblich abgenommen, und daß dem entgegen ein vollwertiger Ersatz durch Deutschland gegeben sei. Es wird ferner mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß Schweden mit Deutschland die germanische Grundlage gemeinsam habe. Und nun heißt es in dem beachtenswerten Schriftstück wörtlich: „In Hinsicht auf die geographische Lage, soziale und religiöse Anschauung steht uns Schweden Deutschland viel näher als Frankreich. Die rasch aufblühende deutsche Industrie hat in vielen Fällen alle andern von den schwedischen Märkten verdrängt, und in den letzten Jahren sind die Handelsverbindungen mit Frankreich sehr zurückgegangen, wäh-

rend sie mit Deutschland bedeutend zugenommen haben. Außerdem ist allgemein bekannt, welche Bedeutung die deutsche wissenschaftliche Literatur für die ganze höhere Bildung in Schweden hat. Infolge aller dieser Umstände ist der neue Unterrichtsplan, der ein Ausdruck für die Kultur der Zeit sein soll, dieser angepaßt worden." Der „D. Luth."

Im Jahre 1910 erlitt das liberale Cabinett in England eine Niederlage im Parlament, es appellierte an die Wählerschaft des Landes. Im Januar 1910 fand die Wahl statt. Vier Dinge wurden zur Abstimmung vorbereitet: 1. Die Vetomacht des Oberhauses soll aufhören. 2. Das Haus soll die Gewalt haben, die Finanzen allein zu verwalten. 3. Home Rule für Irland. 4. Die Lostrennung der Kirche von Wales, ihre Entstaatlichung von der anglikanischen Kirche. Die Mehrheit der Wähler genehmigte diese Anträge. Am letzten 19. Mai wurde das Wales-Trennungsgesetz in dritter Lesung mit 328 gegen 251 Stimmen im Hause passiert. Die Vorlage wird dem Parlamentsgesetz zufolge automatisch Gesetz, gleichgültig, wie sich das Oberhaus dazu stellen mag. Unter anderem sieht die Vorlage vor, daß die anglikanische Kirche, soweit Wales und Monmouth in Betracht kommen, zu existieren aufhört. Alle kirchlichen Gesellschaften werden aufgelöst werden. Die Bischöfe der vier Diöcesen von Wales verlieren ihren Sitz und ihre Stimme im Oberhaus. Das gegenwärtige Kirchengesetz tritt in Wales außer Kraft und kein kirchlicher Gerichtshof hat in Zukunft noch irgend welche ausübende Gewalt. Das sind radikale Aenderungen. Aus diesem ist die Gesinnung der Mehrheit des Volkes über das Staatskirchentum ersichtlich.

Literatur.

Vom Verlag von Trowitzsch & Sohn haben wir im Maiheft d. J. Seite 238 eine vorläufige Anzeige gebracht. Nachfolgend ist die Besprechung des Buches.

Unter den „Neuen Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche" — Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin — erschien eine Broschüre über Jacobs Böhme, den "philosophus teutonicus," die voluntaristische Mystik betitelt, von Dr. W. Elert. Ein Buch, das wir mit Freude begrüßen — denn wir brauchen heute solche Anregungen, die uns den Grund unseres Mangels aufzuzeigen imstande sind. Der Dogmatik und auch der Philosophie sind wir alle müde geworden — ein böses Zeichen, sagt Vetter. Wir haben gesucht und gesucht, aus dem historischen Worte und dem Verstande die Gründe der Wahrheit zu finden und Gottes gewiß zu werden, und immer und immer wieder haben wir Lehren gefunden statt Gott. Hier ist ein Mann, der kein Schulgelehrter war, sondern ein Schuster, der hat Gott erlebt, und er sagt uns aus seinem überreichen Innenleben heraus, wie wir Leben aus Gott bekommen können. — „Der Geist ging hindurch als ein Blitz und dann kam der Platzregen" — so beschreibt er selber sein Erlebnis. Freilich, seltsam will uns allzu nüchternen modernen Menschen das ungewöhnliche Denken und die ungewöhnliche Sprache anmuten — und wer keine Geduld hat, das Gold zu finden, der legt wohl bald Böhme aus der Hand, — aber man bedenke wie schwer es auch ist in Menschensprache das Göttliche zu sagen. Nur in Gleichnissen läßt sich da ja überhaupt reden. In zwölf Jahren hat er seit seinem Erlebnis überhaupt

nicht geschrieben — dann aber wurde der inwendige Trieb so stark — und er hat „wie ein Schüler" seine Erkenntnisse niedergeschrieben. Ein anderer Mystiker Michael Hahn hat über seine Gotteserfahrung überhaupt nicht schreiben wollen.

Auch die Philosophie hat begonnen tiefer die Probleme der Psychologie zu erfassen. Pfennigsdorf hat uns zwei ausgezeichnete Bücher geschrieben: „Persönlichkeit," — und „Der religiöse Wille." Auch „Symbolik der Schöpfung und ewige Natur" von Vetter — ist ein Versuch, tiefer einzudringen in den Untergrund der Schöpfung. Und selbst die Naturwissenschaft, die sich des Materialismus gerühmt hat, beginnt nach der „Seele der Dinge" zu fragen.

Da wollen wir Theologen denn nicht zurückstehen. Wir haben — durch den Besitz der absoluten Wahrheit, die wir in der christlichen Lebensphilosophie haben, und die keine philosophische Forschung erst herauszustellen hatte, — uns vielleicht alle zu sehr verleiten lassen nicht weiter in die Tiefe zu dringen, vergessend, daß die Lebenswahrheiten unserer Religion immer von neuem, und von jedem einzelnen durchdacht und erfahren werden müsse.

Auch dies Buch über Jac. Böhme kann uns darum wertvoll werden, weil es uns fühlen macht: es gibt ein Tieferes als bloße Erkenntnis; es gilt in der Seele „das Mysterium magnum" zu erleben.

Böhme nennt als den Grundfehler unserer Theologie: das bloße historische Christentum. Was nützt — so sagt er allerdings einseitig — die bloße Lehre und die Kenntnis der Heilsgeschichte. Heute, an mir, muß der geistige Inhalt und die damals entbundenen Lebenskräfte dieser Heilsgeschichte erlebt werden.

Das ist Mystik — sagen freilich sofort viele — und damit hat man denn solch einen Mann mit seinem gewaltigen Ernst und seiner Lebensarbeit und Lebenserfahrung abgetan. O, hätten doch die Orthodoxen jener Zeit Böhme und andere Mystiker, die ja freilich nicht so nüchtern, wie Böhme war, gehört, der Rationalismus und die liberale Theologie wäre der Kirche erspart geblieben. Ein so blödes Wort wie Harnacks: „Die Geschichte des Christentums ist das Wesen des Christentums," — gerade so klug als wenn ich sage: Der Leib des Menschen ist das Wesen des Menschen — wäre nicht möglich gewesen. Die Millionen des Abfalls, verführt durch die falsche Philosophie und den Materialismus, sind eine furchtbare Anklage gegen die Kirche, die das Wesen der Religion: das "Mysterium magnum" nicht offenbart hat. Wie ergreifend ist die Anklage des Schweizer Kutter, der der Christenheit weinend das Wort ins Angesicht wirft: „Die Christenheit hat keinen Gott!"

Wir müssen Gott erleben — und wer uns dazu helfen kann, dem wollen wir die Hände küssen.

Wir werden nicht mechanisch selig durch einen mechanischen Glauben. Wir werden nicht selig weil Christus geboren, gelehrt hat und gestorben ist für das Heil der Welt — sondern wenn wir heute den gegenwärtigen Christus und die wiedergebärenden Kräfte seines Geistes erleben. Die Lehre und der Tod Jesu sind nur die negative Seite der Sache: das Ausdemwegräumen von Hinderungen, heute gilt es die positive Erlösung, das Wirklichwerden der Erlösung an mir zu erleben. „Die Menschwerdung Christi ist nur der erste typische Fall der Inkarnation — sie soll in jedem einzelnen Menschen sich wiederholen — sagt Böhme.

Wir müssen Gott erleben. Wo finden wir ihn? Böhme sagt eine überraschende Selbstverständlichkeit: Nicht außer dir, sondern in dir. Der Mensch selbst ist eine Offenbarungsstätte der Gottheit (1. Kor. 3, 16), ein Tempel, in dessen Allerheiligsten, dem Geiste, Gott sich offenbaren kann und will. Wir aber haben zu Gott außer uns, zum Himmel gerufen, anstatt in stiller „Versenkung" in uns selber hineinzulauschen auf Gottes Antwort.

Die zweite wertvolle Erkenntnis Böhmes ist „der Wille." Der Schreiber der Broschüre hat es sich zur dankenswerten Aufgabe gemacht, gerade diesen Punkt aus Böhmes Mystik aufzuzeigen. Die Orthodoxie hat uns ja den Weg verbaut, leider, durch ihre Auffassung des Willens, daher denn auch die Lehre von der Gnade und Prädestination so schief geraten ist. Wenn wo, dann brauchen wir hier neue Untersuchungen, und zwar psychologische Untersuchungen. Der Wille ist der Mensch. In den Willen hinein muß der Glaube, muß die Wiedergeburt, muß die Erneuerung. Nicht anders kann dem Menschen geholfen werden. Es gibt keine magische Mitteilung des Heils, ohne daß der Wille auf Gottes Gnade reagiere.

Auch Schwedenborg spottet über die orthodoxe Lehre, daß der Mensch in Hinsicht des Willens wie die Salzsäule des Weibes Lots sei. Böhme, wie auch Michael Hahn, bezeugen, daß sie dadurch zum Erlebnis Gottes gekommen sind, daß sie mit heißer Begier gewollt haben. Kein passiver, sondern ein aktiver Wille und Glaube, also: Die Vorbedingungen aber zur Willens- und Wesenserneuerung ist die Gelassenheit, ohne Zorn und Zank leben, völlige Gottergebenheit, wollen was Gott will, das Indentodgeben des eigenen Selbst — und die Buße, d. i. eine fortwährende Prüfung und Beobachtung seines Innenlebens zur Erforschung der Sünde und Ausrottung derselben. Im Willen sitzt die Sünde.

Von der Neugeburt handelt Böhme so oft. Zu Geistesmenschen sollen wir neugeschaffen und entfaltet werden. Der Mensch, natürlich geboren, sei nur ein Tier — sagt er, wie Schwedenborg — aber freilich mit der Anlage zur geistigen Entfaltung. "Die göttliche Jungfrau „Sophia" hat den Menschen verlassen „weil er in die Sünde imagierte." „Die himmlische Jungfrau aber hat noch einmal eine Verbindung angeknüpft mit den Menschen. Das geschah, als das ewige Wort in eine irdische Jungfrau, Maria, hineingesprochen wurde. Aus der vollendeten Einheit zwischen der himmlischen und der irdischen Jungfrau, (Sophia und Maria) ist das neue Leben geboren. Damit ist aber grundsätzlich die Einheit zwischen Gottheit und Menschheit ermöglicht und angefangen." „Die Sophia geht nun wieder mit der irdischen Adamsnatur eine neue Verbindung ein — und schafft dadurch ein neues Wesen.

Unserseits nun geschieht diese Neugeburt durch „Imagination." Schwedenborg sagt dasselbe besser: Jeder lebt in seiner Liebe. Worauf die Liebe des Willens sich richtet, darauf richtet sich die Imagination — und bildet sich nach dieser Imagination.

Lasse deinen Willen imaginieren in Gott hinein und das das Gottes ist und du wirst neugeboren werden. (J. C. R.)

Im Verlag von Kober, C. F., Spittas Nachfolger, Basel, erschien:

Ein Sänger des Kreuzes. Bilder aus dem Leben von Ernst

Gebhardt. In gutem Leinenband gebunden, mit Goldaufdruck auf dem äußeren Umschlag, kostet das Buch $1.25.

Dr. A. J. Bucher, der Editor von „Haus und Herd," der Schwiegersohn von Ernst Gebhardt, hat das Buch geschrieben, und er hat es uns auch direkt zugesandt in folge persönlicher Bekanntschaft, die wir dieses Frühjahr machen durften. „Ernst Gebhardt," der „Sänger des Kreuzes," war ein Prediger der Methodistenkirche in Deutschland. Schreiber dieses wurde mit ihm schon vor 52 Jahren bekannt, als Gebhardt in seiner Eigenschaft als Methodistenprediger in einem Dorfe Württembergs tätig war. Dreizehn Jahre später trafen wir uns wieder in Karlsruhe, als Gebhardt den Amerikaner Rob. Pearsall Smith auf seinen Predigtreisen begleitete und als Sänger, Orgelspieler und Ueberſetzer mit tätig war.

In diese alten Zeiten der vorigen Jahre hat uns das Buch lebhaft hinein- und zurückversetzt. Das Buch erzählt mit historischer Treue wie leider die deutschen Christen von oben bis unten in engem Vorurteil dem Wirken der Methodistenprediger die größten Hindernisse in den Weg legten. Es waren nicht nur die hohen Kirchenbehörden, die zu der Höhe einer absoluten Gewissensfreiheit sich nicht zu erheben vermochten und lieber die Christen in totem Kirchenzwang dahin gehen ließen, als daß geistiges Leben in die geistlich-toten Menschen kommen sollte durch einen nicht zur „Landeskirche" gehörenden Prediger. Auch die frommen Christen, die in den Gemeinschaftskreisen sich gesammelt hatten und einer geistigen Belebung dringend bedurften, standen dem von E. Gebhardt vertretenen Christentum meist schroff ablehnend gegenüber, und nur wo methodistische Gemeinschaften entstanden, konnte G. als evangelischer Prediger Anerkennung finden und im Segen wirken.

Mehr hervorragend und auf weitere Kreise sich erstreckend war seine segensreiche Tätigkeit als „Sänger des Kreuzes." In diese Tätigkeit wurde er durch seine zeitweilige Verbindung mit dem oben erwähnten R .Pearsall Smith hineingeleitet. Wie der Evangelist Moody auf seinen Reisen seinen Sänger Ira D. Sankey bei sich hatte, der mit seinem Gesang die Herzen eroberte, so hat E. Gebhardt ähnlichen Dienst getan und die liebewarmen Evangeliumslieder in die kalten Herzen hineingesungen. Damals entstanden verschiedene Liedersammlungen von E. Gebhardt, vor allem: „Frohe Botschaft," wovon 140 Auflagen seitdem erschienen sind; ferner: „Die Evangeliumslieder," 53 Auflagen. Die erstgenannte Liedersammlung ist in 439,000 Exemplaren erschienen; „Evangeliumslieder" 156,000; „Jubiläumssänger" 70,000 Ex. Im Ganzen hat Gebhardt 26 verschiedene Liedersammlungen und zwei musikalische Lehrschriften erscheinen lassen, die zusammen 436 Auflagen erlebten. Das gibt dem Leser einen Begriff, warum E. Gebhardt der „Sänger des Kreuzes" genannt wird. Gelten doch seine Liedersammlungen alle dem einen Zweck, die gekreuzigte Liebe in die Herzen der Menschen zu singen. — Es ist ein reiches, im Dienst des Meisters verzehrtes Leben, das dieses Buch uns vorführt. Wir wünschen im Interesse der brüderlichen Verständigung mit den Brüdern der Methodistenkirche dem Buche eine weite Verbreitung in unseren Kreisen. Kein evangelischer Christ kann das Buch lesen, ohne Antrieb zur Heiligung und Hingabe des Lebens in den Dienst des Heilandes zu empfangen. — Bemerkt sei noch, daß auch gute Bilder dem Leser eine Vorstellung von dem „Sänger des Kreuzes" geben.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkonf.-Präf. D. Dr. Hermann von Bezzel in München, hersg. von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Preis pro Quartal M. 2.50.

Jahrgang 1914. Inhalt des 5. Heftes:
Psychologie der männlichen Jugend. Von Pastor Böttcher in Schmölln, S.-A. (Schluß). — Die jüngste Phase des Neukantianismus in der Theologie. Von Prof. D. Dunkmann in Greifswald. — Aus alten Handschriften von Luther und über Luther. Von Prof. Dr. Böhmer in Marburg (Hessen).

Jahrgang 1914. Inhalt des 6. Heftes.
Augustins Lehre über die Tugenden der Heiden kirchengeschichtlich und biblisch beleuchtet. Von Probst Ohl in Ratzeburg. — Paulus und der „Geist" der Urgemeinde. Von Dr. phil. Ritter in Berlin-Lichterfelde. — Eine neugefundene lateinische Predigt aus dem 3. Jahrhundert. Von Priv.-Doz. Lic. E. Seeberg in Greifswald.

Die Theologie der Gegenwart herausgegeben von Professor D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. Dr. G. Grützmacher in Heidelberg, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen. — Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl. — Preis pro Jahr M. 3.50 (für Abonnenten der Neuen Kirchlichen Zeitschrift M. 2.80).

Prof. D. Sellin bietet uns hier mit rühmlichster Sachkenntnis, Gründlichkeit und Sachlichkeit einen klaren Ueberblick über den Ertrag der alttestamentlichen Forschung und Wissenschaft des letzten Jahres. Je zahlreicher die Einzeluntersuchungen sind, die auf diesem Gebiet erfolgt sind, desto mehr bedarf man einer sicheren Führung. Sellin bietet uns dies in vortrefflicher Weise, so daß auch dieses Heft der „Theologie der Gegenwart" jedem, der sich mit den in Betracht kommenden Arbeiten zu beschäftigen hat, sehr gute Dienste leistet. Die „Theologie der Gegenwart" kann ich überhaupt jedem Pfarrer aufs wärste empfehlen. Da bekommt man einen Einblick in das Schaffen und Ringen unserer heutigen Theologie und das, was sie bleibend Wertvolles zutage gefördert hat. Und gerade das, was da S. auf atl. Gebiete jährlich bietet, ist überaus klar und lichtvoll und behandelt den weitschichtigen Stoff in geradezu mustergiltiger Weise.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 50. Jahrg. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Maiheft beginnt mit der interessanten Abhandlung „Die Hand", den „stummen, aber ausdrucksvollen Dolmetscher der Seele"; dann folgt eine längere Arbeit von Prof. D. Dunkmann „Das Charakterbild Jesu," auf die wir besonders hinweisen möchten. Weiter: „Bibel und kirchliche Bekenntnisse" — ein Stimmungsbild vom „19. Kirchlich-Sozialen Kongreß" — „Ein Gang durch die neuere apologetische Literatur" und ferner eine ganze

Reihe kleinerer Darbietungen. — Wir empfehlen den „Geisteskampf" aufs neue. Im Kampf um die christliche Weltanschauung nimmt er eine hervorragende Stellung ein, und er wird als wohlbewanderter und zuverlässig orientierender Führer auf dem Gebiet des gegenwärtigen Geisteskampfes von allen, die ihn kennen, hochgeschätzt.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 3. Jahrgang. Jährlich 4 M., der „Vierteljahrsbericht" apart 1 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Jordans altbekannter Literaturbericht sei als bewährtes, überaus reichhaltiges und dabei sehr billiges Orientierungsmittel allen Theologen, Pfarrern, Religionslehrern u. s. w. warm empfohlen. Das Maiheft wird eingeleitet durch eine wertvolle Abhandlung von Prof. D. Dunkmann unter der Ueberschrift: Seeberg „positiv" oder „liberal?" Recht willkommen heißen wird der Leser auch das reichhaltige Beiheft „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur." Es behandelt in durchaus selbständigen Besprechungen gegen 130 verschiedene Werke.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 M. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3.75 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Im Maiheft schreibt Missionar Spellenberg über „Neue Missionsaufgaben in Kamerun," Missionar Hedberg erzählt aus seinen Erlebnissen in dem Aufsatz „Aus dem indischen Missionsleben." Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient die Darstellung des Herausgebers, überschrieben „Die deutsche evangelische Missionshilfe," durch die er das großzügige Programm dieser neuen Organisation veröffentlicht. Hieran schließen sich zahlreiche kleinere Mitteilungen aus der Heimat, aus Togo, Amerika, Südafrika, aus China, von den Philippinen, sowie eine Reihe von Bücherbesprechungen. Ein besonderes Wort der Anerkennung verdient auch der schöne Bilderschmuck.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 M. 50 Pfg. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Zum Gedächtnis Fichtes. Von Rudolf Eucken. — Dem unbekannten Gott! Von Timm Kröger. (Fortsetzung.) — Kaiser Karl der Große. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Die Flucht des Prinzen von Preußen. Nach den Aufzeichnungen des Majors O. (Schluß.). — Ernst Haeckel. Von Prof. Dr. J. Reinke. — Lilis großes Erlebnis. Von O. Gabrieli. — Der Frankfurter Salvarsanskandal und das große Schweigen. Von Heinrich Müller. — Die Gebet-Klinik. — Die Sprachenfrage im Elsaß unter Frankreich. Von Koell. — „Was ist des Deutschen Vaterland?" Von Julius Knopf. — Ein Sozialistenführer über das Christentum. — Die verlorene Autorität. Von Hero Max. — Türmers Tagebuch: Silvesterbeleuchtung. Das bißchen Zabern. Elsaß-Lothringen, ein Kulturproblem. Eine Groteske. Solidarität. Traugott Jagow, der Futurist. Kasperle-Theater. Bülow. — Bacon ist Shakesspeare. Von Dr. Gustav von Buchwald. — Das Warum des Warum. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Bibliophilen? — Der Sieg der deutschen Schrift. — Die Rolle des Häßlichen in der Kunst. Von Erich Everth. — Haspinger Anno Neun. Von Curt H. Weigelt. — Der Maler Karls des Großen. Von Karl Storck. — Der enthüllte Gral. Von Karl Storck. — Die Inszenierung des Parsifal. Von Adolph Appia. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Alfred Rethel. Egger-Lienz). — Notenbeilage.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 16. Band. St. Louis, Mo. November 1914.

Täuschung und Wirklichkeit.

Man hört es so viel in der heutigen Welt, die Menschen gingen der Kirche und der Religion aus dem Wege, weil sie die Religion für eine Illusion hielten. Es sei keine harte Wirklichkeit hinter all den Dingen, die man in der „Religion" an die Menschen heranbrächte. Ein nebliges Meer verworrener Menschengedanken und täuschender Gefühle, das sei sie! Eine Einbildung des Menschengeistes, von der man sich losmachen müsse! Es sei nun die höchste Zeit. Man sei in der Kultur soweit vorwärts gekommen, nun habe man endlich abzulegen, was kindisch sei.

Angenommen, die Religion wäre solch eine Täuschung. Alle die täten wirklich recht, die nur vor dem Sichtbaren ihre Knie beugen ein langes Leben lang; die alles, was über die fünf Sinne hinausgeht, für Unsinn halten. Es gäbe nur Willkür und Zufall in der Welt. Keine Vorsehung, keine ausgleichende Gerechtigkeit, keine tröstende Liebe, keine Ewigkeit! Es wäre eine Selbsttäuschung, zu meinen, es gäbe einen Gott, und dieser Gott wäre noch dazu die Liebe. Es wäre ein ganz verstiegener Irrwahn, sich auszudenken, dieser Gott habe seinen Sohn gesandt, weil er die Welt also geliebet habe, daß er nicht anders gekonnt habe, als ihn zu „senden." Es wäre eine kindlich-törichte Steigerung des Menschen ins Uebermenschliche und Ueberirdische, ihm vorzusagen: wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Und es sei viel einfacher und lohnender, diese Dinge, wie die Liebe, ohne alle metaphysische Verkleidung rein natürlich zu behandeln.

Also den Fall gesetzt, die Gegner hätten Recht. Die Religion wäre eine Täuschung.

Wäre es nicht eine wundervolle Täuschung? Wirklich wert, sich ein ganzes Leben freundlich in ihr zu wiegen? Die Menschen leben ja auch sonst oft genug von Einbildungen ihr ganzes Leben lang. Nur daß diese oft viel weniger schön sind und keine Verheißung haben. Und auch von ihnen sind sie so schwer abzubringen, eben weil sie etwas Freundliches und Wohltuendes in ihnen entdeckt haben und sich darin sonnen. Sagt man ihnen und beweist es ihnen, daß sie einem Phantom nachgehen, daß ihre Einbildungen in der Luft schweben, — man redet

an ihnen vorbei. Eine Täuschung ist zu schön, als daß man von ihr ließe. Sie wenden die Augen ab von der kalten Wahrheit und blicken verzückt in die rosigen Wolken ihrer Phantasien.

Und der Inhalt der Religion: Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm (1. Joh. 4, 16 ff.)? Ja, wäre es denn nicht die köstlichste Täuschung, sich unablässig umflossen zu wissen von einer unsichtbaren, unendlichen Macht und Fülle der Liebe? Daß wir stets in dem Ablauf der Ereignisse liebevollen Geist, geistvolle Liebe wähnen und spüren sollten? Was ist dann schließlich schöner und lockender, vor stets abgeschlossenen Türen nebenan die Grausamkeit und Tücke wohnen zu wissen, oder in dem Gedanken froh dahin zu leben, daß ein guter Freund neben uns haust, der heimlich und still alles zum besten lenkt? Die große, mannigfaltige Welt, unser so nichtiges kleines Menschenleben, eingehegt von der weichen Hand der Liebe! Und es soll alles von dieser Hand der unsichtbar waltenden Freundlichkeit und Güte für uns zurecht gemacht sein, die niemals wirklich ein Leid als Letztes zufügen will! Ja, kann man nicht schon in dem Gedanken, in der Einbildung, daß es so sein könnte, selig sein? Und wenn es dann wirklich Täuschung ist, bleibt es den Menschen nicht ewig erspart, die enttäuschende Wahrheit zu schauen? Denn der Tod erst könnte die „Wahrheit" ans Licht bringen; wenn aber das herrlich Vorgestellte Täuschung war, dann bleibt ja der Tod erst recht Tod, d. h. die Versenkung aller Hoffnung in Nichts, ohne daß es der Hoffende je gewahr wird. Der Schleier wird wohl vom Auge genommen, aber das Auge ist nun blind und tot. Wenn es die wundervollste beseligende Täuschung um die Religion wäre, lohnt es nicht, sich ein ganzes Leben in ihr freundlich zu wiegen, in der Gewißheit, entweder ja doch die alles übertreffende Wahrheit der Hoffnung zu schauen — oder aber doch niemals ihren Zusammenbruch schauen zu brauchen, eben weil das Ende unseres Hoffens das Ende überhaupt ist? Aber wir haben bis zum letzten Atemzug gelebt aus ihr und geschöpft die Seligkeit des Lebens!

Und nun ist uns in dem, was wir die Offenbarung in Jesu Person nennen, das Wort: „Gott ist die Liebe," zu einer Wirklichkeit geworden, die, was wir sonst „wirklich" nennen, noch unter sich läßt. Nicht nur, daß Gott der Herr wirklich ist, sondern daß er als wirklicher Gott die Liebe ist, ist uns das unumstößlich Sichere, die Wahrheit überhaupt! Wir wissen, daß wir dabei nicht in Menschenphantasien die Wolken des Himmels beschreiten; wir wissen, daß uns bei Behauptung dieser Wahrheit Gott selbst einen Granit unter die Füße gegeben hat. Der Gedanke, daß all das, was sich uns im Christentum ausbreitet, eine „Täuschung" sein könne, rückt uns gerade immer ferner, je mehr wir mit klaren Sinnen in dessen Eigenart eindringen.

Dann aber sollte uns dieser wundervolle Sachverhalt, daß Gott die Liebe ist, auch wirklich wie eine warme Woge durch unser Leben tragen. Wenn schon die vorgestellte Einbildung geeignet ist, selig zu machen, wieviel mehr dann die erkannte Wahrheit. Alles Leid der Welt

bricht sich an diesem Felsen; es schmerzt uns wohl auch noch, oft sogar sehr, aber es kann doch niemals verbitternd auf uns wirken; und damit ist ihm sein Pfeil von der Sehne genommen.

Wie weit und offen macht uns aber auch zugleich dies Wort das Herz! Wie dehnt sich unsere Vorstellung von Gott und Mensch! Die Menschen glauben an den Gott der Liebe, aber trauen ihm doch oft wenig Gutes zu. Sie denken ihn sich auch oft auf der Lauer, wie er den Menschen aufpaßt, ob sie auch so und so viel Lehrsätze, christliche Dogmen glaubten. Liebe ist doch aber stets eine Art inneren Verstehens; und je mehr sie vom Geist ausgeht, desto eher hat sie inneres Verständnis für geistiges Leben, dessen Nöte, Leiden, Schwierigkeiten. Wie sich Gott stellt zu des Menschen — wenn nur aufrichtigem — Suchen und Aneignen des Höchsten, das liegt genau darin, daß er die Liebe ist, d. h. er versteht sie innerlich. Wer nur in der Liebe bleibt, der bleibet auch in Gott! Nicht wahr, welch ein kritisches Wort für Fanatiker in Dogmen! Aber es stammt von dem Jünger, der an Jesu Brust lag. Darum, von der Liebe aus will Gott verstanden sein. Wer sie hat, als einfaches, schlichtes Weib, als ungelehrter Mann, als liebendes Kind, als barmherziger Sozialpolitiker, — der hat stets damit nicht nur die Blüte alles Menschlichen, sondern die Schlüssel zum Verständnis des Göttlichen, das sich dann nach dieser und jener Seite ihm weiter öffnen wird. Und sein Weg geht über die Täuschungen und Zweifel hinein in das Wirkliche. In das Wirkliche auch des „alten" Glaubens, den sie schelten, ohne ihn vom Herzpunkte aus zu verstehen. Aus „Reformation."

Wie ist die deutsche Unkirchlichkeit im Verhältnis zur englischen Kirchlichkeit zu erklären?

Von Pastor W. Weber.

(Schluß.)

Indem seit der Revolution in England, in der die Macht der Krone und damit die Alleinherrschaft der Staatskirche gebrochen, wurde die Bildung von Dissentersgemeinschaften freigegeben. Das Durchdringen dieses Gedankens persönlicher Freiheit erleichterte die Loslösung großer Massen von der Staatskirche und die Bildung neuer kirchlichen Gemeinschaften. Von der Bildung derselben ist so eifrig Gebrauch gemacht worden, daß man in England gegen dreihundert Denominationen zählt, so daß die Staatskirche kaum die Hälfte der gesamten Bewohnerschaft umfaßt und daß die Zahl der Kirchenplätze und Kommunikanten in den Freikirchen, der in der anglikanischen Kirche immer mehr überlegen werden. Man darf behaupten, daß durch die Ausscheidung der Nonkonformisten wohl die established church eingebüßt hat, die Kirchlichkeit selbst aber gewonnen hat.

Eigentümlich ist es, daß die Entstehung der englischen Freikirchen sich gegenüber der Staatskirche in ganz derselben Weise vollzog, wie diese sich seinerzeit von der katholischen Kirche getrennt hatte, das heißt,

ohne daß die Kirchlichkeit zerstörende Tendenzen vorhanden sind. Die Quäker ausgenommen, gilt es auch von der Bildung der Freikirchen: sie sind nicht etwa hervorgegangen aus einer veränderten Auffassung der Stellung des Christen zur Kirche überhaupt. Tiefgreifende religiöse Momente sind nirgends vorhanden, sondern sie sind zurückzuführen auf die Richtungen, die von Anfang an infolge lutherischer und calvinischer Einflüsse mit den halbkatholischen Einrichtungen der Staatskirche nicht zufrieden waren. Und in der Folgezeit wird es nicht anders sein, wo tiefere religiöse Bewegungen zur Trennung von der Staatskirche treiben, diese auf kontinentale Einflüsse zurückzuführen sind. Die Begründung des Puritanertums, des Independentismus hat sich in solcher Weise vollzogen. Sobald die Neuordnung der Dinge Raum läßt, konstituiert er sich mit einem eigenen Kirchenwesen, für welches seine Glieder mit echt englischer expansiver Betätigung werben. Ueberall entstehen im Lande blühende Gemeinden.

Allerdings für die Formulierung eines neuen grundlegenden Bekenntnisses — welche doch in Deutschland die Hauptsache gewesen wäre — hat man sich nicht interessiert. Man begnügte sich nur in den neuen Formen, ohne Hierarchie gut kirchlich zu sein. — Aehnlich, behauptet der deutsche Pfarrer, verhält sich es auch mit der Entstehung des Methodismus und Baptismus. Er will auch dieser Denominationen, die vor allem in England eine Rolle spielen, gedenken. Dabei bemerkt er, daß der letztere nicht so verbreitet ist, wie man gemeinhin annimmt. Die Seelenzahl erreiche noch nicht die halbe Million. Referent ist außerstande dieses zu bestätigen, oder zu bezweifeln. In beiden Abzweigungen sollen aber kontinentale Einflüsse nachweisbar sein. Das Täufertum soll mit den Mennoniten Hollands zusammenhängen, während Wesley bereits in seiner Studentenzeit Anregungen von der Mystik empfangen habe. Daß später seine unklaren Ideen und Gefühle klare Gestalt gewonnen haben, verdankt er im wesentlichen dem Zusammensein mit den Herrnhutern. Das wird gegenüber der hohen Einschätzung bemerkt, die diese kirchlichen Neubildungen von deutscher Seite erfahren haben, als seien sie durchaus originale Schöpfungen englischer Religiosität und als hätten sie von England aus Deutschland befruchtet. Von beiden gilt wiederum, daß in das Zentrum der evangelischen Lehre gehende dogmatische Arbeit, die die Stellung zur Kirche erschüttert, nicht geleistet worden ist. Diese Deduktionen zu befürworten, oder zu widerlegen, sieht sich Referent ebenfalls außerstande. Beim Baptismus hingegen hält er dafür, daß die Abneigung gegen einige kirchliche Lehren und Bräuche zur Einrichtung eines eigenen Kirchenwesens geführt hat. Wie weit beim Methodismus es eine gegen die Veräußerlichung der kultusfrohen Staatskirche in Klerus und Laientum gerichtete Bewegung war, die zuerst innerhalb derselben ein inniges mit der Nachfolge Jesu ernst machendes Christentum erstreben will, dann aber, weil sie für sich keinen Platz sieht, sich loslöst, lassen wir dahingestellt sein.

Tatsache ist es aber, daß diese Abzweigungen sich wieder in eine ganze Anzahl anderer teilen. Charakteristisch für englische Verhältnisse ist es aber, daß sie alle schnell zu eigenen, selbständigen Kirchenwesen gelangen. Diesen Denominationen eignet aber allen, trotz oft mangelnder äußerer Organisation dadurch, daß das Bestehen einer jeden auf Arbeit und Opferwilligkeit der Mitglieder gestellt ist, ein manchmal außerordentlich reger kirchlicher Sinn. Gewiß wird der kirchliche Eifer durch die Konkurrenz, in der sich jede kirchliche Gemeinschaft mit der andern befindet, aufs höchste angespornt. Der Ausspruch, daß in England der Zugehörigkeit zu einer der free churches vollständig der fatale Beigeschmack fehlt, der bei uns vorhanden ist, gereicht dem Verfasser zur Ehre für seine rückhaltslose Offenheit. Er anerkennt, daß der Engländer in solchen Dingen viel freier und unabhängiger denkt.

Hinsichtlich der Entstehung der Freikirchen, bezüglich ihrer Einwirkung auf die Kirchlichkeit, müssen wir Abstand nehmen die einzigartige Stellung der Quäker hier näher zu berühren. Bekannt ist, daß der Quäker gleichgültig ist gegen alle Dogmatik, gegen jeden Kultus, jeden Gottesdienst in unserem Sinne, gegen gottesdienstliche und sakramentale Gebräuche, sofern sie an bestimmte Riten und Formen gebunden sind. Er legt ja den Hauptnachdruck darauf, daß der Geist ihn zu einem wahrhaft evangelischen Leben in christlicher Bruderliebe treibt. Und es ist in der Tat bezeichnend, daß der Gedanke einer kirchlichen Annäherung Englands und Deutschlands, die alle Kirchen und Denominationen umfassen soll, verbunden mit dem Streben von der Friedensforderung des Evangeliums aus ein freundliches Zusammengehen der beiden Nationen anzubahnen, von den Quäkern ausgegangen: Mr. Allen Baker, die treibende Kraft der Peace-Makers, ist Quäker.

Die religiösen Meetings, die bei dieser Gemeinschaft gehalten werden und zur religiösen Unterweisung dienen, wollen auch in ihrer Art zur geistigen Förderung der Gemeindeglieder beitragen und eine Beteiligung und ein Interesse an der Gemeindearbeit bewirken, was doch wieder Kirchlichkeit in freiester Form ist. Dieser Trieb zur Kirchlichkeit, wie er auch in gewisser Art den Quäkern eigen ist, muß doch wohl darauf zurückzuführen sein, daß der Engländer, dank seiner geschichtlichen Entwickelung, Christentum ohne praktische kirchliche Betätigung sich nicht denken kann. Aber auch die oft verkannte Tatsache bekundet sich hier, daß überall, wo lebendige Kräfte des Evangeliums vorhanden sind, die Menschen zur Gemeinschaft getrieben werden. Aus allem ist nun ersichtlich, wie auch die Bildung von Sekten durchaus nicht hemmend auf die Kirchlichkeit eingewirkt hat, im Gegenteil nur fördernd.

Die Verhältnisse in Deutschland waren andere als wie in England. Im Protestantismus ist die Auseinandersetzung der vorhandenen unausgeglichenen Richtungen mit der Kirche in einer Weise verlaufen, die viel zur Schaffung der bestehenden Unkirchlichkeit beigetragen hat. Daß

die katholische Kirche durch die in der Reformation erfolgte Loslösung aller absterbenden Elemente zwar geschwächt worden war, aber dafür auch viel einheitlicher wurde, wurde anfangs bereits festgestellt. In der Gegenreformation ihre Kräfte zusammenfassend und ihre Herrschaft über die Gläubigen, die ihr zugehörten, wieder herstellend, tritt sie als eine große einheitliche Macht den Evangelischen gegenüber. Und die evangelische Kirche, um sich ihres Angriffes erwehren zu können, muß darauf bedacht sein, sich möglichst eng zusammenzuschließen und ihr eine ähnliche Einheit entgegenzustellen. Weil nun in der katholischen Kirche die innere Einheit und die Macht über die Gemüter dargestellt wird in der unbedingten und verpflichtenden Geltung ihrer Dogmen, in der einheitlichen katholischen Lehre, darum beginnt auch in der lutherischen Kirche das Streben nach einer umfassenden Lehrnorm, so im Zeitalter der Orthodoxie. Nur durch diese Konsolidierung der Anhänger Luthers und Melanchthons, bez. Calvins und Zwinglis, wurde es den einzelnen Ländern ermöglicht, die evangelischen Landeskirchen als der katholischen Kirche gleichberechtigte staatliche Institutionen anzuerkennen und auszugestalten. Freilich wurde damit ein gutes Teil wieder aufgegeben, über das, was nach Luthers Gedanken die ecclesia sein sollte, aber für die Kirchlichkeit lag doch eine Förderung darin, daß das Kirchentum sozusagen wieder offiziell wurde. Gewiß ist nicht zu unterschätzen, daß damit die evangelische Kirche einen sicheren Halt bekam und von dem Schicksale bewahrt blieb, sich in lockere Gebilde aufzulösen.

Dieses offizielle Kirchentum schloß mit seiner Sanktionierung der Lehre die Freiheit persönlichen Glaubenslebens, von der doch vor allem die Reformation ausgegangen war, bis zu einem gewissen Grade immer mehr aus. Was konnte es nützen, daß das kirchliche Leben immer mehr und mehr bei Predigern wie bei Laien in dem Betreiben einer korrekten Lehre aufging? Schwer war es für die, die auf diese Art der Erfassung der reformatorischen Ideen nicht eingeschworen waren. Schwer war es für sie, etwa daran zu gehen und ein eigenes Kirchenwesen zu begründen. Einmal hat sie mit ihrer Ueberzeugung von der persönlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit das Bewußtsein, das echte Luthertum in ihrer Kirche zu vertreten, zum andern ließ die Anerkennung der drei großen Konfessionen durch den westfälischen Frieden faktisch keinen Platz für andere kirchliche Gemeinschaften.

Die Folge davon war, daß solche Strömungen, die sich in England von der Kirche abzweigten, hier innerhalb derselben blieben. Zwar bildete sich in ihr gewiß der religiöse Sauerteig, der eine Erstarrung verhütete, aber doch ist auch klar, daß sie bei dem Gegensatze, in dem sie sich zur Kirche befanden, nicht besonders eifrig in ihrer Kirchlichkeit waren.

Man denke nur an die größte derartige Bewegung innerhalb der Kirche, an den Pietismus. In dem Artikel Pietismus in der Realencyklopädie B. 15, S. 174 wird gesagt, daß der lutherischen Kirche Ansprüche an ihre Mitglieder in der Forderung sich zusammenfassen, die kirchliche Lehre als autoritative Darstellung der göttlichen Offenbarung

anzuerkennen, die Darbietung von Wort und Sakrament anzunehmen und allen das kirchliche Leben betreffenden Anordnungen sich zu unterwerfen. Gegen dieses institutionelle Christentum der lutherischen Kirche, das anspruchsvoll das evangelische Christentum zu repräsentieren behauptete, tatsächlich aber dabei das geistliche Leben zwar nicht erstarren, aber dahinwelken ließ, hat sich der Pietismus in seinem Streben der Einzelpersönlichkeit nach Selbständigkeit, nach Freiheit, nach Mitarbeit aufgelehnt, indem der Pietismus behauptet, daß die Religion etwas durchaus Persönliches ist und nur dann und insoweit vorhanden, als es im entsprechenden Handeln sich betätigt. Diese Stellung deckt sich mit dem, was im allgemeinen von den Richtungen innerhalb der Kirche festgestellt wurde. Trotz den Differenzen mit dem offiziellen Kirchentum aber ist der Pietismus innerhalb der Kirche in Deutschland geblieben.

Es sind pietistische Meinungen noch heute sehr stark in der evangelischen Kirche vorhanden, denn die kirchlichen Gemeinschaften sind direkte Auswirkungen des Pietismus. Sie bilden Gruppen, die obgleich religiös stärker geartet als die Durchschnittschristen, doch der Kirchlichkeit verloren gehen. Hier handelt es sich nun weniger um die Frage, wie die Kirche mit ihnen im besten fertig wird, noch weniger soll gar einer Lostrennung das Wort geredet werden, sondern es soll nur die Tatsache hervorgehoben werden, daß in Deutschland auf die Kirchlichkeit lähmend gewirkt hat, was in England sie befestigte, wie wir schon eine Gelegenheit fanden, zu bemerken.

Wenn wir uns bisher mit den Erscheinungen beschäftigt haben, die speziell zu der inneren Entwickelung der Kirchen Deutschlands und Englands selbst gehören, so wollen wir uns jetzt den beiden großen Bewegungen zuwenden, die von außen her auf sie gewirkt haben: Die Aufklärung und soziale Umwälzung. Diesseits und jenseits des Kanals sind beide in Fluß gekommen. Mit beiden hat sich die Kirche abzufinden, und dennoch ist das Resultat ihrer Wirkung auf die Kirchlichkeit ganz verschieden.

Unter Aufklärung haben wir im weitesten Sinne jene neue Richtung des Zeitgeistes zu verstehen, die das gesamte Denken, ob es sich nun auf den Staat, das Recht, die Lehrsätze der Philosophie und Theologie beziehen mag, nicht mehr ausgehen und abhängig sein läßt von Lehrsätzen, die aus einer supernaturalen Offenbarung und auf einem auf ihr aufgeführten Lohngebäude entwickelt sind, sondern dieses Denken auf sich selbst stellt. Es kann hier nicht Aufgabe sein, die Wirkung der Aufklärung nachzuweisen, wie sie mit dem Organismus unseres heutigen Kulturlebens bis ins einzelste verwachsen ist, sondern nur ihr Verhältnis zur Kirchlichkeit gekennzeichnet werden. Und es ist außer Frage, daß eine solche vorhanden ist. Was die Aufklärung durch kritische Untersuchung der theologischen Lehren zutage gefördert hat, ist entweder Belassung des Wahrheitsgehaltes der kirchlichen Lehren, oder symbolische Deutung derselben bis zu ihrer völligen Negierung. Schon die

Unbefangenheit, mit der man die theologischen Lehren einer Kritik unterwarf, war geeignet, den Glauben an ihre unbedingte Geltung zu erschüttern und die Bande zu lockern, mit denen sich die Menschen an die Kirche, die sie lehrte, gefesselt glaubten. Die Stärke der auflösenden Wirkung hing ganz davon ab, wie tief die Probleme zwischen kirchlichem und rationalem Denken verfolgt wurden, soweit man zur Verneinung der ersteren kam und mit den neuen Anschauungen Eingang in der Kirche fand.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit England? An Aufklärern hat es diesem Lande durchaus nicht gefehlt. Man denke nur an Bacon, Locke, Shaftesbury und Hume. Alle die theologischen Fragen beziehen sie in das Bereich ihrer Untersuchungen, um so mehr als dem Engländer die Religion etwas Nationales ist. Sie suchten sich mit den Dogmen auseinanderzusetzen und konnten dabei ihren Ideen den weitesten Spielraum lassen, ohne fürchten zu müssen, der Ketzeriecherei und -richterei anheim zu fallen, noch mit dem Staate in Konflikt zu kommen. Das frühe Einsetzen der Revolution gab in England eher als in andern Ländern die Möglichkeit, sich frei zu bewegen. Und hierin liegt es, daß England den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, in der Aufklärung allen Staaten voran gewesen zu sein. Daher ist ihr es dort besonders leicht gemacht worden, zur Blüte zu gelangen. Allerdings wird dieser Ruhm bereits durch die Tatsache gemindert, daß alle diese englischen Denker mehr oder weniger durch ihre Reisen und durch das Studieren der festländischen Philosophen, auf der Geistesarbeit des Kontinents fußen und von ihr befruchtet sind. Dann aber ist zu betonen, daß die Aufklärung in England keinen tiefergehenden Einfluß ausgeübt hat. Ja er ist geradezu geringfügig gewesen, so merkwürdig dies klingen mag. Und zwar ist dem so in doppelter Beziehung; wie wenig das Freidenkertum in seinen Vertretern auf das persönliche Christentum eingewirkt und wie wenig es sich in weiteren Kreisen Geltung verschafft hat. Hinsichtliche der ersten Tatsache beweist sich wiederum die Eigenart des Engländers, dieweil er mehr auf eine expansive Beschäftigung mit den Objekten angelegt ist, als auf eine intensive, wie sie mehr dem Deutschen eigen ist. Den meisten englischen Philosophen ist das Gebiet des Religiösen trotz aller rationalen Spekulationen über Gott, Offenbarung, Tugend, Seele ein Noli me tangere gewesen. Auch ist aus der englischen Eigenart heraus verständlich, wenn die Aufklärung trotz des Interesses, das für sie vorhanden war und ist, hinsichtlich der großen Menge einen Einfluß auf das religiöse Denken und die Kirchlichkeit nicht ausgeübt hat. Man sagt dem Engländer nach — und der Engländer vergangener Zeit ist wohl ebenso gewesen wie der von heute —, daß er ein ganz besonderes Interesse für die moderne Literatur besitzt, und der Theologe insbesondere für die liberale theologische Wissenschaft: Werke von Harnack, Wrede, Eucken, Wendt in seiner Bibliothek Vorliebe zeigt. Wohl liest er sie, aber sich mit ihnen auseinanderzusetzen fühlt er keinen Drang. Sie bleiben ihm "German doubts."

Wie ganz anders verhält sich es damit in Deutschland. Hier kann man von gewaltigen, noch heute fortbestehenden Wirkungen der Aufklärung reden. Um ein autoritatives Zeugnis hierfür anzuführen, sei es das R. Seebergs in seiner „Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert,“ woselbst er einen Passus der Predigt Ammons, die dieser am 1. Januar 1801 gehalten hat, anführt. Er klagt in derselben den Geist des vergangenen Jahrhunderts an und macht ihn für die kirchlichen und sittlichen Schäden verantwortlich. Und welches ist denn der Geist des 18. Jahrhunderts, der Religiosität und Kirchlichkeit untergraben hat? Es ist der Geist der Aufklärung. Also schätzte ein Mann der Kirche damals den verheerenden Einfluß ein, den die Aufklärung auf das religiöse Leben der Menschen ausübte! Ein englischer Prediger hätte im Blick auf seine Gemeinde nicht in ähnlicher anklagender Weise auftreten können. Denn in jenen Kreisen war die Aufklärung Episode geblieben, dort hatten nur exklusive Kreise — wenigstens an ihrer religiösen Seite — von ihr Kenntnis genommen. Aber in Deutschland ist das ganze Volk unter ihren Bann geraten. In Deutschland ward auch die Theologie und Kirche von der Aufklärung erfaßt. Die offenbarungsgläubige Wissenschaft räumt zwar nicht das Feld, sondern eröffnet einen heftigen Kampf. Aber doch ist schon das bedeutsam, daß das Recht der Aufklärung, auch die Kirchenlehren vor das Forum des neuen Denkens zu ziehen, die neuen wissenschaftlichen Methoden und Erkenntnisse auch auf die Theologie anzuwenden und die Dogmen der Kritik zu unterwerfen, anerkannt wird. In Deutschland werden alle Ergebnisse der Wissenschaft bis in ihre letzten Konsequenzen auch für die Religion in ihren Erscheinungen und in ihrer Geschichte verfolgt. Die Ideen der Aufklärung werden Gemeingut der Gebildeten und werden von diesen weitergegeben an den Mittelstand.

Diese Wirkungen der Aufklärung sind heute noch nicht zu Ende. Freilich eine ruhige Entwickelung ist unterbrochen worden durch die Wucht der Ereignisse des 19. Jahrhunderts. Es ist eine Auseinandersetzung zwischen alten und neuen Bildungsmächten. Sie ist noch nicht erledigt für uns. Wir stehen noch mitten in ihren Wirkungen drin und nicht zum wenigsten in ihrem Einfluß auf die Kirchlichkeit. Die Klage ist berechtigt ohne zu übertreiben, wenn man für den Mangel an Kirchlichkeit, insbesondere unter den sogenannten besseren Kreisen, den Geist der Aufklärung verantwortlich macht. Darüber ist man einig, daß der Mittelstand und die Gebildeten zum großen Teile zwar nicht antikirchlich und antireligiös, aber indifferent und gleichgültig sind. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß religiöses Suchen, Forschen, Fragen und Sehnen bei ihnen vorhanden ist, aber es findet seine Befriedigung nicht in der Kirchlichkeit. Von dem kirchlichen Leben Englands wird man ohne weiteres den Eindruck gewinnen, daß dort religiöse innere Kämpfe und Zweifel für den Menschen, wenn sie auch nicht fehlen, doch längst nicht in dem Maße vorhanden sind, und wo sie vorhanden sein mögen, gegenüber den einfachen, praktischen Pflichten kirchlicher Betätigung zu-

rückgedrängt werden. Universitätsdozenten, Studenten, Gymnasiasten und Lehrer, Minister und Bürgermeister, Großindustrielle und Kaufleute sind in einer Weise kirchlich und stehen in der kirchlichen Arbeit, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie dieser oder jener kirchlichen Gemeinschaft angehören. In Deutschland würde man solche Art vergeblich suchen. Als einen wesentlichen Faktor für diese Verschiedenheit müssen wir sicherlich den verschiedenen Einfluß, der dank völkischer Eigenart die Aufklärung ausgeübt, erkennen.

Es ist doch tröstlich, hoffen zu dürfen, daß das deutsche Volk über den religiösen Zweifeln, die es bewegen, nicht die Religion selbst einbüßt. Und es hat etwas Beruhigendes, wenn aus dem Munde eines scharf beobachtenden Engländers, dem deutsche Unkirchlichkeit, gemessen an der Kirchlichkeit seines Volkes, wie der große Abfall erscheinen muß, im Hinblick auf die Deutschen versicherte: "Your people are more religious!" Gewiß ein eigentümlicher Ausspruch aus solchem Munde, der sonst meist von dem eigenen Lobe überfließt als der "grand nation!"

Wenn nun von der Entkirchlichung des deutschen Volkes weiter zu reden ist, so denke man in erster Linie an die kirchliche Entfremdung, die unter der breiten Masse im vierten Stande Platz ergriffen hat. Sie zu erklären, müssen wir der Wirkung nachgehen, welche die soziale Bewegung, die die Entstehung der Industriebevölkerung und die mit ihr verbundenen Nöte und Anstrengungen sie zu beseitigen, ausgeübt hat. Diese soziale Bewegung ist in England wie in Deutschland vorhanden. Sie hat sich aber ebenfalls in ihrer Bedeutung für die Kirchlichkeit gänzlich verschieden ausgewirkt.

England darf auch hier in ihrer Entstehung wie bei der Aufklärung Prioritätsrechte beanspruchen. Zu beachten ist, daß das englische Volk seiner Eigenart nach nicht zur Beschäftigung in der Landwirtschaft neigt, sondern seit langen Zeiten sich der Verarbeitung und Verwertung der Bodenschätze des eigenen Landes wie derjenigen, die es sich aus seinem reichen kolonialen Besitze holte, gewidmet hat. Die Isoliertheit des Inselreiches, welches nicht vom Lose getroffen wurde, der Kampfplatz streitender Völker zu sein und das doch wohl in allen europäischen Verwickelungen seine Hand im Spiele hatte und daraus seinen Vorteil zog (heute ist es nicht anders), aber nicht von ihnen betroffen wurde, gestattete eine frühzeitige und ungestörte Entfaltung des Handels und der Industrie. Während in England bereits die Maschinen sausten, da mußten die Deutschen um ihre politische Existenz und Großmachtstellung ringen. Englands Industrie bedeutet aber nicht nur einen Segen für das Land und eine Quelle vermehrten Reichtums, sondern auch Not und Elend. Und was von England gesagt in dieser Hinsicht, gilt auch von Deutschland. Denn die Industrie schafft, indem sie durch die Maschine zunächst einmal Tausenden das Brot wegnimmt und sie zwingt, mit viel geringerem Verdienst Arbeit in der Fabrik zu suchen, einen neuen Stand, die Arbeiterbevölkerung.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese wirtschaftliche Entwicke-

lung weiter zu verfolgen, sondern uns mit der Stellung zu beschäftigen, die dieser neue Stand der Fabrikarbeiter zur Kirche einnimmt. Wie in England, so ist auch in Deutschland der Fabrikarbeiter, soweit er der Sozialdemokratie angehört, unter einer Entwickelung. Der eine Unterschied — und der ist hier wesentlich — ist der: während der deutsche Sozialist der Kirche ganz entfremdet und zum größten Teil religionslos wird, ist er in England gut kirchlich gesinnt. Dabei wird aber ausdrücklich — in deutschen wie in englischen Verhältnissen — Bezug genommen auf den in geordneten Verhältnissen lebenden Lohn- und Fabrikarbeiter und wird abgesehen von dem in Großstädten freilich sehr zahlreichen Lumpenproletariat. Es soll der Breite wegen Abstand genommen werden für den beiderseitigen Stand der Kirchlichkeit Statistiken und Autoritäten zu zitieren.

Die andersartige Entwickelung, die in wirtschaftlicher Beziehung die soziale Bewegung in England nahm, erfordert auch Klarlegung des Zusammenhangs mit der Kirchlichkeit.

Die englische soziale Bewegung in England ist eine rein wirtschaftliche Bewegung. Die Nöte, die sie begleiten, waren besonders hart, da dort die Idee von der unbeschränkten Freiheit des Individuums, dem Arbeitgeber die Macht gab, mit dem von ihm völlig abhängigen Arbeiter nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Die soziale Frage war so in England als Hunger- und Lebensfrage, und zwar unabhängig von theoretisch-philosophischen Erörterungen geboren.

Ferner ist die Stellung des vierten Standes eine andere Stellung in Deutschland als in England. Wohl ist die radikale Arbeiterpartei in der Chartistenbewegung religionsfeindlich, aber sie ist es innerhalb der Grenzen, die dem Engländer sein politisch reiferes Denken gezogen hat. Sie hat nahe an der Revolution gestreift, wie behauptet wird, aber sie ist nie antimonarchisch und antistaatlich gewesen. Der Engländer ist sich bewußt geblieben, daß für ihn immer die Regierung die Parlamentsmehrheit ist und daß es für ihn darauf ankam, sich durch die in ihr herrschende Klasse durchzusetzen. Bei dieser Frontstellung aber — und das ist das Wichtige — befand er sich nie in feindlicher Lage gegenüber der Kirche, und zwar auch nicht der Staatskirche. Nicht dem Staate galt der Kampf, sondern der regierenden Partei. Die Kirche aber stand über den Parteien. Infolge davon konnte sie sich von Anfang an der sozialen Bestrebungen, soweit sie dieselben anerkennen konnte, annehmen und das Beste versuchen. In der Tat findet man eine ganze Reihe von Vertretern der Kirche, die mitten in der Bewegung stehen. Der englische Arbeiter hat nie daran gezweifelt, daß die Kirche ihn versteht und ein Herz für ihn hat. Gilt das schon von der Staatskirche, so doch noch viel mehr von den free churches.

Aber ganz anders sind die Bedingungen, unter welchen der sogenannte vierte Stand in Deutschland das Licht der Welt erblickt hat. Es wird bestritten, daß die soziale Bewegung in Deutschland eng mit der französischen Revolution verknüpft sei. Schon darin liegt ein we-

sentlicher Unterschied, indem letztere vom Bürgertum ausging. Die Forderungen, die dieses aufstellte, haben mit dem Programm der Sozialdemokratie, die im wesentlichen den vierten Stand verkörpert, nichts zu tun. In einem Buche von Theobald Ziegler „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" wird auf die geistigen Zusammenhänge hingewiesen. Es wird darinnen dem deutschen Wesen angemessen die Hunger- und Magenfrage theoretisch-philosophisch behandelt, zur Weltanschauungsfrage vertieft, jedoch unter dem Einflusse des französischen Geistes in materialistischem Sinne gelöst. Schon auf diesem Wege kam die deutsche soziale Bewegung in Gegensatz zu der Kirche, die ihrerseits die idealistisch-geistliche Weltanschauung vertreten mußte. Aber es trat noch ein anderer Grund hinzu, infolge der engen Verknüpfung, die in Deutschland zwischen Staat und Kirche herrscht. Darum ihre Stellung gegen die Kirche. Im Bunde mit dem Staate und der Regierung fand die Sozialdemokratie überall die Kirche, die gegenüber den staatsfeindlichen Tendenzen gezwungen war, sich gegen diese Partei zu wenden und sich von ihr zurückzuziehen. Es ist zu entschuldigen, wenn zunächst die Kirche mit der sozialistischen Bewegung die Fühlung verlor und sie nicht wiederfand. Ebenso ist es erklärlich, daß diese Bewegung sich von der Kirche abwandte und total unkirchlich ward. Es ist bedauerlich, aber es ergab sich aus der Lage der Dinge.

Es ist eine beklagenswerte Erscheinung, daß weder in der Religiosität, noch im Leben überhaupt von Millionen von Menschen in Deutschland die Kirche irgendwie eine Rolle spielt.

Damit sind wir nach der umfangreichen Arbeit des geehrten deutschen Pfarrers am Ende der Darlegungen angelangt. Es ist eine lohnende Studie nachzufolgen, wie die kirchlichen Zustände der beiden eng verwandten Völker in ihrer Verschiedenheit ein Ergebnis der verschiedenen Entwickelung auf Grund ihrer Eigenart sind. Wichtig ist diese Erkenntnis und darum kann sie auch Dienste leisten.

Das Beste, was wir von dem englischen Volke lernen können, meint der deutsche Pfarrer am Schlusse seiner Ausführungen, ist dies in kirchlicher Hinsicht, daß wir unsere Schwächen erkennen, vor allem aber, daß wir unserer Eigenart und unserer Vorzüge bewußt werden. Darum ist es auch unangebracht, unbesehen das, was England an Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen besitzt und was uns auf den ersten Blick imponiert, einfach herüberzunehmen und übertragen zu wollen. Sicherlich liegt Wahrheit darin, wenn dem deutschen Pfarrer, mit dessen Arbeit wir uns befaßt, in England entgegengehalten wurde: "Not from the present but from the past." Die Deutschen können nichts lernen von dem, was England heute hat und ist, sondern von dem, wie es geworden ist, von seiner Geschichte.

Und wir Deutschen in diesem Lande wollen — cum grano salis — unser Teil auch davon nehmen.

Die Ausbildung unserer jungen Pastoren zum praktischen Dienst.

Referat, erstattet von Pastor Aufderhaar bei der Konferenz des Atlantischen Distrikts und auf deren Beschluß eingesandt.

Das Amt eines evangelischen Pastors ist das Amt des Wortes, das Amt des Evangeliums. Dieses Amt hat gar mannigfaltige Aufgaben zu lösen, um das Wort in die Praxis zu übertragen. Nicht bloß gilt es, das Evangelium in der Predigt zu verkündigen, es der Jugend im Konfirmandenunterricht beizubringen. Nicht bloß gilt es, den Armen, den Invaliden, den Kranken, den Trostbedürftigen, den Unzufriedenen, den Selbstzufriedenen, den Mühseligen und Beladenen das Evangelium zu bringen. Nein, es heißt auch in Vereinen, in Versammlungen, in Zeitungen, in Briefen das Evangelium zu predigen. Gelegenheiten das Wort Gottes predigen zu können, müssen oftmals erst herbeigeführt werden. Sonntagschulen und Gemeinden müssen gegründet werden; Missionsvereine, Frauenvereine, Männervereine, Jugendvereine und Singchöre müssen nicht nur ins Leben gerufen werden, welches oft das Leichteste ist, sondern auch segenbringend gestaltet und erfolgreich weitergeführt werden. Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser müssen gebaut werden. Krankenhäuser, Waisenhäuser und Altenheime müssen nicht nur errichtet, sondern auch unterhalten werden. Die Zahl der Forderungen und Erwartungen, die heutzutage an den evangelischen Prediger gestellt werden, ist überaus groß und wird immer größer. Aus diesem Grunde wird ganz naturgemäß größeres Gewicht auf die theoretischen Kenntnisse sowie auf die praktische Ausbildung der jungen Theologen gelegt.

In der praktischen Ausbildung unserer jungen Pastoren spielen natürlich die Professoren unserer Seminarien eine große Rolle. Daß die Professoren unserer Lehranstalten zum großen Teil selbst im Predigtamt, und zwar in diesem Lande, gestanden haben müssen, um Prediger und Seelsorger zu erziehen ist selbstverständlich. Ein Lehrer kann nur das mitteilen, was er selbst besitzt. Hat er nicht nur das theoretische Wissen, sondern auch praktische Kenntnisse und Liebe für das Amt, das die Versöhnung predigt, so werden seine Schüler ihm folgen. Daß das Verhalten der Lehrer den Schülern gegenüber ein seelsorgerliches und das Verhältnis zwischen beiden ein brüderliches sein muß, ist sehr natürlich. Allein, dies ist nur der Anfang zur praktischen Ausbildung der angehenden Pastoren, aber das ist alles, was wir unter den gegenwärtigen Umständen von unsern Professoren erwarten können. Sie sind bereits mit Arbeit überhäuft und tun, was in ihren Kräften steht. Wir wollen ihnen nicht mehr zumuten, ihnen hingegen gratulieren zu den Fortschritten, die sie in den letzten Jahren auf diesem Gebiete machen konnten.

Bei der Behandlung des obigen Gegenstandes beschäftigen wir uns nur mit der praktischen Ausbildung. Der erste der fünf wichtigen Punkte, die wir hier behandeln, ist

1. das öffentliche Gebet.

Die gründliche Bekehrung der jungen Männer, die Prediger werden wollen, setzten wir als selbstverständlich voraus, ebenso das Privatgebet, das Gebet im Kämmerlein, welches ein tägliches Gespräch des Herzens mit Gott sein muß.

Anders ist es dagegen mit dem Gebet in der Oeffentlichkeit, wobei es sich handelt um die Anweisung zum Beten und um die Vorbildlichkeit im Beten. Unsere Gottesdienste sind ja eigentlich nichts anderes als Gebetsübungen. Zu wünschen wäre es, daß unsere Gemeindemitglieder dahin kämen, die Gottesdienste mehr als Gott-Anbetungs-Versammlungen anzusehen, statt kritisch zu fragen: Was habe ich heute aus der Predigt gelernt? Es ist sehr natürlich, daß das freie Gebet, das Gebet in der Oeffentlichkeit, geübt werden muß. Ja, selbst das gedruckte Gebet, muß gründlich studiert und als Gebet gelesen werden.

Es war gewiß etwas Großes, um das die Jünger den Meister baten, als sie sagten: „Herr, lehre uns beten!" Beten und beten ist eben zweierlei, und diese Tatsache drängte sich den Jüngern gewiß um so mehr mit aller Bestimmtheit auf, je länger sie mit Jesu Umgang hatten. Wenn Jesus betete, dann sahen sie den Himmel gleichsam offen. Daß in dem Leben Jesu das Gebet eine überaus wichtige und bedeutende Rolle spielte, war ihnen klar. Auch war dem Herrn sehr daran gelegen, daß seine Nachfolger ihm so ähnlich als möglich werden, weshalb er sie aufforderte: „Lernet von mir."

Wenn die Jünger das Beten lernen mußten, so muß das freie Gebet noch heute gelernt und fleißig geübt werden. Unseren Studenten im Predigerseminar wird Gelegenheit geboten, sich ein wenig im öffentlichen Gebet zu üben, nämlich in den Morgenandachten, in den Versammlungen des Missionsvereins, soweit die Studenten demselben angehören, und in der Bibelklasse. Aber eine Vervielfältigung dieser Uebungen dürfte geschaffen werden. Der Schreiber dieses bemerkte im Central Wesleyan Kollegium folgende schöne Einrichtung:

Die Fakultät suchte besonders die theologischen Studenten zu veranlassen, sich in Gebetsgruppen zu teilen. Diese Gruppen bestanden je aus drei oder vier, vielleicht sechs Studenten; es konnten Zimmergenossen sein oder auch nicht. Diese Gruppen versammelten sich morgens und abends in Studierzimmern oder in Lehrsälen je nach Belieben. Bald war ein Professor bei ihnen, bald waren sie allein, und auf den Knieen sprach jeder ein kurzes, freies Gebet. Derartiges ließe sich leicht einrichten und zwar zum Nutzen und Segen unserer Synode, denn das Gebet der Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. So viel über den ersten Punkt, das Gespräch des Herzens mit Gott, das manchen zu Jesu gebracht, der nie eine Predigt gehört hat.

Wenn wir nun zum zweiten Punkt, zur

2. Predigt

übergehen, dann werden wir ganz unwillkürlich an die äußerst günstige Lage unseres Predigerseminars erinnert; daß es in der unmittel-

baren Nähe einer Großstadt von etwa 30 evangelischen Gemeinden mit einer Anzahl Anstalten der Liebe und den verschiedensten Zweigen der Reichs-Gottesarbeit steht. Wenn irgend ein Seminar seine Studenten praktisch ausbilden kann, dann ist unser Seminar dazu imstande, d. h. wenn unsere Gemeinden die nötigen Mittel darreichen und unsere Pastoren in St. Louis mit der Fakultät des Predigerseminars Hand in Hand arbeiten.

Was die Predigt betrifft, nämlich die Ausarbeitung und das Vortragen derselben, so haben die jungen Theologen etwas Uebung im Seminar, wo sie einige Predigten schreiben und auch einige wenige vortragen dürfen. Sodann predigen die Studenten der ersten Klasse mitunter auswärts, je nach den Wünschen und Anfragen die einlaufen. Manche vakante Gemeinden und solche, deren Pastoren krank oder verreist sind, werden auf diese Weise mit dem Worte Gottes versorgt. Zu meiner Zeit wurde sodann im städtischen Armenhaus gepredigt. Doch ist es nur eine kleine Zahl, die sonntäglich ausgeschickt wird, mit dem Worte zu dienen und sich im Predigen zu üben. Gelegenheit, öfters zu predigen oder den Altargottesdienst zu leiten, könnte leicht geschaffen werden.

Unseren Anstalten in und bei St. Louis könnte es nur zum Segen gereichen, wenn die Vertreter derselben die angehenden Pastoren öfter einladen würden zur Verkündigung des Wortes, selbst wenn Prediger an der Spitze derselben stehen. Der junge Mann hätte da nicht nur eine heilsame Uebung, sondern würde auch genauer mit unsern Werken der Barmherzigkeit vertraut.

Unsere Prediger in St. Louis könnten gewiß den Anfängern im Predigtamt einen großen Dienst leisten, wenn jeder einen Studenten der ersten Klasse einladen würde, der sonst des Sonntags über im Hause bleiben müßte, entweder Sonntagmorgens oder -abends zu predigen oder den Altardienst zu leiten. Nach dem Gottesdienst dürfte der ältere den jüngeren Bruder wohl nicht schulmäßig kritisieren, aber doch in brüderlicher, liebevoller Weise ermuntern und ihm praktische Winke erteilen. Der Seminarist sollte allerdings nicht sonntäglich dieselbe Gemeinde besuchen, sondern jeden Sonntag eine andere, um selbst viele Prediger zu hören. Auch dürfte er in solchen Fällen auf keine Bezahlung rechnen. Genaue Kontrolle über den Aufenthalt und die Predigttätigkeit der Mitglieder der Klasse könnte der Präsident der Klasse leicht führen.

Was nun die praktische Predigt betrifft, so ist Jesus unser aller Vorbild. Allen Gläubigen ruft die Schrift zu: „Er hat euch ein Vorbild hinterlassen, damit ihr seinen Spuren nachfolgt." Boten Gottes haben doppelte Ursache der Aufforderung nachzukommen. Während wir großen Rednern in manchen Dingen folgen mögen, sollen wir Jesu in allen Stücken folgen.

Jesus folgte in seinen Reden im allgemeinen den Rabbinern seiner Zeit, indem er meist über biblische, immer über religiöse Gegenstände

redete, dabei seine Zuhörer fragte und sie fragen ließ. Manchmal redete er polemisch, manchmal tröstend, manchmal ermahnend; gelegentlich gibt er seinen Gedanken Schwingen in Sprichwörtern und oft in Gleichnissen. Zu jeder Zeit ist er bereit zu reden und für jede Gelegenheit hat er das rechte Wort. Das war im Wesentlichen Jesu Lehrmethode.

Was uns in Jesu Reden jedoch besonders auffällt und jungen Predigern zur Nachahmung dienen dürfte, ist zunächst die große Klarheit des Ausdrucks. Jesus führte eine Sprache, die an Klarheit der Gedanken und Schärfe des Ausdrucks nichts zu wünschen ließ, daher von allen Zuhörern verstanden wurde. Junge Theologen sind in Gefahr, die Sprache des Klassenzimmers auf der Kanzel fortzusetzen. Fremdwörter helfen im Studierzimmer oft die Bedeutung des Gedankens zu fassen, aber die Kanzel ist kein Lehrstuhl für Sprachen. Es gilt das Publikum zu kennen und dann Worte zu gebrauchen, welche die Zuhörer verstehen.

In den Predigten Jesu fällt uns ferner auf, daß er dem Volke nicht predigte, was es wünschte, sondern was es brauchte.

Schon zu Jesu Zeiten hörte das Volk ungern Ermahnungen und Strafpredigten. Jesus kannte seine Zuhörer und gab ihnen, was sie nötig hatten. Hier ist wieder Menschenkenntnis nötig. die sich der junge Prediger nicht allein im Seminar, sondern am besten an der Hand eines erfahrenen, treuen Predigers erwirbt. Es ist leichter, Menschen zu predigen, nach dem ihnen die Ohren jucken, als den wunden Punkt zu berühren und zu sagen: „Du bist der Mann." Es ist etwas Leichtes für den wandernden Evangelisten in einigen Predigten, scharf die Sünden der Gemeindemitglieder zu geißeln, dann weiter zu gehen und dem Ortspastor die Folgen zu überlassen. Er dient dem jungen Manne nicht als Vorbild. Es nimmt hingegen mehr Mut und Fleiß, Jahr für Jahr an derselben Gemeinde zu stehen, zwei bis dreimal sonntäglich in beiden Sprachen zu lehren, zu trösten, zu ermahnen, in Liebe die Sünden zu rügen und ernstlich und betend sich zu bemühen, die Seelen dem Herrn zuzuführen. Neben Jesus dient dieser Prediger dem jungen Mann als Vorbild.

3. Die Sonntagschularbeit.

Die Arbeit an den Kindern, das Sammeln derselben, das Unterrichten und dieselben zu Jesu zu führen interessiert gewiß jeden jungen Geistlichen. Etwas praktische Uebung in dieser Arbeit hat der Student im Seminar, nämlich in der Bibelklasse. Einige hatten im vergangenen Jahr Gelegenheit, sich mit der Stadtmission zu beschäftigen. Hausbesuche wurden gemacht, Sonntagschüler gesucht, gesammelt und unterrichtet.

Eine schöne Gelegenheit sich in dieser Arbeit mehr praktische Kenntnisse zu erwerben, bietet das in der Nähe gelegene Waisenhaus, in dem man gewiß ernste, treue Sonntagschullehrer bewillkommnen würde. Die Mitglieder der zweiten Klasse könnten unter Leitung der treuen und

erfahrenen Lehrer der Anstalt treffliche Dienste leisten, zu gleicher Zeit Interesse für die Arbeit an den Waisen gewinnen und später unsern Waisenhäusern Segensströme zufließen lassen.

Sodann bieten wieder unsere Sonntagschulen in der Stadt St. Louis den jungen Theologen besonders der ersten Klasse, die schönste Gelegenheit, unter Leitung eines erfahrenen Pastors oder Superintendenten sich in dieser Arbeit zu üben. Sei es indem sie eine Klasse unterrichten oder die Lektion wiederholen. In den größeren Stadtgemeinden gibt es eben wenige Sonntagschulen, in denen nicht sonntäglich einige Lehrer fehlen. Die Arbeit der Studenten wäre hier gewiß eine segensreiche. Für sie selbst wäre es die Uebung, den jungen Männern in der Gemeinde das schöne Vorbild; der gute Wille und die Aushilfe des jungen Theologen würde gewiß die Gemeinde anspornen, dem Seminar noch mehr Aufmerksamkeit zu widmen und reichlichere Gaben zufließen zu lassen.

Praktische Uebung im Schulunterricht, in der Katechese, Musik und Gesang erhält der junge Mann, der unser Pro- und Predigerseminar besucht und so wollen wir diese übergehen.

4. Seelsorge.

Der evangelische Pastor ist nicht nur Prediger und geistlicher Lehrer, nicht nur Missionar, der da sammelt, gründet und äußerlich Kirchen baut. Er ist auch Seelsorger. Als solcher hat er jedes Jahr hunderte von Besuchen zu machen. Es gilt eben, den geistlich Armen, Schwachen, Blinden, Kranken, überhaupt den Trostbedürftigen zu helfen. Dieses fordert nicht nur Zeit und oft Auslagen, sondern auch Vorbereitung, Studium, ernstes Gebet und Uebung. Die Seelsorge deucht dem Schreiber dieses die schwierigste, aber auch die schönste Arbeit in der Gemeinde. Als Seelsorger betätigt sich der evangelische Prediger nach drei Steiten hin: in dem Studierzimmer, an denen, die ihn dort aufsuchen, in der Krankenstube, und in der Korrespondenz. Wie viel Elend, Not, Schuld aller Art auf diesen drei Wegen an ihn kommt, vermag keine Feder zu beschreiben. Wie viel Hilfe, Licht, Befreiung, Vergebung, Segen vom Herrn her durch ihn wieder ausfließt, das wird erst am Tage des Herrn offenbar werden.

Wenn wir an das praktische Christentum denken und uns mit der praktischen Ausbildung der zukünftigen Leiter unserer Synode beschäftigen, dann können wir nicht umhin, an Jesu Wirken zu erinnern; wie er so schön das Nützliche und Praktische mit dem Segensreichen und Geistlichen verband; wie er durch irdische Dinge und Mittel den Vater verherrlichte. Er verherrlichte des Vaters Namen durch den Gebrauch von Wasser, Wein, Brot, Fischen und dergl. mehr, indem er erinnerte an Steine, Netze, Münzen, Besen, Bäume, Samen, Früchte, Oel, an Vögel, Füchse, Schafe, Ameisen, Schlangen und an viele andere Dinge und Tiere. Er veranstaltete zwar selbst keine „Dinners und Suppers"

in unserm Sinne, aber er ging zu solchen, um die Weltkinder zu belehren. Diese letzteren stellt er dar als solche, von denen wir etwas lernen sollen. Denn er sagt Lukas 16, 8: „Die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts, in ihrem Geschlecht." Dieses Wort dürfte noch heute Anwendung finden in manchen Kirchen, Vereinen und Anstalten unserer Synode, ja, in der gesamten christlichen Kirche.

Wenn ein Jurist seine Schulstudien vollendet hat, dann schließt er sich auf ein Jahr oder länger einem erfahrenen und erfolgreichen Advokaten an, um praktische Erfahrungen zu sammeln.

Ein junger Mann, der seine medizinische Studien beendet hat, sucht praktische Erfahrungen, ehe er ein eigenes Feld übernimmt. In England muß der junge Arzt ein Jahr bei einem älteren in die Schule gehen. In Deutschland werden die jungen Aerzte zum großen Teil entweder in die Hospitäler oder auf Schiffe gesandt, wo sie unter Aufsicht erfahrener Männer praktisch geschult werden.

Aehnliche Methoden verfolgt man in unserm Lande. Die jungen Aerzte gehen entweder in ein Hospital, oder werden Gehilfen der Aerzte, die von Minen- oder Fabrikarbeitern oder sonstigen Gesellschaften angestellt werden.

Wenn ein großes Geschäft einen tüchtigen Buchhalter nötig hat, da erkundigt man sich nach den praktischen Erfahrungen des Applikanten. Hat er keine, dann wird er nicht als erster Buchhalter angestellt, selbst wenn er die größte Universität des Landes besucht hat. Und der Seelsorger?!

In der Seelsorge ist gewiß auch die Erfahrung der beste Lehrmeister. Und hier handelt es sich weniger um Irdisches, sondern um Seelisches, um Himmlisches.

Jesus gibt uns gewiß hierin ein Vorbild. Seine Jünger waren etwa drei Jahre bei ihm in der praktischen Schule. Und den jungen Predigern dürfte auch heute etwas praktische Erfahrung in der Seelsorge mitgegeben werden. Dieses kann kaum im Seminar geschehen, obwohl die Professoren selbst praktische Erfahrung in der Seelsorge haben, und noch jetzt Seelsorge treiben oder treiben dürften an den Seelen der Studenten. Praktische Erfahrung in der Seelsorge können jedoch die junge Theologen sammeln an der Hand eines reiferen Seelsorgers in unserm Diakonissenhause, im Altenheim oder aber in den städtischen Hospitälern. In einigen Hospitälern in Baltimore gehen an gewissen Tagen junge Priester, an andern Tagen Nonnen durch die verschiedenen „Wards" und verlesen an jedem Bett ein Gebet und gehen dann weiter. Von denen, die selbst katholisch sind, werden allerdings manchmal Fragen gestellt und Wünsche geäußert. Diese sind uns hierin ein Vorbild. In unseren Anstalten würde man gewiß an den Nachmittagen einen oder zwei Studenten, begleitet von einem Professor oder Prediger der Stadt, freundlich begrüßen und ihnen erlauben, kurze Andachten zu halten und Seelsorge zu treiben. Der junge Prediger würde gewiß Liebe für die Mission der Anstalten gewinnen und später das

gute Werk fördern helfen. Ferner dürften die Studenten der ersten Klasse als Assistenten der Prediger in St. Louis angesehen werden, d. h. an einem Nachmittag der Woche und an den Sonntagen. Manchem Prediger, der im Alter vorangeschritten, oder der an einer großen Gemeinde steht, oder der in einer Behörde dient, welche viel Arbeit zu erledigen hat, die nur von erfahrenen Männern getan werden kann, wäre gewiß der Besuch eines Studenten herzlich willkommen, wenn er ihn ausschicken könnte mit den nötigen Instruktionen zu einer Anzahl Invaliden und Kranken. Dem Kranken würde der Besuch wohltun und der junge Seelsorger würde in jedem Hause etwas lernen. Bald fände er freundliche Gesichter und empfängliche Herzen, bald das Gegenteil, bald Bußfertige und bald Selbstgerechte. Die einen begehren ein Gebet und Schriftverlesung, hören gerne einige Liederverse, die andern fluchen, wenn Gott oder die Bibel erwähnt wird.

Besser wäre es gleich, wenn zwei und zwei miteinandergingen. Am besten, belehrender und gesegneter wären derartige Hausbesuche, wenn der junge Bruder von einem älteren begleitet würde. Und diese Begleiter ließen sich auch finden. Der Prediger muß eben die Kranken, die Invaliden, die Trostbedürftigen besuchen. Da würde es ihm weder große Schwierigkeiten noch Unannehmlichkeiten bereiten, wenn er einen jungen Bruder einmal die Woche mitnähme auf seiner Runde.

5. Amtshandlungen.

Die Ausführung von Amtshandlungen gehört zu den leichteren Dingen, die der Anfänger im Predigtamt zu verrichten hat. Allerdings stößt er auch bei dieser Arbeit zuweilen auf Unannehmlichkeiten. Das Taufen eines Kindes jedoch, wozu er die Agende gebraucht, bringt auch der Anfänger fertig, selbst wenn der Täufling gewaltig schreien und dadurch die Andacht bei der Handlung stören sollte. Eltern und Paten mögen das Antworten vergessen, aber da würde der Amtierende die Frage wiederholen. Ebenso verhält es sich mit der Trauung. Es fordert keine großen Vorbereitungen, ein Pärchen zu trauen, weil man bei derselben unsere Agende benutzt. Allein, ein reiferer, getreuer Diener Gottes läßt bei diesen Amtshandlungen den Scherz beiseite und treibt etwas Seelsorge, sintemal so manche zugegen sind, die in keine Kirche gehen. Durch ein ernstes, freies Schlußgebet belehrt er die Anwesenden und empfiehlt sie der Liebe und Barmherzigkeit Gottes.

Die Beerdigungen geben jedoch dem Anfänger größere Schwierigkeiten. Leichenpredigten sind eben einander so ähnlich wie ein Ei dem andern. Die bekannte Geschichte vom „alten Hersch“ wird auch nicht so ganz vereinzelt dastehen: „Herr Pfarrer, hätte ich nicht gewußt, es sei eine neue, so glaubte ich wirklich, es sei die alte.“ Die Leichenrede ist eine kirchliche Handlung, und in unserer evangelischen Kirche redet nur die heilige Schrift. Deshalb ist es die erste Forderung, daß jede Leichenpredigt ihr besonderes Textwort habe. Ist der Text für die Predigt das Siegel, daß sie Gottes Wort sei, so dokumentiert sich durch

ein entsprechendes Bibelwort auch die Leichenrede am klarsten nicht als Menschenrede, sondern als Gottesrede. Und wenn der Anfänger sich genau an den Text hält, dann wird er sich seltener wiederholen.

Schwierig sind die Leichenreden naturgemäß dem Anfänger. Schon die Situation ist eine ungewohnte, erst recht, wenn die Rede am Grabe gehalten wird. Oder wenn er zwei Reden halten soll: eine deutsche im Hause und eine englische am Grabe. Der Redner hat die Leute unmittelbar vor sich. Er wird gestört durch herzbrechendes Weinen, durch Ohnmachtsanfälle, durch einen plötzlichen Donnerschlag und Regen, durch Weglaufen von Pferden, Umfallen des Zeltes und dergleichen mehr. Ruhe und Kaltblütigkeit ist da nötig. Die Hauptschwierigkeit bietet dem Anfänger die Rede selbst. Was soll er sagen? Welchen Text soll er behandeln? Soll er den Verstorbenen loben oder tadeln? Junge Prediger sind geneigt, allerdings unbewußt, „Lügenpredigten" statt echter, helfender, heilender Leichenpredigten zu halten, weil sie meinen, der Verstorbene müsse gelobt werden. Für Lob und Tadel ist gewiß die größte Vorsicht zu empfehlen. Der Mangel dieser Vorsicht hat schon manches Aergernis veranlaßt. Von einem Prediger erwartet man unter allen Umständen nur die Wahrheit. Selbst solche, die selten die Wahrheit reden, verlangen sie von dem Pastor zu hören, und es ist sehr mißlich, wenn er mit Pathos das gerade Gegenteil von der Wirklichkeit verkündigt. Bei Begräbnissen hat der Pastor die schönste Gelegenheit Seelsorge zu üben, weil die Herzen empfänglicher sind. Auch hat er bei Begräbnissen oft Leute, die nie einen Gottesdienst besuchen. In aller Liebe, mit inniger Teilnahme und Sorgfalt muß er hier das Evangelium predigen und den wunden Seelen Jesum, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, zeigen. Damit der Anfänger im Predigtamt das erfolgreich tun lernt, raten wir ihm bei einem erfahrenen Seelsorger in die Lehre zu gehen. Dies kann nur zu seinem Vorteil sein und zum Segen vieler Menschen werden.

Kurze Zusammenfassung des Obigen.

Die Ausbildung der jungen Prediger zum praktischen Dienst geschieht durch Ausführung folgender Gedanken:

1. Durch fleißiges Ueben des öffentlichen oder freien Gebets in den Morgen- und Abendandachten der Gebetsgruppen, die sich in den Studierzimmern versammeln, in der gemeinsamen Andacht, in der Bibelklasse und in der Missionsstunde.

2. In der Predigt erhält der junge Theologe praktischen Unterricht im Seminar selbst, durch Lesen gediegener Predigten, durch Hören von berühmten Rednern; ferner indem er selbst als Glied der ersten Klasse wöchentlich entweder eine Ansprache vor einem Verein oder eine Predigt hält, oder aber den Altargottesdienst leitet und so zu gleicher Zeit eine gute Predigt hört.

3. In der Sonntagschularbeit erhält der junge Pastor praktische Anleitung in der Bibelklasse im Seminar, in der Sonntag-

schule der Stadtmission; ferner, wenn er unterrichtet im Waisenhaus oder in einer Sonntagschule der Stadt, wo er bald lehrt, bald die Lektion wiederholt, bald eine kurze Ansprache hält.

4. In der Seelsorge könnte der angehende Prediger Anleitung an der Hand unserer Prediger in St. Louis erhalten. Jeder aktive Seelsorger würde gewiß gern einen Nachmittag in der Woche einen jungen Bruder mitnehmen bei den missionierenden und seelsorgerlichen Besuchen in den Privatwohnungen und den Hospitälern. Bei solchen Besuchen würde der Lehrer seinen Schüler bald einen Schriftabschnitt, bald ein Lied lesen lassen, bald ihn zum Gebet auffordern.

5. Auch in der Ausführung von Amtshandlungen kann der junge Pastor etwas Uebung erhalten. Mancher Pastor, der mit Arbeit überbürdet ist, würde gewiß froh sein, wenn zuweilen ein Student der Theologie käme, ihm eine Beerdigung abnähme, den Konfirmandenunterricht leitete, und würde keinen Einwand erheben, wenn ein solcher mitunter bei Taufen und Trauungen zugegen wäre.

Falls obige Pläne nicht praktisch erscheinen sollten, so wäre folgendes vielleicht klarer und leichter durchführbar:

a. Jeder Student dürfte gehalten sein, während der Ferienzeit (d. h. im Sommer vor seinem letzten Schuljahr) bei einem erfahrenen treuen Prediger in die praktische Schule zu gehen: sei es bei einem Distriktspräses oder Distriktssekretär, oder bei einem aktiven Vorsitzenden einer Synodalbehörde, falls dieser noch eine Gemeinde bedient. In der Ferienzeit würde der angehende Prediger bald predigen, bald eine Ansprache halten, ein Gebet sprechen, den Altargottesdienst leiten, bald eine Beerdigung übernehmen, bald Kranke besuchen und bald bei anderen Amtshandlungen Zeuge sein.

b. Jeder Student der ersten Klasse könnte einem Pastor in St. Louis überwiesen werden zur praktischen Ausbildung. An einem Nachmittag in der Woche und an den Sonntagen, an denen er nicht auswärts predigen brauchte, würde er zu seinem Amtslehrer gehen. Vorteilhafter wäre es vielleicht, wenn er jede Woche einen andern Prediger besuchte.

Oder:

c. Sobald der Predigermangel es erlaubte, dürfte die Regel gelten, daß der junge Theologe, nachdem er seine Studien vollendet hat, ein Jahr lang Vikardienste versieht: sei es bei einem Distriktspräses, der alsdann wie ein getreuer Bischof seine Pflegebefohlenen, Gemeinden und Prediger, besuchen kann, um die Schwachen zu stärken, die Mutlosen aufzumuntern, die Faulen anzuspornen, die geistig und geistlich Kranken zu heilen, und der auf diese Weise manche Schäden verhüten und manche Unannehmlichkeiten beseitigen könnte. Oder aber dürfte der junge Mann einem Vorsitzenden einer aktiven Synodalbehörde, der an einer Gemeinde steht, überwiesen werden als Mithelfer, damit der willige Vorsitzende, Seelsorger und Prediger nicht allzufrüh seine Gesundheit einbüßt. In diesem Falle müßte der Vikar aus der Kasse der In-

neren Mission Vergütung erhalten, der unsere Gemeinden die nötigen Mittel zufließen lassen würden. Ihre Opfer würden ihnen selbst die höchsten Zinsen bringen.

Die Ausführung obiger Gedanken geben dem jungen Pastor die nötige praktische Ausbildung. Dadurch würden manche Gemeinden erhalten bleiben, andere schneller emporblühen; dem jungen Pastor und seiner ersten Gemeinde würden manche Unannehmlichkeiten und Mißverständnisse erspart und mancher Seele die Tür zum Himmel aufgeschlossen.

Wo scheiden sich die Geister? *

Von Pastor J. H. Steger.

Ein deutscher Professor der Generalsynode hat in einer kurzen „Auslegung der Augsburgischen Konfession" den Pastoren und Gemeinden, welche wie er ausdrücklich bemerkt „zusammengehören" gezeigt, wo sich die Geister scheiden. Das Recht, diese Entscheidung zu treffen, kann der general-synodal-lutherische Professor um so mehr beanspruchen, da er zu denen gehört, die „so stehen wollen, wie unsere Väter 1530 in Augsburg standen." Welche amerikanisch-lutherische Synode, möchte man zuerst fragen, steht denn ganz genau so wie die Väter 1530 standen? Was würde wohl aus der evangelischen Kirche geworden sein, wenn unsere Väter Anno 1530 so gestanden wären, wie die Lutheraner in Amerika heute stehen? Auch der rechtgläubigste Lutheraner muß doch zugeben, daß er die Bekenntnisschriften nicht ganz genau in dem Sinne faßt und auslegt wie unsere Väter, es sei denn, er sei zur Mumie geworden, die der Stützen bedarf, um stehen zu können. Der Referent gibt zwar zu, „daß die ausführlichen Bekenntnisschriften allerlei in sich haben, das den Anspruch auf eigentliche Bekenntnissubstanz nicht erheben kann," aber doch ist er „mißtrauisch" gegen jeden, der erklärt, nur die Augustana annehmen zu können. Aus manchen Gründen sei es deshalb „richtiger" nur auf die Augsburgische Konfession zu verpflichten, und da eine mit Missouri verwandte Norwegische Synode auch nur auf „die Augsburgische Konfession und Luthers Kleinen Katechismus verpflichtet," so kann diese missourische Base als Autorität angesehen werden, welche die Frage der Bekenntnisverpflichtung definitiv entscheidet. Die Generalsynode, in deren Interesse der Professor schreibt, hat zwar, wie er selbst anführt „immer milder gestanden, als die andern Synoden, aber doch hat sie in ihren neuen Formularen für Amtshandlungen (Ministerial Acts, 1899), die früher gebräuchliche Einladung an Angehörige anderer Konfessionen gestrichen," jedenfalls um zu zeigen, daß sie auch „ein konfessionelles Bewußtsein" hat. Dieses Bewußtsein muß zuweilen etwas stark abgeschwächt gewesen sein, wie das durch die Aus-

*) „Die Augsburgische Konfession in kurzem Ueberblick," Referat von Prof. J. L. Neve, D. D., Wittenberg College, Springfield, Ohio. — Separatabdruck aus Kirchliche Zeitschrift.

legung des zehnten Artikels der Augustana zum Ausdruck kommt: "There is no real or actual presence of the glorified human nature of the Saviour either substantial or influential, nor anything mysterious or supernatural in the eucharist, bread and wine are merely symbolical representations of the Saviour's absent body." Zur Augustana aber hatte sich die Generalsynode überhaupt nur bekannt "with acknowledged liberty on minor points," zu welch letzteren "the real presence, baptismal regeneration, private confession and absolution" gehören.[1] Heute aber, im Vollbesitz des konfessionellen Bewußtseins, ist man mißtrauisch sogar gegen die, aus deren Mitte man „Jünglinge, die den Heiland lieb haben" gesucht hat, denn „es gibt Landeskirchen in Deutschland, die auf der Augsburgischen Konfession stehen und von keinem andern Texte als dem der Invariata wissen, und doch hat in der Lehre vom Abendmahl der zwischen Calvin und Luther vermittelnde melanchthonische Lehrtypus die lutherische Lehrform verdrängt." Ein derartiges Abschwächen, wie es sich diese deutschen Landeskirchen haben zu Schulden kommen lassen, ist natürlich eine Gefahr für das konfessionelle Bewußtsein, und da sie sich auch nur „mit dem Schild der Augustana zieren wollen," so sollten sie billig auf die hören, die stehen wie unsere Väter standen.

Warum diese Rückkehr in der Generalsynode zum Luthertum des 16. Jahrhunderts, dem φιλαδελφία ein fremder Begriff war? Ist es, wie Nitzsch einst sagte, „Altertumssucht, die neuerungssüchtig wirkt?" Oder ist es ein Sichbesinnen, daß im zehnten Artikel der Invariata noch ein "et improbant secus docentes" hinzugefügt ist? Stehen, wie die Väter standen 1530 heißt nichts anderes, als das Dogma ist fertig und wird nur noch nach logischen Gesichtspunkten bearbeitet. Nicht ohne Grund sagt deshalb Schlatter:[2] „Ein restaurierender Protestantismus, der die Kirche in der Augustana oder bei Calvins „Unterricht" festhalten will, verwickelt sich in einen gefährlichen Widerspruch, weil er das Bußwort nur an die andern Kirchen richtet, dagegen sich selbst von ihm befreit, die andern seien verirrt; im eigenen Kreis sei dagegen nichts abzutun, sondern alles zu bewahren, wie es war, nichts neu zu lernen, sondern nur zu wiederholen, was durch die Reformation zum Besitz der Kirche geworden sei. Damit nimmt man der Reformation ihr Recht, weil man kein Recht hat andern Buße zu predigen, wenn man sie sich selbst nicht zumutet. Sind andre Kirchen der Verirrung und Versündigung fähig, so liegt in dieser Erkenntnis die Pflicht, in der eigenen Kirche das zu beseitigen, was sich an ihren theologischen Gedanken als dunkel und eng und an ihrer Praxis als träge und schädlich erwiesen hat."

Stehen wie die Väter 1530 standen, heißt aus der Augustana etwas machen, was sie gar nicht sein wollte. Wie kann man im Anfange,

---

1) Schmucker, The American Lutheran Church.

2) Das christliche Dogma.

so lange der Streit unentschieden fortging, die Streitenden nach den später vollendeten Gegensätzen selbst geschieden denken. „Mitten im Kampfe befinden sich die mancherlei Annäherungen, Trennungen und Entfremdungen noch im Wechsel. Demgemäß muß auch die Augsburgische Konfession beurteilt und ihre Entstehung von ihrem späteren Gebrauch unterschieden werden.“ [3]) Die Augustana als ein echter Unionsversuch mit der lateinischen Kirche betont das Gemeinsame und hebt die trennenden Abweichungen in einer solch motivierten Art hervor, daß es dem Gegner ermöglicht wird, eine Versöhnung herbeizuführen. Nichts lag ja den Vätern ferner, als eine Kirche machen zu wollen. Aus diesem Grunde kann man es auch verstehen, daß der vielumstrittene Artikel zehn so gehalten ist, daß er eher die Transsubstantiation ein- als ausschließt. Wenn man ferner bedenkt, „daß Melanchthon die Stellung der Evangelischen nur durch entschlossene Preisgabe der Sakramentierer glaubte retten zu können; und man wußte, daß der Kaiser, die papistica opinio de corporali praesentia Christi in eucharistia überhaupt nicht in Frage stellen lassen wollte, so erklärt sich Melanchthons Ausdrucksweise.“ R. E. Band 19, 560. Aus diesem Grunde, im Verein mit der strengeren Lehrzucht Melanchthons, als wie sie selbst Luther zu üben pflegte, ist auch die beigefügte reprobatio, die dann in der variata wegfiel, zu verstehen. Um so verwunderlicher erscheint es daher, wenn der Referent behauptet: „Eine Abendmahlsgemeinschaft mit andern können wir nicht pflegen, ohne uns in Gegensatz zu Artikel zehn unserer Augustana zu setzen, besonders zu dem Schlußsatz: ‘Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen.’ “

Während nun die gläubigen Diener der deutschen Landeskirche den Segen ihrer Abendmahlsgäste nicht von der Zustimmung zu irgend einer bestimmten Lehre über das Verhältnis Christi zu den Elementen, noch von irgendwelchen theoretischen Reflexionen abhängig machen, scheiden sich für den Professor daran die Geister, ob „Leib und Blut Christi in sakramentaler Verbindung mit dem Brote und Weine dargereicht werden“ oder nicht. Wenn man aber bedenkt, daß Luther selbst zugestanden, daß das Sakrament um der Stiftungsworte willen auch Sakrament bliebe, auch wenn Leib und Blut des Herrn nicht unter Brot und Wein dargereicht würde, und daß „wo gleich eitel Brot und Wein da wäre, so wäre doch desselben Worts (Einsetzungswort) halben im Sakrament Vergebung der Sünden,“ so ist nicht einzusehen, warum sich, da es auch nach Luther „immer die Hauptsache bleibt, daß er (Christus) dabei durch den Glauben ins Herze kommt, denn das ist viel größer, als daß er im Brot ist,“ die Geister zu scheiden haben, oder warum sich hieraus Schlüsse für die Abendmahlsgemeinschaft ergeben sollen. Nach Luther empfängt doch jeder, ohne Rücksicht, wie er über die etwaige geheimnisvolle Verbindung des Leibes und Blutes Christi mit den sinnlichen Elementen denkt, das heilige Abendmahl würdig, der den

---

3) Henke, Kirchengeschichte I.

Glauben hat an diese Worte: „Für euch". . . . Mit Recht sagt deshalb ein Erklärer von Luthers Kleinem Katechismus:[4]) „Nach diesen Worten spricht der große Reformator auch denen nicht die Fähigkeit ab, das Abendmahl würdig zu empfangen, die anders über das Abendmahlsgeheimnis dachten und lehrten als er selbst, wenn sie nur den Glauben haben: Für euch." Wenn er sich auch nicht zur Anschauung eines Zwingli und zur Lehre anderer über das Abendmahl verstehen mochte, so hat er sich doch wohl gehütet von der Annahme und Zustimmung zu seiner Abendmahlslehre den würdigen Genuß des heiligen Abendmahls abhängig zu machen. An dem Wörtchen: „Für euch" „scheiden sich nach Luther die Geister."

Zum Beweise aber, daß eine Abendmahlsgemeinschaft nur mit denen zu pflegen sei, die in der Definition des Abendmahlsgeheimnisses mit dem Referenten übereinstimmen, wird der Sinn von Artikel 13 (non modo ut sint notae professionis inter homines) dahin erklärt, daß „die gemeinsam zum Abendmahl gehen, erkennen sich dadurch als solche, die kirchlich zusammengehören." Die Satzkonstruktion aber zeigt selbst, daß die Erklärung des Professors durchaus nicht sinngemäß ist, denn die Sakramente waren und sind notae der professio der Christen insgemein, unberücksichtigt zu welcher Partikularkirche sie gehören. Das Abendmahl aber ist nicht das besondere Vorrecht einer Teilkirche, noch wurde es dazu eingesetzt, daß sich die Geister scheiden, sondern es ist das Erkennungszeichen derer, die an den Erlösertod Christi glauben. Indem sich seine Jünger beim Mahle versammeln, sollen sie durch ihre Handlung sichtbar machen, daß sie seine und darum geeinigte Gemeinde sind.

Daß es bei einer Erklärung vonseiten eines Vertreters eines exklusiven Luthertums nicht abgeht, ohne auch den Anhängern der Union aufs neue einzuprägen, daß sie sich „indifferentisch über Lehrunterschiede hinwegsetzen," mag als selbstverständlich angesehen werden. Wenn in der Augustana gesagt wird, daß zu unsrer Einigkeit es satis est consentire de doctrina evangelii sei, so verlangt sie nur, daß „in den Kirchen nicht ein verschiedener Heilsweg gepredigt werde, das sich aber nicht auf die theologische Fixierung aller einzelnen Lehrpunkte bezieht." (Calwer Theol. Hdwb.)

Den Gliedern der deutschen Landeskirchen aber mag es zum Troste gereichen, daß sie trotz des melanchthonischen Lehrtypus, der ihnen von dem exklusiven Luthertum Amerikas vorgeworfen wird, in der Tat mehr Einigkeit beweisen, als die, welche in ihrer vermeintlich allein richtigen Auffassung vom Abendmahl und trotz der besonderen Betonung des improbant secus docentes geschieden sind und keine Einigkeit unter ihnen vorhanden ist.

Ueber die englische Ausgabe derselben Schrift schreibt uns der vorstehend genannte Mitarbeiter:

---

4) Pfennigsdorf, Praktisches Christentum III.

The Augsburg Confession. A brief review of its history and an interpretation of its doctrinal articles. By J. L. Neve, D. D., Philadelphia, Pa. The Lutheran Publication Society. Price $0.75. 160 pages.

Der Verfasser gab diese kurze Auslegung in englischer Sprache heraus, mit der Absicht, daß "Professors may find, they can use the book with their classes, as it is the writers intention to do. But he also has been thinking of the education of our (Lutheran) laymen for the work in the kingdom." Der eigentlichen Entstehungsgeschichte gehen simple talks on confessional questions voraus. Das Buch als wissenschaftliches Textbuch zu betrachten, hieße ihm zu viel Ehre anzutun, aber ebenso wenig kann es Anspruch machen ein Volksbuch genannt zu werden. In der Auslegung des zehnten Artikels erklärt der Verfasser unter anderem: "It is through an eating and drinking that we receive the body and blood of Christ." Ob der Professor of Symbolics auch je einmal die Frage 133 unseres Katechismus gelesen, ist kaum anzunehmen, denn dort steht in Englisch, wenn ihm das Deutsche nicht mehr ganz geläufig sein sollte: "The worthy partaking is the eating and drinking of the body and blood of our Lord Jesus Christ." Die Leser aber, die im konfessionellen Bewußtsein noch schwach sind, werden folgendermaßen über unsere Synode informiert: "If the German Evangelical Synod of North America has succeeded in establishing an organization which unites Lutherans and Reformed into one body, then it has been done on the basis that the distinguishing points are matters of indifference. This certainly is unfaithfulness to the truth. Such position carries with it laxness in Scripture truth in every direction."

Shailer Mathews, der neuerwählte Präsident.

Von Pastor J. H. Steger, Ph. D.

Das "Federal Council of the Churches of Christ in America" wurde vor einiger Zeit, besonders in lutherischen Kirchenblättern, hart angeklagt wegen verschiedener Behauptungen, die es in dem „Construction Quarterly" zum Ausdruck gebracht hatte. Von lutherischer Seite her hatte man darob auch genügenden Grund gesehen, vor solcher „Union" zu warnen, an deren Spitze ein derartiger Ketzer steht. Es soll durchaus nicht gesagt sein, daß eine berechtigte Kritik in Anbetracht der Stellung des Mannes nicht am Platze gewesen ist, noch möchten wir alle Behauptungen des selbstbewußten Amerikaners, der sich sogar zu der persönlichen Anmaßung versteigt: "All who do not agree with me are archaic far behind the progress of modern thought," unterschreiben. Die Hauptanklage aber richtet sich gegen eine Bemerkung des Präsidenten des "Federal Council," die sich auf das Konzil zu Nicaea bezieht, und worin man eine Herabsetzung der damals festgesetzten Definitionen über das göttliche Wesen Jesu erblickt. "If the Council of Nicaea,

instead of wasting weeks over the discussion of a word, had organized a mission society to go up to Germany, what a different story history would have told." Zur Gründung einer Missionsgesellschaft war vor allem nötig, zu wissen, worin die Botschaft der Sendlinge zu bestehen hatte, ob in einem Geschöpf, das zugleich Schöpfer ist (Arius), oder in dem Sohne der ὁμοούσοις τῷ πατρί ist. Hierin bestand ja der eigentliche Kampf, der sich nicht nur um ein Wort, sondern sogar um einen Buchstaben (ὁμοιούσιος) drehte. Sollte der Präsident durch die bezichtigte Aeußerung eine Leugnung und Mißachtung der Gottessohnschaft Jesu bekunden, so würde er sich in direkten Gegensatz zu dem Grundsatze des Councils stellen, dem das Bekenntnis zu „Jesu Christo, dem göttlichen Herrn und Heiland" zur Grundlage der Erfüllung gemeinsamer Aufgaben seiner Glieder dient. Will die Aeußerung aber nur das rein Menschliche geißeln, wie es ohne Streit und Zank auch bei den Heiligen nicht abgeht und wie durch menschliche Schwächen der Fortgang des Reiches Gottes gehindert werden kann, so sollte man billigerweise nicht die Rechtgläubigkeit des Mannes in Frage ziehen. Könnte der angeklagte Präsident seinen lutherischen Richtern nicht mit demselben Rechte zurufen: „Wenn sich die Lutheraner Amerikas anstatt auf lutherischen Unionskonferenzen einander gegenseitig die Bruderhand zu verweigern um Fragen willen, deren Erkenntnis für uns Stückwerk bleiben, zum gemeinsamen Dienst geeinigt hätten, what a different story history would have told."?

Die Kritiker des "Federal Council" und seines Präsidenten, die geneigt sind, dessen persönliche Aeußerungen als die vom Council akzeptierten anzusehen, müssen zugeben, daß es doch zu den "imperfections of the past" gehört, den persönlichen Heilsglauben von der Annahme gelehrter konstruktiver Erklärungen über das Geheimnis der Person Jesu abhängig machen zu wollen. Auch die athanasianische Formel, so gut und so präzis sie uns deucht, führt nur dazu, die Frage zu verschieben, und läßt ungelöste Fragen an ihrer Stelle entstehen. Praktisch muß die Anerkennung der Gottessohnschaft Jesu auf das hinauslaufen, wie es Luther, der selbst an dem terminus eines Athanasius Kritik geübt hatte, in seiner Erklärung zum zweiten Artikel dem christlichen Urbekenntnis gemäß so einfach und wiederum so großartig ausgeführt hat: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch in einer Person, sei mein Herr ... daß ich sein eigen sei und ihm diene" etc.

Eine andere Anrempelung unserer Synode.

Ein kleines Blättchen „Quellwasser" enthaltend vierteljährliche Berichte aus dem Bereiche der Immanuel-Synode (inkorporiert in Ohio) wird herausgegeben von Professor H. A. F. Kern, Turners Falls, Mass., und Dr. G. A. Ziegler, Bischofsassistent und Hilfsredakteur.

In genanntem Blättchen findet sich im ersten Jahrhang, No. 3 folgende Stelle:

Auch jetzt müssen wir uns beklagen, wie wenig manche Pastoren es eilig haben, wenn es gilt, eine Stelle zu besetzen. Möchten sie sich selbst doch in die Lage versetzen, wie es sein muß, wenn man selbst wartet, was eine Gemeinde getan hat, und Wochen, sogar Monate ziehen dahin und da ist keine Antwort. Wir sind der vollen Ueberzeugung, wenn alle Brüder mit gleichem Interesse arbeiten würden, dann würde die Synode von Jahr zu Jahr mehr und mehr Felder gewinnen, was den Brüdern allen selbst später zu gute kommen wird. Es muß betont werden, daß die Evangelische Synode, die ja im Grunde nicht uniert ist, sondern nur reformiert, am meisten unsere Felder anbohrt und die Gemeinden unseren Brüdern wegnimmt. Diese Synode ist ja nicht direkt gegen die Logen, aber doch verbietet sie ihren Pastoren den Anschluß und liebäugelt recht gern, wenn es die Leute nicht merken, mit der Prohibition. Ohne Zweifel sind wir alle für Mäßigkeit und Ordnung, aber wir sind jetzt so weit, wo man dem Lande eine Last aufladen will, wie es nie ratsam ist. Es wäre besser, würden unsere Volksvertreter sich mit den weit wichtigeren Aufgaben des Landes beschäftigen und auch unsere englischen Amtsbrüder auf ihren Kanzeln etwas anderes predigen als Prohibition, die ja doch bekanntermaßen dem Worte Gottes entgegen ist. Man hüte sich, daß man die Geduld eines Volkes zu lange mißbraucht; denn wenn der Topf voll ist, läuft er über. Dann verlange man von der Kirche nicht, das Volk zu besänftigen. Wir werden uns dann auch nicht schämen, öffentlich zu sagen: „Ihr seid selbst daran schuld. Ihr wolltet dem Volke die persönliche Freiheit nehmen und nun habt ihr die Frucht eurer elenden Geheimtuerei." Wir haben ja nichts dagegen, wenn ihr keine geistigen Getränke trinken wollt. Aber das Wort muß mit der Tat übereinstimmen; und dann zweitens muß man seinen Nachbarn nicht zwingen wollen, gerade so zu tun. Was der eine liebt und ihm von Vorteil ist, mag dem anderen schädlich sein; und doch ist die Sache an und für sich nicht schlecht. Wir sind jederzeit imstande, das von anderen Dingen zu beweisen, die ebenso schädlich sind, wenn sie übertrieben werden. Man denke nur an den allzureichen Genuß von Ice Cream oder Sodawasser, man wird vielleicht nicht betrunken, aber wenn der Magen krank ist, was ist das anders als der Mißbrauch, der den freien Menschen schändet und sündigen macht vor seinem Gott. Es gibt viele Fieber, denen der Mensch aus dem Weg geht und dazu braucht man keinen Doktor, sondern nur den gesunden, überlegenden Verstand. Automobilfieber, Modefieber, Vergnügungsfieber, Besserseinwollenfieber u. s. w. Hier gilt das Rezept: Maßhalten.

Dazu schreibt uns der geehrte Einsender:

„Wenn der geneigte Professor, der auch einmal mit unserer Synode für einige Jahre Bekanntschaft gemacht hatte, während dieser Zeit noch nicht den Standpunkt der Evangelischen Synode gelernt hat, so sollte er sich von seinem bayrischen Landsmann aus Herzogs „Real En=

cyclopaedie" Band 14, Seite 178 belehren lassen. Im übrigen ist ein Kommentar unnötig."

Woher der Herr Professor seine Information über unsere Synode geschöpft und worauf er sein Urteil gründet, wissen wir freilich nicht. Er weiß es vielleicht selbst nicht, sondern peroriert nur ins Blaue hinein nach der Regel: calumniare audacter, semper aliquid haeret. Der Kritiker müßte doch unsere Agende, Katechismus und Jrions Auslegung dazu, nebst unseren kirchlichen Organen kennen und daraus Beweise für seine Behauptungen bringen. Namentlich die Stellung des „Magazins" zur Prohibitionsfrage, die wir seit Jahr und Tag vertreten, müßte ihm den Mund stopfen. Einstweilen ist's eine unbewiesene Verleumdung.

Modernes Heidentum.

Wir meinen damit nicht das Heidentum in den sogenannten Heidenländern, die noch unter dem Zepter eines Konfucius, Buddha, Mohammed und anderer heidnischer oder halbheidnischer Religionsstifter stehen, sondern wir meinen das Heidentum inmitten der „Christenheit." Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß sich heute viele sogen. Christen den Lehren und dem Kultus heidnischer Religionen zuwenden. In allen christlichen Ländern begegnen wir heute einer mehr oder minder starken Bewegung, die sich die Bekämpfung des Christentums zur Aufgabe gemacht hat und die als Bahnbrecherin des modernen Heidentums bezeichnet werden muß.

In Deutschland sucht man neuerdings in verstärktem Maße den „Buddha" auf den Schild zu erheben und zu Ehren zu bringen. So wurde vor einiger Zeit die „Zeitschrift für Buddhismus" in großer Auflage zu Werbezwecken versandt. Es war darin bemerkt, daß diese Zeitschrift bei dem zunehmenden Interesse für den Buddhismus und die indische Philosophie sehr aktuell sei. Ueber die „Berliner Ortsgruppe" wird dabei berichtet: „Nachdem die Mitgliederzahl in Berlin sich in den letzten Wochen ansehnlich verstärkt hat, haben wir dem von dortigen Herren gestellten Antrag auf Gründung einer Ortsgruppe unsre Genehmigung erteilt. Unser Geschäftsführer hat nun diese Gruppe unter reger Beteiligung der Berliner Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft gegründet." Weiterhin wird bemerkt, daß die Gründung einer Münchener Ortsgruppe in Aussicht genommen sei. Man sieht also, der Weizen dieser Apostel des modernen Heidentums blüht und läßt unter der gottentfremdeten Menge unsers Volkes eine lohnende Ernte erhoffen.

Aber auch das Ausland bleibt auf diesem Gebiet nicht zurück. In Dornach, Schweiz, erbauen die „Theosophen" einen großartigen Tempel, den sie „Johannestempel" nennen. Er besteht aus zwei großen, ineinandergehenden Ringhallen, die, in ihrem Unterbau zusammengebaut, jede aber ihre eigene gewaltige Kuppel hat. Der Hauptbau ist

über 30 Meter hoch, der Nebenbau erreicht die Höhe von 25 Meter. Wenn man in Betracht zieht, daß der Flächeninhalt der beiden Kuppeln 1500 Quadratmeter beträgt und für dessen Bedachung 30 Waggons Schiefer benötigt werden, kann man sich einigermaßen einen Begriff von der Größe des Baues machen. Die „Theosophen" zählen demnach auch dort manche Reiche zu den Ihren, sonst könnten sie kein solches Unternehmen durchführen. Diesen Jüngern Buddhas genügt das Christusevangelium nicht und deshalb machen sie jenen alten heidnischen Weisen Indiens zu ihrem Christus. Ja, was erlebt man nicht alles in unserer ernstbewegten Zeit auf religiösem Gebiete!

In das gesegnete Amerika hält das asiatische Heidentum auch immer mehr seinen Einzug. Dorthin bringen es hauptsächlich die Eingebornen jener Länder. So wird berichtet, daß sich in Amerika über vierzig Heidentempel befinden, in denen Weihrauch für Götter der Heiden zum Himmel emporsteigt. In der Stadt New York kann man auch mohammedanische Priester zum Gebet rufen hören. Die Bahi halten in einigen Städten ihre regelmäßigen Zusammenkünfte. Indische Swami haben für abgelebte Reiche ihre Sprechstunden. In Californien finden sich die Schreine der Buddhisten, und die Jünger des Konfuzius gehen damit um, im chinesischen Stadtteil von New York einen Tempel zu bauen. Ein erster Hindutempel ist schon in San Franzisco erstanden. Seit 1900 ist die Zahl der Hindu in Amerika beträchtlich gewachsen.

Selbst das so stark und erfolgreich missionierende England sieht in seinen Toren den Kultus heidnischer Religionen sich in bedenklicher Weise ausbreiten. Bei dem engen Zusammenhang des Mutterlandes mit den Kolonien, wo Brahma und Buddha verehrt werden, ist es wohl denkbar, daß die gebildeten und religionsfanatischen Indier es für ganz berechtigt halten, daß auch ihre Religion im „Mutterland" zu Ehren und Ansehen kommt. Wie viel Salzkraft muß da das Christentum in seinen Vertretern noch offenbaren, wenn es diesen heidnischen Ansturm überwinden soll!

Und das „christliche" Frankreich, das durch seine hohen und niederen Behörden so offensichtlich und bewußt nicht nur mit einer in Formen erstarrten Kirche, sondern zugleich auch mit der christlichen Religion gebrochen hat, wie schmachtet es in den Banden heidnischen Un- und Aberglaubens! Allein in der Hauptstadt Paris, dem „Seinebabel," leben nach dem dortigen Adreßbuch zirka 35,000 Somnambule, Hellseher, Okkultisten, Magnetiseure, Wahrsager beiderlei Geschlechts. Der Umgang mit den Geistern ist ein gutes Geschäft. Eine bekannte Wahrsagerin in Paris gibt heute über 50,000 Fr. allein für Reklame aus, und in manchen okkultistischen Kabinetten belaufen sich die täglichen Einnahmen auf 800—1000 Fr. Der Umsatz dieser geheimen Berufe wird allein in Paris auf 73 Millionen Franken jährlich geschätzt. — So die „Christl. Freiheit." Ja, der Aberglaube kostet seinen Anhängern höhere Summen, als die Kirche sie je erhoben. — Und trotz

dieser erschreckenden Anzeichen des überhandnehmenden Heidentums in christlichen Ländern hat der Herzog unsrer Seligkeit ein Volk, das seine Kniee nicht beugt vor Baal — schreitet die Sache unser Königs voran. Jedoch, mehr denn je gilt der Ruf an alle, die sich nach Christo nennen: „Hierher, wer dem Herrn angehöret!" (D. Christl. Botsch.)

Die Grundbedingung alles sozialen Fortschritts.

Predigt über 1. Thess. 4, 1—8, Epistel für Reminiscere von Pastor A. Rücker.

„Fortschritt" ist ein modernes Schlagwort, das allenthalben Anklang findet. Niemand will heutigen Tages „reaktionär" sein; dagegen will jedermann als „Fortschrittler" gelten. Zweifellos müssen wir einen doppelten Fortschritt anerkennen; und zwar in wissenschaftlicher und technischer Beziehung, d. h. in der Erkenntnis und in der Beherrschung der Natur. Ja die Weltgeschichte schreitet rapid vorwärts. Die moderne Aufklärung hat mit vielen alten Gedankenbildern gründlich aufgeräumt und andrerseits manchen Tiefblick in das Weben der Natur eröffnet. Eine Entdeckung jagte die andere. Die Technik griff dieselben auf und verwertete sie im Dienste der Menschheit. Ihre Erfindungen benutzte die Industrie, die ihrerseits dadurch eine gründliche Umwälzung erfuhr. Die Kleinindustrie des Handwerks mit ihrem heimischen Absatz wandelte sich in die Massenproduktion der Fabrik mit ihrem Weltmarkt. Daß dadurch die wirtschaftlichen Lebensbedingungen der Gesellschaft völlig umgestürzt wurden, ist leicht erklärlich.

Hat mit diesem äußeren Aufschwung eine andere unleugbar wichtigere Entwicklung Schritt gehalten? Ich meine den Fortschritt auf religiös-sittlichem Gebiete. Hat sich das Innenleben der Menschenseele vertieft? Hat die Gesellschaft eine Zunahme an ernsten sittlichen Persönlichkeiten, eine Ausbreitung christlicher Tugenden zu verzeichnen? — Fürwahr es scheint, als ob durch den äußeren Fortschritt der innere gehemmt, ja sogar in einen Rückschritt verwandelt wird. Ob die Entwicklung aufwärts oder abwärts geht, ob sie Evolution oder Devolution ist, diese Frage darf nicht sowohl im Hinblick auf die neuen Geistesfähigkeiten und Handfertigkeiten als vielmehr im Hinblick auf das Binnenleben der Persönlichkeit beantwortet werden. Nicht Erweiterung des Wissens, nicht Verfeinerung des Könnens, sondern Vertiefung — oder Verflachung — des Herzens gibt den Ausschlag. Sollte es wirklich der Fall sein, daß Religion und Sittlichkeit sich immer mehr verflachen; dann führt uns aller intellektuelle und technische Fortschritt nur an den drohenden Abgrund gesellschaftlichen Ruins und wirtschaftlichen Bankerots. Kultur ohne Religion und Sittlichkeit gipfelt immer in desto größerer Barbarei und Knechtschaft.

Soll der Fortschritt nicht einseitig, und darum schließlich nur ein Rückschritt sein, so müssen Mittel und Wege gefunden werden, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Alle Hebel müssen in Bewegung gesetzt werden, um die Rechte der religiös-sittlichen Persönlichkeit zur Gel-

tung zu bringen, um die gährenden Volksmassen mit christlicher Sittlichkeit zu durchsetzen.

Wahrer sozialer Fortschritt, der einzige Weg zur Volkswohlfahrt, führt vom Christentum aus über die Heiligung der Persönlichkeit zur sittlichen Wiedergeburt des Volkes.

V. 1—3. — „Wir ermahnen euch, daß ihr immer völliger werdet — Denn das ist Gottes Wille, eure Heiligung." — Gott will unsere Heiligung. Darum sandte er Jesum, darum die klaren Lehren seines Wortes, darum die Gnadenmittel im allgemeinen, die er der Kirche anvertraut hat. Die Kirche ist die auf christlichen Prinzipien gegründete soziale Organisation der Gläubigen, die die Aufgabe hat, christlichen Glauben und christliche Sittlichkeit hineinzutragen in die große menschliche Gesellschaft, in der sie als Sauerteig wirkt. — Wird die Kirche ihrer Aufgabe gerecht? Die einen antworten nein, die andern ja. Wir wollen unsere Antwort bis aufs Ende der Predigt aufsparen. — Wie soll sie ihre Aufgabe erfüllen? Dadurch, daß sie im sozialen Kampfe Partei ergreift? So brächte sie sich in eine schiefe Stellung. Als göttliche Anstalt steht sie über den menschlichen Parteien und soll sie alle befruchten durch ihren Geist. Sie erfüllt aber ihre Aufgabe durch Erziehung christlicher Persönlichkeiten, die sie als ihre Kinder in die Welt hineinstellt. Ihnen ruft sie im Namen Jesu zu: „Ihr seid das Salz der Erde, Ihr seid das Licht der Welt!" Als Salz sollt ihr dem Verderben der Welt steuern, als Licht sollt ihr durch euer Beispiel der Welt voranleuchten auf dem Wege wahren Fortschritts, zu echter Volkswohlfahrt. — Viele christliche Persönlichkeiten bilden eine große Macht für Fortschritt in der rechten Richtung. — Sollte das Licht am erlöschen sein? Sollte das Salz dumm werden? Sollte die Kirche ihre Gährkraft verloren haben? — Nein, die Kraft ist da; laßt sie wirken, laßt jeden freimütig für christliche Sozialethik eintreten, und der Durchbruch muß kommen. Doch erwarte den wahren Fortschritt in christlich-sittlicher Richtung nicht allein von Gesetzgebung und dergl. Die Aufgabe ist deine persönliche Aufgabe. Dir gilt darum die praktische Losung unseres Textes: „Werdet immer völliger, liebe Brüder!" d. h. werdet immer vollkommener in eurem Christenstande! Ihr wisset Gottes Willen. „Denn ihr wisset, welche Gebote wir euch gegeben haben durch den Herrn Jesum." So handelt nun auch darnach!

Die beiden Hauptgebiete sozialer Betätigung, auf welchen Geltendmachung christlicher Sittlichkeit vor allem nötig ist, sind Familien- und Berufsleben.

I. Vom ersteren handeln die Verse 3—5 unseres Textes. (Lesen) d. h. Du sollst nicht ehebrechen.

a. Negativ: Meidet die Hurerei. Der schlimmste Krebsschaden, der am Marke des Volkes zehrt, sind die Geschlechtssünden. Wir mögen sie umgehen oder verschleiern, wir mögen uns scheuen, davon zu reden, das alles nützt nichts. Sie sind einmal da, und als Christen wol-

len wir uns nicht scheuen, diesen Schaden aufzudecken und nach Heilmitteln zu suchen. Nicht nur findet man diese wüsten Auswüchse bei geschlechtlich Reifen; unsere ganze Jugend ist mehr oder minder durchseucht von Unkeuschheit in Gedanken, Worten und Werken. In den Schulen fängt es schon an. — Die Wohnungsverhältnisse haben viel damit zu schaffen. Wo die Armut zwingt, daß viele Menschen in engen Räumen zusammenwohnen, wo Kinder und Erwachsene, Männlein und Weiblein, zusammenkampieren und logieren, da kann es ja nicht ausbleiben, daß das Kinderherz angesteckt wird. Aber auf die Armen ist dieses Uebel nicht beschränkt. Die Seuche greift alles an, was aus Fleisch und Blut gemacht ist und darum natürliche Triebe hat, die eben nur die Wenigsten bändigen können. Und wenn die Scheu auch noch viele davon zurückhält, sich am andern Geschlechte zu vergreifen, ihr würdet euch wundern, wenn ihr wüßtet, welch ein großer Prozentsatz unserer Jugend, besonders unserer männlichen Jugend, den heimlichen Geschlechtssünden fröhnen.

Hat der Christ als solcher, hat die Kirche ein Interesse an den Wohnungsverhältnissen des Volkes, den Mietskasernen etc.? Hat die Kirche, hat der Christ ein Recht, die Wandelbildertheater zu kritisieren, diese moderne Pest mit ihren schlüpfrigen Bildern, die doch nur demoralisierend auf die Jugend wirken? Es ist Tatsache, daß viele Mädchen im dunklen Zuschauerraume durch Ueberredung oder List für das Hurenleben gewonnen werden, daß dorten der beste Platz ist, weiße Sklaven einzufangen. Die Gerichtsstatistiken wissen von vielen Fällen der Notzucht, die in solchen Plätzen verübt wurden, nachdem den jungen Leuten durch unsittliche Bilder die Sinne verwirrt waren. Hat die Kirche da kein Recht, den Finger zu heben und zu warnen: Lasset eure Kinder nicht dahin gehen, übt strenge Zensur aus oder schließt die Schaubuden ganz zu!

Soll ich von verrufenen Häusern reden? Es ist eines jeden Christen Pflicht, diese Höllenpfuhle nicht nur zu meiden, sondern mit aller Macht zu bekämpfen.

b. Positiv: Daß jeder im Ehestand sein Gemahl liebe und ehre! V. 4. — Besser übersetzt: Jeder von euch soll sich ein Weib gewinnen in Zucht und Ehren, nicht in leidenschaftlicher Begierde wie die Heiden. Hier spricht der Apostel von der rechten Regulierung der natürlichen Geschlechtstriebe in der Ehe. 1. Die E h e s c h l i e ß u n g geschehe in Zucht und Ehren, nicht in leidenschaftlicher Begierde. Es geht doch nichts über die alte Werbung in Zucht und Ehren, wobei reine Liebe das erste und Ehrbarkeit das zweite Wort spricht, wo man vor allem auch die Religion mitsprechen läßt. Aber wie viel Brautleute reden sowieso vor der Hochzeit nicht über Religion! Aus dieser Gleichgiltigkeit entspringt nicht nur das Unheil der gemischten Ehen, sondern — was noch schlimmer ist — die religionslosen Ehen. Da ist das Eheband eben nicht geistiger oder geistlicher, sondern rein fleischlicher Art. Da beruht die Ehe im Grunde auf leidenschaftlicher Begierde, sie wird

gewissermaßen herabgewürdigt zu lizensierter Prostitution. Von dem Gesichtspunkte aus sind auch alle heimlichen Ehen und „runaway" Ehen scharf zu verurteilen.

2. Je nach dem Charakter der Eheschließung gestaltet sich auch die Eheführung. Was Wunder, daß liederlich geschlossene Ehen unglücklich sind und keine Dauer haben. Der wahre Zweck der Ehe, einen christlichen Hausstand zu gründen, der nach Gottes Willen auch mit Kindern gesegnet wird, wird auf alle mögliche lästerliche, verbrecherische Weise vereitelt. Da hört man denn jene unglaublichen Geschichten vom Kindermord im Mutterleibe, oder daß junge Eheleute ihr Erstgebornes heimlich an das Wasser nehmen und zusammen in die Fluten schleudern. (Cincinnati 1912). Wie zwei solche Scheusale noch in irgend einem menschlichen Verhältnis stehen können, ist mir unverständlich. Der Name Mutter, der früher als Ehrenname galt, ist in manchen Kreisen verheirateter Frauen zum Schimpfnamen geworden. Und da staunen wir noch über die Unmenge von Ehescheidungen in unserm Lande? Eine Chicagoer Gerichtskommission hat nachgewiesen, daß die meisten Ehescheidungen in Chicago darauf zurückzuführen sind, daß das Weib sich weigerte Mutterpflichten zu übernehmen. Du sagst vielleicht, das sind unnatürliche Ausnahmen. Ach, daß es so wäre! Aber wenn im letzten Jahre (1913) in Cincinnati auf 8 Eheschließungen eine Ehescheidung kam und in Cleveland im Jahre 1909 sogar auf je 4 Eheschließungen eine Ehescheidung kam, dann scheint die Ehelösung auch schon stark zur Regel geworden zu sein. Während der 20 Jahre von 1867 bis 1886 wurden in den Vereinigten Staaten 328,716 Ehen gerichtlich gelöst. Während der darauffolgenden 20 Jahre von 1887 bis 1908 waren es schon 945,627, also beinahe dreimal soviel. Im Durchschnitt waren das 47,281 pro Jahr, ein Durchschnitt zweimal so groß als der aller anderen christlichen Ländern zusammen. Im Jahre 1912 wurden mehr als 100,000 Ehescheidungsgesuche gewährt, also mehr als zweimal den Durchschnitt der früheren Jahre. Dadurch verloren in dem einen Jahre mehr als 70,000 Kinder, meist unter 10 Jahren, entweder Mutter oder Vater, auf alle Fälle ein geschlossenes Heim. Wenn unmündige Kinder in solch hellen Scharen unter der Verrücktheit der Alten leiden müssen, — dann sollen wir ruhig zusehen?

Als Mittel wird empfohlen: Einheitliche, strenge Eheschließungs- und Ehescheidungsgesetze. Dem stimmen auch wir gerne bei. Aber damit bleibt dann immer noch das Elend innerhalb eines gezwungenen Familienverbandes, — wenn nicht vorerst das ganze religiös-sittliche Leben des Volkes gehoben wird. Und da gibt es elende Toren, die uns die Kappe über die Augen ziehen wollen und schreien: "The world is growing better!" Ihr Optimismus hat sie selber geblendet; sie schlafen bei der Leier. Eine religiöse Wiedergeburt ist unserm Volke nötig! Und ihr, liebe Christen, sollt in diesem Fortschritt den sittlichen Ton angeben! Hasset das Arge, stellt es an den Pranger, bekämpft es mit allen euch zu Gebote stehenden Waffen!

II. Das andere Gebiet, auf welchem Religion und Sittlichkeit nicht Schritt gehalten haben mit dem äußerlichen Fortschritt, ist das **Berufsleben**. V. 6. D. h. du sollst nicht stehlen! Es ist keine Frage, daß auch im modernen Berufsleben große Schwierigkeiten sich eröffnet haben durch den schnellen Wandel vom Kleinbetrieb des Handwerkers und der Hausindustrie in den Großbetrieb der Fabrik. Es ist kaum Zeit, dies alles nur zu erwähnen, viel weniger zu besprechen. Da ist die moderne Sklaverei der Kinderarbeit, zu der viele Tausende von Kindern gezwungen werden durch den Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse. Gott sei Dank, daß jetzt endlich auch unser Staat Pennsylvania ein Kinderarbeit-Gesetz erlassen hat, das hoffentlich manchem Elende steuern wird. Zur Zeit liegt ja auch die Palmer-Owen-Bill, ein „federal" Kinderarbeit-Gesetzentwurf, vor dem Kongreß und — will's Gott — wird sie auch bald zum Gesetz erhoben. Langsam wächst der christliche Protest gegen diese Uebelstände so an, daß er nicht mehr übersehen werden darf.

Unmoralische Spekulation, Uebervorteilung und Schwindel im Großgeschäft! Nicht nur einzelne werden dadurch geschädigt, sondern das ganze Volk muß unter den dadurch verursachten hohen Preisen etc. leiden. Ausnutzung der Not des Armen, um seine Arbeit für recht niedrigen Preis zu erhalten, ist Uebervorteilung vonseiten des Arbeitgebers. Wir streben nach einem Mindestlohn, der einem Menschen wenigstens seinen eigenen und seiner Familie Unterhalt ermöglicht. Aber auch Trägheit und Müßiggang während der vorgeschriebenen Arbeitsstunden ist Uebervorteilung und Unrecht gegenüber dem Arbeitsgeber. Was ließe sich da nicht noch alles anführen! Jede auch die kleinste Gewissenlosigkeit in Handel und Wandel ist Sünde. Jeder Versuch, die Straßenbahngesellschaft um ihren Nickel zu betrügen, ist Diebstahl; wie auf der anderen Seite jeder unreelle Geschäftsabschluß, wodurch Tausende ergattert werden, ein Frevel ist.

Wie schaffen wir da Abhilfe? Durch Gesetzesverfügungen? — Ja, vieles kann dadurch getan werden. Aber da brauchte man schließlich Gesetze für jeden Einzelfall und eine Unmenge Kontrolleure und Beamte, daß es doch praktisch unmöglich wird, alles durch Gesetze zu regeln. Was ist not? — Eine religiös-sittliche Wiedergeburt des ganzen Volkes! O daß Gottes Verheißung wahr werde: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben, und in ihren Sinn schreiben." (Jer. 31, 33). Wo Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit in einem Volke sind, da bedarf es keiner kasuistischer Gesetzgebung. Christen, es ist eure Aufgabe, eine solche Erneuerung des Volkes heraufzuführen! V. 7. Gott hat uns berufen zur Heiligung. Heiligt euch selbst, daß ihr nicht andern predigt und selbst verwerflich werdet! Dringt auf Reinigung unseres ganzen Gesellschaftslebens! Bringt Christentum und Kirche zur Geltung! — Wie muß sich aber die Kirche ausdehnen, um diese Arbeit kraftvoll verrichten zu können! Nur 39% der Bevölkerung unseres Landes gehören zu einer christlichen Kirchengemeinschaft. Also selbst

wenn wir einmal alle Glieder der christlichen Kirchen für wahren sozialen Fortschritt begeistern könnten, so wäre das immer noch eine Minorität der Bevölkerung. Doch der Einfluß auf die anderen würde nicht ausbleiben. Darum, ihr Christen, wacht auf! Hasset das Arge und jaget dem Guten nach! Machet emsig Propaganda für alles, was euch nach Gottes Weisung als recht und gerecht erscheint, und der Sieg kann nicht ausbleiben. — — —

Tut die christliche Kirche etwas für sozialen Fortschritt? Wie oft wird es verneint! Wie oft sprechen auch übereifrige Kinder der Kirche ihrer Mutter dies ab, weil der Fortschritt nicht so schnell geht, wie sie wünschen. Darauf können wir antworten: Manche, die für Volkswohlfahrt arbeiten, sind nicht Glieder der Kirche. Viele der sogenannten Volksbeglücker sind sogar offene Feinde der Kirche. Man beachte nur die kürzlich erlassene Erklärung von Arthur Giovanitti, dem Führer der "Industrial Workers of the World," der voller Haß gegen den „kraftlosen und entsittlichenden christlichen Geist" spricht. Auf der anderen Seite aber ist es nachgewiesen, daß 82% der Leute, denen das Gemeinwohl am Herzen liegt, die sich auch wirklich dafür betätigen, gläubige Christen sind. Also kommen doch die Stimmen für den Fortschritt aus dem Christenlager.

Hier hat die Kirche eine Riesenaufgabe. Darum geht es nicht an, dieselbe einigen aufgeweckten Christen zu überlassen, sondern die ganze Christenheit muß als ein Mann aufstehen und für wahren sozialen Fortschritt auf religiös-sittlichem Gebiet kämpfen. Gott will es! Hört was Paulus am Schluß unseres Textes spricht: „Wer nun verachtet, der verachtet nicht Menschen, sondern Gott, der seinen Heiligen Geist gegeben hat in euch." Ja, wer Gottes Weisung in dieser Hinsicht in den Wind schlägt, der verachtet Gott und betrübt den Heiligen Geist Gottes! —

Darum: „Vorwärts Christi Streiter! Auf zum heilgen Krieg!" Amen.

Predigt am Totenfest über Röm. 6, 23.

Von Pastor Emil Stech, Stratmann, Mo.

Der heutige Sonntag ist ein wichtiger und ernster Tag im Kirchenjahr. Es ist der letzte Sonntag des Kirchenjahres, das am 1. Advent vorigen Jahres begonnen und mit dem Sonnabend nach dem Danksagungstag geschlossen wird. Wir stehen still und denken nach. — Die großen Taten des Dreieinigen Gottes sind uns wiederum verkündigt worden. Wie habe ich Gebrauch gemacht von diesen Gnadenbotschaften, die ich in dem nunmehr seinem Ende rasch zueilenden Kirchenjahr aufs Neue vernommen habe? — Habe ich das Heil, das Gott mir angeboten hat in seiner Gnade auch gebraucht zu meinem Heil, zu meiner Seelen Seligkeit? — Bin ich durch Gottes Gnade in dem vergangenen Kirchenjahr gewachsen an dem inwendigen Menschen? — Habe ich nur für das tägliche Brot meines Leibes gesorgt, oder habe ich, wie sichs für einen

Christenmenschen geziemt, auch meine Seele versorgt mit geistlichen Gütern, mit dem täglichen Brot des Gebetes, des Wortes Gottes, des lebenspendenden Sakraments, des Wohltuns, der Heiligung, des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung? — Solche und ähnliche Fragen stimmen jeden aufrichtigen Christen schon ganz von selbst ernst am letzten Sonntag im Kirchenjahr. —

Der letzte Sonntag im Kirchenjahr stimmt uns aber noch in anderer Weise ernst und nachdenklich. Selbst die Glocken haben heute einen ganz andern Klang. Sie klingen so ernst und stimmen manchen von uns gar traurig. — Warum das? Nun, der letzte Sonntag im Kirchenjahr mahnt uns an unsern eigenen letzten Lebenstag und erinnert uns an den letzten Lebenstag unserer lieben Verstorbenen. Wir denken an das Abscheiden unserer Lieben, die uns nicht nur in diesem Jahre, sondern auch sicher schon früher durch den Tod entrissen worden, und das soll uns an unserer eigenes Ende erinnern, damit wir's bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden und unser Leben danach einrichten. —

Aber Christen trauern nicht wie die andern, die keine Hoffnung haben. Darum bleiben wir am letzten Sonntag im Kirchenjahr nicht stehen bei dem Gedanken an Tod und Verstorbene, sondern wir schauen gläubig hin auf Jesum, den Fürsten des Lebens, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat. —

Lasset uns darum die Sprache unserer beiden Glocken vernehmen und beherzigen. — Die große Glocke, durch ihren langsamen, gleichmäßigen, tiefen Schlag mahnt uns an den Ernst des Lebens und der Ewigkeit, der seinen Höhepunkt in der Sterbestunde findet. Die kleine Glocke aber mit ihrem hohen schnellen Schlag spricht von der Freude eines Kindes Gottes hier in dieser Zeit und von der Wonne und Seligkeit einst in der Ewigkeit, deren Beginn für einen gläubigen Christen wiederum das Sterben ist. — „Bedenkt, bedenkt," so mahnt die große — „freut euch, freut euch," so ruft die kleine Glocke. Aus dem Klang der großen hören wir gleichsam die Stimme des gereiften Mannes, dagegen aus dem der kleinen: das Lallen und Rufen des fröhlichen Kindes. So weisen uns also die Glocken hinein ins irdische Leben, aber auch hinauf zur Ewigkeit und können uns manche ernste und fröhliche Predigt halten. —

Diesen Doppelklang der Glocken: des Leides und der Freude, der Klage und der Hoffnung, des Todes und des Lebens — wollen wir heute am Totenfest auch in unserm Herzen nachklingen lassen. Der heutige Sonntag trägt darum ein doppeltes Gepräge. Die heilige Geschichte erzählt uns, daß, als die Aegypter die Israeliten verfolgten, die Wolken- und Feuersäule, die bis dahin vor dem Volke herzog, plötzlich hinter sie trat, also zwischen die Kinder Israel und die sie verfolgenden Aegypter. Die den Aegyptern zugekehrte Seite war aber finster, während die Lichtseite den Israeliten den Weg zeigte. — Diese

Doppelseite hat auch der letzte Sonntag im Kirchenjahr mit seiner Totenfestpredigt. Dunkel und trübe ist seine der Erde zugekehrte, auf Grab und Tod weisende Seite, aber licht und hell, voll Glauben und Hoffnungszuversicht seine dem Himmel zugekehrte, auf Auferstehung und ewiges Leben weisende Seite. Und nur diese Lichtseite des Totenfestes kann uns Christen den rechten Trost geben und den rechten Weg zur Heimat weisen. Wohl dem, dem dieses Licht scheint und leuchtet.

Laßt uns denn nach dieser Einleitung und Einläutung heute unter Gottes Beistand betrachten und beherzigen:

Des Christen Blick und Glück am Totenfest, am letzten Sonntag im Kirchenjahr.

1. Zwar das Sterben ist unser Los.
2. Aber der Tod ist nicht unser Ziel.
3. Sondern die Gabe Gottes in Christo ist ewiges Leben.

1. Zwar das Sterben ist unser Los.

Das Totenfest fällt gewöhnlich in die zweite Hälfte des Monats November, in den Monat, in dem die Natur ihr Sterben feiert. Scharfe, oft schon kalte Winde blasen und wehen durch das raschelnde Laub, das von den Bäumen gefallen ist. Frühlings- und Sommerschmuck der Bäume liegt auf dem Boden und wird im Winter wieder zu Staub und Erde. — Die Blumen stehen verwelkt und verblüht da; die alten Stengel und Stiele verdorren und verfallen, um im Frühjahr neuen Keimen und Sprossen Platz zu machen, die dann wiederum Form und Bild der alten tragen. — Sang und Klang der gefiederten Sänger ist verstummt und Käfer und Raupen schlummern in der Erde. — Meine Lieben, lauter Bilder des Sterbens und Todes, der Endlichkeit und Vergänglichkeit. —

Wie die Blätter von den Bäumen fallen und wieder zu Erde werden; wie die Blumen verwelken und das Heu verdorrt — so stirbt und verwelkt der Mensch. — „Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, blüht wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibet nicht." — An jedem Tage fallen 70,000 solcher Menschenblätter vom großen Baume der Menschheit; in jedem Jahre fallen Hunderte solcher Menschenblätter von den Zweigen eines Volksbaumes, mehrere solcher Menschenblätter vom Baume einer Gemeinde und einige solcher Menschenblätter vom Baume einer oder mehrerer Familien, und hat Tränen und Herzeleid im Gefolge. Die Erde ist ein großer Friedhof voller Totengebeine. —

Auch in diesem Jahre sind vom Baume unseres weiten Gemeindekreises mehrere Blätter und vom Zweige unseres engeren Bruderkreises fünf gefallen: drei Mitglieder, ein Kindlein und eine Gattin eines Mitgliedes, — Ihre Leiber schlummern und ruhen in den Gräbern. O Tod, wie bist du bitter! O Sterben, wie graut uns vor dir! —

Denn, meine Freunde, das Sterben, der Tod ist etwas widernatürliches, etwas was dem ursprünglichen Wesen und der Bestimmung des Menschen widerspricht. — Von Anfang ist es nicht so gewesen. Der Tod ist eine feindliche Macht, die in das Wesen des Menschen eingedrungen ist infolge der Sünde. Im Paradiese hatte Gott den Menschen aus Erdenstaub geschaffen und zu ewigem Leben bestimmt. Ins Paradies ist aber der Teufel, der Mörder von Anfang eingedrungen und hat die ersten Menschen zum Abfall von Gott verführt und dadurch die ganze Menschheit von Gott getrennt, in den Tod gebracht, denn Tod heißt: Trennung. In Adam, dem Stammvater des ganzen Menschengeschlechtes, müssen nun auch alle Menschen sterben, von Gott getrennt sein. Gottes Wort lehrt uns: „Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben." —

Seitdem ist die Geburt des Menschen, sein Eintritt ins Leben schon der Anfang vom Sterben; seitdem weht der Todeshauch die ganze Menschheit an. Jede Krankheit ist ein Vorbote des Todes. Seitdem ruft die Stimme: Predige! Alles Fleisch ist Heu; seitdem klingt es ernst und schaurig: „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu, was da lebet muß verderben." — Der Seele graut es vor dem einsamen Leben ohne den Leib; daher der Todeskampf im Sterben, wenn Leib und Seele sich trennen müssen infolge der Sünde. — Ja, Sterben ist des Menschen Los; alle müssen sterben, dieweil sie alle gesündigt haben. — Der Tod ist die Strafe der Sünde, der Sünde Sold. Und weil Christus, der heilige und sündlose Menschensohn die Sünde der Menschheit auf sich nahm, mußte auch er sterben und den Sold der Sünde schmecken. — Zwar das Sterben ist unser Los.

2. Aber der Tod ist nicht unser Ziel.

Daß wir sterben müssen, das wissen wir alle; aber daß der Tod das letzte Wort sprechen sollte, daß der Tod unser Ziel sein soll, das Ende unseres Daseins — das kann und soll kein vernünftiger Mensch glauben. Zwar gibt es klug sein wollende Menschen genug, die es andere Menschen glauben machen wollen, daß der Tod das Ziel alles Lebens sein soll; daß mit dem Menschen im Tode alles aus ist. — Aber sie glauben selbst nicht was sie sagen! Sie möchten es sich und andern gerne einreden und sie haben ihre Gründe dafür. Denn das fühlen sie alle: wenn es wirklich ein Fortleben nach dem Tode gibt, dann müssen sie auch anders leben hier auf Erden. Aber weil sie gern nach ihren Wünschen und Lüsten leben wollen, darum darf es kein Leben jenseits des Grabes geben. Doch: „Spottet der Mund: Es ist nicht wahr! jammert das Herz: wenn es aber doch wahr wäre!" —

Liebe Zuhörer! Wenn ich euch heute nichts anderes sagen wollte und sagen könnte, als daß der Tod unser Ziel sei — dann hätte ich gar nicht angefangen, ja dann wollte ich überhaupt kein Prediger des Evan-

geliums sein. — Sollte der Mensch, dieses höchste Geschöpf auf Erden, nach Gottes Bilde geschaffen, der hier im Leben sich so augenfällig und sichtbar vom Tier unterscheidet — im Tode dem unvernünftigen Tier gleich sein? Nimmermehr! Dann hätte das Leben überhaupt keinen Wert; dann wäre der Mensch glücklich zu preisen, der bald nach seiner Geburt wieder stirbt oder der seinem Leben sobald wie möglich ein Ende macht. Sollte das etwa ein Leben sein, der Mühe wert, wenn nach Sorge, Furcht und mancher Not nur noch der Tod kommt? Ja, wahrlich, da könnte man den Tod als einen Freund willkommen heißen, der einem solchen Leben voll Jammer, Elend und Herzeleid ein Ende macht. —

Nein und abermals nein! Der Tod ist nicht das Ziel des Menschen! Aber auch gesetzt den Fall, der Tod wäre das Ziel unseres Lebens — was für ein Trost wäre das, daß unser Leben im Tode seinen Abschluß findet? Wohl ist der Tod der Abschluß unseres Wirkens hier auf Erden, aber niemals das Ende unseres Daseins. —

Aber selbst dieser Blick, diese Aussicht auf ein Leben nach dem Tode wäre etwas Schreckliches, Furchtbares für den Menschen, wenn Gott uns in seinem Worte nicht einen besseren Trost gegeben hätte, als den, „daß dem Menschen gesetzt ist einmal zu sterben, danach aber das Gericht." — Aber Gott sei Dank, der uns seinen Sohn gesandt hat, daß wir in ihm das Leben haben sollen. —

Darum ist das Sterben zwar unser Los; aber der Tod ist nicht unser Ziel, sondern

3. Die Gabe Gottes in Christo ist ewiges Leben.

Der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn.— „Gleichwie sie in Adam alle sterben, so sollen sie in Christo alle lebendig gemacht werden." — Das liebe Christen, ist das Ziel der Schöpfung, das ist auch das Ziel der Erlösung. — Sterben und Verderben ist nicht das Ziel eines Christenmenschen, sondern ewige Freude und Seligkeit, ewige und selige Gemeinschaft mit Gott, und das heißt: ewiges Leben.

Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt das Leben erst einen Wert; diese Aussicht auf ein seliges Leben gibt dem Christenglauben erst seinen wahren Inhalt. — Ja, diese Aussicht läßt uns erst den hohen Wert der Erlösung durch Jesum Christum erkennen. Dazu hat Gott seinen Sohn in die Welt gesandt, „auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Mit dieser Aussicht auf ein seliges, ewige Leben kann ein Christ auch alles Schwere, Kreuz und Leiden ertragen; kann er in allen dunklen Stunden und Lagen des irdischen Lebens dennoch mutig und unverzagt bleiben. — Diese Aussicht auf eine frohe und selige Ewigkeit versüßt ihm alles Leid, tröstet ihn am Grabe seiner Lieben, die mit dieser frohen Glaubensgewißheit entschlafen sind; ja, diese Gewißheit und Aussicht läßt sogar alles Grauen und alle Furcht des Todes überwinden; denn der Tod, das Sterben ist ihm ja nur der Eingang zur Freude und Herrlichkeit, die

er nun auf Grund seines Glaubens an Christum, den Todesüberwinder, als sein Erbe antreten darf. — Und das ist sein Glück, dem er entgegenhofft und zustrebt in seinem Erdenleben. —

„Die Gnadengabe Gottes in Christo ist ewiges Leben." Jede Gabe schließt aber eine Aufgabe in sich, nämlich: diese Gabe nun auch anzunehmen und recht zu gebrauchen, und das heißt: glauben. Darum sagt Christus selbst: „Das ist aber der Wille des, der mich gesandt hat, daß wer den Sohn siehet und glaubet an ihn habe das ewige Leben." „Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben." — Ohne diesen Glauben an den gottgesandten Erlöser gibt es und kann es keine Aussicht auf ein ewiges Leben geben; denn diese Gabe des ewigen Lebens hat Gott nur in Christo und darum nur den Christusgläubigen gegeben. — Glaubt es nur, daß mancher, der den Tod nur als einen Befreier von seinen Leiden und Schmerzen freudig begrüßt, aber an Jesum Christum nicht geglaubt hat, sich alle Schmerzen und Leiden zurückwünscht und lieber hier noch leben würde, als jenes furchtbare Warten auf die endgültige Entscheidung des jüngsten Tages, die ihn nach der Auferstehung seines Leibes mit Leib und Seele hinausstoßen wird in ewige Nacht und Finsternis der Gottesferne.

Darum spricht die Schrift: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben von nun an." Der Glaube an unsern Herrn und Erlöser allein verbürgt uns die ewige Seligkeit des ewigen Lebens. Und selig, wer im Glauben an Jesum Christum lebet und stirbt, denn ihm allein gilt das Wort: „Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das erste ist vergangen."

Nur wer sich seines Glaubens an Jesum Christum unsern Herrn gewiß ist, nur der wird sich auch des ewigen Lebens gewiß sein, dieser Gnadengabe Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn. — Liebe Freunde, auf das Totenfest folgt Advent und Weihnacht. — Gebe der Herr, daß unser Leben ein Leben mit Christo sei, dann wird auch uns einst in der Todesstunde die Tür zum schönen Paradies geöffnet werden und wir werden eingehen zur ewigen Weihnachtsfreude. Des Christen Blick und Glück am Totenfest: Zwar Sterben ist unser Los, aber der Tod ist nicht unser Ziel, sondern die Gabe Gottes in Christo Jesu ist ewiges Leben. Bring uns Herr ins Paradies! Amen.

Theosophische Meditation über Joh. 19, 5 b und Joh. 3, 13 b.

Von Past. C. J. Naase, Bay, Mo.

In jener bedeutungsvollsten Weltstunde, da das Heil der Welt erwirkt wurde, ward der Repräsentant der Religion von dem Heiligen Geist zu dem Wort inspiriert: „Es ist besser ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe." Ebenso aber auch der Ver=

treter der Welt, zu dem Wort: „Siehe, der Mensch, „Ἰδου ὁ ἀνθρωπος.“ Die christliche Theologie hat das erstere Wort des Heiligen Geistes, das von der Erlösung, fast vollständig erschöpft, nicht aber das letztere. Auch das Wort von der „Gottheit“ in Jesu hat sie aufgelöst, nicht aber auch das Wort des Geistes von der Menschheit in ihm. Seit Arius Abfall von der Wahrheit, der eine große Wahrheit vertreten, aber darüber die Gottheit Jesu vergessen, und der Gnostiker Träume, hat man sich gescheut diese wichtige Frage wieder aufzunehmen, um nicht in den Verdacht der Ketzerei zu kommen. Aber das Liegenlassen dieser Frage hat sich, wie alle Verleugnung biblischer Wahrheiten, bitter gerächt in dem Jesusbilde der liberalen Theologie.

Die Gottheit ist „Elohim-Anoschim“ (1. Mos. 32, 29) Gottheit und Menschheit — so muß hier der Plural gelesen werden. Und jubelnd rief Jakob aus: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen!“ Ein überraschendes Geheimnis ist damit ausgesprochen. Dasselbe Geheimnis, was in der theosophischen Stelle Joh. 3, 13, ebenfalls genannt wird: ὁ υἱὸς του ἀνθρώπου ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ: Der Sohn der Menschheit (wie stets gelesen werden darf), der „Seiende“ („Jahve“) in dem Himmel. Schwedenborg, der so heiß kämpft um die Einheit der Gottheit, sagt zur Erklärung unseres Geheimnisses: „Gott ist Mensch von Ewigkeit her.“ Das „Göttlich-Menschliche“ ist der Leib der Gottheit. Und die irdische Erscheinung Jesu sei das fleischgewordene „Göttlich-Menschliche.“ Niemand, weder Engel noch wir, kann den Feuerglanz des Urgrundes, die Sonne der Gottheit ertragen (siehe 1. Tim. 6, 16), wenn ihre Ueberherrlichkeit (δοξα) nicht gemildert wäre durch das Göttlich-Menschliche. „Der Sohn im Schoße des Vaters“ Joh. 1, 18, „der Engel in der Sonne stehend,“ Off. 19, 17, „der Engel des Angesichts“ Jes. 63, 9, — sind gute Gleichnisse, dies Geheimnis zu nennen. Eine wundervolle Erklärung findet dann also jenes Wort: „Der Sohn des Menschen, der Seiende im Himmel.“ So fällt also „Gottessohn“ und „Menschensohn,“ Gottheit und Menschheit Jesu in eins zusammen. Doch auch können wir nun sagen: Jesus sei der „Sohn Gottes“ in Hinsicht seines Irdisch-Menschlichen (Luk. 1, 35) und der „Sohn des Menschen“ in Hinsicht seines Göttlich-Menschlichen.

Auch Jac. Böhme sagt: „Das Menschentum ist ewig, es urständet in der ewigen Natur.“ Böhme, der "Philosophus teutonicus," der tiefe Blicke in den „Urgrund“ des "Mysterium magnum" getan, redet von der himmlischen Jungfrau Sophia, dem weiblichen Prinzip in der Gottheit, aus dem Christus geboren sei von Ewigkeit. Hätte Böhme griechisch verstanden, so hätte er für Sophia sicherlich „ἡ παρθένος = λογος“ gesetzt. — „Der Logos aber wurde Fleisch und schlug sein Zelt auf unter uns.“

Bevor Gott diese Menschenerde schuf, ja bevor er die Welten geschaffen (Joh. 17), hat er den „ἀρχὴ τῆς κτίσεως του θεοῦ, den treuen und wahrhaftigen Zeugen, den λογος, den göttlichen Menschen gezeugt. Oder, wie wir auch sagen wollen, damit uns nur garnicht die Gottheit

in drei Personen auseinander falle bei unserem analytischen Denken, die Gottheit hat sich in den göttlichen Menschen hineingezeugt. Die Gottheit hat sich einen Leib, ein Organ, ein Offenbarungsgefäß geschaffen. Und zugleich sollte dieser ewige „Mensch" das Vorbild sein seiner wunderbarsten aller Schöpfungen, die er vorhatte: die Menschenwelt. „Zu ihm hin," sagt Paulus, „ist alles geschaffen worden, was auf Erden und im Himmel ist." „Logos" heißt er: weil er zeugt in seiner Person von dem göttlichen Plan: Menschen zu schaffen in diesem Typ.

Nun ist zwar diese irdische Menschenschöpfung erst 6000 Jahre alt, während ihr himmlischer Typ doch schon vor den Aeonen her bei Gott war (siehe Joh. 17, 24). Aber Gott konnte die Ausführung seines Vorsatzes: solche allerhöchste Wesen seiner Macht und Liebe, nach dem himmlischen Typ Christi, nicht eher ins Werk setzen, ehe nicht der Fall Lucifers geschehen war, dessen Böses nach Gottes Weisheit dazu mitwirken sollte, diesen hohen Typ zu erzeugen. Denn ohne die Sünde und die Versuchung zur Sünde gibt es keine sittliche Freiwerdung und Reife der Persönlichkeit. Alles, auch die Sünde, muß denen zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz von der Welt her, berufen sind. Wie Paulus nie der große Mensch und Apostel geworden wäre ohne seine Sünde des Christenmordes, — denn dieser Stachel behütete ihn vor geistlichem Hochmut, dieser Teufelssünde, wodurch stets die Geistesentwickelung eines Wesens gehemmt wird, — so kann kein Mensch fähig werden, einstens den Typ Christi zu erreichen, der nicht durch die Erinnerung an die Sünde seiner Erdenzeit in der Demut und der Dankbarkeit gegen Gott erhalten wird. Zugleich aber auch ist durch die Erdensünde und durch die Erfahrung der Gnade Gottes, wodurch in tiefster Wurzel die Sünde besiegt ist, der Mensch für alle Ewigkeit fertig mit der Sünde, und Gott kann uns erheben bis zur Höhe Christi ohne sorgen zu müssen, daß unsere Größe unser Fall werde, wie Lucifers.

Nie auch wäre unser Herz so an Gottes Herz gebunden worden als durch die Gnade der Erlösung Christi. Und alle Herzen der Geisteswesen des Weltalls sind dadurch in anbetender Liebe für immer an Gott gebunden; denn, wir Menschen auf Erden sind ein „θέατρον" auch den αγγελοις. Das wohl ist die tiefste Antwort auf die Frage um die Zulassung des Bösen: Gott benützt das Böse, um seine Liebe zu beweisen und seinen „Vorsatz" zu erreichen. Wir also sollen in das Bild Jesu, des ewigen Menschen verklärt werden von Herrlichkeit zu Herrlichkeit durch den heiligen Geist Jesu. Also Evolution. Darwin hat eine große Wahrheit geahnt, als er diesen Gedanken ausgesprochen. Freilich Evolution, wie er will, von einer Form zu Mengen von Formen und durch Uebergang von Formen zu anderen und immer vollkommeneren bis zu einer höchsten Form des Lebens — solche Evolution gibt es nicht. Aber Evolution innerhalb der gottgeschaffenen Art zu immer größerer Entfaltung und Vollkommenheit dieser Art gibt es. Uns interessiert hier nur die eine Art, der Mensch. Jetzt ist der Mensch auf der untersten Stufe seines Lebens, nach biblischem Zeugnis, ein „σῶμα ψυχικον," ein Tiermensch also, wie auch Böhme und Schwedenborg sagten, aber mit

der wundervollen geistigen Anlage zu einer Evolution hin zu dem erhabenen Menschentyp Jesu Christi. Von einem „σῶμα ψυχικον,“ d. h., einer seelischen Wesenheit, soll er sich zu einem „σῶμα πνευματικον“ entwickeln. Aber nicht kann der Mensch aus sich selber diese Evolution beginnen, durch die Entfaltung s e i n e r eigenen Geisteskräfte — sagt die Schrift, sie nennt uns geistlich Tote —, so nahe uns dieser Gedanke auch liegen mag, sondern das kann er allein durch einen Anstoß von Gott, durch einen neuen Schöpfungsakt, und zwar Christi, Joh. 1, 12—13; 3, 3—16. Christus zeugt in unserem „σῶμα ψυχικόν“ ein geistliches Leben, das der wahre Mensch wird, und wird dadurch unser Vater, der zweite Adam, wie Paulus ihn nennt. Alles, was Mensch heißt, hat auch den geistigen Mutterschoß zur Empfängnis des Menschen. (Es ist also mehr als ein Bild, wenn die Gemeinde Jesu die Braut und das Weib des Lammes genannt wird.) Dieser Mutterschoß ist des Menschen eigener Geist, der aber schlafend, untätig, ruht, bis der Geist Jesu Christi sich in ihn hineinlegt. Dann wird unser Geist schwanger vom Heiligen Geist und es wächst und gestaltet sich aus in unserem „σῶμα ψυχικόν“ das „σῶμα πνευματικόν,“ der dann endlich bei seiner Reife das Gefäß des „σῶμα χὸικόν“ zerbricht und zu der andern Welt emporgehoben wird, zur Weiterentfaltung seiner Natur, und endlich hin zum Anziehen eines neuen „σῶμα,“ des Verklärungsleibes am jüngsten Tage, eines herrlichen Gefäßes, das fähiger und würdiger ist, dem Geistesmenschen eine Behausung zu sein, als der Leib.

Und dann, nach unserer Eigenbereitung in das Bild Jesu, werden wir die Hoffnung unseres ewigen Berufes erlangen: unser „Erbe,“ unser „Eigenes,“ unser „König- und Priestertum“ in den großen Gebieten des Weltalls, des großen Gottesreiches, „in den Himmeln.“ Es wird uns jetzt freilich schwer in unserer grenzenlosen Armut und Sündigkeit und Kleinheit an solche Größe des Menschen zu glauben, aber die Person Jesu, des „ὁ ἄνθρωπος“ gibt uns diese beseligende Garantie. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.“ „Ein jeder aber, der solche Hoffnung hat, reinige sich, wie er auch rein ist.“

Nun ist freilich noch eine dritte Wesenheit in der Gottheit: der Heilige Geist.. Hier wollen wir nur kurz das sagen, mit Schwedenborg: Das τὸ πνεῦμα ist das Auswirkende der Gottheit, das vom Vater und vom Sohne ausgeht, und in dem beide, Vater und Sohn sind. Das τὸ πνεῦμα ist das göttliche Leben, das das göttliche Leben (nach dem Schöpfungstyp, „gemäß dem Vorsatz vor den Zeitaltern, den er gefaßt in Christo Jesu,“ Ephes. 3, 11), die Wiedergeburt in uns auswirkt.

Wir fassen hier, im Rückblick auf das Gesagte, die Dreieinheit Gottes als ἡ θεότης, ὁ ἄνθρωπος-θεοτικος το πνεῦμα-ἁγιαζων.

Der Irrtum des Zweifels und Weltschmerzes.

Glücklich sind die Weisen
Die vom Irrtum zur Wahrheit reisen.
Das sind aber die Narren,
Die im Irrtum beharren.

Ergreifend in den Nordseebildern
Heine frägt in zweifelsvoller Art,
Die uns der Seele Tiefen schildern,
Seines Lebens ungewisse Fahrt: —
Sag, was denn wohl ein Mensch bedeute?
Wo sein Anfang, wo sein Ende, sag? —
Uraltes Rätsel, worauf heute
Nur ein Narr der Antwort harren mag!

Wie törlich ist doch dies Beginnen
Und wie trostlos eines Menschen Herz,
Solch einer Antwort nachzusinnen
Qualvoll grübelnd seinem Weltenschmerz!
Denn wer die höchsten Ideale
Im Verzichten von sich abgelehnt:
Ein Rätsel selbst im Erdentale
In Verblendung nirgends Lösung wähnt!

Wie schaurig wär doch solch ein Leben
Dem verdecket blieb sein Eingangspfad,
Und dann, dem Wahne hingegeben,
Zuletzt ein entsprechend Ende naht. —
Viel besser wär es nie geboren
Als dieses Daseins Jammerbild, —
Dann wär die ganze Welt verloren,
Dessen Irrtum, der als Schöpfer gilt!

Durch Gottes Wort wird uns entschleiert
Das dunkle Lebensrätsel licht und klar;
Einst Glaube, Liebe, Hoffnung feiert
Dort im Lichte selig offenbar! —
Frage ernst, was hier ein Mensch bedeute,
Wo sein Anfang, wo sein Ende, frag; —
Nicht länger zweifelnd stehe heute, —
Nur ein Narr darauf nicht Antwort mag! —

M. Weber.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Religionsunterricht in den öffentlichen Staatsschulen.

Im Septemberheft sahen wir uns veranlaßt noch kurz einen Brief zum Abdruck zu bringen, den der Editor dieses Blattes an die Redaktion der Abendschule einsandte.

Die Abendschule ist ein feines Familienblatt, das wir schon seit vielen Jahren gehalten haben und ich konnte mich nicht entschließen, es abzubestellen, obwohl der Familienbestand so klein zusammengeschmolzen ist im Lauf der Jahre, daß wir oft uns fragten, ob wir das Blatt nicht besser abbestellen sollten.

Was an dem Blatt uns und manchem Glied unsrer Kirche manchmal anstößig war, das war der schroff missourisch-konfessionelle Standpunkt, der zuweilen in den Editorials zu deutlich hervortrat. Doch wir suchten uns darüber hinwegzusetzen und behielten das Blatt. Seinen mannhaften Standpunkt gegen die Anläufe der Prohibitionisten dieses Landes, die jeden freien Staatsbürger unter die Polizeiknute des Staats zu bringen und mit Hilfe des Staats die Rechte der freien Bürger zu knebeln suchen, können wir nur billigen. In einem tüchtigen Artikel zeigte die Abendschule in Heft No. 24, vom 25. Juni dieses Jahres, welche neuen Fesseln unsere Landesfreiheit bedrohe, nicht bloß von Seiten der Prohibitionisten, sondern auch von Seiten der katholischen Kirche, die mit ihren 13 Millionen Katholiken eine Vormachtstellung im Land erstrebt und darin von unsern Politikern bestens unterstützt wird.

Was uns veranlaßt hat, trotzdem die Abendschule abzubestellen, ist nachfolgendes Stück in oben genanntem Editorial, das wir hier mitteilen, um solche Leser des Magazins, die die Abendschule nicht halten, in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urteil in dieser Sache zu bilden.

Es lautet:

Religionsunterricht in öffentlichen Schulen.

Es ist in unserm Lande von vielen Seiten schon dafür geredet worden, daß in den öffentlichen Schulen auch Religionsunterricht eingeführt werde, und ohne Zweifel gibt es nicht wenig einfältige, brave Leute, die da meinen, das würde eine hocherfreuliche Einrichtung sein, wenn allen Kindern des Landes ein christlicher Schulunterricht zuteil werden könnte; dann würde ein frömmeres Geschlecht heranwachsen, und der Missetaten und Gesetzesübertretungen würde es keine solche Unzahl geben wie heute. Der Gedanke hat auch in Australien Fuß gefaßt, und man verlangte eine Volksabstimmung über die Frage, ob in den öffentlichen Schulen Religionsunterricht eingeführt werden solle oder nicht. Als darauf die Sache im Parlament zur Sprache kam, gab der Minister des Erziehungswesens, Sir Alexander Peacock, seine Meinung in folgenden Worten kund: „Es darf kein Zwang in religiösen Fragen angewandt werden. Absolute Religionsfreiheit muß bewahrt werden. Es ist die erste Pflicht der Kirchen selber, für die Erziehung der Kinder in den Lehren der verschiedenen Gemeinschaften Sorge zu tragen. Und es ist die Pflicht der Eltern, diesem Unterricht durch die häusliche Erziehung nachzuhelfen. Ein allgemeiner Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen kann nimmermehr diese Arbeit der Kirche und der El-

tern ersetzen. Der Staat muß gegen alle gerecht sein, und um gegen alle gerecht zu sein, muß er durchaus neutral bleiben. Wenn die Regierung wirklich eine freiheitliche bleiben und allen gerecht werden soll, darf der Staat keine Religion anerkennen. Er muß durchaus auf weltlichem Gebiete bleiben und keine Glaubensbekenntnisse, keine Kirchengemeinschaften anerkennen. Der Staat ist das Volk, und weil das Volk vielerlei Religionen hat, darf der Staat in Glaubenssachen nichts zu sagen haben. Seine Pflicht erstreckt sich nur auf das rein weltliche Gebiet. Die religiöse Freiheit ist von höherer Bedeutung als irgend ein menschliches Gesetz! Wenn eine Mehrheit der Bürgerschaft ihr Glaubensbekenntnis den Schulen aufzwingen will, ist damit die Axt an die Wurzel der Religionsfreiheit gelegt." Das sind nicht nur für die Australier, sondern auch für die Amerikaner beherzigenswerte Worte! Diese Worte des Ministers wirkten so überzeugend, daß das Parlament eine Volksabstimmung über die Frage verweigerte.

Unsere Leser wissen, daß wir seit Jahren die Notwendigkeit betont haben, Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen einzuführen. Sie wissen auch, daß wir keineswegs Staatszwang in dieser Sache befürworteten, sondern die Notwendigkeit, daß der Staat von der Schulzeit der Kinder eine bestimmte Zahl Stunden freigebe, daß die Kirchen ihren Kindern den religiösen Unterricht erteilen können, den ihnen der Staat nicht geben kann und darf. —

Wir verweisen, um nicht viel Gesagtes zu wiederholen auf Jan. 1910 pg. 25. pg. 28 ff. März 1910. pg. 139—142 Jan. 1914 pg. 299 ff.

Das letztgenannte Heft zeigt, daß selbst der Atheist Huxeley so viel Einsicht hatte, zu bekennen, er wolle seine eigenen Kinder lieber in eine Schule schicken, wo die Bibel gelesen wird, als wo das nicht geschieht.

Nun wissen wir sehr wohl, daß es ja nicht die Meinung der Abendschule resp. der Missourisynode ist, die Kinder ohne Religionsunterricht aufwachsen zu lassen. Die Missourisynode macht ja sehr anerkennenswerte Anstrengungen, überall Gemeindeschulen einzurichten und die Kinder zu nötigen, diese ihre Schulen zu besuchen.

Aber wir wissen auch anderseits sehr wohl, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, überall für die ganze Schuljugend des Landes solche Gemeindeschulen einzurichten, um allen Kindern einen einigermaßen genügenden Religionsunterricht zu erteilen. Wir wissen aus trauriger Erfahrung, daß Kinder von 12—14 Jahren zum Pastor in den Konfirmandenunterricht kommen, so unwissend in religiösen und biblischen Dingen, wie irgend welche Heidenkinder.

Im Protokoll des Iowa-Distrikts fanden wir S. 15 folgenden Abschnitt:

„Heiden, so heißt es, sind Menschen, die von Gott nichts wissen, ihn nicht kennen, ihn nicht lieben, ihm nicht dienen, ohne Glauben, ohne Trost, ohne Hoffnung. Die aber brauchen wir leider nicht erst in weiter Ferne „über dem blauen Meere" zu suchen. Wie viel treue Gemeindeglieder würden den Kopf schütteln, wenn sie persönlich einmal einen gründlichen Einblick in das Heidentum tun dürften, das sich mitten in der Christenheit, hier in unserm eigenen Lande, unter unsern eigenen Volksgenossen breit macht. Wer darf denn die Klagerufe überhören, in welche die Arbeiter unserer Inneren Mission immer wieder ausbrechen! Einer derselben schrieb noch ganz vor kurzem: „Ich fand, daß bei groß und klein in religiöser Beziehung, eben tabula rasa war!" Das übrige kann man sich dann schon denken. Ist das etwa etwas anderes als krasses Heidentum?"

Und wie viele Arbeiter müßten dasselbe schreiben, wenn sie ihre Erfahrungen kund geben wollten. —

Wir erlauben uns hier einen Brief dazwischen einzuführen, der sich genau mit dem denkt, was wir vorstehend geschrieben haben.

Ein Bruder schreibt uns zu dieser Frage:

„Ihr Urteil über die religionslose Schule ist gewiß korrekt. Unser Land erzieht eben durch seine Schulmethode einen großen Teil der Jugend zu „Heiden." Und vielleicht deckt der Ausdruck „Heiden" noch nicht einmal das kolossale Manko, das durch die einseitige weltliche Erziehung geschaffen wird. Denn auch die Heiden haben allezeit großen Wert darauf gelegt, der Jugend eine nach ihren Begriffen religiöse Erziehung angedeihen zu lassen. Die vielgerühmte Sonntagschule kann die ungeheure Blöße nicht zudecken, kann die wachsende Fäulnis im sittlichen Leben nicht aufhalten. Auch die Gemeindeschulen können das nicht, weil ihr Einfluß sich nur auf einen ganz geringen Bruchteil der Jugend dieses Landes erstreckt.

Die „Abendschule" und ebenso viele Lutheraner denken viel zu einseitig nur an sich und die eigenen Verhältnisse, wenn sie der religionslosen Schule das Wort reden. Man will die eigenen Gemeindeschulen stärken. Wie wenig diese Lutheraner von der „öffentlichen Schule" halten, beweisen sie dadurch, daß sie die Kinder ihrer Gemeinden zum Besuch der eigenen Schule z w i n g e n. Dagegen läßt sich auch nichts einwenden und es sei ferne von mir, den hohen Wert der Gemeindeschule schmälern zu wollen. Die Stellung der „Abendschule" aber kommt mir vor, wie wenn bei einem großen Schiffsunglück ein paar Leute sich des einzigen Rettungsbootes bemächtigen und dann sagen: „Was gehen uns die vielen andern an, wenn nur wir gerettet werden. Mögen sie doch ertrinken." Es ist Sünde, in solchen Fragen nur auf die eigenen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Ich halte es für die heilige Pflicht aller protestantischen Kirchen dieses Landes, dahin zu wirken, daß ein Weg gefunden wird, wie mit dem Unterrichtsplan der öffentlichen Schule der Unterricht in der biblischen Geschichte verbunden werden kann."

Anmerkung des Herausgebers. Der l. Bruder hat Recht: Heiden sind in Religionssachen durchaus nicht so apathisch und indifferent, wie unsere Schulmonarchen.

Was hat denn dem berühmten Sokrates den Tod gebracht? Die Anschuldigung, daß er Atheismus lehre. Wie stark muß in dem heidnischen Athen das religiöse Sentiment gewesen sein, daß man es wagte, einem so berühmten Philosophen das Todesurteil zu sprechen auf solche Anklage hin!

Und so viel ist sicher: Heidenkinder haben noch ein Gefühl der Furcht, der religiösen Scheu, sobald es sich um die Gottheit handelt. Da vergeht ihnen alles Lachen und aller frivole Leichtsinn. Ein Respekt vor etwas Hohem und Geheimnisvollem ist ihnen von Kind auf eingepflanzt.

Wie aber steht's mit Christenkindern? "Tabula rasa" ist da noch ein milder Ausdruck. Die atheistische Schule mit ihrem materialistisch gefärbten Unterricht in weltlichen Dingen untergräbt den letzten noch vorhandenen Rest von religiöser Ehrfurcht und Respekt vor dem Hohen und Heiligen.

Tief betrübende Erfahrungen haben in mir die Ueberzeugung befestigt, „daß die religionslose Schule der Fluch dieses Landes ist," und seinen Ruin herbeiführt, wenn nicht eine ernste und entschiedene Wendung eintritt in dieser Frage. Rücksichten auf abweichende Urteile können uns in dieser Ueberzeugung nicht erschüttern und nicht abhalten, deutlich heraus zu sagen, was wir in dieser Sache denken.

Nun versuchen ja die deutschen evangelischen Gemeinden des Landes nach Kräften den Konfirmandenunterricht aufrecht zu erhalten. Aber wie viele Kinder werden davon gar nicht erreicht! Und wie wenig kann dieser Unterricht ersetzen, was in den Schuljahren versäumt worden ist.

Haben wir denn nicht die Sonntagschule? Ja, aber wie viel Tausende von Kindern kommen in keine Sonntagschule! Und die, die sie besuchen, wie viel bleibt denn davon haften? Was für eine biblische Grundlage und Geschichtskenntnis bringen sie denn zum Unterricht? Ist's nicht bei vielen wie wenn der Regen alle Woche einmal über das Federkleid der Gänse abläuft? Keine Spur bleibt zurück.

Und solches Heidentum sollen wir nur fortwuchern lassen im Volk, ohne wenigstens den Versuch zu machen, biblischen Geschichtsunterricht in den öffentlichen Schulen einzuführen, und ohne dafür zu kämpfen, daß unseren Kindern von den Schulmonarchen eine bestimmte Zeit freigegeben werde, an der sie auf irgend welche Weise in der biblischen Geschichte unterricht werden können? Welche Kämpfe erfordert es oft, die Kinder überhaupt frei zu bekommen für den Unterricht, den der Pastor den Konfirmandenschülern geben will!

Und Leute, die den Kampf für den biblischen Religionsunterricht, wie immer er erreicht werden mag, führen, wagt ein „c h r i st l i ch e s" Familienblatt mit dem Prädikat „einfältig" zu belegen!! „Einfältig" sicher nicht in dem Sinn Matth. 6, 22, Luk. 11, 34 ff., sondern: „dumm," „tölpelhaft" — so empfinden wir die Schmähung der „Abendschule."

Ohne Kenntnis der biblischen Geschichte schwebt nicht nur der ganze Konfirmandenunterricht, sondern auch die ganze christliche Predigt in der Luft und wird wenig verstanden von den Zuhörern.

Soll uns der Untergang unsres Volkes in religiöser Unwissenheit und Versumpfung nicht billig zu Herzen gehen? Sollen wir nicht alle möglichen Anstrengungen machen, um von dem Staat, der die ganze Schulzeit unserer Kinder für rein weltliche Zwecke in Anspruch nimmt, so v i e l Z e i t z u r ü c k f o r d e r n, als nötig ist, um den Kindern eine gute Grundlage zu geben für das Verständnis der christlichen Religion. Und wenn die verschiedenen Denominationen aus bloßer Eifersucht gegen einander sich nicht dazu aufraffen können, bei jeder öffentlichen Schule einen Mann anzustellen, der zu gewisser Stunde in der Woche sämtliche Schulkinder um sich sammeln könnte, die von ihren Eltern zu ihm geschickt werden, für den Zweck biblischen Geschichtsunterrichts, so wird sicher das göttliche Gericht die Kirchen treffen, die darin ihre Pflicht versäumt haben.

Also weit entfernt sind wir davon, Religionsunterricht mit Staatszwang in der öffentlichen Schule einführen zu wollen. Wir wollen bloß den Kindern s o v i e l B e f r e i u n g v o m w e l t l i c h e n S c h u l z w a n g e r k ä m p f e n als nötig ist, um den Kindern einen guten biblischen Geschichtsunterricht zu geben. Kanns nicht in der Schule und von dem Staatslehrer geschehen, so können doch Stunden bestimmt und frei gegeben werden, an denen die Kirchen versuchen sollen, ihre Pflicht an den Kindern zu erfüllen. Die Eltern aber, welche auch davon nichts wissen wollen, mögen auf ihre eigene Verantwortung vor Gott ihre Kinder ohne Religion aufwachsen lassen. Da trifft denn weder den Staat noch die Kirche die Schuld, sondern die Eltern, die sich diesem Unterricht beharrlich widersetzen.

Haben wir etwa zu rasch gehandelt in Sachen der Abendschule, so tut es uns leid. Aber der Jammer unserer im Heidentum aufwachsenden Schuljugend hat uns die Feder in die Hand gedrückt.

Wo scheiden sich die Geister?

Einer unserer geschätzten Mitarbeiter hat auf Grund von Prof. Neve's Schrift „Die Augsburgische Konfession in kurzem Ueberblick" einen Aufsatz eingesandt mit obiger Aufschrift. Prof. Neve will in konfessionell-beschränkter Weise die Scheidung der Geister vornehmen an der Stellung zur unveränderten Augsb. Konfession von 1530. Alle, die nicht auf dem Standpunkt der evangelischen Bekenner von 1530 stehen und bewußt stehen bleiben wollen, können keine Kirchengemeinschaft beanspruchen mit den auf 1530 festgenagelten Lutheranern. Jedem denkenden Menschen muß sofort einleuchten, was für eine willkürliche, engherzige Grenze da gesetzt ist, die zu einem absoluten Hindernis werden muß für alle noch so wohl gemeinten Versuche, eine Einigung der evangelischen Christen herbeizuführen auf Grund des gemeinsamen Glaubens an Christus, als den Heiland und Versöhner der Welt. Da ist jeder Fortschritt des Denkens, des Erkennens, des Forschens absolut abgeschnitten. Die **invariata confessio Augustana** von 1530 ist das **non plus ultra**, über das kein evangelischer Christ wagen darf, hinauszugehen zu wollen. Ein bloßes Zurückgehen auf die Schrift, auf den Grund der Apostel und Propheten, gilt da nichts: Die *invariata* ist das Symbolum, oder das Schibolet, an welchem das Richtschwert hängt. Wer da statt Schibolet Sibolet zu sagen wagt (Richter 12, 6) den trifft das Schwert Neves: Du gehörst nicht zu uns, fort mit dir! Keine Glaubens-, keine Kirchen-, keine Abendmahlsgemeinschaft können wir mit dir haben. Und solche **Richt**geister sind leider jetzt auch in der luth. Generalsynode herrschend und führend geworden und haben die früher milder stehende Synode dazu veranlaßt, „in ihren neueren Formularen für Amtshandlungen, die früher gebräuchliche Einladung an Angehörige anderer Konfessionen" zu streichen.*) Das ist ein trauriger Rückschritt in den engherzigen Geist früherer Zeiten, den wir sehr beklagen.

Wir stellen dem gegenüber, was Dr. P. Feine in Halle am Schluß einer längeren Abhandlung schreibt. Dieselbe ist in „Positive Union," Aug. Heft 1914 zu finden: „Zur gegenwärtigen religiösen und theologischen Lage." Eine sehr beachtenswerte Abhandlung über den Gegensatz der verschiedenen Richtungen in der evangelischen Theologie der Gegenwart.

Auch innerhalb des positiven oder konservativen Lagers der protestantischen Theologie zeigen sich z. T. so bedeutende Unterschiede und Gegensätze in der Formulierung der wichtigsten Grundanschauungen bezüglich der christlichen Heilsgeschichte und Heilslehre, daß man leicht in die Versuchung kommt, den oder jenen Mann flugs in das Lager der negativen, christusleugnenden Theologen zu verweisen. Nun diesen Aufsatz schließt Dr. Feine mit folgenden Worten:

„So viel ich sehe, beruht der Unterschied nicht in der Behauptung bestimmter dogmatischer Sätze oder Lehren, nicht einmal direkt in der Christologie, sondern in der Stellung zur Frage der Erlösung.**)

---

*) Siehe Neves Schrift pg. 18.

**) Von uns gesperrt.

Aus ihr folgt dann aber mit innerer Notwendigkeit eine bestimmte, sei es positive oder negative oder zwischen diesen vermittelnde Stellung zur heiligen Schrift zu den Bekenntnissen, zur Kirche. Die Frage nach der Erlösung führt immer darauf, wer und was uns Christus ist. Diesen können wir aber doch nur in der Bibel finden, als Zentralpunkt der Heilsgeschichte. Dieser biblische Christus erscheint uns als eine große Einheit. Die drei ersten Evangelien kennen ihn als den Menschensohn, der sein Leben gibt zur Erlösung für viele, der Evangelist Johannes als das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt trägt, die Offenbarung Johannis als das geschlachtete Lamm Gottes, Paulus als den Gekreuzigten und Auferstandenen, der Hebräerbrief als den Hohenpriester, der eine ewige Versöhnung gefunden hat und als den Sohn, der im Leiden den vollkommenen Gehorsam lernte. Auch in diesen Glaubensaussagen sind Unterschiede, aber das Gemeinsame überwiegt. Und über dies biblische Zeugnis von Christus werden wir nie hinauswachsen.*) Jesus, unser Herr, in dem, was er uns ist und gibt, wird immer das Maß sein, nach dem gemessen wird, und an ihm scheiden sich auch heute die Geister."

So weit Feine. Damit halten auch wir es. Dieses Bekenntnis, das ist das ewige, göttliche, unvergängliche Maß, an dem sich die Geister **müssen** messen lassen, ob sie wollen oder nicht. Das ist der Grund- und Eckstein, den kein Professor der Theologie, sei der nun positiv oder negativ, beiseite schieben kann und darf, um einen andern willkürlich menschlichen Maßstab, wie etwa die invariata, an seine Stelle zu setzen. Alle solche Festlegungen auf menschlich gemachte Bekenntnisschriften sind Versündigungen gegen den Geist des Herrn Jesu Christi und gegen die

„Eine christliche Kirche,"

die durch solche willkürliche Grenzbestimmungen in der Zerspaltung erhalten und der Möglichkeit beraubt wird zu der Einheit des Glaubens zurück zu kehren, wie sie der Herr im hohepriesterlichen Gebet erfleht hat.

Kein Mensch, kein Professor, keine Synode hat ein göttliches Recht, einen andern Maßstab aufzustellen und anzulegen, um danach die Menschen zu beurteilen in bezug auf ihre Berechtigung, sich als echt evangelische Christen zu betrachten.

Wer es dennoch wagt, ein anderes Schibolet aufzustellen und daran das Richtschwert zu hängen, den betrachten wir als anmaßlichen Usurpator der Rechte, die allein dem Herrn und Haupt der Kirche zustehen, von dem gesagt ist: „Der Herr kennt die Seinen," aber sicherlich nicht an der *invariata*, sondern daran, ob sie auf dem Felsgrund erbaut sind, der in Ewigkeit nicht wankt noch weicht. (1. Kor. 3, 11—15.)

Die invariata zum Maßstab des evangelischen Christentums machen wollen, heißt an jeden, noch so ungelehrten Christen, die Zumutung stellen, daß er sich mit den theologischen Unterschieden der invariata und der variata aufs Genaueste bekannt mache und dann sich entscheide, ob er's mit der variata oder invariata halten wolle. Und wehe dem, der die erste Wahl trifft, auf den saust das Richtschwert des Professors Neve herab: Fort mit dir, du gehörst nicht zu uns! Wir sind auf 1530 festgenagelt, über das hinaus zu gehen, ist bei uns nicht erlaubt!

---

*) Von uns gesperrt.

Der Kampf kirchlicher Hochschulen gegen kirchenfeindliche Geldfürsten.

Wir haben schon früher davon berichtet, wie Multimillionäre dieses Landes, allen voran Carnegie, geflissentlich darauf ausgehen, kirchlich-kontrollierte Universitäten entweder direkt unter ihre Kontrolle zu bringen durch Millionenschenkungen, denen die Bedingung angehängt ist, daß der kirchlich-denominationelle Chrarakter preisgegeben werde; oder sie werden dadurch in den Nachteil gesetzt, daß rein weltliche Lehrinstitute gegründet und reich fundiert und dotiert werden, denen dann die Jugend zuströmt durch die Aussicht besserer Lehrkräfte und Lehrmittel. Diese Jugend entgeht dann der kirchlich-religiösen Erziehung. —

Durch solche heimtückische Machenschaften hat die südliche Methodistenkirche eine von ihr gegründete und unter ihrer Kontrolle stehende Schule, die „Vanderbilt University“ in Nashville, Tenn., verloren, wie nachfolgendes Item zeigt.

Die Südliche Methodistenkirche verliert ihre größte Schule.

Das Obergericht von Tennessee hat am 21. März den Fall betreffs der gesetzlichen Kontrolle der Vanderbilt Universität in Nashville, Tenn., zu Gunsten der Trusteebehörde und gegen die Bischöfliche Methodistenkirche des Südens entschieden. Dies ist ein sehr empfindlicher Schlag für die Kirche, und alle diejenigen, welche die große Wichtigkeit starker denominationeller Hochschulen zu dieser Zeit in unserm Lande erkennen und mit der agnostischen Stellung unserer Staatsuniversitäten bekannt sind, werden mit unserer Schwesterkirche im Süden in dem schweren Verlust, den sie erlitten hat, aufrichtig sympathisieren. Diese Sympatihe wird noch gestärkt durch die besonderen Verhältnisse, welche in diesem Falle vorliegen. Diese Schule wurde vor mehr als vierzig Jahren als die „Zentral-Universität der Bischöflichen Methodistenkirche des Südens“ ins Leben gerufen, mit der Absicht, dieselbe zur Hauptschule dieser Kirche zu gestalten. Sie sollte im vollen Sinn des Wortes eine Universität sein mit fünf Fakultäten und einem Unterhaltungsfonds von einer Million Dollars. Die Bischöfe der Kirche sollten die Oberaufsicht über dieselbe führen. Der ursprüngliche Freibrief gewährte den patronisierenden Konferenzen geeignete Vertretung auf der Trusteebehörde. Nicht lange nach ihrer Gründung (im Frühjahr 1873) schenkte Cornelius Vanderbilt der Universität eine halbe Million Dollars und in dankbarer Anerkennung dieser großen Gabe wurde die Schule in den Namen „Vanderbilt University“ umgetauft. Der neue „Charter“ bestimmte, daß die Trusteebehörde ihre Mitglieder selbst erwählen oder nominieren solle, daß jedoch die jährlichen Konferenzen dieselben zu bestätigen hätten. Im Laufe der Zeit wurde der Charter verschiedenen Modifikationen unterworfen, und das gegenseitige Verhältnis zwischen der Trusteebehörde und der kirchlichen Autorität gestaltete sich zu einer immer brennender werdenden Streitfrage. Der Board der Bischöfe beanspruchte das Recht der oberen Kontrolle in der Wahl der Trustees, die Trusteebehörde bestand auf ihrem Recht der unabhängigen Kontrolle. Die Frage wurde dem Gericht unterbreitet und in der unteren Instanz zu Gunsten der Bischöfe entschieden. Diese Entscheidung wurde jedoch angefochten und das Obergericht des Staates Tennessee hat dieselbe nun umgestoßen und der Trusteebehörde die ausschließliche Kontrolle über die Universität zugesprochen.

Im Laufe des letzten gerichtlichen Prozesses trug es sich zu, daß Herr

Andrew Carnegie der medizinischen Schule der Vanderbilt University eine Million Dollars versprach, wovon jedoch ein bedeutender Teil unter der Bedingung zurückgehalten wurde, daß das Obergericht der Universität eine von der kirchlichen Behörde unabhängige Stellung zusprechen würde. Diese Bedingung erregte begreiflicherweise nicht wenig Entrüstung, und zwei der Bischöfe suchten einen Einhaltsbefehl gegen die Annahme der großen Schenkung zu erwirken. Der „Christian Advocate" von Nashville, Tenn., das Hauptorgan der Südlichen Methodistenkirche, publiziert die Entscheidung Wort für Wort in 32 Spalten und sagt editoriell:

„Die Entscheidung des Obergerichts ist eine völlige Niederlage für die Kirche. Jeder einzelne Anspruch der Trustees ist aufrechterhalten worden. Das ist weit mehr, als die Trustees in ihren kühnsten Hoffnungen erwartet haben. Wir können nicht verhehlen, daß dies eine bittere Enttäuschung für uns ist. Unser ganzes Herz war in dieser Sache. Wir haben einen gerechten Kampf geführt. Die Kirche hat einen schweren Schlag erhalten, aber unser christlicher Glaube lehrt uns, daß die allerniederschmetterndsten Schläge oft in die reichsten Segnungen umgewandelt werden können. Daß diese Niederlage der Kirche endlich doch zur höchsten Wohlfahrt gereichen wird, können wir nicht bezweifeln. Nach der obigen Entscheidung besitzt die Kirche keinen Pfennig von dem Eigentum der Vanderbilt University, selbst wenn sie eine Million Dollars in dieselbe hineingesteckt hätte. Die Möglichkeit seitens der Kirche, den Charakter dieser Schule zu bestimmen, oder ihre zukünftige Leitung zu beeinflussen ist sehr gering. Durch eine Fortsetzung der bestehenden Beziehungen würde die Kirche viel riskieren und hätte nichts Bestimmtes zu gewinnen. Wir dürfen daher wohl die Frage aufwerfen, ob es unter den jetzigen Umständen für die Kirche besser wäre, für den Fortbestand des gegenwärtigen Verhältnisses zu wirken, oder andererseits ihre Kraft und Mittel auf Schulen zu konzentrieren, welche sie wirklich besitzt und entwickeln und beherrschen kann, so daß sie zu einem mächtigen Faktor in dem Werke der christlichen Erziehung und in dem Aufbau des Reiches Gottes heranwachsen können. Dies ist eine praktische Frage, welche zu beantworten für die Kirche nicht schwer sein dürfte. Gegen die Vanderbilt University dürfen keine Gefühle des Unwillens genährt werden, denn seit mehr als vier Jahrzehnten hat der südliche Methodismus diese Anstalt als sein einziges Kind, Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch betrachtet, und da das Gericht nun entschieden hat, daß dieses Kind nicht uns, sondern einem andern angehört, wird sein fortgesetztes Gedeihen und höchster Erfolg der Kirche nur eine Ursache der Freude sein.

Aber als schließendes Wort möchten wir sagen, daß die bevorstehende Generalkonferenz es sich zu einer ihrer allerersten Aufgaben machen sollte, schon im Interesse der Selbstbeschützung eine Kommission einzusetzen, welche mit der Macht ausgerüstet sein sollte, das gesamte Eigentum der Kirche, welches von Behörden oder Korporationen verwaltet wird, genau zu untersuchen, um auszufinden, ob es der Kirche wirklich zugesichert ist, und wenn nicht, so sollte sie sofort die nötigen Schritte tun, um solches Kircheneigentum sicher zu stellen." (Der Christl. Apl.)

Dieser Verlust aber begeisterte einen andern wohlhabenden Mann, Asa G. Candler, der Kirche diesen Verlust zu ersetzen. Er schenkte ihr $1,000,000, daß sie damit in Atlanta, Ga., eine neue Universität begründen konnte. Außer dieser Gabe hat die Stadt Atlanta $500,000 für die neue Universität versprochen. —

Bischof Warren A. Candler, der Bruder des hochherzigen Schenkers der Gabe, ist als Kanzler der Universität ernannt und eine theologische Fakultät von sechs prominenten Männern erwählt worden. Die theologische Schule wird nächsten September eröffnet werden.

Also hat Gott den Glauben dieser edlen Männer geehrt und belohnt, welche nicht bereit waren, ihre Prinzipien für den irdischen Mommon zu opfern!

Wir geben nachstehend das Schreiben wieder, mit welchem Herr Candler seine Gabe begleitete:

„„Nach meiner Ansicht ist die Erziehung, welche die intellektuellen Fähigkeiten schärft und stärkt, ohne zu gleicher Zeit die moralischen Eigenschaften zu bilden und das religiöse Leben zu befördern, eher ein Fluch als ein Segen. Dieselbe hat die Tendenz, eher gefährliche Ambitionen und selbstsüchtige Leidenschaften zu erwecken, als diesen ungezügelten Trieben der menschlichen Natur geeignete Schranken zu setzen. Männer werden dadurch eher der Versuchung zum Bösen nachgeben, als daß sie in den Stand gesetzt werden, diesen Versuchungen erfolgreich zu widerstehen. Ich bin tief davon überzeugt, daß, was unser Land heute notwendig hat, nicht eine vermehrte Säkularisierung unserer Erziehung ist, sondern mehr von jener Erziehung, welche grundsätzlich religiös ist. Ich sehe keinen Weg, wodurch eine solche erzielt werden kann ohne Lehranstalten, welche von den Kirchen geeignet und kontrolliert werden. Unter unserm politischen System sind uns im Staate Schranken auferlegt, welche es unmöglich machen für den Staat, eine religiöse Erziehung darzureichen. Ich kann keinen Augenblick zugeben, daß der beste Typus religiöser Erziehung von Lehranstalten geliefert werden kann, die außerhalb irgend welcher Kirche stehen und weder einer bürgerlichen noch einer kirchlichen Autorität unterworfen sind, und welche dem Volk für die Erziehung, die sie darreichen, nicht verantwortlich sind.

Trustee-Behörden, welche von aller oberen Aufsicht unabhängig sind, müssen unvermeidlich in der Zusammensetzung ihrer Mitglieder und in ihrer prinzipiellen Leitung den wechselvollen Verhältnissen der Zeit unterworfen sein. Aber die Kirche Gottes ist eine permanente Institution, welche fortleben wird, nachdem einzelne Personen und alle weltlichen Korporationen verschwunden sind. Sie wird nicht so leicht von jeglichem Wind der Lehre hin- und hergetrieben werden, wodurch Menschen und Institutionen oft so leicht befangen werden. Es ist daher mein Wunsch, daß, was ich imstande bin, für das Werk der Erziehung zu tun, von einer Kirche verwaltet werden soll, welche bestimmte und bleibende religiöse Ziele verfolgt. Hierin werde ich gewiß von keinem sektiererischen Motiv beherrscht, denn ich anerkenne mit dankbarem Herzen die Segnungen, welche ich von allen Kirchen unseres Landes empfangen habe. Ich freue mich über die Arbeit in allen Benennungen, die unsern Herrn Jesum Christum aufrichtig lieben und sich bestreben, Gutes zu tun. Aber meinen Beitrag zur christlichen Erziehung muß ich irgend welcher Kirche übergeben, und ich sehe keinen Grund, warum ich zögern sollte, das Geld jener Kirche anzuvertrauen, in welcher ich geistliche Führung und Segen suche. Ich kann jener Kirche, an deren Altäre ich das christliche Heil und die Sakramente empfangen habe, gewiß die Güter anvertrauen, welche der Herr mir gegeben hat.“ (Nach Chrstl. Apol.)

Wie nahe übrigens Carnegie der wahnsinnigen Selbstvergötterung Nebukadnezars (Dan. 4, 27), steht, zeigt folgende Nachricht. Er hat, berichtet

ein W. Bl., $2,500,000 gestiftet, daß man ihm, zu Ehren des großen Carnegie, in Schottland ein Denkmal errichten kann, eine Büste des großen Gottes Carnegie. Ist sie erst aufgerichtet, so kann er dahin wallfahrten und sein eigen Bild anbeten! Das ist der Wahnsinn der Geldaristokraten! Am besten wäre dafür ein goldenes Mannsbild, wie das Nebukadnezars, in welchem Carnegies Millionen zu einem massiven Goldklumpen zusammengehäuft werden könnten.

Eine obergerichtliche Entscheidung über Kircheneigentum.

In der presbyterischen Kirche hat bisher immer der Grundsatz gegolten, daß das Kircheneigentum einer presbyterischen Gemeinde im letzten Grunde dem Presbyterium, d. h. der Kirche als solcher gehöre. Dieser Grundsatz ist auch merkwürdigerweise immer von den Gerichten aufrecht erhalten worden. So konnte ein Presbyterium eine ihm angehörige Gemeinde unter gewissen Umständen auflösen und das Kircheneigentum einziehen. Kamen Schwierigkeiten in einer Gemeinde vor und die Mehrheit der Glieder wollte sich aus diesem Grunde vom Presbyterium trennen, so konnte dies nur geschehen mit Verlust des Kircheneigentums. So übte das Presbyterium eine Art bischöfliche Gewalt aus über die Gemeinden nach römischem Muster, eine Einrichtung, dessen Weisheit und Gerechtigkeit dem Schreiber nie recht einleuchten wollte. Neuerdings ist nun aber dieser Grundsatz angefochten und mehrfach obergerichtlich für ungiltig erklärt worden. In diesem Sinne haben die obersten Gerichtshöfe von Missouri und Tennessee und kürzlich auch von New York entschieden. Im letzten Falle handelte es sich um die Westminster,Kirche an der West 23. Str. Hier waren Zwistigkeiten in der Gemeinde ausgebrochen, welche zum Bruch mit dem Presbyterium führten. Diese löste dann auch die Gemeinde auf, zog das Eigentum an sich und übergab es einer neugegründeten Gemeinde. Die ausgeschlossenen alten Glieder aber wandten sich an die Gerichte, indem sie geltend machten, daß der Besitztitel des Kircheneigentums nicht auf das Presbyterium, sondern auf die „Trustees“ (Gemeindevorstand) als Vertreter der Gemeinde ausgestellt sei und das Presbyterium deshalb auch kein Anrecht an dem Kircheneigentum der Westminster-Gemeinde habe. Die unteren Gerichte aber wiesen die Kläger ab und hielten den Anspruch und das Besitzrecht des Presbyteriums aufrecht. Damit aber gaben die Leute sich nicht zufrieden, sondern appellierten an das Obergericht und dieses hat nun unter Aufhebung des Urteils der ersten Instanz das Eigentum den „Trustees,“ und damit der ausgeschlossenen Gemeinde zugesprochen. Da nun diese Entscheidung nicht mehr allein steht, wird sich in Zukunft der Grundsatz, daß alles Kircheneigentum schließlich der betreffenden Denomination gehört, wohl schwerlich aufrecht halten lassen. Interessant ist es jedenfalls, zu erfahren, wie sich die Sache in andern Kirchen, namentlich in der römischen Kirche auswirken wird. Hier muß bekanntlich jede Gemeinde, ehe ihre Kirche vom Bischof geweiht wird und ehe sie einen Priester erhält, das Kircheneigentum dem Bischof überschreiben, anders tut er es nicht. So hat er dann beide, den Priester und die Gemeinde, völlig in seiner Gewalt und beide müssen ihm wohl oder übel gehorchen. Weigern sie sich, so schließt der Bischof einfach die Kirche zu; solche Fälle kamen wiederholt vor. Ob sich dies nun auch in Zukunft so noch durchführen lassen wird, bleibt abzuwarten.

(Deutscher Evangelist.)

„Die hohen Kosten der Seelenrettung."

Unter obiger Ueberschrift läßt die „New York Sun" folgenden Artikel erscheinen:

„Die ökonomischen Seiten der Sunday (Billy) Versammlung in der Pittsburgh, Pa., Manifestation sind in der Montags-Versammlung der Prediger beleuchtet worden.

Es hat Pittsburgh $90,000 gekostet, Sunday zu hören und die 3107 Bekehrten haben $30 per Seele gekostet. Die Pastoren waren einig in der Meinung, daß nicht mehr als 12 der Bekehrten standhaft bleiben würden, und daß $90,000 ein ziemlich hoher Preis sei. Sie erklärten, sie hätten selber besser tun können und zwar zu geringeren Kosten.

Obschon gesagt wird, daß der Wert einer Seele nicht zu schätzen ist, so scheint es dennoch, daß die Kosten der Sunday (Billy) Bekehrungen übermäßig hoch waren. Außer der finanziellen Darstellung ist der endlose Knoten von Revivals zu berücksichtigen. Und, ob im Hinterland oder in Großstädten, so werden Ueberstimulation des religiösen Instinkts, Effekt der Suggestion, Trunkenheit der Masse, Substituieren der schnellsten Erregung für das harte oft schmerzhafte echte Wachstum in der Erkenntnis des Herrn in Anwendung gebracht. Leichte „Bekehrungen," leichte Abfälle — all dieses ist historisch begründet. Billy Sunday ist einfach ein Extrem eines wohlbekannten Typus; aber $90,000 für 12 bekehrte Seelen scheint den Kindern dieser Welt ein ungewöhnlich hoher Preis zu sein."

Anmerkung des Uebersetzers:

Wie viele Glieder könnten unsere Missionare einsammeln und der Kirche Christi durch Gottes Gnade erhalten, in der Erkenntnis und im Glauben fördern helfen, wenn die Brüder, welche die Segnungen genießen, die die Kirche des Herrn bietet, das Ihrige tun würden, unseren betreffenden Behörden $90,000 zur Verfügung zu stellen!

Oder, wie viele Kinder könnten durch Verausgabung von $90,000 zwecks Anstellung von Lehrern in den göttlichen Wahrheiten unterrichtet und für des Herrn Reich erzogen werden!

Oder angenommen, aber nur angenommen, einige derjenigen, die für schnelle Massenbekehrungen begeistert sind, könnten bewogen werden, den aufrichtigen Versuch zu machen, $90,000 zu verwenden auf die dieser Summe entsprechende Arbeitsleistung durch schlichte, nüchterne Predigt des Worts und der Belehrung und Erziehung — wie viele Seelen könnten dadurch für des Herrn Sache gewonnen werden! Aus Ref. K. Ztg.

Die Politik des Reiches Gottes.

(Nachfolgendes lag vor lange vor Ausbruch des Krieges.)

Wir haben im September-Heft d. J. eine Einsendung unseres geschätzten Mitarbeiters, Pastor Kamphausen, publiziert über den prophetischen Beruf des Predigtamts. Hat der Prediger auch nicht die Aufgabe, sich mit Weltpolitik zu befassen und parteiisch sich auf die oder jene Seite zu schlagen, so hat er doch sicherlich das Recht und die Pflicht, das Tun und Treiben der Welt, auch der Weltmächte, im Lichte des göttlichen Rats zu betrachten, d. h. mit andern Worten: Er hat der albernen Weltpolitik die Politik des Reiches Gottes gegenüberzustellen. Er hat das Tun und Treiben der so klugen Weltmenschen zu beleuchten mit dem göttlichen Licht, das ihm zeigt, wie so ganz anders die Wege Gottes sind als die Wege der Menschen.

Kein menschlich fühlender Diener am Wort Gottes kann Wohlgefallen haben am Krieg und all dem Jammer, der in seinem Gefolge ist. Jeremia, der Unglücksprophet seines Volks, hat unsäglich gelitten unter der klaren Einsicht, die ihm gegeben war, daß sein Volk dem Untergang entgegenging. Er klagte (cp. 9, 1. cf. V. 18): „Ach daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt und meine Augen Tränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen der Tochter meines Volks!" Es war nicht Fühllosigkeit und Barmherzigkeit, daß er dem Volk nur Unheil verkündete, sondern das Herz ist ihm schier gebrochen über dem Jammer seines Volkes. Aber dennoch: er konnte und durfte nicht schweigen, er mußte dem Volk den Rat Gottes verkündigen. —

So konnte auch in den letzten Jahren ein Mensch, der Einsicht hat in Gottes Ratschlüsse und Gottes Wege mit den Menschenkindern, sich nicht verhehlen, daß der heutige Weltlauf einer Katastrophe entgegentreibt. Die törichten Friedensallianzen und -verträge erinnerten nur an das Wort des Apostels (1. Theff. 5, 3): Wenn sie werden sagen: „Es ist Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleich wie der Schmerz ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen." Je sicherer die Weltkinder wurden und auf ihre kluge Weltpolitik sich versteiften, die ihnen Weltfrieden garantieren sollte, desto weniger war all dem Friedensgesäusel unserer Politiker zu trauen. Denn der Einsichtige weiß, der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer!

Schon vor drei Jahren, als das deutsche Wochenblatt in Spokane unter der Redaktion eines christlichen Pastors stand, gab Schreiber dieses dem Gedanken Ausdruck, daß alle die Friedensverhandlungen das Papier nicht wert sind, darauf sie geschrieben sind: Wenn Gottes Stunde schlägt, sausen die Wetter des Gerichts mit zerschmetternder Wucht hernieder auf die Völker. Ein rabiater Gotteshasser hat darauf mit Schmähungen geantwortet, die der damalige Redakteur gleichfalls veröffentlicht hat. Und das gab Anlaß zu einer Erwiderung, die dann wieder publiziert wurde.

Die jetzige Weltlage mag uns zur Rechtfertigung dienen, wenn wir jene ganze Zeitungsverhandlung hier abdrucken und so der Vergessenheit entreißen:

Ein unfehlbares Gesetz.

Spokane, Wa., 19. Mai 1911.

Beim langen Marsch durch die Wüste fällt bald da, bald dort ein Mensch oder Tier, der Leichnam liegt in der Sonne und verwest. Der Himmel ist absolut wolkenlos; meilenweit erstreckt sich die ermüdende, tiefe Einöde. Aber kaum liegt der Leichnam eine kurze Spanne Zeit am Boden, so wird man einen kleinen schwarzen Fleck gewahr in dem unendlichen Blau des Horizonts. Von weiter Ferne hat der, die pfadlosen Gefilde des Himmels durchstreifende und nach Beute jagende Geier den Verwesungsgeruch empfunden und mit unfehlbarem Instinkt das Aas gewittert. Während er selbst unsichtbar in ungemessener Himmelshöhe dahinschwebte, hat er alles entdeckt, was sich zutrug und stürzte pfeilschnell auf seine Beute. Aber er ist nur der Vorläufer einer Armee, und in ganz kurzer Zeit verdunkelt sich der Himmel; mit dem Geräusch der Flügel kommen seine Brüder daher, um bei dem schrecklichen Mahl ihm Gesellschaft zu leisten. Wie es zugeht, wissen wir nicht; es ist eins der feststehenden Wunder der Natur. Aber das wissen wir, daß mit der Präzision eines großen Gesetzes sich dasselbe immer wieder ereignet, und wenn man am andern Tag dort vorbeikommt, so ist

nichts mehr übrig, als ein paar weiße Knochen, die in der heißen Wüstensonne bleichen. Die Geier haben ihr Werk getan und keine Spur der Verwesung ist mehr übrig.

So, sagt Christus, ist's in der sittlichen Welt (Matth. 24, 28). Sobald eine gewisse Stufe der Sittenverderbnis erreicht ist, wird das Gericht unabwendbar. Es gibt ein Gesetz, das wirkt vollkommen, man möchte fast sagen automatisch, gegen jede Art von Unreinigkeit, und schnell, wie die undenkbare Schnelligkeit des Blitzes, unfehlbar, wie der Flug und Instinkt des Geiers fallen die Gerichtsboten nieder auf den sittlichen Zerfall. Es ist Gottes große Aufgabe, seine Welt rein zu halten, und die Flammen des Gerichts, welche die Korruption verzehren, sind in Wahrheit wohltätige Kräfte und der Erweis von Gottes väterlicher Vorsehung für seine Kreaturen. Was wir meinen ist das: Alle noch so wohlgemeinten Bemühungen idealistischer Philanthropen, einen dauernden Weltfrieden auf dem Wege schiedsgerichlicher Verträge zwischen den Völkern herzustellen, sind Utopien, die eben das „unfehlbare Gesetz" ganz außer Rechnung lassen. England, das so heiß sich bemüht, eine Friedensalliang mit unserm Lande abzuschließen, denkt nicht im entferntesten daran, wirklichen Weltfrieden zu wollen. Was es will, ist jedem klar, der etwas tiefer schaut. Es will auf dem ganzen Erdenrund die erste, beherrschende Weltmacht sein und bleiben. Darum hält es an dem Grundsatz fest, daß seine Flotte stets so stark sein müsse, um es mit zwei Mächten zugleich aufnehmen zu können. Das wird ihm aber je länger, je mehr, zu einer unerträglichen Bürde. Es sieht, seine Macht ist im Schwinden. Da sieht es sich in der ganzen Welt nach Bundesgenossen um. Es sieht, keine europäische Macht wird der Macht Englands so gefährlich, als die wachsende Macht Deutschlands. Die Versuche der europäischen Allianzen sind alle gar zu unsicher. Da wird Bruder Jonathan mit heißer Liebe umworben. Stellt er mit seiner wachsenden Macht sich an die Seite seines Bundesgenossen, so wird dieser entlastet und braucht nicht so krampfhafte Anstrengungen zur Wehrhaftigkeit zu machen.

Das sind die tiefsten Gründe, warum England so süße Friedensklänge ertönen läßt. Wenn unsere Politiker nun aber meinen, wenn der Schiedsgerichtsvertrag zustande kommt, so sei das eine Garantie für den Weltfrieden, so zeigt das nur die Kurzsichtigkeit der menschlichen Gedanken und Pläne.

Wenn und wo immer in der alten oder neuen Welt die Korruption so hoch gestiegen ist, daß der Verwesungsdunst aufsteigt in die Himmelshöhen, so wird die Furie des Gerichts, die Fackel des blutigen Krieges niederfahren, wie die Geier auf das Aas, und die papiernen Verträge sind dann das Papier nicht wert, auf das sie geschrieben sind. Ja, die Geißel des Krieges, die jetzt so allgemein gefürchtet wird, sie wird, wie oben gesagt, als eine göttliche Wohltat empfunden werden, sie wird eine solche Luftreinigung in der verpesteten Dunstatmosphäre dieser in Atheismus, Gottlosigkeit, Weltsinn, Selbstsucht, Raubgier und moralischer Korruption versunkenen Welt erzeugen, daß nachher die von der Geißel des Gerichts getroffenen Völker wieder freier aufatmen und ihr Haupt erheben zu dem, dessen Existenz sie jetzt so frevelhaft beiseite zu setzen suchen.

Wörtliche Wiedergabe einer in der Redaktion eingetroffenen Schmeichelei.

Madras, Ore., 21. Mai 1911.

Werter Herr!

Nachdem ich Ihren Unsinn über „Ein unfehlbares Gesetz" und Ihre „Gimpel-fängerische anonce betreffs Abonnement gelesen habe, entschloß ich

mich dieses Volksverdummungsblatt nicht mehr zu lesen. Senden Sie mir die Ztg. nicht mehr, ich würde sie nur ungelesen an den Ort werfen, wohin sie gehört an den — Abort. — Leider ist die Wash. Post jetzt ganz verpfafft, sonst wäre ein solch haarsträubender Unsinn wie „Ein unf. Ges." gar nicht gedruckt worden. Edle Menschen streben den Krieg als unmenschlich zu beseitigen u. da kommt die Wash. P. mit ihrem Schwindel Pfaffen und predigt einen Rache- und Kriegsgott, der noch weit unter dem wildesten Beast steht. Ja, mit einem solchen Schreckgespenst macht sich das faulenzende Pfaffentum ein süßes Dasein und lockt der betörten, denklosen, abergläubischen Menge den letzten Nickel aus der Tasche. Pfui, über das ganze ehrlose volksverdummende Pfaffengesindel, das sich vom Schweiße des Unwissenden mästet. Fr. Feuerbach.

Anmerkung der Redaktion:

Eine gerichtliche Verfolgung wäre unsers Ermessens nicht so wirksam als die Strafe, ihn öffentlich an den Pranger zu stellen und die Gesinnung des Obengenannten — eines früher in Spokane ansässigen Musikers — welcher in einem kürzlichen Bericht über die Paket Post ohne jeglichen Zusammenhang Ex-Präsident Roosevelt einen politischen Gaukler nannte — dem Urteil seines hiesigen Bekanntenkreises, wie der anderen verehrten Leser zu überlassen. Die Rd.

Noch einmal: Ein unfehlbares Gesetz.

Henry Drumond, ein bedeutender Naturforscher, schrieb vor Jahren zurück ein Buch, das auch in deutsch erschien unter dem Titel: „Das Naturgesetz in der Geisteswelt." Er führte darin den Nachweis, daß ein Gesetz die ganze Welt beherrscht und durchdringt. Naturgesetze, die wir in der äußerlich sichtbaren Natur beobachten und feststellen und die da mit der Wucht von Naturgesetzen unwiderstehlich wirken, kehren wieder in der geistigen und sittlichen Welt und wirken da mit eben solcher unwiderstehlichen Wucht, wie in der äußeren Natur. Um ein Beispiel zu geben, wie ein und dasselbe Gesetz sich vom Naturgebiet fortpflanzt in die sittlich-soziale Menschenwelt. Der Mensch ist in seiner Existenz auf die ihn umgebende Natur angewiesen, sie bietet ihm Speise und Trank zum Lebensunterhalt und zum Genuß dar. Solange nun der Mensch die Genußmittel in mäßigen, naturgemäßen Grenzen genießt, kann er gesund und fröhlich bleiben und alles mit Danksagung genießen. Sobald er aber des Guten zu viel tut und mehr ißt und trinkt, als zum richtigen Leben gut ist, wird er die Folgen zuerst an seinem eigenen Leibe zu spüren bekommen. Tut er zu viel in geistigen Getränken, so bewirkt das Naturgesetz unfehlbar, daß er berauscht wird; er taumelt als ein Betrunkener umher. Und je schlimmer der Rausch, desto ärger der nachfolgende Katzenjammer, das Schlechtfühlen im Kopf und in allen Gliedern. So straft das Naturgesetz mit unerbittlicher Wucht das Uebertreten schon am Leibe des Uebertreters. Nun bleibts aber nicht im Naturgebiet, sondern die Folgen pflanzen sich unerbittlich fort auf das sittlich-soziale Gebiet. Je mehr und öfter nämlich der Mensch solcher Unmäßigkeit sich hingibt, um so schwächer wird seine eigene Widerstandskraft gegen die Versuchung zum Uebermaß. Er sinkt immer tiefer herab in seiner Menschenwürde, er wird ein Gegenstand des Gespötts für seine Mitmenschen. Er sinkt in seiner Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit; er verliert vielleicht seine Stellung im Geschäft; seine eigene Familie muß sich seiner schämen; Weib und Kind müssen leiden unter den Folgen der Trunksucht des Vaters. Die Kinder werden „erblich belastet," tragen den

Hang und die Neigung zur Trunksucht in sich von Kind auf. Welche Verbrechen aus diesem traurigen Fall entstehen können, brauchen wir nicht zu sagen; es genügt zu sagen, daß mancher hinter Schloß und Riegel sitzt, der im Rausch einen Menschen getötet hat. Ja mancher hat in der trunkenen Wut seine ganze Familie ermordet. So haben wir an einem einzigen Beispiel gezeigt, wie das Naturgesetz unfehlbar weiter greift in die sittlich-soziale Welt und mit unfehlbarer Sicherheit die Strafe vollzieht, zuerst an dem, der wider die Natur gesündigt hat und dann einen weiten Kreis unschuldiger Menschen mit ins Unglück reißt. „Die Säufer und Schlemmer verarmen," so heißt kurz und bündig in der Menschenwelt dieses Naturgesetz.

Da hat kein „volksverdummender Pfaff" etwas damit zu tun. Er hat das Gesetz nicht geschaffen und er ist es auch nicht, der es vollzieht, sondern das Gesetz vollzieht sich von selbst. Da hilft keine Wut, keine Raserei und Tobsucht dagegen; das Gesetz geht unfehlbar seinen Weg.

Doch jener Schimpfbold meint vielleicht die Volksverdummung der Pfaffen besteht darin, daß sie den Glauben an Gott als Schöpfer und als Richter der Welt ihren Mitmenschen einschärfen und fortpflanzen. Es gibt ja heute so viele Tausende von Atheisten, die die Gottesleugnung als höchste Weisheit ansehen und jeden als Dummkopf betrachten, der noch an die Existenz Gottes glaubt.

Laßt uns diese Atheisten-Weisheit einmal genauer besehen.

Wir treten in einen prachtvollen Gesellschaftssaal; ein Grammophon spielt da seine Weisen, es singt, es spricht, es musiziert, ganz wie's in der Menschenwelt zugeht. Erstaunt fragen wir: Wer hat das Instrument gemacht: Wie ist's hierher gekommen? u. s. w. Ein Anwesender belehrt uns: Das Instrument hat niemand gemacht und niemand hat es hieher gebracht. Die einzelnen Teile sind Millionen Jahre im unendlichen Weltraum herum geschwirrt und haben rein zufällig sich endlich so zusammengesetzt, daß sie jetzt so schöne Töne erschallen lassen. Und als endlich das ganze fertig war ist's auf einmal zum offenen Fenster hineingeflogen und hat angefangen zu singen und zu spielen. — Ist der Erklärer fertig, so werden wir ihm sagen: Entweder glaubst du das selber, dann bist du ein Dummkopf und ein Narr, ohne denkenden Verstand oder du glaubst nicht, aber du hältst mich für einen solchen Dummkopf, oder willst mich zum Dummkopf machen, daß ich dir solchen Blödsinn glauben soll.

Ist's mit der Atheisten-Weisheit besser bestellt? Sagt nicht ein alter Weiser: Die Toren (Dummköpfe) sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott? Diese Welt mit ihren, die natürliche und die sittliche Welt mit gleicher Kraft beherrschenden, Gesetzen soll ein Spiel des Zufalls sein? Wer ist der Volksverdummer? Der Atheist, der die Menschen glauben machen will, was gegen alle Vernunft und gegen alle Erfahrung einer vieltausendjährigen Menschheitsgeschichte geht. Diese wütenden Gotteshasser, die dem Menschen das Gottesbewußtsein und die Gottesfurcht aus dem Herzen zu reißen suchen, sie sind die „volksverdummenden Pfaffen," die dem Menschen gerade das innerste Stück seines Adels, seine denkende Vernunft und sein Gewissen zu entreißen suchen, der wahren Sittlichkeit die Wurzel abhacken und den Menschen auf die Stufe des Tieres herabwürdigen. Laßt einen Doktor einem Menschen das Gewissen aus dem Leibe schneiden, wozu taugt der noch? Zu einem Schurken, der zu jeder Schlechtigkeit fähig ist.

Dem Verständigen genügt das. L. J. H.

Römische Toleranz in Spanien.

Der in Barcelona am 3. Mai tagende Evangelische Kongreß, zu dem sich etwa 4000 evangelische Christen aus Deutschland, England und Spanien eingefunden hatten, bedurfte zu seinem Schutze eines Aufgebotes von 600—700 Polizisten. In einer Zuschrift aus Spanien heißt es: „Die Barcelonaer Klerikalen, die von jeher als Heißsporne bekannt sind, hatten schon Wochen im voraus gegen die Veranstaltung gehetzt und gewühlt. Vom Predigtstuhle herab und in ihren Blättern war diese als ein unerhörter Skandal bezeichnet worden, der den Gefühlen des spanischen Volkes Hohn spreche, und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln hintertrieben werden müsse. Es handelte sich darum, ein Exempel zu statuieren, der Art, daß den „Ketzern" auf ewig die Lust vergehen sollte, sich im römisch-katholischen Spanien zu mucksen; man wollte keine Rücksicht auf das Alter oder das Geschlecht nehmen, sondern tapfer einhauen. Verschiedene bekannte geistige Kampfhähne, die stets unter der Soutane Waffen tragen, hatten die strategische Leitung übernommen, die streitbare karlistische Jugend, die im Gebrauch der Waffen kundig ist, bildete das Gros der gutgesinnten Heerscharen. Revolver, Totschläger, Messer und Dolche waren die entsprechende Ausrüstung. Die beabsichtige Taktik war folgende: Etwa 50 Mann Kerntruppen würden die oberen Galerien des Sitzungssaales okupieren und auf einmal unter dem Rufe: „Es lebe die katholische Religion!" eine scharfe Salve auf die Versammlung abfeuern. Sodann würde ein jeder weiter nach Gutdünken drauf losschießen und, die Verwirrung benutzend, das Weite gewinnen. Draußen würden dann einige hundert gegenüber dem Gebäude Aufstellung nehmen und auf die herausstürzenden Kongressisten schießen. — Die Polizei hatte die schärfsten Maßregeln zur Verhütung jedes Anschlages getroffen. Alle, die das Lokal betreten wollten, wurden näher untersucht und dabei etwa 50 Revolver und 60 Dolche und Messer beschlagnahmt, und zwar ausschließlich bei Katholiken, während kein einziger Protestant bewaffnet befunden wurde. Dagegen wurden verschiedene katholische Geistliche entwaffnet und aus dem Lokal gewiesen. Aber auch draußen, wo blutgierige Horden ihrer Opfer warteten, mußte für Aufrechterhaltung der Ordnung eindringlich gesorgt werden. Dies geschah in der Weise, daß die Polizei, einige hundert Mann stark, mit flacher Klinge auf die klerikalen Manifestanten einhieb, sie in den nahen Park hineintrieb und dann das eiserne Gitter desselben schloß. Erst lange, nachdem der Kongreß beendet und alle Teilnehmer nach Hause gegangen, wurde das Tor geöffnet und der wilde Haufen wieder hinausgelassen. Eine Schar von Klerikalen wollte aber unter keinen Umständen unverrichteter Dinge auseinander gehen. Sie begab sich zur evangelischen Kirche, begoß deren Tür mit Petroleum und hätte eine Feuersbrunst verursacht, wenn sie nicht durch Schutzleute, die scharf zu schießen drohten, in die Flucht geschlagen worden wäre." — Das nennt man in Spanien Gewissensfreiheit und freie Religionsübung!

Evangel. Luth. Gemeinde-Blatt.

Im Luth. Zionsboten stand folgendes

Eingesandt.

Am 5. Juni fand in Bloomfield, Nebr., die Entlassungsfeier der Hochschulabiturienten statt. Pastor Rabe, der im Dienste der deutschen evang.-luth. Synode von Nebraska dort neben einem missourisch-gläubigen Pastor

arbeitet, war gebeten und beauftragt worden, das Eingangsgebet zu dieser Feier zu sprechen. Als er die Versammelten nun aufforderte, zum Gebet aufzustehen, da erhoben sich alle von ihren Sitzen, nur der missourische Pastor und der missourische Lehrer, die mit ihren Familien eine Sitzreihe einnahmen, blieben wie nach voraufgegangener Verabredung ostentativ sitzen und legten auch sonst ein Benehmen an den Tag, das Störung und Aergernis hervorrief. So geschehen im Jahre des Heils 1914 in dem nicht mehr ganz wilden Westen von Amerika. Rabe.

Fortschritt der christlichen Religion.

Vor 100 Jahren waren weniger als 100 Missionare auf dem Felde, heute sind mehr als 24,000. Dazumal war die Bibel in 65 Sprachen übersetzt, heute ist sie 800,000,000 der menschlichen Rasse in 500 Sprachen und Dialekten zugänglich. Vor 100 Jahren war kein ärztlicher Missionar noch Hospital in der Welt, heute sind mehr als 675 Hospitäler, wo jährlich viele Millionen Patienten behandelt werden. Vor 100 Jahren waren nur eine kleine Hand voll Missionsschulen, heute sind mehr als 30,000 Missionsschulen und Colleges, wo 1,500,000 Schüler unterrichtet werden.

Vor 100 Jahren war nicht ein protestantischer Christenbekenner in Japan und Korea und weniger als 10 in China und ein paar Tausend in Indien. Heute zählt die Zahl der protestantischen Anhänger in Japan 90,000, in Korea 309,000, in China beinahe 1,000,000 und in Indien 1,617,000.

In Indien nimmt die protestantische Christenheit etwa 50 Prozent zu in 10 Jahren. In China verdoppelt sie sich alle 10 Jahre, während in Korea jeden Tag ein Bekehrter hinzugetan wurde seit der Landung des ersten Missionars daselbst. Es dauerte beinahe 100 Jahre, die erste Millon Christen zu gewinnen in der Heidenwelt, die zweite Million wurde in 12 Jahren gewonnen und es nahm nur 6 Jahre, die dritte Million zu gewinnen. Durchschnittlich werden täglich 900 Christen gewonnen in der Heidenwelt.

Im vergangenen Jahre wurden jede Woche mehr als 6536 Abendmahlsgäste für die Kirche in der Heidenwelt und über 22,000 Anhänger gewonnen. Mit den jetzt vorhandenen 6,000,000 protestantischen Christen und den Anhängern, sollten wir bis in 10 Jahren jährlich 1,000,000 gewinnen; denn nebst den 24,000 Missionaren haben wir auch 112,000 eingeborne Missionsarbeiter.

Groß und wichtig ist aber gerade zu unserer Zeit die Arbeit. China wird in den nächsten 10 Jahren eine der drei Richtungen einschlagen: Entweder zur Erneuerung der alten Religionen, wie Indien tat, oder zum Agnosticismus, Unmoral und Unglauben, wie seiner Zeit Japan, oder zum Christentum, wie Korea es tat. (Wbl.)

Ausland.

10 Jahre religionsloser Unterricht in Frankreich.

In den französischen Staatsschulen ist der Name Gottes aus jedem Schulbuch ausgemerzt. Am 31. Juli 1904 schrieb einer der entschlossensten Vorkämpfer der religionslosen Schule, Dufrenne, der vom einfachen Lehrer zum Kreisschulinspektor befördert worden war: „Die Folge, um nicht zu sagen, der Gegenstand unsres Unterrichts wird es sein, den Glauben an Gott unmöglich zu machen.“ Zehn Jahre lang hat Dufrenne die Wirkung seiner Grundsätze in den Schulen seines Bezirks beobachtet. Aber nicht Freude, sondern Entsetzen erfüllt ihn über seine Erfolge, und er warnt vor der Fort-

setzung des von ihm vorgeschriebenen Wegs. Im Gaulois schreibt er am 10. Januar dieses Jahres:

Ich besuchte Schulen, in denen man sich bemühte, über dem geheimnisvollen Untergrund des Willens, der Freiheit und der Verantwortlichkeit das Kantische Gebäude des moralischen Bewußtseins, des kategorischen Imperativs und der uninteressierten Pflicht aufzurichten. Daneben, in der schlichten Dorfkirche, erzählten das Bild der Krippe von Bethlehem und das Wort des Priesters die Geburt des Menschensohnes. Eine Geburt, niedrig und herrlich zugleich, eine Geschichte voll Anschauungsunterricht, das ewige Symbol von dem Kommen des Kindes, die unvergängliche Nahrung für die Frömmigkeit, die Hoffnung und den Trost der Menschen! Wo wurde da das lebendige, erleuchtende, wahrhaft menschliche Wort ausgestreut und wo bewegte man sich in trüben, kalten Abstraktionen? Wer befand sich auf der Erde, in der vollen Wirklichkeit des Lebens und wer blieb in der Undeutlichkeit und Dunkelheit, wo die Nebel brauen und die Wolken sich ballen?

Als einst Robespierre auf den Altar zu Notre Dame an Stelle des Kruzifixes, um dort die Vernunft darzustellen, den sicherlich schönen Leib einer Sängerin hinaufsteigen ließ, hat er zweifellos sich dem Wahn hingegeben, endlich einen abstrakten und geheimnisvollen Kultus durch eine wahrhaft menschliche Religion abgelöst zu haben. Und dennoch, die Sängerin war es, die die Fata Morgana, das täuschende Nebelgebilde, repräsentierte, während das Messingkreuz jenes Wesen aus Fleisch und Blut symbolisierte, vor dem alle Geschlechter der Menschen sich beugten und beugen werden, weil es durchströmt ist von unserm Leben, weil es geboren ist im Schmerz wie wir, weil es unsern Tod gelitten hat, weil es, wenn es Gott ist, auch Mensch ist, der Mensch ecce homo!"

Dufrenne ist immer noch ein Verteidiger der neutralen Schule. Aber soll sie aus ihrem Elend und ihrer Unwirksamkeit herauskommen, so „muß sie sich begeistern an der religiösen Tradition Frankreichs und muß den Gedanken, Gefühlen und Handlungen der christlichen Religion einen weiten Raum gönnen." „Zu meiner Ueberraschung und Beschämung gestehe ich: die Armseligkeit der Lektüre, die wir unsern Schülern bieten, die geistige Beschränktheit, die die Auswahl der klassischen Texte bestimmt, die wir den Schülern in die Hände legen, die niedrige Gesinnung, die sich bei Herausgebern und Verfassern von Schulbüchern bekundet in gewissen aus Geschäftsinteresse angebrachten Textverbesserungen, endlich eine Anzahl einfach schändlicher Fälschungen, lassen uns noch weit entfernt sein von dem Ideal einer wahrhaft unparteiischen und wirklich französischen Schule."

(Der Lehrerbote.)

Der Zickzackkurs der preußischen Landeskirche.

Die folgende Korrespondenz stammt aus der Zeitschrift „Auf der Warte." Aus derselben können unsere Leser ersehen, in welcher Weise auch die zur Landeskirche haltenden Gemeinschaften von den kirchlichen Behörden drangsaliert werden. Wenn aber das an den landeskirchlichen Gemeinschaften geschieht, was können dann noch Freikirchen erwarten? Die Korrespondenz lautet:

Der Zickzackkurs der Landeskirche, mit dem es die Kirchenregierung allen, auch den sich widerstrebensten Richtungen recht machen will und dabei es niemand recht macht, zeigt sich darin, daß jetzt auf einmal den Minoritätsgottesdiensten in Berlin (den Versammlungen der „Gemeinschaften")

offiziell das Wasser abgegraben werden soll. Monatelang bestanden schon diese Minoritätsgottesdienste, welche einem tiefgefühlten Bedürfnis aller altgläubigen Kreise nachkamen, die in ihren ausschließlich liberal bedienten Kirchen innerlich zu kurz kommen mußten. Die liberalen Kirchenvertreter haben sich wohl je und je als tolerante Leute über diese Notstandsveranstaltungen aufgeregt; das hätte man jedoch den Kirchenbehörden nicht zugetraut, daß sie sich zum Handlanger ihrer ärgsten Feinde hergeben und mit Zwangsmaßregeln gegen die bekenntnismäßigen Gottesdienste vorgehen würden, und dies nur darum, weil sie zu diesem und jenem Paragraphen einer Unsinn und Plage gewordenen Hausordnung nicht mehr passen. Das Unbegreifliche ist geschehen — Generalsuperintendent D. Lahusen hat auf Anregung des Oberkirchenrats und im Einverständnis mit dem Konsistorium den Pastoren die Bedienung der Minoritätsgottesdienste verboten.

Ueber ein Jahr lang hatten die Kirchenbehörden still den positiven Bestrebungen zugesehen, die sich, in der Hoffnung, daß ihnen von oben her keine Störungen kommen würden, auch ruhig und stetig weiterentwickelten. Weil aber wohl der stille Wunsch nicht erfüllt wurde, daß die Gottesdienste, für deren Notwendigkeit die Herren des grünen Tisches nie Verständnis gehabt, langsam von selber sterben würden, so mußten sie eben der kirchlichen Ordnung wegen mit Gewalt ums Leben gebracht werden. Ruhig opfert man damit auch überflüssig gewordenen Ordnungen zuliebe die Gewissen derer, welche den eigentlichen Bestand der Kirche bilden. Und dies geschieht in einer Zeit, wo auf Kirchentagen, Kongressen, bis hinunter in die letzten Kreissynoden man über Abwehrmaßregeln gegenüber der Kirchenaustrittsbewegung redet.

Diese neueste Metamorphose unserer obersten Kirchenbehörde hat ja auf die Gemeinschaftsbewegung keine direkte Folge, hat ihr jedoch manches zu sagen. Wir sind davon überzeugt, daß im kirchlichen Regiment manche Herren sitzen, welche der Gemeinschaftsbewegung freundlich gesonnen sind und ein gewisses Verständnis für deren Notwendigkeit haben. Im großen und ganzen, und dies liegt am landeskirchlichen System, sollen wir uns nie der Hoffnung hingeben, jemals aus innerer Ueberzeugung anerkannt zu werden. Und wenn einmal anerkennende Worte fallen, dürfen wir uns nie über die obige Tatsache hinwegtäuschen. Solche Komplimente, die ja überdies nicht nur nach rechts, sondern auch den Liberalen gemacht werden, sollten uns eher zur Selbstprüfung dienen, ob wir nicht etwa die von Gott vorgezeichneten Linien verlassen haben, als daß wir uns etwas darauf einbilden. In der Weltpolitik gilt es als höchste Diplomatenkunst, die wahren Gedanken möglichst zu verbergen. In gleichen Bahnen scheint die Kirchendiplomatie zu gehen; hier ist sie freilich einmal aus der Rolle gefallen. Und nun soll man es den Gemeinschaftsleuten nicht übelnehmen, wenn ihr Mißtrauen gegen das Kirchenregiment nicht schwindet. Eine Zurückhaltung ist nicht nur berechtigt, sondern indirekt notwendig im Hinblick auf eine weitere, gesegnete Entwicklung der Gemeinschaftsbewegung. Die Diplomatie der Landeskirche geht darauf aus, die Scharen der Bewegung, ihre Kraft, ihr Geld, ihren Einfluß auf das Volk. u. s. w. sich nutzbar zu machen, um den sichtbaren Verfall der Kirche aufzuhalten; innerlich lehnt man aber die Gemeinschaftsbewegung im letzten Grunde ab, hat kein inneres Verständnis für sie und kann auch keins für ihre Bedürfnisse haben, weil das Verständnis meistens fehlt, Geistliches zu beurteilen. Verzichtet die Gemeinschaftsbewegung

nur irgendwie auf ihre Freiheit und begibt sich zwischen diese einander widerstrebenden Mühlräder, dann wird sie aufgerieben und ist gewesen. Möge man also unser reserviertes Verhalten milde beurteilen; angesichts des widerspruchsvollen Verhaltens der Kirchenbehörden ist es wohl am Platze.

Wundern müssen wir uns — und das soll doch auch bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck gebracht werden — daß unter den gläubigen Pastoren Berlins keiner den Mut hat, gegen diese Gewissensverletzung, denn nichts anderes ist dieses Verbot, mannhaft anzugehen. Von den Zuhörern verlangen sie Bekenntnis und Ueberzeugungstreue, und man muß den Hut abziehen vor dem Glaubensmut oft sehr einfacher Laien, den sie unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen beweisen. Hier nun können Laien erstmals nichts tun; da müssen die Pastoren vor die Front und für Gewissensfreiheit eintreten, wenn es auch gegen ihre vorgesetzte Behörde geht. Der Fall müßte doch erst geschaffen werden, daß ein Diener der Landeskirche bestraft wird, weil er für das Bekenntnis derselben Kirche eintritt. Versäumen sie diese Zeugenpflicht, dann können die Laien ihre Predigten nicht anders als schöne Redensarten ansehen, hinter denen keine wahrhaft geistlichen Persönlichkeiten stehen.

Wenn das Salz der Landeskirche dumm geworden ist, und sie den rechtmäßigen Gläubigen Gotteshäuser und Bedienung durch gläubige Prediger verweigert, dann ist's kein Wunder, wenn Gottes Gerichte niederschmettern auf ein abtrünniges Geschlecht.

Interessanter Fund.

In einer Sitzung der Londoner „Society of Biblical Archaeology" am 10. Juni berichtete Prof. Sayce aus Oxford über einen interessanten keilinschriftlichen Fund. Unter den Keilschrifttafeln, welche die amerikanische Expedition in Nippur ausgegraben hat, befinden sich einige, die aus einem Gebäude stammen, welches schon in vorabrahamitischer Zeit zerstört wurde; dieselben datieren also sicher aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend. Unter diesen wurde nun kürzlich eine Tafel mit sumerischem Sintflutbericht gefunden, der dem biblischen Berichte sehr nahe verwandt ist, weit mehr als alle bisher bekannten babylonischen Berichte. Der Name des Helden ist hier mit sumerischen Ideogrammen geschrieben, die semitisch als „na-hu" oder „nu-hu" erklärt werden, also genau dem biblischen Noah entsprechend. Während der Sintflutbericht im Gilgameschepos die Flut sieben Tage dauern läßt, bestimmt der neue Bericht die Dauer der Flut genau solange wie die Genesis. Der neue keilschriftliche Bericht stimmt ferner auch in vielen sprachlichen Einzelheiten mit dem biblischen Bericht überein. Auf derselben Tafel befinden sich ferner nach Prof. Sayce auch Andeutungen über einen Sündenfall infolge des Essens einer verbotenen Speise, wobei wahrscheinlich auch eine Schlange erwähnt wird. Dieser Bericht scheint auf Nordbabylonien, speziell auf die Stadt Opis, als seine Heimat hinzuweisen. — Es sei ausdrücklich betont, daß diese Mitteilung nur das Ergebnis einer vorläufigen Uebersetzung der Tafel ist; es wird noch einige Zeit dauern, bis der glückliche Finder derselben, Dr. Langdon, eine endgültige Ausgabe und Uebersetzung derselben veröffentlichen kann. Bis dahin wird man mit dem entscheidenden Urteil über diesen Fund zurückhalten müssen. Sollten sich aber, wie man wohl annehmen darf, die Mitteilungen Prof. Sayces bestä-

tigen, dann wird man diesen Fund als einen der wichtigsten bezeichnen müssen, die bisher auf dem Boden des alten Babyloniens gemacht sind.

(A. E.-L. Kztg.)

Den geistigen Bankrott der Monisten offenbart folgende Notiz, die wir dem „D. Luth." entnehmen.

Der Monistentag in Düsseldorf. Ueber den diesjährigen Monistentag in Düsseldorf, bei dem der Leipziger Professor Ostwald ja auch wieder der gefeierte Mann war, und insbesondere über den Vortrag des früheren Sozialdemokraten Dr. Maurenbrecher fällt der Berichterstatter der „Kölnischen Volkszeitung" folgendes wenig schmeichelhafte, aber offenbar sehr richtige Urteil: „Maurenbrechers Vortrag machte einen unsäglich niederschlagenden Eindruck. Seine harte, schneidende Stimme, die nur auf bittere Polemik eingestellt ist und keine Wärme innerer Begeisterung wiedergibt, tönte wie kurzgezogener Hammerschlag gegen die Fundamente eines ehrwürdigen Baues. Das Programm des Monistenbundes, wie er es darlegte, ist ein Programm geistigen Umsturzes, geistiger Anarchie. Mit Bewußtsein wandte er sich gegen die Grundlagen aller geistigen Kultur, und indem er die Geschichte der geistigen Fragen von Plato bis Kant als überflüssigen Ballast aus der Menschheitsgeschichte herauswerfen wollte, hob er einen Gegensatz des deutschen Monismus gegen alle geistigen Werte heraus, wie er nicht einschneidender gedacht werden kann. Nicht allein dem Christentume gilt der Kampf, sondern der ganzen geistigen Kultur, allen großen Menschheitswerten. Der diesjährige Monistentag stand im Zeichen eines großen geistigen Dilettantismus . . . Die Leichtfertigkeit, mit der manche Redner die größten geistigen Fragen behandelten, die leichten Handbewegungen, mit denen sie die Resultate von Jahrtausenden auf den Aussterbeetat setzten, müssen ein geradezu unerträgliches Gefühl hervorrufen. Im Niederreißen groß, im Aufbauen schwach, fruchtbar in tönenden Zukunftsmelodien, aber öde an positiven Ausblicken, herzlos gegenüber der Not der Massen, dem Bedürfnis nach Glück, ist der Monismus eine „Lebensstimmung" von eisiger Kälte und egoistischer Selbstsucht. Das Evangelium der „Tüchtigsten," das er predigt, das Evangelium der Herrenmenschen ist für die Millionen, die unter ungünstigen Bedingungen den schweren Kampf ums Dasein kämpfen, ein erbarmungsloser Faustschlag. Wer am Sonntagmorgen in die Düsseldorfer Kirchen ging und Tausende von gläubigen Christen vertrauensvoll zu Gott blicken und beten sah, konnte feststellen, daß es kein von Menschen, selbst wenn sie Universitätsprofessoren sind, erdachter Monismus ist, den die heilsbedürftige Menschheit braucht, sondern nur eine Religion, deren Stifter göttlich ist und die für Zeit und Ewigkeit sichere Gewähr bietet. Propheten wie Haeckel und Ostwald sind schon viele auferstanden und haben ein Eintagsleben im kleinen Kreise ihrer Anhänger geführt, aber Worte des ewigen Lebens vermochten sie nicht zu sprechen. Und nur solchen Worten gehört die Zukunft, nicht aber den Programmreden der monistischen Reformer, so siegesbewußt sie auch die Zukunft für sich beanspruchen. Hingegen beim Christentum bürgt seine Vergangenheit als mächtige Tatsache zugleich für seine siegreiche Zukunft."

Literatur.

Vom Verlag des Schriftenvereins der sep. evang.-luth. Gemeinden in Sachsen (Zwickau in Sachsen) kamen uns etliche kleine Schriften zu, die wir nachstehend kurz anzeigen. Wir bemerken im Voraus: Es sind evang.-luth., separierte Gemeinden missurischer Richtung, in deren Auftrag diese Schriften erscheinen.

Da gibts nun manches, das wir ohne Weiteres anerkennen, anderes, das wir beanstanden oder ganz ablehnen müssen.

1. Ist der Jesuitenorden staatsgefährlich? Beantwortet von Pf. Hempfing. 15 Pf., 50 Exemplare 5 Mk. — Dieser Schrift können wir unbedingt zustimmen und wünschen ihr größtmögliche Verbreitung auch in unsern Kreisen und überhaupt unter unserem Volk. Die staatsgefährlichen Tendenzen der Römlinge und besonders des Jesuitenordens sind lange nicht allgemein und gründlich genug bekannt im evangelischen Volk, weshalb auch so viel Laxheit zu finden ist in der Bekämpfung dieser Feinde der Wahrheit und Feinde der Glaubens- und der Gewissensfreiheit.

Aus gleichem Verlag kam:

2. Zeitströmungen. Von J. Kunstmann. Preis 15 Pf., fünfzig Exemplare 5 Mk.

Als Zeitströmungen werden aufgeführt: „Monismus, Sozialismus, Liberalismus, Enthusiasmus, Positivismus im Lichte der Heiligen Schrift." Während wir den Ausführungen über die drei erstgenannten „ismen" fast ganz und voll zustimmen können, zeigt sich dagegen der spezifisch missurische Standpunkt bei Enthusiasmus und Positivismus in solcher Weise, daß eben nur Missurier dem Verfasser beistimmen werden. Bei Enthusiasmus muß auch die Reformierte Kirche sich in einen Topf zusammen werfen lassen mit allen Sekten, die dem Verfasser gerade in einem Atem einfallen und in die Feder kommen, und deren sind's nicht wenige. Auch der Halle'sche Pietismus und die Gemeinschaften werden mit unter die Schwarmgeister gruppiert, vor denen ein rechter Missurier sich zu hüten hat. Die Hoffnung auf allgemeine Heidenbekehrung, die soziale Arbeit der Kirche, die neuen Wege und Formen, womit die Kirche gottentfremdete Menschen zu gewinnen sucht, das alles fällt in Bausch und Bogen unter den zu verwerfenden Enthusiasmus. Positivismus ist dem Verfasser die positive Theologie unserer Zeit, die zwar die Heilstatsachen zur Erlösung festhält, aber die altlutherische Lehre von der Verbalinspiration nicht anerkennt; die auch nicht auf festgelegte Dogmen sich ein für allemal einschwören läßt. In jenem Lager gilt ja nur, was die lutherischen Väter im Konkordienbuch für ewige Zeiten festgestellt haben. Wer davon abweicht, und wenn er auch „streng positiv" ist, da heißt's: „Weichet von denselbigen." Nur der absolut echte Missurier findet Gnade vor dem Verfasser, der keine offenen Fragen kennt, sondern alles fein ausgelegt und ausgetüftelt annimmt aus der Hand der missurischen Theologen.

Man kann verstehen, daß einer orthodoxen Sekte, die aufgebläht von ihrer eigenen und einzigartigen Rechtgläubigkeit, nur von eigener Herrlichkeit weiß, eine innige Herzensfrömmigkeit, wie die Spener's, Francke's und der Gemeinschaftsleute, verhaßt ist; denn diese Leute beugen sich nicht vor dem kalten toten und herzlosen Götzen des Orthodoxismus; sie wissen mit

Paulus, „daß Christum lieb haben besser ist, als alles Wissen", auch das der vom Richtgeist ganz verseuchten Orthodoxie. Sie können mit Luther das heilige Abendmahl würdig genießen, indem sie bußfertig und gläubig sich halten an das Wort: „Für euch gegeben und vergossen," ohne erst einen ausgetüftelten Lehrsatz mit angehängtem improbant secus docentes unterschrieben zu haben. Daß die Evangelischen von 1530 sich von dem schroffen Geist des Mittelalters noch nicht lossagen konnten, kann man verstehen und entschuldigen; man denke: 13 Jahre nach Luthers 95 Sätzen, gegenüber der formidabeln Macht des damaligen Katholizismus. Wenn aber eine Sekte sich 400 Jahre nach dieser Zeit noch nicht von dem mittelalterlichen Verdammungsgeist lossagen kann, so kann dieser Orthodoxismus nur mit dem der Pharisäer zu Jesu Zeit in Parallele gestellt werden.

Jhmels, L. Aus der Kirche, ihrem Lehren und Leben. 1914. IV, 204 Seiten. Mk. 4, geb. Mk. 4.80. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: I. „Grundlegung." 1. Wie bewahren wir das Erbe der Reformation und machen es für die Gegenwart fruchtbar? — II. „Die Religionen und das Evangelium von Jesus Christus." 2. Das Christentum und die Religionsgeschichte. — 3. Das Evangelium von Jesus Christus und die Sünde. — III. „Von der Schrift zum Dogma." 4. Bibel und Bekenntnis. — 5. Aufgabe und Bedeutung der Dogmatik. — IV. „Die Kirche als Werkstatt des Heiligen Geistes." 6. Das Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche. — 7. Mehr priesterlicher Laiendienst in der Kirche.

Eine Schrift von Prof. Jhmels ist immer lesenswert, nicht bloß für Theologen vom Fach, sondern überhaupt für Leser, die gerne möchten, daß Zion gebaut werde. Das vorliegende Buch enthält eine Reihe von Vorträgen und Aufsätzen, die bei verschiedenen Veranlassungen schon früher veröffentlicht worden sind, die aber doch in ihrer Anordnung einen einheitlichen fortschreitenden Gedankengang darbieten. Der das Ganze durchziehende Grundgedanke ist aus der Ueberschrift des ersten Vortrages erkennbar: „Wie bewahren wir das Erbe der Reformation und machen es für die Gegenwart fruchtbar?" Das Erbe der Reformation war das mit den Mitteln einer neuen Zeit neu entdeckte, neuangeeignete alte Evangelium. Dies zu erhalten ist Aufgabe und Pflicht der Kirche der Gegenwart. Wie die Träger der Reformation Männer ihrer Gegenwart waren, so müssen auch die, welche im rechten Sinne Leiter des kirchlichen Lebens in unsern Tagen sein wollen, mit den Bestrebungen und dem Erwerben der Gegenwart vertraut sein, nicht durch bloße Repristination wird das Erbe erhalten, sondern durch Neugewinnung. Die Ergebnisse der literarischen Kritik, der religionsgeschichtlichen Forschungen können nicht ignoriert werden, sie sind nur dann gefährlich, wenn der sittlich praktische Charakter der evangelischen Wahrheit verkannt wird. Das Erbe der Reformation kann nur bewahrt werden, wenn es für die Gegenwart fruchtbar gemacht wird. Es ist ja richtig, daß der Grundcharakter der evangelischen Verkündigung Trost und Friedensbotschaft ist, Trost für die um die Sünde bekümmerten Gemüter, aber die Voraussetzung für die rechte Wirkung der Trostpredigt ist die sittliche Erweckung. Ernste prophetische Erweckungspredigt, Mahnungen, die unverbrüchliche Geltung des Gesetzes bedarf unsere Zeit, aber alle Gesetzespredigt entbehrt der belebenden Macht ohne ihre Begründung auf eine schlechthinsupranaturale Autorität, und die Gewißheit einer solchen supranaturalen Wirklichkeit gibt allein der Glaube an Christum,

den Offenbarer Gottes in der Menschheit; darum Christus der Kern und Stern der Predigt auch in der Gegenwart. Die Größe der Aufgabe, welche der Kirche in der Gegenwart gestellt ist, macht es fühlbar, wie ihre Lösung nicht einem einzelnen Stande, so bedeutungsvoll die Mitwirkung desselben sein muß, aufzubinden ist, die Kirche muß immer mehr aufhören, Pastorenkirche zu sein, sie bedarf immer mehr wahrhaft priesterlicher Mitwirkung des Laienstandes. So wertvoll die Aufrechterhaltung der Volkskirche ist, so ist doch die Entwicklung des Gemeinschaftslebens nicht neben, sondern innerhalb der Kirche mit Freuden zu begrüßen und zu fördern.

Eine wichtige Frage ist darum auch das Verhältnis des Gnadenmittelamts zur und in der Kirche, das nicht lediglich als Rechtsinstitut zu fassen ist, sondern als ein gottgewolltes und -geordnetes Organ, um der sündigen Menschheit den Dienst zu leisten, dessen sie bedarf, um die Einzelnen zum persönlichen Verkehr mit Gott anzuleiten.

Die zu diesem Verkehr Durchdrungenen sollen dann nach dem allgemeinen Priestertum auch freie und organische Haadreichung tun in der Gemeinde zu ihrer gottgewollten Auferbauung. — Es sind sehr fruchtbare und anregende Gedanken, die der Verfasser in den sieben Abhandlungen uns darbietet, und es ist dem Buch weiteste Verbreitung zu wünschen auch bei gebildeten Laien. E. O.

Gennrich, Generalsuperintendent D. P. Moderne buddhistische Propaganda und indische Wiedergeburtslehre in Deutschland. 1914. 52 Seiten. Mk. 1.20. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: 1. Buddhistische Propaganda durch buddhistische Vereine. 2. Einführung buddhistischer Lehren durch die Theosophie. 3. Schopenhauer und Richard Wagner als Wegbereiter des Buddhismus. 4. Entstehung und Wesen der indischen Wiedergeburtslehre. 5. „Wissenschaftliche" Begründung der Wiederverkörperungslehre durch die Neubuddhisten. 6. Die Wiederverkörperungslehre in Verbindung mit den Entwicklungsgedanken. Theosophische und philosophische Rechtfertigungsversuche. 7. Beurteilung der Wiederverkörperungslehre. Richard Wagners Parsifal.

Nicht mit Unrecht hat man im „Kunstwart" gesagt, daß wir vor einer zweiten asiatischen Religionswelle stehen, dem Buddhismus. Vorliegende Schrift zeigt die Kanäle auf, deren sich der Buddhismus schon jetzt bedient, um seine Fluten in das Geistesleben der abendländischen Christenheit, insonderheit des deutschen Volkes zu leiten. Sie untersucht zugleich die Frage, ob der Gedanke, der als der wertvollste Besitz des indisch-buddhistischen Denkens angepriesen wird, wirklich als eine Bereicherung unserer Weltanschauung und Lebensauffassung gelten kann, und tut dar, daß diese Frage verneint werden muß. Wer Gennrichs frühere Schriften gelesen hat, wird auch dieses neue Büchlein mit großer Befriedigung lesen und sich mit Interesse in den Gedankengang des Verfassers vertiefen. Jedem sei das Schriftchen aufs wärmste empfohlen.

Was hier unter dem Namen „Wiederverkörperungslehre" auftaucht, ist einfach die altheidnische Lehre von der unaufhörlichen Seelenwanderung. Diese imponiert dem modernen Heidengeschlecht unserer Tage so sehr, daß sie gerne dafür die christliche Auferstehungshoffnung und das ewige Leben drangeben. — Das Büchlein zeigt zugleich, in welchem Zusammenhang diese jetzige Buddhistenmission mit der Tätigkeit der verstorbenen

Frau Blavatsky und der Annie Besant steht, die durch Bücher und Zeitschriften Propaganda machten für die sogen. „Theosophie“ und die Lehren des Buddhismus. Man gewinnt hier Einblicke in die Torheit der heutigen Weltweisheit, von der Paulus schreibt: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“

König, E. „Die moderne Pentateuchkritik und ihre neueste Bekämpfung. 1914. V, 106 Seiten., Mk. 2.80. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: Einleitung: Neueste Geschichte der Pentateuchkritik. I. Feststellung der textkritischen Autorität des massoretischen Textes im allgemeinen und speziell in bezug auf die Gottesnamen. II. Untersuchung der textkritischen Autorität der Septuaginta und anderen Gestalten des A. T. besonders hinsichtlich der Gottesnamen. III. Beurteilung der neuesten Pentateuchhypothesen. IV. Grundlinien einer positiven Begründung der richtigen literarischen Auffassung des Pentateuchs.

Gegen die kritische Auffassung des Pentateuchs, die hauptsächlich auch auf Grund der Darstellungen Wellhausens zu einem Gemeingut fast der gesamten Altertumswissenschaft geworden ist, hat sich jetzt ein heftiger Sturm erhoben. Besonders deutsche, holländische und englische Gelehrte haben sich zu diesem Kampfe verbunden. Schon hört man in manchem triumphierenden Artikel von Zeitschriften den Ruf erschallen, daß die Wissenschaft vom Alten Testament an diesem wichtigen Punkte einen Canossagang antreten müsse. Die Konsequenzen davon würden aber sehr weitreichende sein. Es müßten ja die Darstellungen der Geistesgeschichte und Archäologie des Altertums in vielen Beziehungen einer Revision unterzogen werden, wenn die neuere Annahme von Pentateuchquellen und ihrer chronologischen Aufeinanderfolge nicht wissenschaftlich gerechtfertigt werden könnte.

Deshalb fordern die erwähnten Angriffe eine allseitige Beleuchtung. Methodisch muß untersucht werden, ob die Grundlagen der neueren Urkundenhypothese in bezug auf den Pentateuch wirklich durch die gegnerischen Behauptungen erschüttert worden sind, und ob in diesen eine bessere oder überhaupt nur haltbare Ansicht von der Entstehung des Pentateuchs geltend gemacht wird.

Diese Untersuchung ist in oben angeführter Schrift von dem bekannten Bonner Alttestamentler unternommen und mit vollständiger Benützung der Quellen und unter Berücksichtigung aller wissenschaftlichen Möglichkeiten in objektiver Weise durchgeführt worden. Dem Leser wird so die Möglichkeit geboten werden, daß er und zwar auch ohne Kenntnis des Hebräischen sich über die brennenden Streitfragen und ihre Entscheidung ein eigenes Urteil bilde, und der Verfasser legt die Unerschütterlichkeit der modernen Pentateuchauffassung klar auseinander, alle dagegen erhobenen neuesten Einwände und Ersatz-Hypothesen erweisen sich aber als basislos.

Jedem gebildeten Laien sei dieses Büchlein warm empfohlen.

Zauleck, D. theol. P. Vom lieben Heiland. Kinderpredigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres mit Liedern und Gebeten. 2. Band (3. u. 4. Heft). 3.60 Mk., geb. 4 Mk. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Mit dem vorliegenden 2. Band (3. und 4. Lieferung) kommt die Sammlung der Zauleckschen Kinderpredigten zum Abschluß. Es ist nicht leicht, zu Kindern faßlich, anregend und herzgewinnend über die großen Heilswahr-

heiten des Evangeliums zu reden. Das will gelernt sein. Dazu braucht es gute Vorbilder. Solch eines, und zwar eines der besten, bietet hier Pastor Zauleck. Eltern, sowie die Leiter von Kinderanstalten, nicht zum geringsten aber auch solche, die Kindergottesdienste zu leiten oder darin zu helfen haben, werden ihm für seine Gabe herzlich dankbar sein.

Dieser Band enthält Predigten für alle Sonntage in der festlosen Hälfte des Kirchenjahrs, vom 1. Sonntag nach Trinitatis bis 27. Sonntag nach Trinitatis, und außerdem noch acht für verschiedene Festtage. Diese Predigten sind entschieden für Sonntagsschularbeiter ganz besonders zu empfehlen, indem sie zeigen, wie das Wort einfach, leicht verständlich und eindringlich den Kindern nahe gebracht werden kann durch praktische Beispiele aus dem Leben. Es sei daher den Leitern von Sonntagschulen namentlich bestens empfohlen. Der erste Band erschien in zwei Heften, die im Märzheft und Juliheft dieses Jahres unter Literatur besprochen wurden. (Seite 156 und 317.)

Stosch, Lic. G. Die apostolischen Sendschreiben nach ihrem Gedankengange. Fünfter Band (Schlußband): Der Brief an die Philipper, der Brief an Titus und die beiden Briefe an Timotheus. 2 Mk., geb. 2.50 Mk. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Mit diesem fünften Band bringt der Verfasser seine „Gedankengänge apostolischer Sendschreiben" zum Abschluß. Das, was er dem feinsinnigen und forschenden Leser ermöglichen und erleichtern wollte, den Einblick in das innere Gewebe apostolischen Denkens, bietet auch dieser letzte Band, der wie seine Vorgänger Zeugnis gibt von des Verfassers „besonderen Gabe einer feinsinnigen Schriftauslegung". Die neue Darbietung des Verfassers, wie die früheren Bände verdienen nachdrückliche Empfehlung für den Bibelleser als sichere, leicht verständliche und doch in die Tiefe führende Wegweiser, sowie als wertvolle Hilfsmittel zur Predigtvorbereitung und für die Behandlung der Briefe in Bibelstunden.

Im Vorwort wird gesagt, daß die bisher erschienenen Bände dieses Werkes wohl manche freundliche Begrüßung, aber nicht so zahlreiche Leser gefunden haben, daß Verleger und Autor ungetrübte Freude an dieser Veröffentlichung haben konnten. Verfasser schließt darum mit diesem fünften Bande ab, insofern ein Ganzes darbietend, als die Briefe, die den Verfassernamen des Paulus tragen, zu dem des Jakobus gefügt, nach ihrer inneren Geistesart zur Darstellung gebracht sind.

Diese kleinen Schriften dienen nicht bloß den Brüdern im Amt, sondern sie wollen auch dem ernsten Bibelforscher in der Gemeinde Anleitung geben in den inneren Sinn und das Verständnis der Briefe des Apostels Paulus einzudringen. Das tun sie, indem sie die Lage des Apostels, in welcher er sich zur Zeit der Abfassung befand, genau zur Anschauung zu bringen suchen, und dann auch die Gemeinde, an welche der Brief gerichtet ist, ihre inneren Zustände und ihr Verhältnis zu dem Apostel Paulus zu beschreiben versuchen, so daß der Leser des Briefes sich recht lebendig hineinversetzen kann in die damalige Lage beider Teile und so ein besseres Verständnis gewinnt für das, was der Apostel im Drang seines Herzens zu schreiben sich gedrungen fühlt. Es wäre zu wünschen, daß diese Schrift unter ernstgläubigen Christen gute Verbreitung finden möchte.

Das Apostolische Glaubensbekenntnis. Von Prof. Dr. K. Thieme. 145 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Band 129.) In Originalleinenband Mk. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1914.

Der Streit um das Apostolikum gleicht einem glimmenden Brande, der bald an dieser bald an jener Stelle zu hellen Flammen emporloht. Was haben wir nur alles in den letzten Jahren in dieser Richtung erlebt, und noch immer vergeht kaum eine Woche, daß wir nicht von erregten Vorträgen und Diskussionen über dieses Thema lesen. Trotzdem also das Apostolikum nicht nur im kirchlichen, sondern auch politischen Leben eine solche Rolle spielt, wissen nur wenige, wie es darum eigentlich bestellt ist. Und doch müssen wir erst die Geschichte dieses Palladiums der Christenheit kennen, wenn wir zu ihm eine selbständige Stellung gewinnen wollen. Diese Aufgabe löst vorliegendes Bändchen vortrefflich. Nach einer allgemeinen Einleitung erzählt der Verfasser genau die Entwicklungsgeschichte des alten und jüngeren Apostolikums und ermittelt durch sorgfältige Interpretation den historischen Sinn der einzelnen Artikel. Sodann erfahren wir, wie der Altprotestantismus sich das Apostolikum aneignete und lernen die Kritik kennen, die der Neuprotestantismus an ihm übte. Das Für und Wider der gegenwärtigen Lage wird abschließend erwogen. Die Darstellung zeichnet sich überall durch große Objektivität aus, und sie lehnt mit Recht eine extreme Stellungnahme nach einer Seite ab, um so dem feierlichen Hymnus aus dem Altertum der Christenheit vollständig gerecht zu werden. Es wird zum Ausgleich der religiösen Gegensätze sicher viel beitragen.

Das vorstehend angezeigte Buch erscheint uns fast unerläßlich zur richtigen Kenntnisnahme und Beurteilung des heutigen Kampfes um das Apostolikum. Wichtig ist darin der Hinweis, daß es sich nicht um eine *juristische Verpflichtung* der Christen auf den Wortlaut des Apostolikums handeln kann, sondern es hat „den Sinn einer Bezeugung", daß der Gemeinglaube der Christenheit, wie er im Apostolikum seinen Ausdruck findet, auch Glaube des Bekenners „nach dem Maß seiner Erkenntnis" geworden ist. Verfasser sucht bei jedem einzelnen Satz des Apostolikums die Zeit zu ermitteln, in welcher er eingefügt wurde und den ursprünglich historischen Sinn desselben festzustellen. Auch das neuere Apostolikum, wie es von den Reformatoren angenommen wurde, enthält dem geschichtlichen Sinn nach *katholisierende Züge*, die schon der Altprotestantismus ablehnen und *umdeuten* mußte. Um so entschiedener nimmt der Verfasser für den Neuprotestantismus das *Recht der Umdeutung* in Anspruch. Das dehnt er dann freilich auch aus auf das, was er als abergläubisch mythologische Züge bezeichnet. Er rechnet dazu die Jungfrauengeburt, die Lehre, daß Jesus sei *wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren* (nach Luthers Auslegung), die Höllenfahrt, die Himmelfahrt und das Sitzen zur Rechten Gottes, sofern diese Sätze aus dem vorkopernikanischen Weltbild stammen, das wir ablehnen; auch die Fleischesauferstehung erscheint ihm eine abergläubische Vorstellung.

Der Leser sieht: Das Buch versetzt uns mitten hinein in die theologischen Kämpfe der Gegenwart und nötigt uns, Stellung zu nehmen zu vielen heißumstrittenen Sätzen des Apostolikums. Gleichwohl will Verfasser der Kirche das Recht vindizieren, das Apostolikum im Kultus unverändert beizubehalten als ein monumentales Zeugnis für den Gemeinglauben der Christenheit, zu dem jeder persönlich Stellung nehmen muß „nach dem Maß seiner Erkenntnis."

Der Sinn und Wert des Lebens. Von Geheimrat Professor Dr. R. *Eucken*. Vierte Auflage. 15. bis 17. Tausend. 185 Seiten mit 1

Porträt. Broschiert Mk. 2.80. In Originalleinenband Mk. 3.60. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1914.

Um so ein Buch zu schreiben und veröffentlichen zu können, muß einer schon ein berühmter Mann sein, wenigstens einen schriftstellerischen Namen haben, denn was irgend ein unbekannter Mensch über eine Frage zu sagen hat, über die schließlich jedermann glaubt ein Wort mitreden zu können, interessiert wenig, sondern der Reiz, der zur Lektüre solchen Buches anlockt, liegt vornehmlich darin, daß man wissen möchte, was gerade dieser Mann über die Sache zu sagen hat. Mag dies auch immerhin die Hauptursache sein, weshalb das Buch einen so ausgedehnten Leserkreis gefunden hat, so soll doch keineswegs gesagt sein, daß es die Aufmerksamkeit, die es auf sich gezogen, nicht auch seines Inhalts wegen verdiene, nur derjenige Leser wird das Buch enttäuscht beiseite legen, der in demselben eine in leicht gefälliger Form vorgetragene unbedingt neue Lebensanschauung zu finden erwartet. Es ist begreiflich, daß bei Besprechung eines so allumfassenden Themas auf so engem Raume manches Urteil des Verfassers nur in vornehmer Zurückhaltung angedeutet werden kann, und daß man manchmal wünschen möchte, der Verfasser hätte seine Meinung derber ausgesprochen. Der Verfasser ist ja kein Prediger, sondern Philosoph, er nimmt seinen Standpunkt über den Parteien, auch die Religion, auch die christliche, in ihrer geschichtlichen Erscheinung und in ihrem gegenwärtigen Fortwirken ist ihm nicht Autorität, sondern Gegenstand der Kritik, nicht als Christ, sondern als Mensch will er von rein menschlichem Bewußtsein aus wieder zu gewinnen suchen, was unserer Zeit verloren zu gehen droht, und auf das hinweisen, was allein dem Leben Sinn und Wert zu geben vermag; aber das darf man wohl sagen, das beste, was der moderne Philosoph zu bieten vermag, das haben wir in unserer evangelischen Wahrheit schon lange, und eben darin besteht das Anziehende und Wertvolle des Buches, daß einem in demselben vertraute Wahrheiten begegnen.

Unter den geistigen Mächten, die das menschliche Leben zu beherrschen beansprucht haben und noch beanspruchen, übt die Religion immer noch den bedeutendsten Einfluß aus; ihr Segen, den sie ausgeübt hat und noch ausüben kann, ist unverkennbar, aber ihre Alleinherrschaft hat zu Weltentfremdung geführt. Als mit dem Aufstieg der Neuzeit die diesseitige Welt für den Menschen frische Anziehungskraft gewann, Streben und Arbeit sich der sichtbaren Umgebung zuwandte, verschob sich die Lage der Religion aus dem Mittelpunkte des Lebens, weite Kreise der Gegenwart wissen sich in die treibenden Kräfte der Religion nicht zu versetzen, auch ist nicht zu verkennen, daß die Verteidigung der Religion sich stark zersplittert und nicht zu vereinter Wirkung gelangt; wie kann das eine sichere Antwort geben, was selber zur Frage geworden ist.

Eine andere geistige Richtung, die von jeher die religiöse begleitet, sei es zu freundlicher Ergänzung, sei's zu harter Bekämpfung, ist, was der Verfasser nennt, der immanente Idealismus. Derselbe kam zu glänzender Entfaltung auf der Höhe des griechischen Lebens und in greifbarer Nähe in der Glanzperiode der Schiller-Goetheschen Zeit. Aber die Lebensordnung des Idealismus ist heutzutage nicht weniger erschüttert als die der Religion, die Erschütterung wird nur weniger verspürt, weil sie nicht sowohl durch direkten Angriff, als durch allmähliches Ermatten und Erblassen erfolgt.

Das neunzehnte Jahrhundert hat eine durchgreifende Wendung von einer unsichtbaren zur sichtbaren Welt vollzogen. Diese Welt ist dem Menschen in

der Tat mehr geworden, als sie es in früheren Zeiten war. Nicht nur der Erkenntnis hat sie sich in ungeahnter Weise erschlossen, sondern auch dem Willen ein unermeßliches Gebiet der Arbeit eröffnet. Das gibt ein erhöhtes Kraftgefühl und Selbstvertrauen, der Erkenntnistrieb wendet sich vor allem der Naturforschung zu. Im Gegensatz zu aller religiösen und spekulativen Deutung geht das Streben, die Natur in ihrer reinen Tatsächlichkeit zu erfassen. Die Zurückführung aller Erkenntnis auf das Wahrnehmbare, Greifbare, Beweisbare gibt das Gefühl der Sicherheit, der Wahrhaftigkeit und der Befreiung von ererbten Vorurteilen, ein neuer Tag scheint angebrochen, dessen Lichte gegenüber alles Frühere zur überlebten Vergangenheit wird. Allein die naturalistische Weltbetrachtung, die auch den Menschen nur als ein Stück Natur aufzufassen genötigt ist, zehrt doch eben nur von den Gütern, die eine religiöse und idealistische Weltanschauung, gegen die sie kämpft, ihr hinterlassen hat; sie kann sich nur halten, indem sie unkonsequent ist. Wenn sie alles auf Stoff und Kraft zurückführen, Geist und Idee aus ihrem Anschauungskreise bannen will, womit operiert sie anders, als mit dem Denkvermögen des Geistes, wenn sie die Moral nicht religiös und ideal begründen will, wie will denn die Zurückführung des ganzen Lebens auf bloße Naturtriebe die Verwendung von Begriffen wie Persönlichkeit, Ueberzeugung, Charakter möglich lassen. Die naturalistische Lebensbetrachtung hat mit Recht dem engen Zusammenhange des Menschen mit der Natur zur Geltung verholfen, die Wärme des Kampfes, mit der sie ihr Recht zu verfechten hat, mag ihr ihre Schwäche, ihr Unrecht verbergen, aber man denke sich, sie habe aller Orten den Sieg davon getragen, und mit der von ihr ausgehenden Aufklärung alle die Ziele und Güter beseitigt, zu deren Erringung die Vergangenheit ihre Kraft eingesetzt, was für Oede und Leere würde der Menschheit entgegen starren. Die naturalistische Lebensordnung kann nicht das Ganze des Menschenlebens ausfüllen.

Gleichgiltiger gegen die unlösbaren Probleme, die in dem Gegensatze zwischen religiöser, methaphysischer, naturalistischer Weltbetrachtung hervortreten, nimmt das Sinnen und Streben der Menschheit namentlich in der Neuzeit eine praktischere Richtung. In welchem Zusammenhange wir mit einer unsichtbaren Welt oder auch mit dem sichtbaren Weltganzen stehen, heißt es, wissen wir nicht, und es interessiert uns nicht, wir haben es mit uns selbst allein zu tun. Agnostizismus, reiner Humanismus, bilden die Hauptsignatur der Gegenwart, Sinn und Wert hat das Leben allein dadurch, daß der Mensch aus sich selbst das Mögliche macht. Notwendigerweise aber spaltet sich das gemeinsame Ideal der Menschheitskultur in zwiefacher Richtung. Ist das Ziel zu erreichen durch Verbindung aller Kräfte zur Gemeinsamkeit, oder durch Entfaltung jeder einzelnen Persönlichkeit in ihrem Fürsichsein? Sozialkultur und Individualkultur, Organisation und Emanzipation haben relativ gleiche Berechtigung, kämpfen mit einander, und der jeweilige Sieg der einen ist eine Beschränkung der andern. Was aber ergibt sich aus diesem Auf- und Abwogen für das Ganze an wahrem Gewinn? Wohin die reine Menschheitskultur in den konsequenten Extremen ihrer beiden entgegengesetzten Richtungen führen würde, zeigen Beispiele der Gegenwart. Der reine Sozialismus würde zu einer Knechtung aller unter die Willkür Einzelner führen, wie sie nirgends anders erreicht ist; was durch uneingeschränkte Individualkultur erreicht werden würde, ist durch den Namen Anarchismus hinreichend gekennzeichnet. Ueber die Unhaltbarkeit, Nichtigkeit und Gefährlichkeit dieser beiden reinen Menschheitskulturen kann man sich nur täuschen,

wenn man dem Problem ihres Gegensatzes die Spitze abbricht und auf beiden Seiten eine Anleihe am Idealismus macht. Da rechnet der Sozialismus auf ein williges Zusammenwirken der Kräfte, ein freudiges Miteinanderwirken, auf selbstlose Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, und der Individualismus malt sich den Menschen edel und groß, jeden zum Heros angelegt, wenn er nur sich ausleben darf, man redet von Menschenwürde und vom Uebermenschen; aber gibt der Hinblick auf die Wirklichkeit Berechtigung zu solcher Hochschätzung des reinen Menschentums, des Blosmenschlichen, die Wirklichkeit in ihrer so oft hervortretenden baren Brutalität und ihrem die innere Leere überfirnissenden Scheinglanze?

So zeigt sich dem Ueberblicke ein Chaos nicht nur auseinandergehender, sondern einander widerstreitender Lebensauffassungen, jede beanspruchend, aber keine imstande, das Ganze des Lebens zu ordnen, es gilt ein Neugewinnen, ein neu Sichbesinnen. Der Verfasser bietet im vorliegenden Buche, wie er's bescheiden nennt, den Versuch eines Aufbaues, dem zuzuschauen und an dem teilzunehmen er nicht nur den gelehrten Forscher, sondern jeden strebenden Menschen einladet, denn der Gewinn eines sinn- und wertvollen Lebens ist ja jedes Menschen Aufgabe. Der Verfasser redet von einem Geistesleben, das im Menschen wirksam ist. Während alle Leistungen des Naturlebens über die Erhaltung des Individuums und der Gattung nicht hinausgehen, zeigt sich im Bereiche des Menschen, freilich nicht im Durchschnitt des Menschenlebens, a b e r d o c h i n n e r h a l b des ihm Erreichbaren, ein Geistesleben, das nicht Produkt der aufstrebenden Naturentwicklung sein kann, noch auch die Schöpfung des Menschen selbst, weder des Einzelnen noch der Gesamtheit, wie ihn der Stand der Erfahrung darstellt, sondern ein dem empirischen Menschen überlegenes Geistesleben, das eine Macht gegen ihn üben, ihn in seinem Grunde umbilden will, eine höhere Wirklichkeit, die er nicht erzeugen, der er aber sich eröffnen, die er in sein eigenes Wesen aufnehmen kann. Die Möglichkeit eines höheren Lebens, das sich nur durch einen Bruch mit dem vorhandenen Stande und durch eine Umkehrung erreichen läßt, ist gegeben, aber sie muß ergriffen werden. Mit ihrer Unfertigkeit, ihren Gegensätzen, ihrem Angewiesensein auf weitere Tiefen kann diese uns umgebende empirische Welt nicht das Ganze der Wirklichkeit bedeuten, in sich selbst ihren Abschluß tragen, sondern sie ist nur eine besondere Art des Seins, die tiefere Gründe und weitere Zusammenhänge bedarf, um überhaupt zu bestehen und Sinn und Wert zu erlangen. Alle Unfertigkeit unserer Welt kann uns nicht erschrecken, wenn wir diese als ein Glied weiterer Zusammenhänge verstehn, und in ihr mehr einen Aufstieg, einen Beginn, als einen Abschluß erblicken.

So weiß der Verfasser von dem Geistesleben viel Gutes und Schönes zu sagen, aber anschaulicher, greifbarer, fühlbarer wird uns alles, wenn wir statt des Geisteslebens setzen den lebendigen Gott, und wenn wir unter dem Ergreifen, Erkämpfen, Sichdurchdringenlassen und Auswirkenlassen des Geisteslebens den lebendigen Glauben verstehen. E. O.

N e u e C h r i s t o t e r p e. Ein Jahrbuch, begründet von R u d o l f K ö g e l, E m i l F r o m m e l und W i l h e l m B a u r. Herausgegeben von Professor A d o l f B a r t e l s und Professor D. J u l i u s K ö g e l. 36. Jahrgang. 1915. Mit 12 Abbildungen. R i c h a r d M ü h l m a n n V e r l a g s b u c h h a n d l u n g (Max Grosse), H a l l e (Saale). Preis elegant gebunden Mk. 4.00.

Wer die „Neue Christoterpe“ Jahr für Jahr verfolgt, begreift, daß sie sich in unserer hastigen Zeit immer noch einen großen Stamm treuer Leser bewahrt. Sie ist so inhaltreich und vornehm wie kaum ein zweites deutsches Jahrbuch. Was ist das für eine durch und durch feine Erzählung „Das portugiesische Sonett“ von Marie Burmester (Wolterstorff), womit der neue Jahrgang für 1915 beginnt. Mit welch sicherer Anschauungskraft vermag August Bomhard seine „Jesusgeschichten für das deutsche Volk“ in die deutsche Umwelt des ausgehenden Mittelalters hinein zu versetzen! Von welcher Kultur — in jeder Hinsicht — zeugt Dörthe Kögels „König Tanz“, Allegorie und doch reifes Leben! Ein neues starkes schweizerisches Erzählertalent tritt mit Emma Witzig-Fröhlich hier zum ersten Male auf. Ihr „Kaspar“ erinnert beinahe an Jeremias Gotthelfs Kraft. Auch ihr Landsmann, der zu so schnellem und verdientem Rufe gelangte Alfred Huggenberger ist mit einer hübschen Humoreske vertreten. Von den wissenschaftlichen Aufsätzen dieses Jahrganges scheint von der Goltz „Die Frauen der Befreiungskriege“ der stärkste zu sein. Professor Dunkmanns „Das Geheimnis in der Religion“ weist tiefgehende Gedankenzüge, Pastor C. F. Kleins „Jerusalem“ eine hohe impressionistische Schilderungskunst auf. Ueber Bismarck und Emanuel Geibel, deren 100. Geburtstag in das Jahr 1915 fällt, schreibt Professor Bartels; über die vor reichlich einem Jahr verstorbene, des großen Staatsmannes Bismarck gleichalterige Cousine, Hedwig von Bismarck, H. Groschke; über Geibels Vater Pastor Bruhn, Koldenbüttel. Besonders reich ist dieser Jahrgang an guten Gedichten: Gustav Schüler, K. E. Knodt, W. Delius, W. Müller-Rüdersdorf, Stephanie von Goßlar und einige weniger bekannte Namen kommen meist in mehreren Stücken zur Geltung.

Ein Buch als Christgeschenk für's Pfarrhaus und für gebildete Christenhäuser bestens zu empfehlen.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkonf.-Präses D. Dr. Hermann von Bezzel in München herausgegeben von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal Mk. 2.50. — Jahrgang 1914.

Inhalt des siebten Heftes: Eine neugefundene lateinische Predigt aus dem 3. Jahrhundert. Von Priv.-Doz. Lic. E. Seeberg in Greifswald (Schluß). — Die Erbaulichkeit der Liturgie. Von Geh. Hofrat Prof. D. Walter Caspari in Erlangen. — Leistungen und Aufgaben der evangelischen Kirche Deutschlands in Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika. Von D. Karl Mirbt in Göttingen. — Federzeichnungen eines deutschen Theologen von einer italienischen Reise im Herbst 1913. Von Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen.

Dieses über 100 Seiten starke Heft bringt unter anderm aus der Feder des Herrn Geh.-Rat Professor D. Mirbt-Göttingen einen aus eigener Beobachtung stammenden Artikel über die deutschen Kolonien in Südwest- und Ostafrika und deren kirchliche Versorgung, auf den wir Sie ganz besonders hinweisen möchten. Unter den kirchlichen Zeitschriften nimmt die nun schon im Jubiläumsjahrgang (25.) erscheinende „Neue Kirchliche Zeitschrift“, die kein kirchliches Gebiet unberücksichtigt läßt, einen hervorragenden Rang ein und verspricht Förderung in jeder Beziehung. Sie dient nicht dem alltäglichen kirchlichen Leben, sondern der Betrachtung und Beeinflussung der treibenden Kräfte und Ideen dieses Lebens, der theo-

logischen Wissenschaft, aber in einer Weise, daß nicht nur Pfarrer, Geistliche und Lehrer, sondern auch gebildete Laien aus ihr reiche Belehrung und Anregung empfangen können.

Die Theologie der Gegenwart. Herausgegeben von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. Dr. G. Grützmacher in Heidelberg, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen.— Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl. — Preis pro Jahr Mk. 3.50 (für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" Mk. 2.80.)

In dem soeben erschienenen Hefte über die Geschichte der alten und der mittelalterlichen Kirche gibt Professor D. Dr. G. Grützmacher einen Ueberblick über die wichtigsten Werke, die im letzten Jahre erschienen sind. Da auf dem umfassenden Gebiet der Kirchengeschichte naturgemäß nur der Spezialforscher über eine genaue Kenntnis der Einzelheiten verfügt, ist es besonders dankenswert, daß der Referent den Leser durch eine klare, ausführliche Inhaltsangabe mit den Forschungsresultaten der einzelnen Arbeiten bekannt macht und die vielfach beliebten oberflächlichen Werturteile kurzer Rezensionen über mühevolle Untersuchungen absichtlich vermeidet. Er begnügt sich aber nicht mit einer Inhaltsangabe der von ihm besprochenen Werke, sondern sucht auch den Fortschritt resp. den Rückschritt, den sie für unsere Kenntnis der alten und mittelalterlichen Kirche bedeuten, deutlich zu machen.

Im Verlag der Basler-Missionshandlung erschienen folgende neue, größere Traktate:

Die Försterstochter von Kalikut. 54 Seiten, mit Bildern. Von J. J. Jaus. Ein Bild eines herzinnigen Familienlebens in einem indischen Christenhaus. Durch tiefe Leiden zubereitet für die himmlische Heimat, wird die christliche Förstersfamilie im Glauben geübt und bewährt.

An den Ufern des Ganges. Von P. Steiner. 16 Seiten. Die Szenen am Ganges, wo die heiligen Waschungen geschehen, die inneren Seelenkämpfe eines Hindujünglings, der im Begriff steht, ein Christ zu werden; die Herzenshärte, womit „fromme" Brahmahnen ihre Mitmenschen können leiden und sterben sehen, und noch manches andere findet man herzergreifend in dieser kleinen Schrift dargestellt.

Ein Besuch bei Christen. Von Missionar G. Krüger. 48 Seiten. Ein ganz anderes Bild aus der chinesischen Mission, zeigt die Freuden und Leiden, die Mühsale und Beschwerden, die der Missionar bei seinen Besuchsreisen zu den Außenstationen durchzumachen hat. Dazu die Geduldsübung mit den Dienern, die immer übrige Zeit haben und sich verspäten.

Im gleichen Verlag erscheint: Evangelisches Missions-Magazin. Herausgegeben von Frd. Würz. Zu beziehen von Pastor Dr. W. Locher, Baltimore, Md. Preis pro Jahr $1.25.— Inhalt des Juliheftes: Die Erweiterung und Vertiefung des heimatlichen Missionslebens. — Die Ueberwindung des Hinduismus durch das Evangelium. — Missionsarbeit an unsern chinesischen Mitschwestern. — Rundschau. — Literatur.

Der evangelische Heidenbote. Organ der Evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel. Erscheint als Monatsheft mit vielen Abbildungen aus den Hauptarbeitsfeldern der Basler Mission. Berichte aus der Arbeit der Basler Mission in der Heimat und im Heidenland. Preis: Bei Pastor C. W. Locher, 40 Cents pro Jahr.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 50. Jahrgang. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Aus dem Juniheft seien folgende Arbeiten hervorgehoben: Die energetische Welterklärung von Prof. Dr. Bertling. — Apologetik und Religionsunterricht von Prof. D. Steinbeck. — Schöpfer oder Selektionstheorie? — Weinhäuser und Bierpaläste. — Ein Triumph des Evangeliums in Spanien. Dazu eine große Reihe kleinerer Artikel, Mitteilungen und Bücherbesprechungen. — In der Weltanschauungsnot der Gegenwart will der „Geisteskampf" den Gebildeten unserer Zeit Führerdienste leisten. Dazu darf er warm empfohlen werden. Von hoher Warte überschaut er das weite Bereich des modernen Geisteslebens in Wissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion, und mit großem Geschick tritt er all den Fragen auf diesen Gebieten entgegen. Kraftvoll faßt er sie an und vornehm zugleich. — Allen, denen die gediegene Zeitschrift noch nicht bekannt, empfehlen wir ein Probeabonnement (Juli—September); es wird das niemand gereuen.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt: Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Welche Bedeutung hat die politische Umwälzung in der Türkei für die Mission? (Mit 9 Bildern). — Aus der Kaffernmission der Brüdergemeinde. (Mit 5 Bildern.) — D. James S. Dennis. In piam memoriam. — Das Himmelsopfer und die chinesischen Christen, sowie die reichhaltige, interessante Abteilung Neue Nachrichten vom großen Missionsfelde.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiet der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 37. Jahrgang. Jährlich 4 Mk., der „Vierteljahrsbericht" apart 1 Mk. (Verlag von C. Bertelmann in Gütersloh.)

Jordan's allbekannter Literaturbericht sei als bewährtes, überaus reichhaltiges und dabei sehr billiges Orientierungsmittel allen Theologen, Pfarrern und Religionslehrern u. s. w. warm empfohlen.

Die Reformation. Deutsche Evang. Kirchenzeitung für die Gemeinde. Begründet von Hofpred. D. A. Stöcker und Pastor E. Bunke. Herausgegeben von Dr. W. Philipps. Erscheint in Berlin im 13. Jahrgang. (Berlin S. W. 61. Johanniterstraße 4/5).

Ein Wochenblatt, nicht für Theologen allein, sondern auch für die Gemeinde, der das Wohl und Wehe des Reiches Gottes am Herzen liegt. Wochenschau und Umschau bringen kurz gefaßt Berichte über Vorgänge in Welt und Kirche. In Literatur erfolgt Besprechung vieler Neuerscheinungen im Buchgeschäft. Preis, vierteljährlich (in Deutschland): 2.50 Mark.

Die Positive Union. Kirchliche Monatsschrift. Organ der Landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union. Vierteljährlich

(in Deutschland) 1.20 Mark. Herausgeber: Dietrich, Pfr., in Seehausen, Krs. Wanzleben. Verlag und Expedition ebendaselbst. Das Blatt gibt eingehende Artikel über allerlei Vorkommnisse im religiösen, kirchlichen und Vereinsleben, z. B. im Maiheft: Der Streit im röm. Lager. Unwesen der sog. Christian Science Bewegung; zutreffendes Urteil über positives und liberales Christentum. Religion und wissenschaftliche Wahrheit. Licht- und Schattenseiten des Freikirchentums. Und vieles andere.

Die Wartburg. Deutsch-evangelische Wochenschrift. Organ für kirchenamtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oestreich, des deutsch-evang. Bundes für die Ostmark, des Wehrschatzbundes, des Luthervereins.

Erscheint bei Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstraße 25. Preis vierteljährlich (in Deutschland) durch die Post 1.62 M. Es kommen in dem Blatt ganz besonders die Kämpfe zwischen der protestantischen und katholischen Kirche, die Arbeit in Oestreich und anderes zur Darstellung. Die gemeinen Verlästerungen der Reformatoren und der evang. Kirche, wie sie im römischen Lager beständig üblich sind, werden da ans Licht gezogen.

Wenn hier das Blatt „The Menace" oft alle Grenzen anständigen Kampfes überschreitet, so ist dagegen die Wartburg kein Schimpfblatt, sondern will, so viel wir sehen, nur der Wahrheit dienen und römische Lügen an den Pranger stellen.

Der Hochweg. Ein Monatsblatt für Leben und Wirken. Herausgeber: Paul Le Seur, Pastor an der Stadtmissionskirche in Berlin. Erscheint monatlich — bei direkter Zusendung. M. 3.60. — Verlag: Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, Berlin S. W. 61.

Aus dem Inhalt des Juni-Heftes:. Wirken und Leben. — Die Bergpredigt. — Von den freien Kirchen in der fran. Schweiz. — Vom relilgiösen Werdegang eines neuzeitlichen Dichters. — Was lehrt die heilige Schrift über den Verkehr zwischen lebenden Menschen und den Geistern der Verstorbenen. — Die Kirche. — Briefkasten. — Bücherschau.

Der vielbeschäftigte Evangelist und Nachfolger Stoeckers hat durch Herausgabe dieser Monatsschrift ein Mittel geschaffen, durch welches er seine Leser auf Höhenwegen führen will. Frei von allem engherzigen Wesen sind besonders die persönlichen Artikel des Herausgebers dazu geeignet, unsere Zeit und die Kirche im besonderen von dem Standpunkt der Gottesherrschaft auf Erden anzusehen. Die biblischen Besprechungen sind praktisch und zugleich in die Tiefe gehend. Welchen konfessionellen Standpunkt der Verfasser einnimmt, kann durch einen kurzen Satz aus der Mai-Nummer ersehen werden: „Wenn der stahlharte Wille Calvins sich mit der sonnigen Innigkeit und Gemütstiefe Luthers eint, dann gibt es einen guten Klang." — Auch von Angehörigen ausländischer Kirchen erscheinen zuweilen sehr gediegene instruktive Artikel. Nicht zu unterschätzen ist der Briefkasten, in dem sich der Evangelist zugleich als ein erfahrener Seelenarzt zeigt. J. H. S.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (drei Hefte) 4. Mk. 50 Pfg., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Augustheftes: Materialistische Entwicklung oder Geistesenthüllung? Von Prof. Ed. König. — Eine Däm-

merstunde. Psychologische Studie von Allwine von Keller. — Naturempfindung einst und jetzt. Von Dr. Wilhelm R. Richter. — Der Schönheitssucher. Von L. M. Schultheis. — Der letzte Packen. Von Dr. Karl Roetzel. — Salvarsan. — Siegfried und Isolde. — Arbeiterferien. Von Albert Falkenberg. — Berta von Suttner. Von O. Umfried. — Die Serben. — Todesahnungen und Todessehnsucht. — Die Hofjagd in Springe. — Urteile über das deutsche Volk. Von Z. — Ist das Schächten eine religiöse Handlung? Von Rabbiner Dr. A. Neuwirth. — Türmers Tagebuch: Oestreichische Wirtschaft. Die Geknechteten. Der Fürstenmord als Staatsraison. Franz Ferdinand. Die Schicksalsfrage. K. K. ausgepeitschte Deutsche. Armer Schiller. — Genie und Rasse. Von Prof. Abel von Barabás. — Neue Romane. Von Hermann Kienzl — „Unser bedeutendster lebender“ .... — Reisegefährten. — Vom Jahrmarkt der modernen Bildung. — Die Silhouette. Von Karl Storck. — Vom Bilderelend auf dem Lande. Von Karl Nehe. — Musik und Sprache in R. Wagners Musikdramen. Von August Halm. — Gluck und die Gegenwart. Von Karl Storck. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Jacquet, Silhouetten). — Notenbeilage.

Wechselblätter aus dem Inland.

Kirchliche Zeitschrift. Herausgegeben von der evang.-luth. Synode von Iowa und anderen Staaten. 12 Hefte jährlich von ca. 400 Seiten. Prs. $1.75. Editor: Rev. Prof. W. Reu, D. D., Wartburg Seminary, Dubuque, Ia. Bestellungen: Wartburg Publ. Haus, 633 S. Wabash Ave., Chicago, Ill.

Theolog. Zeitblätter. Theological Magazine. Herausgegeben monatlich von der „Evang. Luth. Joint Synod of Ohio and other States.“ Erscheint alle zwei Monate, 96 Seiten stark, zur Hälfte in Englisch. Preis $2.00 jährlich.

Theologische Quartalschrift. Herausgegeben von der Allgem. Evang. Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan und a. St. Redigiert von der Fakultät des evang. luth. Seminars zu Wauwatosa, Wis. Preis pro Jahrg. $1.00.

Deutsch-amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche. Erscheint zweimonatlich. Preis per Jahrgang (6 Hefte) $1.00. Herausgegeben von der Fakultät des Nast Theolog. Seminars zu Berea, O. Unter Mitwirkung von Professoren und Pastoren verschiedener evangelischer Kirchen.

Wir nennen noch folgende Kirchenzeitungen, die wöchentlich erscheinen im Verlag ihrer resp. Verlagshäuser:

Der Christliche Apologete, Jennings und Graham.

Evangelische Zeitschrift, Editor: Rev. R. Dubs, Harrisburg, Pa.

Der Christliche Botschafter. Editor: Rev. G. Heumiller, Cleveland, O.

Der Sendbote. Vom Publikationsverein der Baptisten herausgegeben. Editor: Rev. G. Fetzer, Cleveland, O.

Der Deutsche Lutheraner. Philadelphia—New York. Editor: Dr. G. C. Berkemeier. Offizielles Organ des General Konzils der Evang. Luth. Kirche in Amerika.

Deutscher Evangelist. Orange, N. J. Zweimal monatlich. Für deutsche presbyterianer und reformierte Gemeinden.

Haus und Herd. Ein Familien-Magazin für Jung und Alt. Dr. A. J. Bucher, Editor. Verlag von Jennings & Graham, 220 4. Ave., W. Cincinnati, O.

Erscheint monatlich zum Preise von $1.50 mit vielen Bildern, trefflichen Erzählungen, einer kurzen Rundschau, Sonntagschullektionen, Epworth Liga etc.. Interessant für Jung und Alt.

Kirchenzeitung. Organ der deutschen Synoden der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten. Erscheint wöchentlich in Cleveland, O. Preis jährlich $2.00. Nimmt einen offenen und beherzten Standpunkt ein in dem jetzigen Völkerkrieg und tadelt, wie unser Frb. die engherzig-nativistisch:feindliche Stellung auch vieler engl. Kirchenblätter gegen das schwer verleumdete deutsche Vaterland.